MEIN FELDZUG IM JAHRE 1813

C. v Suckow

Hausblätter

Hausblätter.

Herausgegeben

von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

1 8 6 3.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Im Walde.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Es wird nicht anders sein. Das alte Schloß, welches auf der Mitte des Berges stand, hatte seinen Namen von dem Thale, in welches es hinabblickte, und von dem Bache, der durch das Thal lief. Die Herren des Schlosses hatten ihren Namen wieder von dem Schlosse, und wenn wir jetzt noch sagen, daß beide Thalbach hießen, so haben wir einen Anfang unserer Geschichte, was stets sehr angenehm ist, aus Gründen, welche ohne Zweifel Viele kennen werden, die überhaupt Geschichten erzählen.

Sehen wir aber jetzt ein wenig nach dem Schlosse, so bemerken wir auf den ersten Blick, daß es keines jener allzuhöflichen Baulichkeiten war, welche bei dem jedesmaligen Antritte eines neuen Besitzers auch jedesmal eine neue Miene annehmen, wie solche eben dem neuen Herrn wohlgefällig. Da solche Mienen sowohl, wie manche andere freundliche Gesichter, häufig mit vielen Kosten verknüpft sind, hatten es die Herren von Thalbach, wie es scheint, seit einer längeren Reihe von Jahren vorgezogen, sich mit dem zu begnügen, was sie von ihren Vätern ererbt hatten.

Auf diese Weise sparten sie Geld, waren sicher, nicht in das Chaos von Geschmacklosigkeit zu verfallen, welches der gewöhnliche Begleiter der Modernisirung aller Bauten ist, und waren sie endlich müde geworden und hatten sich vom Getöse der Welt zurückgezogen auf ihr altes Waldnest, so zogen gleichzeitig tausend freudige Erinnerungen ein in ihre alten Herzen, unzählige süße Klänge aus jener seligen ersten Jugendzeit, die freilich gewöhnlich zum Teufel geht mit dem ersten lateinischen Instructor, welcher das Haus betritt, nichts desto weniger aber die schönste des Lebens bleibt.

Das Schloß Thalbach, gelegen auf der Mitte eines mäßig steil ansteigenden, nicht eben sehr hohen Berges, bestand aus verschiedenen Gebäuden, welche wieder verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdankten. Man hatte nichts niedergerissen, um etwas Neues an dessen Stelle zu setzen, aber man hatte bisweilen, je nach Bedürfniß oder Vermögen, etwas Neues dem Alten beigefügt. So mochte das älteste, unten von Stein, oben von Fachwerk aufgeführte Haus mit seinem hohen, spitzigen Giebeldache und den unregelmäßig an dasselbe angelehnten drei runden, steinernen Thürmen aus dem Ende des fünfzehnten oder Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammen, während das ihm rechteckig angefügte, ganz aus rothem Sandstein bestehende, neuere Gebäude unbedingt seinen Ursprung der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verdankte. Noch neuer waren einige kleinere Häuser und schuppenartige Gebäude, welche dem steinernen Hause gegenüber aufgeführt und durch einen gepflasterten Hof von demselben getrennt waren.

Dieser Hof war, gegen die Seite des Thals zu, mit einer massiven steinernen Mauer geschlossen, aber das große Thor desselben, sowie die neben demselben angebrachte kleinere Burgpforte standen fast immer während des ganzen Tages weit offen, so daß man auf dem sich thalabwärts ziehenden Thorwege zu jeder Zeit ungehindert aus- und eingehen konnte.

Rechts von diesem Thorwege lag der zum Besitzthum gehörige Garten, zum Theil gedeckt durch die Hofmauer, zum Theil über dieselbe sich hinaus erstreckend. Er bestand aus drei über einander liegenden Terrassen, und von jeder derselben hatte man einen Blick in das unten liegende Thal. Alles das aber lag nicht in Mitte dann und wann höchst profitabler Frucht- und Getreidefelder, sondern mitten im frischen, fröhlichen Walde, unter Buchen und Eichen, unter Birken und Eschen und andern lustig grünenden Bäumen, die aber gute Nachbarschaft zusammen hielten, sich freundlich mit den Laubkronen winkten und die grünenden Astarme brüderlich in einander verschlangen, während unten, zu ihren Füßen, je nach Umständen Farrenkräuter ihre reizenden Blattformen entfalteten, Wachholderbeersträuche dufteten, Brombeerbüsche ihre saftige Frucht darboten oder tiefer noch am Boden die bescheidene Heidelbeere sich weit hin ausbreitete — ein lustiger, lebendiger, deutscher Laubwald eben, dem nichts gleich kommt auf der Welt an Reiz und Pracht, wenn man ihn durch-

zieht an einem schönen, sonnigen Morgen, mit gutem Gewissen, dergleichen Stiefeln und dem leichten Sinne der Jugend.

Im ganzen Schlosse zu Thalbach aber war nicht ein einziges Zimmer, von welchem aus man nicht hinausgeblickt hätte in diese freudige Waldespracht, abwärts gegen das Thal zu, über die Kronen der Bäume hinweg, die sich im Sonnenschein wiegten, aufwärts zu Berge, zwischen ihren Stämmen hindurch in ein reizendes, duftendes Waldesdüster.

Der Besitzer all dieser romantischen Herrlichkeit war der Herr Paul von Thalbach, der sich in jene Einsamkeit zurückgezogen hatte, um von den Strapazen eines längeren Ehestandes gründlich auszuruhen. Er hatte, noch ziemlich jung, ein Fräulein geheirathet, welches außerordentlich häßlich und, vielleicht in Folge dieser Zufälligkeit, auch außerordentlich „brav" war. Diese brave Frau indessen war zugleich ein Drache — draco familiaris seu domesticus, nach der wissenschaftlichen Bestimmung in der Naturgeschichte des Ehestandes.

Als Thalbach sich in Liebe und Einfältigkeit mit ihr verlobte, weinte seine alte Mutter Freudenthränen. Es war der guten, alten Frau zwar nicht vollständig klar, warum ihr Paul jenes häßliche Wesen zu seiner Frau machen wollte, allein: „Ehen werden im Himmel geschlossen!" Und dann war sie so brav! — So mußte wohl alles gut werden. Aber es ward nicht gut, sogar schlimm, und hier und da selbst recht schlimm.

Freilich sah dann Thalbach ein, daß die im Himmel geschlossenen Ehen auf Erden ausgestanden werden müssen, und er fragte sich bisweilen, wer denn eigentlich im Himmel die Ehen schließe. Er war zu fromm, um dem lieben Gott dergleichen in die Schuhe zu schieben. Auch den Heiligen wollte er solche Mißgriffe nicht zumuthen. Sie hatten ja alle auf Erden gelebt und kannten den Stand der Dinge. Vielleicht war ein alter Junggesellen-Engel mit der Angelegenheit betraut worden, der wenig von der Sache verstand. — Dem sei aber wie ihm wolle, Thalbach hatte ein Hundeleben. Nachdem ihn aber seine Frau fünfzehn lange Jahre hindurch geknöchelt und geschoren, schien der alte, unerfahrene Engel plötzlich ein Einsehen bekommen zu haben und trug die Frau von Thalbach in jene Räume, von welchen, Gott sei Dank, kein Wiederkehren ist.

Als der Wittwer am Sarge der Verblichenen stand, weinte er aufrichtige und bittere Thränen. Er fragte sich, ob nicht auch er die Mitschuld getragen an all dem häuslichen Jammer und Elend, und was ihm

beifiel von dergleichen, das bereute er mit Schmerzen und bat die Todte um ihre Verzeihung. Dann aber gab er den Dienst auf, der ihn, neben dem Willen seiner Frau, bisher in der Stadt gehalten und zog in sein grünes Buchenthal. Dort wurde ihm bald so wohl, wie ihm seit langer Zeit nicht gewesen. Die Einsamkeit that ihm wohl, und doch kam's ihm vor, als habe er bessere Gesellschaft als je.

In der alten Bibliothek zu Thalbach fanden sich gute ältere Bücher, neuere Werke brachte er von der Stadt mit dorthin, und der Bote, der wöchentlich vom benachbarten Dorfe aus zur Stadt ging, schleppte von dort stets mächtige Packen der neusten Litteraturen in das alte Waldschloß. Es ist ein schöner und ächt menschlicher Zug im Herzen der Sortiments-Buchhändler, daß sie nie einen „Freund“ vergessen, wenn derselbe nur einigermaßen solvent.

Hatte Thalbach sich satt gelesen, so nahm er die Büchse zur Hand und streifte im Walde. Er war früher ein guter Schütze gewesen und ward es bald wieder; als aber der Winter kam, zog er vom neueren Hause in's alte Schloß. Es war eine ganz verständige und treffliche Gewohnheit unserer Väter, im Winter die Sommerwohnung mit einer andern zu vertauschen, sie soll noch stattfinden in einigen Gegenden Norddeutschlands, auf dem Lande, und nichts ist zweckmäßiger für unser Klima, als dieser alte Gebrauch, der aber freilich gegenwärtig nur an wenig Orten noch einzuhalten sein wird.

Als Thalbach sich eingenistet hatte in einem der alten, mit reicher Holzvertäfelung versehenen Gemächer des alten Gebäudes, als der erste Schnee draußen die Aeste der Buchen und Eichen leicht bedeckte und diese sich bald darauf ächzend bogen unter seiner Last, als nicht mehr das geschwätzige Murmeln des Baches unten im Thal in der abendlichen Stille hinauf bis zum Schlosse drang, da der muntere Geselle in starren Banden gefesselt lag, als eisige Nebel sich über den Wald legten und des Morgens selbst die beschneiten Waldbäume unsichtbar machten, während um vier Uhr sich die wirkliche Nacht niedersenkte und alles in undurchdringliche Finsterniß hüllte — da wurde es Thalbach erst recht gemüthlich und heimlich beim flackernden Feuer seines Ofens, beim Lichte seiner traulichen Lampe und beim Lesen der Bücher, die ihm seine Freunde, die Buchhändler, zugeschickt.

Er hatte den Winter gefürchtet, jetzt sah er, daß die Sache nicht so

schlimm; das machte ihn froh, und er gewann bald allem die beste Seite ab. Wenn die alte Schloßuhr sechse schlug, wie schüttelte er sich da in innerlichem Vergnügen. „Jetzt laufen sie drinnen in der Stadt in ihre unglücklichen Gesellschaften, saufen Thee und langweilen sich, oder fahren in's Theater und erfrieren sich die Füße! Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, Handschuhe! Pfui Teufel!" — Er streckte die Füße gegen sein Feuer und blies mächtige Rauchwolken von sich aus seiner langen Pfeife. „Gott segne euch, ihr alten Mauern! Den Schwindel haltet ihr mir ferne!"

Bisweilen ließ er seinen Jäger kommen und nöthigte dem Alten, einem von seinem Vater her ihm überkommenen Erbstücke, ein Glas Wein auf unter dem Vorwande, eine Jagd zu besprechen oder sonst ein Geschäft. Auch der alte Johann, sein Diener, blieb dann häufig länger im Zimmer, als eben nöthig, wenn er den Abendtisch besorgt und abgeräumt. Er gab Rathschläge und erzählte, wie das der „alte Herr" bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten. Ueberhaupt waren fast lauter alte Leute im Hause. Die Köchin gab kaum den beiden Männern etwas nach an respektablen Jahren, und auch der Gärtner, der in einem der kleinen Häuschen des Neubaues wohnte, war ein Graukopf. Nur die Hausmagd war ein rüstiges Weibsen, indessen würdigte man sie kaum eines Blicks. Thalbach aber nannte man den „jungen Herrn", und obgleich er schon die Vierzig angetreten, gebührte ihm wohl dieser Titel, den andern Greisen des Hauses gegenüber. —

Der Winter verfließt schnell auf dem Lande, — das mag den Städtern wohl sonderbar klingen, aber dennoch ist es so. Aber er geht nicht bloß scheinbar schneller vorüber, er ist auch kürzer in der That. Lange vorher blickt der Lenz mit seinen sonnigen Augen in die niedere ländliche Wohnung, ehe er in eure fünfstöckigen Jammerpaläste dringt, die hinter ihren dünnen Mauern ein Heer von enge zusammengepferchten Miethsleuten enthalten.

Und diese sonnigen Blicke! Wie jagen sie da draußen auf dem Lande den Schnee von Feld und Flur, wie hauchen sie ein junges Grün über die Triften, und wie lassen sie die alten Waldbäume wieder jung werden, knospen und sprießen! Dann regt sich das lustige Vogelvolk, zwar schon beschäftigt, sich einen Hausstand zu gründen, trotz all' dieser Familiensorgen aber dennoch stets heiter, leichtsinnig und munter. Die Lerche singt

ihr einfaches Lied, wie sie es vor Jahrtausenden schon gethan, und das Menschenherz fliegt jubelnd mit ihr zum Himmel empor, sie besingt ja den Frühling, die Zeit der Hoffnung. — Dann rufen die Amseln und Drosseln im Busche, der eben zu grünen beginnt. Hoch über euch in den Lüften meckert die Himmelsziege und in der Dämmerung schnarrt die wandernde Schnepfe, flüchtig vorüberziehend am Saume des Waldes. Sie eilt nach fernen Landen, wenn sie es nicht vorzieht, bei uns zu bleiben, verspeist zu werden und uns die trefflichste aller Delikatessen mit dem unanständigsten Namen von der Welt zu bieten.

Und wie beginnt der Frühling in der Stadt? — Jene Delikatesse mit der unanständigen Benennung, wenn gleich in anderer Form, zeigt sich schuhhoch in eueren Straßen, und schmutziges Eis wird auf Wagen von keuchenden Pferden und fluchenden Fuhrleuten hinweggeschafft und in den Fluß geworfen, der sich mit grauen oder gelblichen Wogen mißfarbig durch eure Mauern wälzt. Die Diener der Polizei laufen umher und bezeichnen die saumseligen Straßenreiniger zur Strafe, oder man zeigt Hochwasser an und einige Philister verkünden gleichzeitig nochmaligen Frost. Dann kommt ein Sonntag, und obgleich das Thermometer kaum einige Grade über Null zeigt, seht ihr dennoch verschiedene Jünglinge in Sommerbeinkleidern einherschreiten. Es sind verfrühte Schwalben, welche, wie jene, nicht den Sommer anzeigen, aber des Abends Leibschneiden bekommen, ebenso wie jene heroischen Damen, die ihren Kaffee bereits im Freien genossen haben und unter allerlei Vorwänden sich schleunig nach Haus begeben.

Endlich nach mehreren Wochen zeigt sich das wahre und ächte Zeichen des Frühlings. Man hat aus allen Verkaufsläden die Winterkleider entfernt und die Sommer-Garderobe lächelt euch in den neusten, abenteuerlichsten Mustern aus allen Schaufenstern verführerisch an. Wenn ihr hierauf, etwa eine Woche hindurch, alle Frauen und Jungfrauen eurer Bekanntschaft und alle Zofen und Putzmacherinnen, welche ihr kennt oder nicht kennt, mit Strohhüten in den Händen umherlaufen seht, welche zum Waschen, zum neu Bebändern oder weiß Gott zu was getragen werden, dann ist der Stadtfrühling eingezogen in seiner ganzen Pracht.

Der Winter war unserem Thalbach so rasch entschwunden, daß er ordentlich verwundert auf die oben angedeuteten Boten des Frühlings blickte. Aber auch dieser ging rasch vorüber, der Sommer kam in's Land,

und es war jetzt bald ein Jahr verflossen, seit Thalbach die Stadt verlassen. Da erhielt er eines Tags einen Brief von einer Tante, welche ihm mit einer großen Anzahl ziemlich überflüssiger Redensarten ankündigte, daß sie eine elternlose Waise zu sich in's Haus genommen, das Kind eines armen Offiziers, der ohne alles Vermögen gestorben. Aber das Kind, ein Mädchen von acht Jahren, kränkle, der Arzt habe ihm den Aufenthalt auf dem Lande angerathen, und da sie, die Tante Henriette, das gute Herz des Neffen kenne, so wolle sie das arme kleine Mädchen auf drei oder vier Wochen zu ihm hinaus bringen.

Thalbach war zuerst auf den Tod erschrocken, und hierauf gerieth er in gelinde Raserei. Er war so gemüthlich eingerichtet, er fühlte sich so glücklich in seiner Einsamkeit! Und jetzt? Jetzt sollte er zur Kinderfrau mißbraucht werden und den schwächlichen Rangen eines Mannes, dessen Namen er nicht einmal wußte, die schönste Zeit des Jahres hindurch hätscheln und pflegen! — Dazu kam noch, daß die Tante geschrieben hatte: „Auf drei oder vier Wochen hinausbringen". —

Man wußte, daß drei oder vier Wochen, unter solchen Verhältnissen, eben so gut drei oder vier Monate bedeuten konnten, und dann: „hinausbringen!" — Hatte die Tante Henriette, die rechthaberische, unangenehmste und widerwärtigste aller alten Jungfern, vielleicht vor, die drei oder vier „Wochen" ebenfalls bei ihm in der gesunden Landluft zu verbringen?

Er schrieb zurück, so lakonisch, wie die Tante ausführlich:

„Liebe Tante!

„Ich bedarf keines kleinen und keines großen Mädchens, und die Luft in Thalbach ist so feucht und ungesund, daß ich niemand aus der Stadt rathen möchte, auch nur einen einzigen Tag hier zuzubringen. Ich verbleibe in allem Respekte, Ihr Sie liebender, getreuer Neffe

Paul."

Ein Junge aus der Mühle im Thale trug dies artige Schreiben sogleich zum nächsten Städtchen, und schon des andern Tages mußte die Tante es erhalten haben. — Drei Tage lang hatte der liebende und getreue Neffe einen bedeutenden Moralischen über seine allerdings etwas derbe Art, sich auszudrücken. Am vierten Tage begann er sich zu beruhigen. Am fünften freute er sich seiner Energie. Und am sechsten schleppten zwei müde Pferde eine ziemlich fossile Kalesche den holperigen Weg

gegen Thalbach zu, und nachdem die Tante Henriette endlich aus derselben gestiegen und ihren Neffen umarmt hatte, führte sie ihm ein kleines blondes Mädchen zu und sagte wohlwollend: „Das liebe Kind heißt Klementine.“ —

Thalbach war, als er die Angekommenen erblickt hatte, eben so wie beim Empfange des Briefes, tödtlich erschrocken, aber er hatte diesmal nicht wie dort Zeit, sich zu ärgern. Seine grobe Epistel fiel ihm schwer auf's Gewissen, und alle Furcht, die er in jüngern Jahren vor der scharfen Zunge der Tante Henriette gehabt, kehrte plötzlich in sein Herz zurück.

Aber die Tante schien eine Andere geworden, sie war die Liebenswürdigkeit in eigner Person, erwähnte des Briefes mit keiner Silbe, fand das Aussehen Thalbachs trefflich, die Gegend reizend, und erklärte, was schwer wog in der Wagschale Thalbachs, daß sie am nächsten Morgen mit dem Frühsten wieder abreisen werde. Aber so wenig sie des Briefes erwähnte, so wenig sprach sie von der kleinen Klementine, nachdem sie einmal ihren Namen genannt. Auch das Kind sprach wenig; es nannte indessen Thalbach Onkel, ging ruhig und still umher, sah aber nichts weniger als krank aus und schien alle Anwesenden mit Gleichgültigkeit, die Tante aber mit einiger Furcht zu betrachten.

Der Tag verging, wie überhaupt ein Tag auf dem Lande, wenn man langweiligen Besuch hat. Da aber die Tante nicht von dem Briefe sprach, welchen sie übrigens unbedingt erhalten haben mußte, so sprach Thalbach seinerseits auch nicht von Klementine, ja er betrachtete sich die Kleine eigentlich erst recht, als die Kalesche der Tante, welche Wort gehalten hatte und am andern Morgen abreiste, hinter den Baumstämmen des Waldweges verschwunden war.

Beim Abschiede hatte das Kind die Hand der Scheidenden geküßt, aber seine blauen Augen waren nicht naß geworden. Als Thalbach jetzt jedoch nach ihm hinblickte, schluchzte es heftig, ergriff seine Hand und rief unter Thränen: „Ach, Onkel, sei nicht böse, ich kann nichts dafür!“ — „Für was?“ erwiderte Thalbach verwundert. — „Daß ich hier bin. Die Tante hat's so haben wollen.“ — Thalbach erwiderte nichts. Aber es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er, ohne alle weibliche Hülfe — denn die alte mürrische Köchin war kaum zu rechnen — einige Wochen hindurch ein kleines Mädchen beaufsichtigen solle.

Dann dachte er, was vielleicht auch der geneigte Leser denken mag,

daß man wohl eine bessere Art und Weise hätte erfinden können, um die Kleine überhaupt nach Thalbach zu bringen. Da sie aber einmal da und er selbst ein guter Kerl war, so streichelte er ihre blonden Locken, ging mit ihr in's Schloß zurück und sagte beruhigend: „Sei nur zufrieden, Klementine, es wird schon gehn."

Und es ging wirklich. Er ließ ihr ein Schlafzimmer neben dem seinigen einrichten. Die Kleine war des Abends in die Federn gekrochen, ehe man sich's versehen hatte, und als er am andern Morgen leise ihr Zimmer öffnete, kam sie ihm bereits nett und reinlich gekleidet entgegen. Er warf einen Blick auf die Stube. Es war alles vollständig zusammengeräumt, selbst ihr Lager war aufgebettet. „Aber, Kind, wie hast du denn das große hohe Bett zurecht richten können?" fragte er. — Sie zeigte ihm dies, indem sie, flink wie ein Eichhörnchen, auf einen Stuhl sprang und eifrig in den Kissen wühlte. — Thalbach schüttelte verwundert den Kopf, und die alte mürrische Köchin ließ sich's nicht nehmen, daß der Herr selbst das „Bett gemacht", aus Vorliebe für den Gansaffen aus der Stadt.

Als Thalbach nach dem Frühstücke die Kleine mit in den Wald nahm und immer tiefer mit ihr hinein schritt in das Waldesdunkel, schien sie zuerst wie toll vor Lust und Freude, dann aber ward sie ernst und schritt stumm und schweigend neben ihm her. — „Was ist dir, Kind?" fragte er endlich. — „In der Kirche darf man nicht reden," erwiderte sie flüsternd.

Thalbach sprach wirklich kein Wort, denn er wußte in der That nicht, was er sagen sollte, aber er schüttelte verwundert den Kopf. Nachher erschienen ihm indessen seine alten Buchenstämme wirklich wie Säulen einer gothischen Kirche und ihre Aeste wie ihr Kreuzgewölbe. Er malte sich das Bild immer mehr aus. Da drangen plötzlich Glockentöne vom Kloster Maria-Buchen herüber zu den schweigend Einherschreitenden. Klementine zeigte mit der Hand nach der Richtung und nickte mit dem Köpfchen. „Siehst du," sagte sie leise, „daß es eine Kirche ist, nur größer als die andern." —

Nach einigen Tagen bemerkte Thalbach, daß er, anstatt wie er fürchtete, ein Kind bedienen zu müssen, selbst einen Diener bekommen hatte. In der kürzesten Zeit hatte Klementine alle seine Gewohnheiten aufgefaßt, alle seine kleinen Bedürfnisse ihm abgelauscht, und wie man wohl

deutlich sah, einfach um ihm gefällig zu sein, und keineswegs, um sich beliebt zu machen. Sie stopfte seine Pfeifen und brachte ihm Feuer; kam er von draußen, so trug sie ihm die Pantoffeln zu, und war er im Garten, so rückte sie den Stuhl an die Stelle, an welcher er gerne zu sitzen und in das Thal hinabzublicken pflegte. Dabei war sie die Folgsamkeit selbst, obgleich ihr Thalbach kaum etwas zu sagen brauchte, da sie ihm alles in den Augen ablas.

Was die Stellung Klementinens mit den übrigen Hausgenossen anlangte, so war diese die folgende: Mit den Hunden hatte sie bereits am ersten Tage eine, wie es schien, unverbrüchliche Freundschaft abgeschlossen; sie folgten ihr mit dem eigenthümlichen Gebahren, welches Hunde häufig Kindern gegenüber einhalten und welches anzudeuten scheint: „Wir müssen eigentlich nicht thun, was du uns befiehlst, aber — wir thun's doch.“ Dann aber spielten sie wieder mit ihr, wie mit ihresgleichen und ließen sich von ihr gefallen, was mancher Erwachsene schwerlich hätte wagen dürfen.

Der alte Johann und der Jäger folgten ihren vierbeinigen Untergebenen in einigen Tagen. Zuerst fürchteten sie allerlei Unbequemlichkeit durch die Ankunft des fremden Kindes; aber in kurzer Zeit thaten sie der „kleinen Freilin“, was sie ihr an den Augen absehen mochten. — Die letzte, welche sich ergab, war die alte Sabine, die Köchin. Sie begann ihre Freundschaftsbezeugungen damit, daß sie eines Morgens Klementine fast mit Gewalt aus ihrem Zimmer entfernte und hierauf dasselbe in Ordnung brachte und aufbettete, was bisher die Kleine stets selbst besorgt hatte.

Und Thalbach? — Nachdem vierzehn Tage verflossen waren, dachte er mit Schrecken daran, daß die Tante kommen und Klementine mit sich nehmen könne. Er schrieb einen langen und umständlichen Brief an die erste, worin er besonders hervorhob, daß die Gesundheit der Kleinen sich nur sehr langsam bessere, und daß ein längerer Aufenthalt auf dem Lande unzweifelhaft von großem Nutzen für sie sein werde. Eben als er sein Schreiben beendet, kam Klementine in's Zimmer und fragte: „Wenn du fertig bist, gehn wir nachher in den Wald, Papa?“ — Thalbach drang ein heißer Strom zum Herzen. Es war das erstemal, daß ihn das Kind so ansprach, ja selbst das erstemal, daß er überhaupt Vater genannt wurde, da seine Ehe kinderlos geblieben war.

Welche Macht hat oft ein einziges Wort auf das menschliche Herz, welchen Zauber übt es aus, und wie läßt es uns oft plötzlich klar erkennen, was wir lange Zeit hindurch vorher nur dunkel geahndet! — Thalbach fügte eine Nachschrift seinem Briefe bei, welche lautete: „Ich glaube kaum, daß die Kleine unter sechs Monaten ganz hergestellt sein wird."

Nach einigen Tagen kam die Antwort der Tante Henriette. Sie schienen die Rollen gewechselt zu haben. Während sein Schreiben so lang wie ihr erstes gewesen, hatte jetzt ihr gegenwärtiges die Kürze seines ersten lakonischen Absage-Briefes. Aber er war innerlich erfreut beim ersten Blicke auf die wenigen Zeilen. Sie nannte ihn „Er", und er wußte, daß sie diese kaum mehr gebräuchliche Sitte älterer Zeit nur aufnahm, wenn sie in trefflicher Laune war. Der Brief selbst lautete:

„Mon cher Paul!

„Er ist nicht klug, oder macht Flausen. Das Kind war nie krank und ist's auch wohl jetzt nicht. Er kann sie aber behalten, ganz und gar, wenn Er will, denn ich glaube, daß ich ohnedies bald ad patres gehen werde.

„Ich verbleibe Seine getreue

„Tante Henriette."

Die Wünsche Thalbachs waren jetzt erfüllt. Er überhäufte vor allem die kleine Klementine mit Liebkosungen, und hierauf eröffnete er ihr, daß sie nun für immer bei ihm bleiben und Thalbach nicht mehr verlassen werde. — „Ich war also brav?" sagte das Kind. — „Freilich, aber warum fragst du?" — „Weil die Tante sagte, wenn ich recht brav sei, dürfe ich für immer bleiben, und würde deine Tochter werden." — „Die Tante," sagte Thalbach, „hätte alle diese Winkelzüge nicht gebraucht; du wärst auch so mein liebes Kind geworden!"

Des Mittags kochte die alte Köchin aus eigener Machtvollkommenheit eine süße Speise, von welcher sie wußte, daß sie ein Leibgericht Klementinens sei, und Johann und der Förster schmückten die Tafel mit zwei mächtigen Waldblumensträußen, und diese Aufmerksamkeit erfreute Thalbach abermals höchlich, weil sie ihm zeigte, daß sein Liebling auch bei seinen Leuten beliebt. —

Indessen gingen die Kind- und väterlichen Flitterwochen vorüber, wie alles Andere. Das heißt, Thalbach begnügte sich nicht mehr damit, seine

Klementine anzublicken und Gott zu danken, daß er ihm so ganz auf unerwartete Weise ein so reizendes Töchterchen bescheert habe, sondern er sagte sich selbst, daß das Kind jetzt auch etwas lernen und vor allem erzogen werden müsse. Er schrieb daher an die Tante und bat dieselbe, ihm eine Gouvernante zu verschaffen.

Als Antwort kam ein schwarzgesiegelter Brief, welcher Klementinens Taufschein, die Trau- und Todtenscheine ihrer Eltern und einige Zeilen von einem entfernten Verwandten enthielt. Thalbach erfuhr auf diese Weise, daß der Vater Klementinens Hofmann geheißen und sammt seiner Frau gestorben, ohne einen Pfennig zurückzulassen. Ferner, daß die Tante ebenfalls das Zeitliche gesegnet und bereits einige Zeit vorher die jetzt überschickten Papiere zurechtgelegt. Auf einem beigefügten Zettel stand, kaum leserlich, gekritzelt: „Erbt nichts von mir; Er soll sie nur behalten.“

„Braucht auch nichts zu erben von der alten — —!“ sagte Thalbach ärgerlich. Dann aber drückte er in öffentlichen Blättern den Wunsch aus, eine Erzieherin für seinen Liebling zu erhalten, und in Folge dieser Maßregel und verschiedener hieraus entstandener Correspondenz zog nach einigen Wochen die erste Gouvernante in Thalbach ein.

Bis Klementine das zwölfte Jahr erreicht hatte, wiederholte sich dieses Ereigniß noch dreimal, und als die vierte Erzieherin das Schloß verlassen, beschloß Thalbach, die vakante Stelle selbst zu übernehmen und Klementinens Erziehung zu vollenden. Diese Erziehung fiel aber keineswegs so aus, wie man unter solchen Umständen hätte vermuthen können.

Zwar lernte Klementine mit der Flinte umgehn und erwarb sich eben so einige Uebung im Pistolenschießen, aber sie trieb das jedenfalls nur, weil sie es die „Andern“ im Hause ebenfalls treiben sah. Sie hatte weder eine große Vorliebe für dergleichen Uebungen, noch eine besondere Fertigkeit in denselben, und der gleiche Fall war es mit dem Reiten und dem Lenken eines Wagens. Hingegen las sie gerne und viel; ihre gemeinschaftlichen Studien mit Thalbach im Französischen und Englischen hatten guten Erfolg, und fast gegen den Willen ihres Ziehvaters nahm sie sich, als sie heranwuchs, eifrig des Hauswesens an. Wenn man dazu nimmt, daß der lebhafte, empfängliche, ja poetische Sinn für Naturschönheiten, den sie als Kind kundgegeben, mit verdoppelter Stärke zurückzukehren schien, als sie zur Jungfrau heranreifte, so hatte es den Anschein, als sei nichts gelungener, als die Erziehung dieses Kindes im einsamen Waldschlosse.

Aber Eins war vergessen worden. Klementine hatte weder Umgang mit Männern noch mit Frauen. Nur in sehr seltenen Fällen, und dann selbst nur auf wenig Stunden, kamen Fremde nach Thalbach. Eben so selten und ebenfalls wieder nur auf kurze Zeit besuchte man das benachbarte Städtchen, und während auf der einen Seite einige Greise die Dienerschaft bildeten, war die nach dem Tode der alten Köchin neu eingetretene Haushälterin kaum mehr als eine lebende Koch- und Nähmaschine. Was Wunder also, wenn sich im Herzen des jungen Mädchens, das ganz allein auf den Umgang mit dem „Papa" und auf ihre Bücher beschränkt war, eine sonderbare, eigenthümliche Welt ausbildete — eine Welt voll Poesie, in welcher dennoch die Prosa keineswegs ausgeschlossen war, und eine romantische Anschauung ihrer Umgebung, ohne alle Kenntniß der außerhalb ihres Kreises liegenden Welt; das sonderbarste und dennoch wieder, in Folge der Verhältnisse, ganz natürlichste Gemenge von Lebensansichten, von unklaren Hoffnungen, unbestimmten Wünschen, von selbst geschaffenen Pflichten und der tollsten Naivetät.

Thalbach selbst bemerkte das nicht. Er sah nur seine liebe, kleine Klementine, die seine Welt, sein Alles war. Mit Freuden sah er sie geschäftig walten im Hause, in welchem alles doppelt zu gedeihen schien unter ihrer schaffenden Hand. Aber er lauschte ihren Worten mit Bewunderung, wenn sie ihrer Phantasie den Zügel schießen ließ, wenn sie der Natur ihre Stimme lieh oder ihm Märchen erzählte, die sie gelesen oder erfunden. Dann sprach sie von der Thalfee da unten im Buchenthale, die des Nachts im weißen, wallenden Gewande dahin zöge und wohlthätig die Gräser erfrische und die Waldblumen. — Oder sie sagte ihm, was der Bach zu ihr gesprochen, der, wieder unten im Thale, über die Kiesel hinweg springe. Wie er diese gescholten, daß sie ihn aufhielten in seinem Laufe, da er doch weiter unten die Mühlen treiben müsse und überhaupt vorwärts wolle, wisse er gleich selbst nicht genau wohin.

Zogen die Wolken hinweg über den Wald, so deutete sie ihm bisweilen ihre Gestalt, sie zeigte ihm Ritter und Reisige, Löwen, Drachen und allerlei fabelhaftes Gethier; wenn aber der Wind durch die hohen Kronen der Waldbäume flog, dann wußte sie das Meiste zu berichten. Sie verstand die flüsternde Sprache der alten grünen Gesellen, sie hörte, wie sie sich wunderbare Dinge erzählten, vom alten herrlichen Leben da

draußen im Walde, wie sie noch junge Stämme gewesen, und wie dort der Forst noch so dicht, daß kaum je der Fuß eines Jägers ihn betreten. Nur der Sturmwind habe in jener guten alten Zeit die Bäume gefällt, nicht die mörderische Axt, und mit den Bären und Wölfen habe sich's friedlicher gelebt, als mit dem habgierigen Menschenvolke. — „Wenn die Abendglocke, herüber von Maria-Buchen, ihre Klänge auf den Flügeln des Westwindes sendet," sagte Klementine, „dann neigen sie ihre Häupter und verehren die Jungfrau, dann flüstern sie leise mit schwingenden, lang gezogenen Tönen sich einen Nachtgruß zu und schlafen ruhig wie fromme Kinder, wenn nicht eben bisweilen die Windsbraut durch ihre Aeste fegt oder im Neumond der wilde Jäger über ihren Häuptern seine gespenstigen Schatten hinweg führt.

„Kind, Kind!" sagte einmal Thalbach, wie sie also schwärmte, „wer erzählt dir all' diese tollen Dinge?" — „Eine heilige Fee," erwiderte Klementine, „eine heilige Fee, die stumm ist und doch mit tausend Stimmen Gott lobt und zum Menschenherzen spricht — die heilige, stille Waldeinsamkeit!" — Verwundert wiegte Thalbach sein Haupt. Er verstand recht gut, was sie meinte, aber es kam ihm toll vor, daß seine kleine Klementine so groß geworden und sprach wie ein Buch.

Er verwunderte sich aber eines schönen Tages noch weit mehr. Es war einige Tage nach dem Peter und Pauls Feste, das man doppelt gefeiert auf Thalbach, da es auch das Namensfest des Hausherrn war; da trat Klementine in dessen Zimmer, geschmückt mit einem zierlichen Kranze. Sie hatte die letzten Rosen und die ersten Lilien auf die zierlichste Art mit frischem, lebendigem Waldmoos verbunden, und ihre Locken flossen in goldenem Glanze zwischen und unter den Blumen herab auf ihre vollen Schultern. Halb ernst, halb lächelnd trat sie auf Thalbach zu, der sie mit Wohlgefallen betrachtete.

„Papa, laß dir etwas sagen, ich will heirathen," begann sie. — „Bravo!" sagte Thalbach heiter; „das laß ich mir gefallen!" Und indem er auf die Weise einging, in welcher sie zuweilen zu sprechen pflegte, fuhr er fort: „Und wer ist denn der Glückliche. Ist es der Eichenkönig, der Buchenprinz, vielleicht ein Elfenfürst oder am Ende gar der einfache Waldmeister?" — „Nichts von Prinzen und Meistern und Elfen, es ist ein Mann, den ich heirathen will, ein Menschenkind." — Thalbach er-

schrack heftig. Tausend verworrene Gedanken flogen mit Blitzesschnelle durch sein Gehirn.

Sie scherzte nicht, wie er anfänglich geglaubt, er kannte sie zu gut, und hörte es jetzt an dem Tone ihrer Stimme. „Großer Gott," dachte er, „wen kann sie meinen? Wen hat sie kennen gelernt? Läuft sie darum immer in den Wald? — Wen denn, wen denn?" fragte er endlich mit unsicherer Stimme. — „Dich, Papa!"

Auch diesmal sah er wohl, daß sie nicht scherze. Aber eben deshalb wurde es ihm dunkel vor den Augen. Er trat einen Schritt zurück und stützte unwillkürlich die Hand auf einen Tisch. „Mich?" brachte er endlich mühsam hervor, denn die Zunge schien ihm am Gaumen zu kleben. „Mich?" — Er war todtenbleich geworden, Klementine aber purpurroth. Sie war eben ein Weib, wenn gleich aufgewachsen unter Greisen, unter Feen und Elfen. — „Magst du mich nicht?" fragte sie endlich.

Thalbach sank auf einen Stuhl, aber er streckte die Arme gegen sie aus. Sie flog an seinen Hals, wie sie es vorher unzähligemal gethan, und küßte ihn eben so unbefangen wie immer. — Er hatte sie unwillkürlich umschlungen, aber dann ließ er die Arme sinken, und sie trat zurück. — „Es gilt also?" fragte sie. — „Allmächtiger Gott! Theures, geliebtes Kind, es geht ja nicht!" versetzte er. — „Es geht nicht?" sagte Klementine, ungläubig lächelnd, „es geht nicht? Ja, warum soll's denn nicht gehen?"

Thalbach hatte sich wenigstens in etwas wieder gesammelt. „Liebe Klementine," sprach er, „sieh, du bist eben achtzehn Jahre alt und ich bin fünfzig, siehst du, ich werde — ich bin zu alt für dich!" — „Zu alt? Zu alt?" Sie lachte herzlich. „Du bist ja der „junge Herr!" Da ist der Johann, der Jäger, die alte Margarethe, die Patres drüben im Kloster, das sind alte Leute. Du, du hast ja noch nicht einmal graue Haare." — „Aber, Kind, ich werde sie bekommen, während du noch jung bist. Ich werde ja siebzig Jahre, bis du noch nicht vierzig." — „Vierzig Jahre, ich? Daran habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht; aber warum müssen denn Mann und Frau immer das gleiche Alter haben? Das ist ja ein Unsinn, ich habe ja in einer Menge unserer Bücher gelesen, daß dies nicht immer der Fall."

Thalbach wußte nicht, sollte er die Bücher, die sie gelesen hatte, verwünschen oder segnen. Vor ihm that sich ein Zaubergarten des Glückes

auf, dessen Dasein er früher nicht geahnt und in welchen er sich jetzt nicht zu blicken getraute. Doch beschloß er, so ruhig als möglich mit Klementinen zu sprechen. Er zog sie auf einen Stuhl neben den seinigen und sagte halb ernst, halb lächelnd: „Jetzt sei mir aber einmal vernünftig, mein gutes, liebes Kind. Wie bist denn du so auf einmal zu der Idee gekommen, zu heirathen?“

Klementine sah ihn ernsthaft an, dann hob sie ihre feine, linke Hand und zählte mit der rechten an den Fingern die Gründe ab, welche sie zu ihrem Entschlusse gebracht. Es schien, als habe sie das alles bereits lange vorher sich überlegt und in's Klare gebracht. „Einmal,“ sagte sie, „steht in allen Geschichten, welche ich gelesen habe, daß die Mädchen heirathen, wenn sie groß sind. Das thun die Prinzessinnen, die Burgfräulein, die Töchter der unschuldigen Landleute, ja selbst die Feenkinder und Wurzelweibchen, die ihrerseits Alraune und Kobolde heirathen. Freilich gibt's oft vorher Hindernisse und allerlei Spektakel, aber endlich thun sie's doch. — Zweitens, mag ich nicht mehr die „Freilin“ heißen, sondern will die Burgfrau sein —.“ — „Das ist gewiß kein Grund,“ unterbrach sie Thalbach; „du bist ja grade so gut, wie eine Burgfrau, du hast ja ohnedies schon längst das ganze Hauswesen unter dir und —.“ — „Laß das alles gut sein, Papa,“ fiel sie ihm in's Wort. „Ich habe überlegt, daß es nicht anders sein kann und daß ich dich heirathen will. Ich könnte dir noch viele Gründe sagen, aber es ist schon ganz genug —“

„Großer Gott,“ dachte Thalbach für sich, „was hat sie alles ausgebrütet, während sie da herumlief wie ein Kind und von der Waldeinsamkeit die Sprache der Bäume lernte! Die mögen ihr schöne Dinge erzählt haben!“ — Laut sagte er indessen: „Theures Kind, weißt du, daß du den wichtigsten Schritt in deinem ganzen Leben thun willst?“ — Sie nickte. „Ja,“ versetzte sie. — „Aber hast du denn um Gotteswillen auch überlegt —.“ — „Freilich,“ rief sie, „alles habe ich überlegt!“ — „Nun,“ erwiderte er mit halb erstickter Stimme, „so laß auch mich überlegen. Heute kein Wort mehr von der Sache, und erst morgen sprechen wir weiter.“ — Sie nickte, wie vorher, küßte ihn und lief hinaus. Er sah sie kurze Zeit darauf in Haus, Hof und Garten unbefangen umhergehen, wie vorher. — Aber er?

Er barg eine Zeit lang sein Gesicht in beiden Händen, dann trat er an's Fenster und blickte mechanisch in den Garten, in den Wald, und

endlich empor zu den Wolken, die langsam dahinzogen und zuletzt verschwanden, ohne daß er ihr Kommen bemerkt oder ihr Davonziehen. Er wollte überlegen, aber er konnte nicht. Er konnte bloß träumen. — Auch die Nacht verging ihm schlaflos, ohne daß er zu einem klaren Entschlusse kommen konnte. Zu plötzlich, zu überraschend und unerwartet trat ihm dieser Gedanke entgegen.

Nie hatte er Klementine mit andern Augen angesehen, als mit denen eines Vaters. So dachte er wenigstens. Jetzt aber kamen Zweifel über ihn, ob das auch wirklich der Fall. Daß er unsäglich erschrocken, als sie ihm eröffnete, daß sie heirathen wolle, ließ sich entschuldigen. Sie konnte ja, weiß Gott, welche verrückte Partie im Sinne haben. Aber warum war er fast ohnmächtig geworden, als sie ihn als den Auserwählten bezeichnete? — Wenn er sich zurückzurufen suchte, was ihn in jenem Momente so ungeheuer ergriffen hatte, so war's fast mehr das Uebermaß eines nie geahnten Glückes, welches ihn zu erdrücken drohte, als die Sorge, ob er auch für Klementine passe. Jetzt freilich stand auch dieses Bedenken riesengroß vor ihm, aber gleichzeitig konnte er sich auch wieder nicht leugnen, daß er Klementine nicht mehr als ein Kind, ja fast nicht mehr als seine Tochter, sondern als eine vollendete Jungfrau, als ein Weib mit einem Wort anblickte.

Er ärgerte sich gewissermaßen, aber er konnte diese Vorstellung nicht los werden, und wenn er sein Alter gegen das ihrige hielt und sich die allzugroße Ungleichheit desselben vor Augen zu stellen suchte, so trat Klementinens Bild dazwischen, in tausend verführerischen Gestalten, als Braut, als junge Frau, als Mutter! — Er — er war der letzte seines Stammes! — Wenn ihn rüstige Knaben umspielen würden! Papa! Oder Vater! was tausendmal besser klingt! — Er verließ mit dem ersten Grauen des Tages sein Lager und ging in den Wald. „Vielleicht gibt die Waldeinsamkeit auch mir einen Rath," dachte er. — Und sie gab ihm einen!

Als die Vögel sich zwitschernd von Ast zu Ast ihren Morgengruß zuriefen, als die Millionen von glänzenden, funkelnden Blättern oben im Baumgewölbe sich ebenfalls flüsternd und zitternd begrüßten, als die Thalsee zu seinen Füßen ihren Nebelmantel auf die Waldtiefe breitete, welche ihn dankbar aufnahm mit ihren unzähligen grünenden Spitzen und duftigen Blumenkelchen, und als endlich die Königin des Tages, die empor-

gestiegene Sonne, ihren strahlenden Liebesblick ausgoß über diese ganze, zu neuem Leben erwachte Natur, da ward ihm wunderbar wohl zu Muth und er fühlte sich frisch und kräftig, und mehr als das: er fühlte sich jung! — Die Waldeinsamkeit hatte gesprochen. „Mit wem kann das Kind glücklicher sein," hatte sie gesagt, „mit wem auf der ganzen weiten Gotteswelt, als mit dir, mit dir, der du sie so unendlich liebst, mehr als dein Leben, mehr als alles, alles auf der Welt?"

Er schritt fröhlich und leichten Sinnes heimwärts. Er war von seiner Unentschlossenheit befreit, er hatte einen festen Entschluß gefaßt, und, was die Hauptsache war, dieser Entschluß stimmte mit seiner Neigung, mit seinen Wünschen. Jetzt durfte er wirklich träumen, er brauchte jetzt nicht mehr zu überlegen und abzuwägen, und diese Träume waren die süßesten von der Welt.

Aber als er die Mauern seines Hauses, eben beleuchtet von den ersten Strahlen der Sonne, in der Ferne zwischen den glatten Buchenstämmen glänzen sah, da stand er plötzlich einen Augenblick stille. Es schien ihm etwas in den Sinn gekommen zu sein, und er dachte offenbar nach über eine wichtige Sache. Dann schlug er sich, fast laut aufjubelnd, an die Stirn. „O, ich Thor!" rief er laut durch den Wald, „ich Thor! Ich mußte sie ja heirathen! Und das fällt mir jetzt erst ein!" Er lief jetzt mehr, als er ging, und hatte bald das Waldschloß erreicht.

Klementinens weißes Gewand schimmerte aus dem Garten herüber, und er eilte freudig dorthin. Sie sprang ihm entgegen. „Warum bist denn du so frühe in den Wald gegangen, Papa?" — „Du weißt ja, ich wollte mir bedenken, überlegen —" er stockte und war fast schüchtern geworden dem Kinde gegenüber, oder vielmehr dem Wesen, welches er noch gestern als ein Kind betrachtet. — „Nun, was hast du denn bedacht?" — Er blickte sie an, und so freudig und keck er vorhin allein für sich draußen im Walde gewesen, so befangen wurde er jetzt fast wieder. Sie kam ihm einmal vor wie seine eigene Tochter, dann wieder wie eine blühende, üppige, ihm fast unbekannte, fremde Jungfrau.

„Klementine," sagte er endlich, indem er sich zwang, fest und bestimmt zu sprechen, „hast du dir's denn auch noch einmal bedacht? Willst du mich denn wirklich?" — Sie flog ihm an den Hals und küßte ihn zärtlich. — Er zitterte fühlbar, als er hierauf ihren Arm in den seinigen legte und über den Hof auf das Haus zu schritt.

„Papa," sagte Klementine, „du mußt jetzt mich und hernach dich selbst segnen, wie das die Väter bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegen." — Halb lächelnd erwiderte Thalbach: „Das ist eben das Einfältige bei der Geschichte, daß ich dir und mir selbst immer noch wie ein Papa vorkomme. Wir müssen da einen Ausweg finden," setzte er dann ernsthaft hinzu, „und da wir uns selbst so ohne weiteres verlobt haben, so werden wir auch hiemit in's Reine kommen." — „Du bleibst doch der Papa, wenn du auch mein Mann bist," rief Klementine lachend, während er ein Gesicht machte, als wolle ihm das nicht recht gefallen.

Es hatte indessen den Anschein, als wären auch andere Leute Klementinens Ansicht. Denn als sie zu der Pforte kamen, die in's Haus führte, und dort den alten Johann fanden und den Jäger, welcher gerüstet war, seinen Morgengang in den Wald zu machen, rief Klementine den Beiden zu: „Jetzt hört's auf mit der Freilin, jetzt werde ich die gnädige Frau! Der Papa heirathet mich."

Da Klementine stets heiter und guter Dinge war und mit den Hausgenossen allerlei Scherz trieb, so lächelten die beiden Alten freundlich, so wie man eben den Scherz eines Kindes belächelt. Als aber Thalbach jetzt bei ihnen stehen blieb und ernsthaft, ja offenbar gerührt sagte: „Ja, ihr alten, treuen Diener, es ist so. Mein liebes, gutes Kind da will mich alten Kerl durchaus zum Mann haben. Ich habe nicht Nein gesagt und wir sind jetzt Brautleute. Ihr dürft es auch den Andern sagen," — als die Beiden diese offenbar nicht im Scherz gesprochenen Worte hörten, waren sie so verwundert, daß sie kein Wort hervorzubringen im Stande waren. Sie verbeugten sich nur schweigend, und als Thalbach und Klementine in's Haus getreten waren, sahen sie sich wie erstarrt an.

„So Knall und Fall?" sagte endlich der Jäger, und Johann sprach kopfschüttelnd: „Das ist ja erschrecklich und gar nicht menschenmöglich! Sie ist ja sein ächtes, aufrichtiges, wildes, natürliches Kind!" — „Hm," erwiderte der Jäger, „wir waren am Ende doch auf Holzwegen, wenn er sie wirklich heirathet." — „Er thut nur so, glaube ich," brummte der alte Johann, „damit wir irre werden, und die Brautschaft wird aufhören, wie sie gekommen ist."

Die zärtliche Liebe, welche Thalbach schon von Anfang an für Klementine gehegt, hatte die Hausgenossen längst auf den Gedanken gebracht, daß Klementine seine natürliche Tochter. Sie sahen nichts Schlimmes bei

der Sache, die ihnen längst als sicher und ausgemacht erschien; aber jetzt ärgerten sie sich, daß man sie nach so langer Zeit hinter's Licht führen wolle. — Die Köchin war derselben Ansicht, obgleich sie, — die alte Sabine war vor mehreren Jahren gestorben, — noch nicht so lange im Hause, als die übrigen Diener. Bei sich selbst dachte sie: „Heirathet er die Freilin wirklich — und warum nicht? Die vornehmen Leute dürfen ja alle Spitzbubereien treiben! — so ist das immer besser, als wenn da eine andere Madame in's Haus käme, welche die Eier und die Kartoffeln vorzählt, die Lichtstümpfchen einschließt, in die der Fegeteufel gefahren ist, und welche überhaupt die armen Dienstboten coujonirt und karniffelt nach Noten. Mit der jungen da geht's noch passabel, an die ist man gewöhnt."

Am nächsten Sonntagmorgen kamen die Hofbauern, wie man dort in der Gegend die Landleute nannte, die einzelne Felder oder zusammenhängenden Besitz, Höfe, vom Gutsherrn gepachtet. Sie kamen glückwünschend und brachten kleine Geschenke, Eier, Geflügel, Käse, wohl auch einen mächtigen Brodstollen, alles das geschmückt, je nach Art der Gabe, mit hochrothem oder blauem Bande und mit dem duftenden Rosmarin, dieser ächt idyllischen Festpflanze des Landvolks, die dem Städter nicht vornehm genug ist, und welche doch in ihren schlanken, dunkelgrünen Blättern so trefflichen Wohlgeruch birgt — und, für Manchen, so süße Erinnerungen.

Freudig und dankend mit herzlichen Worten nahm Klementine all' diese Dinge in Empfang. „Siehst du, Papa," sagte sie, als die Leute wieder gegangen, „siehst du, wie alles schon anfängt herrlich zu gehen, und wie uns der Segen in's Haus fällt?" — „Ja," erwiderte Thalbach, „und auch ich freue mich herzlich. Aber, höre einmal, du mußt — du kannst mich doch für die Folge nicht mehr „Papa" nennen, das klingt ja — sonderbar." — „Ja, Papa, wie soll ich dich denn heißen?" rief Klementine lachend. „Ich kann dich doch nicht Thalbach oder gar Paul nennen? Das wäre ja noch toller. Du bleibst immer mein Papa." — Thalbach krazte sich hinter den Ohren. „Ich glaub's beinahe selbst," sagte er; „aber warte einmal. Sage „Vater", so nennen häufig die Frauen ihre Männer. Das ist so ein Uebergang." — „Du bist eben immer am klügsten, Papa!" sagte Klementine; „ja, ich werde dich jetzt Vater nennen. Das ist so viel wie Mann und Papa zugleich." Sie

sagte es wohl, aber sie hielt es nicht, denn oft genug verfiel sie in das alte, verpönte Wort. —

Thalbachs Bedenken waren gehoben. Wenn auch vielleicht der Unterschied des Alters bisweilen einen trüben Schatten auf sein Glück warf, er war dennoch immerhin glücklich. Und zudem hatte er an jenem Morgen ja sogar einen Vernunftgrund gefunden. Er hatte zu sich selbst gesagt: „Ich mußte sie ja heirathen!" — Zum Theil und vom hausbackenen Geldpunkte aus hatte er auch nicht vollkommen Unrecht. Thalbachs Besitz war fast gänzlich Lehn, so daß, starb er kinderlos, dasselbe an entfernte Verwandte fiel. Warf ihm aber auch dieser Besitz hinreichend ab zu gemüthlichem Leben, an's Sparen und Geldsammeln hatte er nie gedacht. Weiß Gott, wie das kommt, aber es geht Vielen so! — Starb er aber, so konnte er in Folge dessen Klementinen nur wenig hinterlassen; war sie indessen seine Frau, so ließ sich selbst bei kinderloser Ehe mit jenen Verwandten wohl unbedingt ein vortheilhafter Vergleich treffen, und ein reicher Wittwengehalt blieb ihr auf alle Fälle. — Das war also der Grund, warum er sie heirathen „mußte". —

Man hatte auf Schloß Thalbach seit jenen Erklärungstagen einige Wochen, wie man zu sagen pflegte, in den Tag hinein gelebt, und Thalbach gestand sich, daß er nie so fröhlich und heiter gewesen, wie eben zu jener Zeit. Aber er bemerkte auch, und das zwar ebenfalls keineswegs zu seinem Mißvergnügen, daß er Klementine von Stunde zu Stunde mehr als Weib zu betrachten begann, und daß das Kind, die Tochter mehr und mehr in den Hintergrund traten, ja zu Zeiten fast ganz verschwanden. Und das drückte ihn. —

Als sie ihn daher eines Tages recht herzlich geküßt hatte, schob er sie sanft von sich und sagte: „Heute noch will ich schreiben und die nöthigen Schritte thun, damit wir bald Mann und Frau werden, und morgen wollen wir in's Kloster gehen und die Hochzeit bestellen." — Klementine schlug jubelnd die Hände zusammen. „Das ist prächtig!" rief sie; „ich war seit ewigen Zeiten nicht dort!"

Das Kloster Maria-Buchen lag etwa eine halbe Stunde weit von Schloß Thalbach entfernt auf demselben Thalabhange, und hatte fast dieselbe Umgebung, wie jenes, nur fiel der Berg dort steiler ab, und während hinter den Klostergebäuden die rothen Sandsteinfelsen zwischen Baum und Busch malerische Gruppen bildeten, war der Klostergarten in mehrere

und schmälere Terrassen getheilt, als der zu Thalbach. Aber so wie dort umgab der frische Wald das bescheidene einstöckige Klostergebäude mit seinen kleinen viereckigen Fenstern, und so wie dort sah man von jedem Fenster hinaus in das duftige Grün und hörte unten im Thale den Bach mit geschwätziger Eilfertigkeit murmelnd seinen Lauf verfolgen.

Die Bewohner dieses Klosters waren drei einfache, schlichte, alte Männer, grau geworden im Dienste der Kirche, welchen sie aber bescheiden darauf beschränkten, ihren Nebenmenschen nützlich zu sein, nach ihrer Weise, mit Rath und That. Ohne Zweifel waren sie nichts weniger als gelehrte Theologen; aber, selbst entsprossen aus dem Stande der Landleute, wußten sie am besten, wie diesen zu helfen sei in ihren Skrupeln und Kümmernissen, und wenn der Rath, den sie ertheilten, oder der Trost, den sie spendeten, vielleicht nicht selten in derben Ausdrücken gegeben wurde, so drang er deshalb doch zum Herzen. Sie kannten die Denkweise der bei ihnen Hülfesuchenden, sie sprachen ihre Sprache, und da sie guten Willen hatten, so hatten sie auch fast immer guten Erfolg.

Konnte man es diesen. in der Einsamkeit ihres Klosters alt gewordenen Menschenkindern verargen, daß sie fest an die einfache Legende glaubten, welche ihr Asil entstehen ließ? Kaum, selbst wenn man den frommen Glauben für eine Thorheit hält, oder unter Umständen, wenn man's eben brauchen kann, wohl auch für ein Verbrechen! —

Diese schlichte Legende aber, und wir hörten sie vor vielen Jahren selbst aus dem Munde jener gläubigen Greise, war folgende: In alter, längst vergangener Zeit, als Schloß Thalbach noch nicht bestand und die jetzt auf der Höhe des Berges und im Walde liegenden Dörfer bloß noch aus wenigen Hütten bestanden oder aus einzelnen Gehöfen, führte dennoch schon ein Waldpfad herab von der Höhe in's Thal und auf den Fluß zu, an dessen Ufern sich bereits mehr Menschen angesiedelt, dort Ackerbau trieben oder Viehzucht oder auch andere Dinge, und dabei lebten, hofften und starben, wie das noch heute geschieht an allen Orten.

Ein Hirtenknabe, der theils unten im Thale, theils auf den mit Gräsern bewachsenen Blößen des Waldes das Vieh hütete, schnitzte einstmalen ein einfaches Bild der Mutter des Herrn. Die heilige Jungfrau war ihm nicht im Traume erschienen, wie sie bisweilen Künstlern und frommen Leuten diese Gnade zu erzeigen pflegte, auch hatte er kein besonders gutes Vorbild, denn das Kirchlein unten am Ufer des Flusses,

welches er bisweilen besuchen durfte, war spärlich bedacht und hatte nur geringes, ärmliches Bilderwerk. Dennoch aber war ihm sein Muttergottesbild ganz erträglich gelungen, und da die Jungfrau ihn nicht ihres Anblicks gewürdigt, so half ihm der Glaube und lehrte ihn sein einfaches Hirtenmesser führen.

Als das Bild vollendet war, befestigte er es an einem mächtigen Buchenstamm, an welchem der vorhin erwähnte Waldpfad vorüberführte. Jetzt bezeigten, und das wollte der Hirtenknabe, die Vorübergehenden dem Bilde der Gottesmutter ihre Ehrfurcht, sprachen, ehe sie weiter gingen, ein kurzes Gebet, und es fand sich bald, daß die dort ausgesprochenen Wünsche, waren sie nicht gar zu ungeschickt und unmöglich nach dem vom lieben Gott nun einmal eingerichteten Gange der Welt, erhört wurden und in Erfüllung gingen. Auch Kranke und Bresthafte, welche dort mit wahrer Andacht um Erlösung von ihrer Heimsuchung baten, wurden erhört.

Zugleich aber zeigte sich eine andere sonder- und wunderbare Eigenschaft des Bildes am Buchenbaume. Kein Jude konnte vorübergehen an demselben, ohne eine Art Leibzoll zu zahlen, wie das gebräuchlich an Brücken und Straßen. Nur mußte, statt des dort zu zahlenden Pfennigs oder Groschens, hier am Buchenbilde der Hebräer ein Kreuz schlagen. Dann konnte er friedlich seines Weges ziehen. That er aber das nicht, so blieb er gebannt an die Stelle, als hätten seine Füße Wurzel geschlagen in den Boden, wie die alten Bäume um ihn her. Einen weiten Umweg zu machen durch den Wald, war nicht räthlich, wegen allerlei Fährlichkeit in dem fast undurchdringlichen Forste. So zogen denn die Jüdlein, wenn sie des Weges kamen, schon von der Ferne ihre Hüte, nahten sich dem Bilde mit tiefer Reverenz und demüthigem, respektvollem Wesen, und nachdem sie das Kreuz geschlagen, entfernten sie sich mit höflichen Mienen und im Innern bald berstend vor Galle und Bosheit. Merkwürdigerweise sah hier die heilige Jungfrau mehr auf äußerliche Artigkeit, als auf das Herz, aber sie wird wohl ihre Gründe gehabt haben, da einmal eine Ausnahme zu machen.

Eines Tages aber kam ein großer und mächtig starker Jude des Weges, welcher schon vorher schwere Eide geschworen, daß er das Kreuzeszeichen nicht machen und dennoch vorübergehen wolle. Als er aber dicht am Bilde stand und sich gefangen und festgehalten fühlte von unsichtbaren

Banden, wie es auch seinen Glaubensgenossen ergangen, gerieth er in eine maßlose Wuth und stieß unter grauenhaften Flüchen sein Messer in das Herz der Jungfrau. Da drang von den Lippen des Bildes ein dreimaliger, weit durch den Wald hin schallender Wehruf und aus der durchbohrten Brust floß ein reichlicher Blutstrom. Der Frevler aber mußte ausharren am Bilde und konnte selbst die Hand nicht entfernen von seinem blutigen, noch heute im Herzen der Jungfrau steckenden Messer, fast vergehend vor Grauen und Wuth, bis endlich Christen kamen, die ihn befreiten. So erzählt die Legende; sie sagt indessen nicht, auf welche Weise diese Befreiung in's Werk gesetzt wurde, und es ist überhaupt von dem „boshaften Juden" nicht ferner die Rede. Gläubige Seelen aber steuerten zusammen; man errichtete ein Kirchlein an der Stelle, wo die Buche gestanden, und nachdem man das wunderbare Bild in dasselbe gesetzt, baute ein Einsiedler an die kleine Kapelle seine Hütte und diente der heiligen Mutter, bis endlich nach Jahren die armen Söhne des Matthäus von Bassi sich dort ansiedelten und so die kleine Waldkapelle zum Kapuzinerkloster wurde.

Das Muttergottesbild steht noch heute in der bescheidenen Klosterkirche, eben so bescheiden, wie diese selbst, und wirkt diese Repräsentantin der heiligen Mutter auch keine auffälligen Wunder und macht wenig von sich reden, so sagt man doch, daß sie Vielen geholfen aus Wasser- und Feuernoth oder anderer Fährlichkeit, die sich in der Noth an sie gewendet, und unbedingt hat sie manchem armen, gläubigen Herzen wunderbaren Trost gespendet. — Solches ist die Geschichte der Enstehung des Klosters Maria-Buchen, wie sie noch heute im Munde des Landvolkes der Umgegend lebt und noch leben wird, — wer weiß, wie lange! —

Klementine hatte, der Form halber, in der Stadt einen Vormund bestellt erhalten, der aber, da sie nicht das mindeste Vermögen besaß, eigentlich wenig oder nichts zu thun hatte mit den Geschäften seiner Mündel. Thalbach sorgte für ihre Bedürfnisse, und jährlich einmal schrieb der Vormund an ihn, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mündel und dankte in ihrem Namen für die väterliche Fürsorge Thalbachs.

Da man, wenn man sich zu verehelichen gedenkt, neben einer Unzahl anderer Dinge, auch noch eine bestimmte Menge von Zeugnissen und Attesten bedarf, so schrieb Thalbach am Morgen des folgenden Tages an jenen Vormund, ihm zur Erlangung einiger derselben behülflich zu sein,

welche eben noch nicht in seinen Händen waren. Dann nahm man die Mittagsmahlzeit ein und hierauf brach man auf nach dem Kloster. Trotz der Hitze war's dennoch frisch im Walde, und unsere Wanderer schritten heiter und guter Dinge durch die schattigen Waldpfade dahin.

„Ich hoffe," sagte Thalbach, „daß in etwa vierzehn Tagen all' dieses unnöthige Nöthige beisammen sein wird, und drei Tage später gehen wir dann denselben Weg, wie heute, zu meinem und, wie ich nichts sehnlicher wünsche, auch zu deinem Glücke." — Klementine pflichtete ihm bei, und nach einer kleinen Weile fuhr er fort: „Vor Winter aber gehn wir noch einmal zur Stadt, damit wir uns doch ein wenig einrichten können, wie's jetzt Mode ist, und damit ich einigen Verwandten und Bekannten meine kleine Frau da vorstellen kann."

„Oh," erwiderte Klementine, „das Einrichten nach der Mode wollen wir sein lassen. Deine „kleine Frau" will lustig in dem Neste sitzen bleiben, in dem du sie aufgefüttert und großgezogen hast, und hat keine Sehnsucht nach neuen, modischen Dingen. Und dann wegen der Verwandtschaft und dem Vorstellen, das geht wieder nicht. Ich würde eine schöne Rolle spielen unter den feinen Damen da drinnen in der Stadt! Ich hab's gelesen in mehreren Büchern, wie sie da böse Mäuler haben und sich lustig machen über das Gänschen vom Lande. Nimm du mich lieber nächstes Frühjahr mit in eine andere fremde Stadt oder in mehrere. Da sehe ich's ihnen ab, wie sie sich drehen und wenden, und wenn sie nicht wissen, wer ich bin, merken sie's gar nicht, wenn ich anfänglich etwas nicht ganz recht mache. Kann ich alles, wie es sein soll, dann, in Gottes Namen, zu den Vettern und Basen!" — Thalbach war höchlich erstaunt, sie so bescheiden und vernünftig sprechen zu hören; er sagte ihr das, und unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichte man endlich das Kloster.

Als der dienende Bruder durch das kleine Gitterfenster der Thüre Thalbach und seine Begleiterin erkannte, öffnete er eilfertig und führte Beide unter vielen Verbeugungen zum Guardian, welcher sie ebenfalls auf's freundlichste bewillkommte und in's Refectorium führte.

Wie es allenthalben Sitte ist auf dem Lande, so brachte auch hier alsbald ein anderer Pater auf hölzernen Tellern allerlei Erfrischungen, Frühobst, kräftiges Schwarzbrod, Butter und Wein, den Thalbach kostete und „rein und angenehm" fand. Der Guardian aber lächelte und sagte: „Guter gnädiger Herr, Sie sind eben immer scherzhaft aufgelegt! Rein

kann der Wein sein, und, wenn es Gottes Wille ist, auch vielleicht gesund, aber angenehm? Du lieber Gott! Er ist ja so grain-sauer, daß es beinah eine Schande, ihn Euer Gnaden vorzusetzen."

Thalbach lachte und versetzte: „Nun, an übertriebener Süßigkeit leidet er grade nicht, aber, wie ich sage, rein ist er und recht erfrischend." — Der Guardian zog die Schultern. „Eben heute, bei so festlicher Gelegenheit," sprach er, „denn ich rathe bereits, warum unser armes Kloster die Ehre von Euer Gnaden hat, muß unsere Bewirthung so schlecht ausfallen, während unser Bettelsäcklein in Euer Gnaden Schloß immer mit den besten Sachen vollgestopft wird!"

Jetzt sah sich Thalbach nach Klementine um, um sie dem Guardian als seine Braut vorzustellen und die Trauung zu bestellen, welche in der Klosterkirche vorsichgehen sollte. Aber sie war nicht mehr im Refectorium, und er sah sie im Garten von Terrasse zu Terrasse bergabwärts springen, was er ihr als Kind oft verboten hatte, da er es für gefährlich hielt. — Er rief sie, und jetzt sprang sie die halb zerfallenen und mit Moos überzogenen Steinstufen flüchtig aufwärts und stand einige Minuten später im Refectorium. „Ich war nun ewige Zeit nicht hier," sagte sie, „und als Kind fast täglich; da wollte ich noch einmal mein altes Vergnügen haben, ehe ich eine Frau werde und ganz ernsthaft sein muß."

Jetzt besprach man das Nöthige, und nachdem Thalbach versprochen, den Tag und die Stunde der Trauung zu bestimmen, sobald aus der Stadt die nöthigen Papiere gekommen wären, trennte man sich.

„Höre, Klementine," sagte Thalbach, nachdem sie ein Stück Weges zusammen gegangen, „mir fällt etwas ein. Der alte Thalmüller brachte uns jüngst, als wir eben nicht im Hause, ein Geschenk. Es ist noch hoch am Tage und bis zur Mühle nur ein halbes Stündchen. Laufe hin und sage dem Alten ein freundliches Wort, du bist lang vor Dämmerung wieder zu Hause, und ich will unterdessen dort hinüber auf den Anstand gehen." Er zeigte bei diesen Worten auf den Berg, der die andere Thalwand bildete. — Sie stiegen jetzt in Folge dieses Vorschlags abwärts und trennten sich hierauf unten im Thale, indem Klementine thalaufwärts ging, Thalbach aber den jenseitigen Berg aufwärts kletterte.

Als er eine Zeit lang gestiegen, machte er Halt, um ein wenig zu ruhen, und blickte in's Thal. Da sah er, wie Klementine, anstatt den bequemen, trockenen Fußpfad längs des Baches zu verfolgen, in diesem

selbst ihren Weg fortsetzte, indem sie von Stein zu Stein sprang und wohl auch bisweilen in's Wasser treten mußte, wenn eben kein vorstehender Kiesel in erreichbarer Nähe. Er blickte wohlgefällig auf das kindliche Treiben.

„Die nassen Füße," sagte er zu sich selbst, „schaden ihr nicht; es ist keine verzogene Stadtmamsell, die den Schnupfen bekommt, wenn sie auf einen feuchten Strohhalm tritt; aber sie ist immer noch ein braves, munteres Kind, trotzdem daß sie zur vollendeten Jungfrau herangereist." Sein Glück trat ihm recht lebhaft vor Augen, und er kletterte rüstig wie ein Jüngling den ziemlich steilen Abhang aufwärts, sich immer beschäftigend mit den heitersten Bildern. Als er auf der Höhe des Berges angekommen, blieb er stehen und blickte um sich.

Es war eine treffliche Fernsicht. Rechts die Höhen der Berge, Wald und auf einzelnen lichten Stellen Dörfer und Fruchtfelder um dieselben. Links das Thal, welches er soeben verlassen. Unter ihm lagen die Dächer des Klosters und etwas weiter entfernt die seines eigenen Hauses, aus dessen Schornstein ein schwacher Rauch sich empor kräuselte. Er blickte vergnügt dorthin und lauschte auf das Klappern der Thalmühle noch tiefer unten im Buchenthale, denn dort mußte jetzt Klementine bereits angekommen sein, und er konnte sich sein Haus nicht denken ohne den gleichzeitigen Gedanken an sie.

Dann blickte er weiter hinaus, über das Thal und in die Ferne. Man sah dort zum Theil die Ufer des Flusses und diesen selbst, sich windend in allerlei Krümmungen durch die grüne Fläche, denn meist bildeten Wiesen den Thalgrund. Dazwischen dann bescheidene Dörfer, wohl auch ein blinkendes, weißes Herrenhaus, und ganz in der Ferne, dort, wo die Berge den Lauf des Flusses bereits wieder verbargen, das Landstädtchen. Hinter diesem aber verschwamm bald das Grün des Waldes in ein duftiges Blau, endlich nur undeutlich geschieden vom Himmelsgewölbe, denn dort begann und zog sich weit hin in die Ferne eine unserer größeren deutschen Waldungen. — Thalbach war lange nicht an dieser Stelle gewesen, und jetzt kam eine heilige Erinnerung über ihn, eine Erinnerung aus seiner ersten Jugend- oder Kinderzeit, aus diesem süßen Paradiese des reinsten Glaubens.

An einem Abend, wie der heutige, so sonnig, so ruhig und so klar, hatte ihn, als er fast noch mehr Kind als Knabe war, sein Vater mit

an diese Stelle genommen. Nie vorher war er dort gewesen, ja er hatte überhaupt noch niemals so weit hinausgeblickt in die Welt. Alles erschien ihm dort in unendlicher Größe, und er staunte, daß ihm vorher niemals der Gedanke daran gekommen, wie groß diese Welt sei. Das Haus, der Garten, die nächsten Berge, das allein war bisher seine Welt.

Entzückt und verwundert blickte er um sich, seine Augen funkelten und seine jugendliche Brust hob sich bei all den Wundern, die ihm da plötzlich entgegen traten. Da fragte ihn sein Vater ruhig: „Weißt du denn auch, Paul, wer alles das gemacht hat?" — Fast ward sein Erstaunen jetzt noch größer, daß er auch daran noch nicht gedacht hatte. Einen Augenblick blickte er auf zu seinem Vater. Sollte dieser —? Was traut in diesen Jahren ein Kind nicht seinem Vater zu! — Aber nein, — es konnte doch nicht sein, er sah es schon an seinen Augen, daß von jemand anders die Rede war. — „Nun, Paul, weißt du's?" — „Nein." — „Ich will dir's sagen, das alles hat Gott gemacht." — Da kamen die ersten heiligen Schauer über den Knaben. Gott! Gott! — „Wo ist Gott?" rief er, und als sein Vater schweigend gegen Oben zeigte, sank er auf die Kniee und streckte die kleinen Arme aus gegen den Himmel, obgleich ihm niemand vorher gesagt, daß man knieend Gott verehre. Das war sein erstes Gebet.

Als man ihm später sagte, daß Gott noch weit mehr gemacht, als das, was er dort gesehen, daß er die Sonne geschaffen, die Sterne und den Mond, daß er unendlich weise, gütig und barmherzig sei, da betete er wohl wieder zu jenem Inbegriff aller Liebe nach seiner kindlichen Weise, aber jenes heilige Erbeben kam dennoch nicht über ihn, wie es bei jenem ersten Gebete ihn durchschauerte. — Und dieses ersten Gebets gedachte er jetzt.

Welchen Zauber, welchen unendlichen, oft so reizenden, oft aber auch so wehmüthigen Zauber üben ähnliche Erinnerungen aus auf unser Gemüth! — Thalbach streckte die Arme empor, und während seine Augen feucht wurden, stieg jetzt wieder ein Gebet auf zum Himmel, ein stummes zwar, denn seine Lippen bewegten sich nicht, aber dennoch ein heißes, inbrünstiges Gebet, in dem er Gott dankte für all das Glück, welches er ihm gegeben, und für die Fähigkeit, es ganz zu fassen und zu begreifen. — —

Nachdem Klementine noch eine Zeit lang unten im Bache von Kiesel

zu Kiesel gehüpft, verließ sie endlich doch ihren nassen Pfad, um sich auf den trockenen, nebenan befindlichen zu begeben, und bald sah sie die Thalmühle vor sich.

Sie nannte in ihrer Sprache die Mühle stets die grüne, und die Bezeichnung war großentheils wirklich bezeichnend. Stärker hervortretend als an anderen Stellen des Thales, bildeten nämlich ziemlich mächtige Sandsteinfelsen dort einen kleinen Kessel, in dessen Mittelpunkte die Mühle lag, und das von einer Felswand abwärts springende Wasser trieb deren einziges, kunstloses Rad. Aber diese Felswände waren grün, das Dach der Mühle war grün, zwei ihrer Seitenwände, welche mit Holz bekleidet, waren grün, und endlich war auch das Rad grün, welches unbedingt ein Zeichen war, daß dasselbe nicht selten längere Ruhepausen machte, welche dem hellen Moose auf ihm festen Fuß zu fassen gestattete, das die Felsen, das Dach und die Holzwände der Mühle bedeckte. — Da überdies noch, wo eben nicht Wasser war, der Boden mit üppigem, tief dunkelgrünem Graswuchse bekleidet und alles von ebenso gefärbten Waldbäumen umstanden war, rechtfertigte sich sicher die Bezeichnung „grüne Mühle".

Klementine schritt leichten und sicheren Fußes über das schmale, schlüpfrige und zum Theil ebenfalls mit Moos überzogene Brett, welches über den Mühlbach führte, und wollte eben in die zur Wohnstube des Müllers führende Thüre eintreten, als der Müller unter derselben erschien, dort stehen blieb und, wenn gleich mit ersichtlicher Verlegenheit, dennoch dem jungen Mädchen den Eingang verwehren zu wollen schien.

„Na, Jakob," sagte Klementine, „warum pflanzt Ihr Euch hierher? Laßt mich hinein." — „Ach, gnädiges Fräulein Klementine," erwiderte der Müller ängstlich, „ich darf nicht! Das Opfer ist drinnen, und —." — „Was ist drinnen?" rief Klementine in höchster Verwunderung; „das Opfer? Was für ein Opfer denn?" — „Ach," sagte der Müller weinerlich, „ich habe als deutscher Mann geschworen, daß ich's nicht verrathen will, und jetzt habe ich's vergessen." — Klementine lachte. „Wenn das ist," rief sie, „brecht Ihr Euern Eid gewiß nicht; aber ich glaube, Ihr seid ein wenig verrückt geworden, oder Ihr wollt mich foppen!"

Mittlerweile aber hatte sie über die Schulter des Müllers in die Stube geblickt, und es kam ihr vor, als sei im Innern des Zimmers die in eine Nebenkammer führende Thüre, welche vorher angelehnt war, ein wenig geöffnet worden, so als lausche jemand an derselben. — „Vor-

wärts," sagte sie jetzt, schob den Müller bei Seite und schlüpfte in die Stube. In dieser befand sich niemand, und als der Müller jetzt nach ihr ebenfalls eintrat, bemerkte er, wie es schien sehr beruhigt: „Gott sei Dank, er ist durchgebrannt!"

Klementine, welche bisher verstohlen fortwährend nach der Thüre geschielt hatte, die sich, wie es ihr vorkam, jetzt wieder ein wenig bewegte, sagte jetzt halb ärgerlich, halb lachend: „Ich glaube, guter Jakob, Ihr habt irgendwo einen Wilddieb oder einen Spitzbuben versteckt; aber stellt Euch nicht so einfältig an, ich werde Euch nicht verrathen." — „Ach," rief der Müller, „Fräulein Klementine, das weiß ich; aber es ist kein eigentlicher Spitzbube, und jetzt ist mir's auch eingefallen, wer es ist; und da Ihr's doch schon halb und halb errathen habt, so darf ich es wohl sagen. Es ist das Opfer der Tyrannei." — Ehe aber Klementine Zeit hatte, ihre Verwunderung auszusprechen oder sich näher zu befragen, öffnete sich die bewußte Thüre, und aus derselben trat ein junger Mann, welcher mit anständiger Haltung auf das junge Mädchen zuschritt und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte.

Die Kleidung dieses Jünglings, denn er war es fast noch, bestand aus jener uralten deutschen Tracht, welche nebst einigen anderen Dingen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts von einem Theile unserer studirenden Jugend erfunden wurde, und der knapp anliegende schwarze Rock, der übrigens durch etwas zahlreich angebrachte Schnüre und Trotteln einigermaßen an das Polackenthum erinnerte, kleidete die schlanke Gestalt trefflich. Dabei waren die Gesichtszüge des jungen Mannes nicht uninteressant, und eine dunkle, reiche Lockenfülle wallte über den Nacken herab fast auf die Schultern.

„Es ist ein Räuberhauptmann," dachte Klementine im ersten Augenblick, da sie mancherlei gelesen hatte von dieser romantischen Zierde größerer Forste und Waldbestände; aber nachdem sich der junge Mann verbeugt, sprach er: „Ja, mein edles Fräulein, dieser wackere Landmann spricht wahr! Ein unglückliches Opfer der Tyrannei steht vor Ihnen, flüchtig und gehetzt wie ein Waldthier, durch die schnödeste aller Willküren der gegenwärtigen Machthaber." — Während dieser Rede des Fremden war Klementine tief erröthet und gerieth in eine stets wachsende Verlegenheit, deren sie sich wohl bewußt war, ohne sich indessen Rechenschaft über deren Grund geben zu können.

Der alte Jakob, welcher denselben zu errathen glaubte, sagte tröstend zu dem mit Purpur übergossenen Mädchen: „Na, Fräulein Klementine, der Herr wird's nicht übel nehmen, daß Sie ihn für einen wirklichen Spitzbuben gehalten haben.“ — Dieser selbst aber sprach mit Würde: „Die edle Glut auf Ihren Wangen, mein holdes Fräulein, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer gerechten Entrüstung über die mir zugefügte schreiende Unbill, und sie bürgt mir zugleich für Ihre Verschwiegenheit.“ — „Mein Herr,“ erwiderte Klementine, sich gewaltsam fassend, wenn gleich immer noch in Verlegenheit, „mein Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was man Ihnen Leides gethan hat, oder warum Sie eigentlich hier sind, aber ich will alles verschweigen, das heißt — ich will niemand etwas davon sagen, daß ich Sie hier getroffen habe.“ Dann wendete sie sich zum Müller, dankte demselben mit einfachen, freundlichen Worten für die überbrachten Geschenke und schickte sich hierauf wieder zum Gehen an.

Während sie gesprochen, hatte der junge Mann ihren Worten in einer vollkommen malerischen Stellung gelauscht. Er ließ einen Moment lang seine Blicke in der Stube umherschweifen, offenbar um einen etwas erhöhten Gegenstand zu finden, auf welchen er sich stützen könne, und nachdem er einen an die Wand gelehnten Backtrog in Ermanglung von etwas Anderem ausgewählt, lehnte er sich leicht an denselben, stützte sein Haupt auf seine Hand, und seine reichen Locken fielen so korrekt über Hand und Arm, sein Haupt war so richtig vorgebeugt und seine Rechte barg sich so regelrecht nachlässig im Busen, daß ein halbwegs erfahrener Beobachter darauf hätte schwören mögen, es sei nicht das erstemal, daß der junge Mann also gestanden.

Für den Müller ging der ganze Effekt verloren. Er hatte wenig Sinn für plastische Stellungen, war nie in seinem Leben im Theater, und überdies hörte er auf die mit ihm sprechende Klementine. Diese hingegen bemerkte sowohl die Stellung des Fremden, als auch seine mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf sie gerichteten Augen, und da ihr aus Büchern bekannt war, daß unglückliche oder auch schlechtweg geistreiche Jünglinge bisweilen ähnliche Stellungen anzunehmen pflegen, so fand sie innerliches Wohlgefallen an derselben. Aber vielleicht ebendeßhalb schickte sie sich rasch zum Aufbruche an, und nachdem sie dem Müller die Hand gereicht und den jungen Mann flüchtig gegrüßt, verschwand sie durch die nach dem Mühlstege zuführende Thüre.

Der Fremde folgte ihr jetzt rasch auf demselben Wege, und obgleich ihm Jakob zurief: „Halt, dageblieben! Laufen Sie dem Fräulein nicht nach!" — so war jener doch bereits an ihrer Seite, und sie schlug, wie es schien, seine Begleitung nicht ab. — „Nachgehen thue ich," sagte Jakob zu sich selbst, indem er in einiger Entfernung folgte; aber nachdem der Fremde Klementine einige hundert Schritte begleitet hatte, trennte er sich wieder von ihr und kehrte in die Mühle zurück.

Nur flüchtig können wir berichten, was derselbe während dieser Zeit mit Klementine gesprochen. Er hatte ihr gesagt, daß er Johannes heiße, Student sei und für die Freiheit seines Vaterlandes schwärme. Verfolgt deshalb von den Gewalthabern habe er fliehen müssen, um seine Freiheit, vielleicht selbst sein Leben zu retten. Der alte Jakob in der Mühle, ein unreinlicher, aber edler Greis, habe ihn gastlich aufgenommen und geschworen, ihn nicht zu verrathen, und er bat dann schließlich Klementine, ihm denselben Schwur zu leisten. — Klementine hatte vorher wenig oder nichts von dergleichen Dingen gehört und deshalb kaum eine dunkle Idee von Dem, was man politische, oder zu jener Zeit, demagogische Umtriebe nannte. Sie fragte deswegen: „Ja, was haben Sie denn aber eigentlich angestellt, weshalb man Sie so entsetzlich verfolgt?" — Der junge Mann setzte ihr nun auseinander, daß ein furchtbarer Druck laste auf allen Gauen Deutschlands, und daß er und seine Freunde sich verbunden hätten, dieses Joch abzuschütteln, deshalb allein verfolgten ihn die „Söldlinge der Tyrannen."

Obgleich das junge Mädchen erstaunt war über die Schandthaten dieser ihr unbekannten Tyrannen draußen in der Welt, während im Buchenthale nicht das mindeste von ihnen zu spüren, so setzte sie doch keine Zweifel in die Worte des jungen Mannes. Aber mehr Widerstand mußte er erfahren hinsichtlich des Schwurs, seine Anwesenheit in der Mühle zu verschweigen. „Daß es Tyrannen giebt oder gegeben hat," sagte sie, „habe ich oft gelesen, aber ich wußte nicht, daß sich solche so nahe bei uns aufhalten und die Leute so arg plagen. Aber der Vater kann sie gewiß auch nicht leiden, und dem muß ich's sagen, daß ich Sie hier getroffen habe." — Als er aber flehentlich bat, nur einige Tage zu schweigen, — morgen vielleicht schon würde sie sprechen dürfen, er erwarte Nachricht, günstige vielleicht, von seinen Freunden, — gab sie endlich

nach, legte zitternd ihre Hand in die seinige, und schwur ihm, bis morgen wenigstens zu schweigen.

Sie schied tief bewegt von ihm. Nie vorher hatte sie geschworen oder wenigstens ein so feierliches Versprechen geleistet. Darauf schob sie bei sich selbst die Schuld ihrer Erregung, als der junge Mann von ihr gegangen, und sie, bald hastigen Schritts, bald wieder träumerisch und langsam heimwärts ging. Aber sie hatte auch nie vorher einen jungen Mann gesehen von dem äußeren Anstande und der Bildung, wie solche der Fremde besaß, denn die jungen Bauernbursche, welche bisweilen in's Schloß kamen, waren ihr schon früher tölpelhaft und unbeholfen vorgekommen. Unwillkürlich verglich sie jetzt die Manieren und Redeweisen dieser jungen Bauern mit jenen des Fremden. Sie fand, daß diesem gegenüber die unglücklichen Landbewohner kaum als Menschen zu betrachten, und zugleich erschien ihr ihr eigenes Benehmen, die Art, wie sie sich ausgedrückt, dem Fremden gegenüber, selbst ihre Bewegungen, ihre Verbeugung, linkisch und bäuerisch.

Sie fühlte, wie sie erröthete bei diesem Gedanken. Sie wollte nicht mehr an die Sache denken und beschleunigte ihre Schritte, aber es gelang ihr kaum, und als sie sich dem Schlosse näherte, fiel ihr plötzlich schwer auf's Herz, daß sie Thalbach all' dies nicht mittheilen dürfe.

Sie hatte nie ein Geheimniß vor ihm gehabt, und jetzt sollte sie diese in ihren Augen höchst wichtige Begebenheit ihm verschweigen. An den Bräutigam dachte sie gar nicht in diesem Augenblicke. Thalbach war wieder der „Papa", dem sie bis daher alles anvertraut, was ihr begegnete. Aber ihr Versprechen, ihr Handschlag! Sie durfte nicht, und das quälte sie unaussprechlich. Sie war eigentlich froh, daß er erst spät zurückkehrte. —

Er war lange oben gestanden auf der Höhe des Berges, träumend von seinem Glücke, nachdem er Gott gedankt für dasselbe, und ohne daß es ihm vollständig klar wurde, hatte die Ruhe des Abends, die ganze stille Feier, mit welcher der scheidende Tag Abschied nahm von Berg und Thal, sein Glück noch erhöht. Die Dämmerung war bereits stark hereingebrochen, da stand plötzlich ein Rehbock vor ihm, schußgerecht und kaum auf dreißig Schritte Entfernung. Das schöne Thier hob den schlanken Hals, vorsichtig allenthalben umherspähend, ob alles auch sicher und geheuer. Aber es sah den Feind nicht, der den Tod bei sich trug und

sein sicheres Verderben. Dann senkte es den Kopf und begann sich zu äsen.

Mechanisch und geräuschlos hob Thalbach seine Büchse. Aber im andern Augenblicke senkte er sie wieder. Dann klatschte er rasch in die Hände. „Ich will kein Geschöpf tödten, heute, wo ich mein Glück so lebhaft empfunden," dachte er. — Der Bock war mit einem einzigen Satze im Dickicht, aber Thalbach schritt heiter und glücklich, auf Umwegen, der Heimat zu. Es war ihm so wohl hier draußen, in Gottes freier Natur. — Als er endlich heimgekommen, erzählte er beim Abendbrode Klementinen, wie er dem Rehbock gewissermaßen ihrethalben das Leben geschenkt. „Aber sag' es dem Jäger nicht," setzte er lächelnd hinzu, „der hält mich für verrückt."

Es gab Klementine einen Stich in's Herz, als ihr Thalbach dieses sagte, ohne daß sie eigentlich wußte, aus welchem Grunde; aber man begab sich zeitig zur Ruhe, und während Thalbach von einem goldgelockten Engel träumte, der ihn aufwärts hob in, mit unendlicher Seligkeit erfüllte Räume, ängstigten Klementine wilde und verworrene Traumbilder, welche wir nicht näher schildern wollen, schon deshalb nicht, weil wir nie als Jungfrau träumten.

Gleichwohl aber müssen wir sagen, daß wenn sie mit dem Gedanken an ihr Abenteuer eingeschlafen war, auch beim Erwachen dasselbe lebhaft vor ihr stand.

Aber es kam jetzt noch ein neuer quälender Gedanke hinzu. Der junge Mann hatte ihr gesagt, schon des folgenden Tages vielleicht würden günstige Nachrichten einlaufen, und dann dürfe sie sprechen. Auf welche Weise aber sollte sie erfahren, ob diese Nachrichten eingelaufen. Würde er selbst kommen und sie verkünden? Sie glaubte das nicht recht, und eben so wenig, daß er den alten Jakob senden werde. Sollte sie selbst vielleicht wieder zur Mühle gehen? Aber unter welchem Vorwande, und warum lag ihr überhaupt die Sache so am Herzen?

Aus diesen Zweifeln und Verlegenheiten wurde sie aufgeschreckt durch Thalbachs Ruf, welcher ihr ankündigte, daß der zur Stadt geschickte Bote zurück gekommen sei. Er erbrach hastig die erhaltenen Briefe, und legte sie nach kurzem Ueberfliegen ärgerlich wieder von sich. Der Vormund schrieb, daß er einen Theil der gewünschten Zeugnisse in einigen Tagen bereits senden werde, aber mit den übrigen ginge das nicht so schnell,

und es könnten Monate vergehen, wohl auch noch längere Zeit, bis sie alle beschafft seien. Dies wäre besonders der Fall mit einigen nöthigen Papieren, die nur in dem Städtchen zu erhalten seien, in welchem Klementinens Vater gestorben; an Ort und Stelle wäre das vielleicht wohl rascher abzumachen, aber ihm, dem Vormunde, sei zur Zeit eine solche Reise unmöglich, u. s. w.

Thalbach besann sich einige Augenblicke, dann rief er: „Ich gehe selbst hin. Das ist am besten.“ Hierauf gab er die nöthigen Befehle, und als ihn Klementine verwundert, ja fast erschrocken fragte: wohin? und warum solche Eile nöthig, denn man rüstete bereits seinen Wagen, unten im Hofe, da rief er heiter: „Ich will zum letztenmal den Papa machen, und für mein Kindchen alles beischaffen, was nöthig, damit es heirathen kann, da es einmal doch nicht anders sein soll!“

Für das erste hatte Klementine jetzt so viel zu thun mit dem Zusammenstellen und Packen der nöthigen Kleidungsstücke, Wäsche und dergleichen, daß sie kaum Zeit hatte, an ihr Geheimniß zu denken; als aber die Stunde der Abreise da war und Thalbach sie zärtlich in seine Arme schloß und sagte: „Adien, du theures, gutes Kind! Halte gut Haus während ich fort bin, und denke bisweilen ein wenig an mich!“ — Da war sie auf dem Punkte, ihm alles anzuvertrauen. Sie sagte indessen nur: „Wie lange bleibst du denn aus?“

Es war ja keine Zeit mehr, ihm die lange Geschichte zu erzählen! — Er rief auch nur, indem er in den Wagen sprang: „Acht, vierzehn Tage, drei Wochen vielleicht!“ Und dann rollte bereits der Wagen zum Hofthore hinaus, und als er zwischen den Bäumen verschwunden war, ging sie nachdenklich in's Haus zurück. —

Als am Abende vorher Johannes, denn so wollen wir den Fremden von nun an nennen, in die Mühle zurückgekehrt war, sagte der alte Jakob: „Von wegen dem Nachlaufen mit dem gnädigen Fräulein, das thut nicht angehn, schon von dessentwegen nicht, weil sie Braut sein thut.“ — „Braut?“ erwiderte Johannes, „Braut?“ — Er warf einen flüchtigen Blick nach dem Backtroge, als wolle er eine melancholische Stellung annehmen, aber er schien zu überlegen, daß dergleichen beim alten Müller schlecht am Orte sei, und unterließ es, überhaupt sprach er jetzt weniger hochtrabend als vorher und mithin in etwas vernünftiger,

und als der Müller das Abendbrod auf den Tisch stellte, hieb er prosaisch und wacker ein.

Man hatte „gesottene Grundbirn“ und dabei einen tüchtigen Laib schwarzes Brod und Butter, was man, auf höherer Stufe der Bildung stehend: „Kartoffel in der Schale und Butterbemmen“ nennt, und als Johannes eine hinreichende Anzahl der duftenden Wurzelknollen vertilgt, sprach er zum Müller: „Heute Abend, altes Haus, wird wieder commercirt!“ — „Ja,“ erwiderte dieser, „aber ich kann nicht so schrecklich saufen wie Sie, Sie schütten's maßweise hinunter, es ist Ihnen gegönnt, aber ich, ich bin immer am andern Morgen caput.“ — Doch aber nahm er einen großen Krug und ging in den Keller, um die zum Commerce nöthige Menge Flüssigkeit herbei zu schaffen.

Johannes holte mittlerweile aus der Nebenkammer eine Pfeife mit farbigen Trotteln, einen Tabaksbeutel und eine ebenfalls farbige Mütze, mit welcher er sein Haupt bedeckte.

Nachdem er seine Pfeife gestopft und den Beutel vor sich auf den Tisch gelegt, betrachtete er diesen längere Zeit mit wehmüthigen, fast schwärmerischen Blicken, wobei er ähnlich wie des Nachmittags am Backtroge, sein Haupt mit der Hand gestützt hielt. Dann sprach er: „Höchstens langt der Tabak noch bis morgen früh, und der Teufel mag wissen, was ich nachher rauchen werde. Den des Alten wenigstens — das ist eine blasse Unmöglichkeit!“

Als der Müller kurze Zeit darauf den Krug, mit Landwein gefüllt, auf den Tisch gestellt, Johannes eingeschenkt, und vor allem einen tiefen Zug gethan hatte, begann die eigentliche Abendunterhaltung, welche Johannes Commerce nannte, und die darin bestand, daß er zuerst dem Müller einen Begriff vom flotten akademischen Leben beizubringen suchte, dann mit ihm trank, rauchte und sang, und endlich, wenn beide ziemlich benebelt geworden, diverse Thorheiten aufführte.

Der alte Jakob hatte bereits früher vom Studentenleben erzählen gehört, aber diese Nachrichten waren durch den Mund von Jünglingen zu ihm gelangt, welche Söhne von Landleuten und aus der Umgegend, meist Theologie studirten, und für welche das eigentliche Burschenleben eine verpönte Frucht war. Dann und wann nur hörte man von einem derselben irgend eine schwankende Aeußerung, daß auch er flotte Streiche gemacht auf der Hochschule, die meisten indessen verdammten das wilde

Treiben der andern Studenten. Dennoch war der Müller neugierig geworden, und hatte bisweilen nachgedacht in seiner Einsamkeit über das, was ihm die Theologen erzählt. Da erschien eines schönen Tages der flüchtige Johannes und brachte ihm die reichlichste Kunde von den fabelhaftesten Dingen.

Fast alle Landleute sind gastfrei, wenn man zufrieden mit dem ist, was sie eben leicht beschaffen können, und da überdies Johannes dem Müller versprochen, ihm, wenn die Tyrannen besiegt sein würden, ein flottes Präsent zu verehren, so war es ihm lieb, den jungen Mann, wenn auch auf längere Zeit, bei sich zu haben.

Als man an jenem Abende einige Gläser geleert, sagte der Müller: „Die Tyrannen würden sich schön ärgern thun, wenn sie uns da so vergnügt zusammen trinken sehen würden." — „Fidel kneipen heißt's," erwiderte Johannes verweisend, „aber: pereant die Tyrannen!" — „Hoch!" rief der Müller, anstoßend mit seinem Lehrmeister. Hierauf zählte er die Ausdrücke aus der Studentensprache auf, welche er vom vorigen Abende her im Gedächtnisse behalten hatte, und Johannes schien zufrieden mit ihm, obgleich einzelne Fehler mit unterliefen.

„Was heißt pauken?" fragte z. B. Johannes. — Der Müller that als spucke er in die hohle Hand, und machte hierauf die Bewegung des Zuschlagens. — „Das ist geholzt," erwiderte Johannes, „und das thun nur Obscuranten, Knoten und Philister. Der Studio paukt oder geht los, das heißt, er duellirt sich." — „Na," sagte Jakob, „das kommt endlich auf das Nämliche heraus, es wird nicht viel Unterschied sein. Aber sagen Sie mir einmal, wie kommen denn die Philister aus der biblischen Geschichte zu euch in die Stadt, und was nennt ihr überhaupt Philister?" — „Philister," versetzte Johannes, „ist streng genommen jeder, der nicht Student ist." — „Da thäte ja ich selbst am Ende ein Philister sein?" — „Gewissermaßen ja, wenn Ihr es nicht vorzieht, ein Knote zu sein, da das Knotenthum eine Unterabtheilung des Philisterwesen bildet." — „Hören Sie," sagte jetzt der Müller, sichtlich etwas verstimmt, „Knote, das mag ich nicht, das lautet ja, ich weiß selbst nicht warum, ganz dumm."

Johannes überhörte den Tusch. Der Müller war eigen in solchen Dingen, und selbst den Ausdruck „altes Haus" hörte er nicht gerne.

weil er darin eine Anspielung auf seine etwas baufällige Mühle argwöhnte. Johannes begann daher zu singen:

„Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Du liebe, liebe Seel, du mein einziges Kind, Juhee!“ ꝛc.

Der Müller vergaß sogleich seinen Groll und stimmte aus voller Brust in dieses reizende Lied ein, das ihm halb und halb auf ihn selbst gedichtet erschien:

„Nicht weit davon ein Edelmann,
Du liebe, liebe Seel, ꝛc. ꝛc.
Der hat 'n Knecht, der hieß Johann.“ ꝛc.

Bei dieser Stelle versäumte er nie, mit der Spitze seiner Pfeife nach der Gegend von Thalbach zu zeigen: „Der Bediente drüben thut Johann heißen, es trifft alles ganz natürlich zu.“ — Den etwas eigenthümlichen und weder auf ihn, noch, wenn man will, überhaupt passenden Schluß des Liedes, zog er liberaler Weise nicht weiter in Betracht.

Endlich stand Johannes auf, ging in die Kammer und holte den „Rachestahl“. Dieses war ein Dolch, ohne Zweifel gefertigt von der Hand eines Dilettanten, und einigermaßen schief zusammen gesetzt aus dem Stahlgriffe eines alten Hofdegens und einer abgebrochenen Stoßschlägerklinge. Er mußte bei dem allabendlich aufgeführten Landesvater die Stelle eines Schlägers vertreten. — „Lassen Sie den Rachenstahl drinnen,“ rief der Müller, „Sie stechen noch einmal sich, oder am Ende gar mich selbst. Und ein Loch lasse ich auch nicht mehr in meine Kappe bohren. Das hat ja gar keinen Sinn, sich die Kleider zu ruiniren!“ — Aber er gab nach, und sang nach kurzer Zeit, merklich „bekneipt“ und nicht ohne Anzeichen von Rührung:

„Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets, ja stets ein braver Bursche sein!“ —

Wie täglich so auch heute schmollirte hierauf Johannes mit seinem Gastfreunde, dann aber begaben sich beide zur Ruhe, und nannten sich des anderen Morgens regelmäßig wieder Ihr und Sie, so wie auch meist dann Johannes den etwas katzenjämmerlichen Müller zu versichern pflegte, daß die Verbindung, welcher er angehöre, neben andern Dingen auch

noch den Zweck habe, das Saufen und das Pauken abzuschaffen, und daß man bereits wenigstens so weit gekommen sei, daß kein studirender Jüngling mehr zu diesen beiden Lastern gezwungen würde.

„Dummes Zeug!“ brummte des andern Tages der Müller, als ihn Johannes wieder von diesen bereits gemachten Fortschritten in Kenntniß setzte; „dummes Zeug! Wer nicht mag, läßt's so bleiben!“ Und hierauf that er einen tiefen Zug aus dem klaren Mühlbache, während Johannes schwermüthig in dessen hüpfende Wellen blickte und nachsann, woher Tabak nehmen, da der seinige beim gestrigen Commerce alle geworden. —

Während sich diese wichtigen Ereignisse auf der Mühle begaben, hatte sich Thalbach zur Abreise gerüstet, und nachdem er endlich das Schloß verlassen, hatte Klementine wieder Zeit bekommen, über das ihr anvertraute Geheimniß nachzudenken. Sie erwog wieder, daß im Falle auch günstige Nachrichten für den Flüchtling eingelaufen sein sollten, sie dasselbe doch nicht erfahren würde, aus Gründen, die wir schon oben mitgetheilt, und dann verfiel sie in ein dumpfes Brüten. Des Nachmittags erging sie sich im Garten, und immer tiefer steigend, befand sie sich bald auf der letzten Terrasse. Ohne Zweifel zufällig blickte sie jetzt nach dem Schlosse, niemand sah sie.

Wie in tiefe Gedanken versunken, schritt sie jetzt langsam durch die Pforte des Gartens hinaus in den Wald, und bald befand sie sich auf dem Wege zur Mühle. Keinenfalls lief sie heute Gefahr, den Schnupfen zu bekommen, denn sie hüpfte nicht, wie gestern, von Stein zu Stein im Bache, sondern schritt sinnend auf dem Pfade zwischen den Erlen dahin. Ging sie einen schlimmen Gang? Sie dachte nicht daran, doch sagte sie sich, daß es ihr heute eigentlich durchaus nicht so nothwendig, zu wissen, ob des Flüchtlings Schicksal sich gebessert habe, da ja doch Thalbach nicht zu Hause und sie ihm ihr Geheimniß nicht mittheilen könne. Aber sie ging dennoch stets weiter.

Fast schien es, als wollten alte Bekannte, ihre Freunde und Gespielen von der Waldeinsamkeit her, sie warnen, abhalten. Im Eichenholze drüben jenseits des Thales schrie plötzlich, laut kreischend, ein Häher auf. Sie machen es häufig so, die braun und blau uniformirten Gesellen; aber nicht selten klingt dieser Schrei, als sei ein plötzliches Unglück geschehen im Wald, oder als gälte es, ein solches zu verhüten. Aber sie erschrack nicht. — Im Buchenholze klopfte ein Buntspecht. Weithin schallte klingend

dieses Klopfen. Vielleicht wollte er rufen: klopf an dein Herz, klopf an dein Herz! Aber sie verstand ihn nicht. — Sie hörte auch nicht, daß der Bach sie murmelnd an die Zeiten ihrer Kindheit und ersten Jugend erinnern wollte, und daß die alten Buchen ihr von der Zeit erzählten, wo sie nicht sprechen wollte unter ihrem grünen Dache und zwischen ihren schlanken Stammsäulen, wo das Waldesdunkel eine heilige Kirche war für das Kind. — Sie sprach auch jetzt nicht, aber sie schritt vorwärts.

Dann huschten die Eidechsen an ihr vorüber, an den Stellen des Weges, wo die Sonne das Erlengebüsch durchdrang. Sie ließen buhlend ihre goldgrünen Rücken in den Sonnenstrahlen spielen und riefen: „Lauf uns nach, wie früher, fang' uns, fang' uns!“ — Aber sie fand heute die zierlichen Thierchen nicht so verlockend, wie sonst, und schritt vorüber. — Am Ufer des Baches wand sich die bläulich schimmernde Ringelnatter aus einem duftenden Melissenbusche. „Denk' an's Paradies, das du verlassen willst, und an meine schlimme Schwester,“ sagte sie verständig, denn die Schlangen sind bekanntlich klug. — Das Mädchen brach einen Erlenzweig vom Gebüsche und verscheuchte die Warnerin.

Aber horch! Vom Buchenkloster rief jetzt die Glocke durch den Wald: „Bim, bum, kehr um!“ — Klementine stand still, es däuchte ihr wirklich, als riefe die Glocke: „kehr um, kehr um!“ — Freilich, freilich! Die Glocken sprechen wirklich bisweilen, sie singen und sie erzählen ganze Geschichten, besonders des Nachts, oder wenn ihre Klänge durch die stille Einsamkeit erzittern und dann anschlagen an ein krankes Menschenherz.

Sie legte die Hand an die Stirne und schien sich zu besinnen. Aber durch ihre nicht fest geschlossenen Finger hindurch sah sie jetzt etwas funkeln und blitzen. Es war die goldgestickte Mütze des Johannes. — Daß sie ihn gesucht hatte, war kein Zweifel. Sie hatte sich das selbst wohl nicht verhehlt. Doch erschrack sie jetzt heftig und war auf dem Punkte, die Flucht zu ergreifen; aber während ihre Füße, wie in den Boden gewurzelt, ihr den Dienst versagten, trat der junge Mann rasch einige Schritte zurück, nahm einen Anlauf, und sprang mit einem mächtigen Satze über den Bach. Einige Augenblicke später stand er vor der zitternden Jungfrau.

Zuerst verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor der „Huldin“, wie er sagte, und dann belogen sie sich gegenseitig, indem er ihr versicherte, daß er zwecklos thalabwärts geschlendert sei, und sie ihm erzählte, daß sie Wald-

blumen gesucht habe. Daß sie nicht eine einzige gefunden hatte, trotz des reichen Flors, schien ihm nicht aufzufallen. — Nachher aber kamen sie der Wahrheit näher. Sie fragte, ob Nachricht angekommen sei, seine Sicherheit betreffend, was er verneinte, aber seine Hoffnung auf die nächsten Tage stellte; dann erzählte sie ihm, daß ihr Vater und Bräutigam abgereist sei, worüber er nur mühsam seine Freude zu verbergen vermochte. Ihr eigentliches Verhältniß zu Thalbach hatte ihm der Müller bereits erzählt, aber er hatte es falsch aufgefaßt und sie sich als eine von einem tyrannischen Vormunde gezwungene Mündel gedacht. Jetzt sah er freilich wohl das Gegentheil, obgleich ihm ihr Handeln und Wünschen nicht vollständig klar war. Im Ganzen aber sprach er heute um Vieles vernünftiger, als des Tags vorher, gleichwohl lief noch allerlei phantastisches Zeug mitunter. Sie lauschte indessen seinen Worten begierig und schämte sich, daß sie dem erfahrenen und weltkundigen Mann gegenüber, denn als solcher erschien er ihr, so wenig zu berichten habe.

So war man unverhofft schnell an eine Stelle des Pfades gekommen, von welcher aus bereits die Mauern der untersten Terrasse des Schloßgartens durchschimmerten. Johannes erklärte, daß er nicht weiter gehen dürfe, aber seine Begleiterin ließ sich bewegen, ihm wieder rückwärts ein Stückchen das Geleite zu geben, und daß er seinerseits sie dann wieder begleitete, versteht sich von selbst. Vielleicht liegt es eben so nahe, zu errathen, daß Klementine, ehe man sich trennte, versprach, des folgenden Tages an derselben Stelle nachzufragen, ob gute Nachricht gekommen sei.

Als sie bergan stieg, um das Schloß zu erreichen, schien ihr die Brust springen zu wollen. Einige Tage vorher war sie, flüchtig wie ein Reh, dieselben Stufen aufwärts gesprungen. Sie seufzte tief auf, als sie ihr Zimmer erreicht hatte, und war träumerisch und in sich versunken, bis sie am Abend ihr Lager suchte. Der alte Johann sprach aber für sich: „Ich war doch ein Esel, und die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und nächstens ist die Hochzeit!" — Es ist merkwürdig, was alte Leute bisweilen für einen Scharfblick besitzen! —

Nachdem Johannes des Abends, wie gewöhnlich, beim Schlusse des Commerses mit dem Müller schmollirt hatte, sagte er nach der obligaten zärtlichen Umarmung: „Fuchs, du mußt mir einen Gulden pumpen und morgen eine Spritze in's Städtchen machen, Tabak zu kaufen und nach Briefen

zu sehen." — „Sprechen Sie mit mir?" erwiderte der Müller, welcher bereits die Ausdrucksweise des andern Morgens annahm. „Fuchs? Spritzen machen? Pumpen? Was thun das für Narrheiten sein?" In der That aber hatte er das Wort „pumpen" sehr gut verstanden, da ihm Johannes bereits mancherlei von dieser, der studirenden Jugend so unentbehrlichen Kunst gesprochen hatte. Aber er trug keine Lust zu baaren Auslagen. — Johannes aber wußte seine Bedenklichkeiten zu zerstreuen, und des andern Tages, sogleich nach dem Mittagsmahle, trollte der alte Jakob durch das Thal nach dem Flusse zu, auf dessen jenseitigem Ufer das Städtchen lag.

Das Opfer der Tyrannei hatte einen doppelten Vortheil errungen. Einmal traute er dem Alten nicht, seines verabredeten Spazierganges mit Klementinen wegen, im Thale so nahe an der Mühle. Dann, Tabak! Er hatte gestern praktisch die Erfahrung gemacht: des Müllers Tabak war wirklich nicht zu rauchen! — —

Als die beiden jungen Leute sich verabredetermaßen wieder sahen, fragte Klementine sogleich nach den Nachrichten aus der Stadt, worauf ihr Johannes erwiderte, daß der alte Jakob auf Kundschaft gesendet worden sei; dann aber sprach man von anderen Dingen, und als man sich trennte, erschien es bereits als gar keinem Zweifel unterliegend, daß man sich morgen wieder sehen würde. Indessen bezeichnete Klementine einen andern Ort zur Zusammenkunft, da der Thalweg dennoch dann und wann von Landleuten begangen würde, und auch der Müller gefährlich erschien. Die von Klementine zur Zusammenkunft bestimmte Stelle war ein oberhalb des Klosters gelegener Buchenschlag, hochstämmig, nur selten von jemand besucht, und zugleich konnte Johannes denselben kaum verfehlen, da man schon vom Thale aus die hervorragenden Stämme bemerkte. — Das war ganz trefflich. Weniger trefflich aber war es, daß Klementine jetzt nicht mehr nur ein Geheimniß des jungen Mannes zu verwahren hatte, sondern daß sie bereits mehrere mit demselben theilte. —

Nach acht weiteren Tagen hatte sie ihm keins mehr zu verbergen. Sie liebte ihn mit aller Leidenschaft einer ersten Liebe, denn wir dürfen diese Liebe wohl so bezeichnen, und wenn gleich, wie man zu sagen pflegt, in allen Ehren, dennoch rücksichtslos, denn sie dachte kaum mehr an Thalbach, es sei denn vielleicht in ihren Träumen, in welchen sich sein und Johannes Bild auf abenteuerliche Weise verschmolz. —

Wer wirft den ersten Stein auf das junge Mädchen? — Nie in

ihrem Leben, oder doch wenigstens nur auf ganz kurze Zeit, hatte sie mit jungen Männern Umgang gehabt, und dann war sie, aller weiblichen Stütze und Erziehung baar, vielleicht — es sei uns der Ausdruck gestattet — eben deshalb zu sehr Weib geworden. —

Ein Brief von Thalbach, welcher zu dieser Zeit einlief, riß sie aus ihrem Taumel, und nach der kurzen Liebesfreude begann jetzt bereits ihr Kummer und ihr Schmerz. Thalbachs Brief, neben väterlicher Treue und Fürsorge voll von reiner Zuneigung und Liebe, öffnete ihr gewissermaßen die Augen, theilweise wenigstens, und sie sah sich in ein Meer von Noth und Sorge, von Zwiespalt und Zweifel gestürzt. Eben durch die rasch entstandene Liebe zu Johannes war ihr ihr Verhältniß zu Thalbach jetzt eigentlich erst klar geworden, aber mit alle dem — was beginnen? —

Sie durchweinte die Nacht, und als am andern Morgen die Hausgenossen ihre rothen Augen sahen, fanden sie in denselben eine neue Bestätigung des Urtheiles des alten Johann: „Die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und jetzunder weint sie, weil er geschrieben, daß er noch eine Weile draußen bleibt!" — Er hatte das wirklich geschrieben, aber Klementine lief des Nachmittags in ihren Buchenwald, gab Johannes das Schreiben Thalbachs und schüttete all' ihren Gram in sein Herz aus.

Johannes blieb ruhig und bewahrte vollkommen seine männliche Würde. „Ich trete hin vor deinen Vormund," sprach er, „und verlange dich von ihm. Er kann mir deine Hand nicht verweigern. Die alten, aristokratischen Standesvorurtheile, welche noch nicht gefallen sind, werden nächstens zusammenstürzen. Dafür bürge dir mein Wort. Und übrigens, auch ich bin von Familie! Ich heiße von Tofer!" — Klementine hatte bis jetzt noch niemals nach dem Familiennamen ihres Freundes gefragt, einfach aus dem Grunde, weil ihr „Johannes" vollkommen genügte. Sie hörte auch jetzt kaum auf diese seine Eröffnung, sondern warf sich schluchzend an seine Brust und rief mit halb erstickter Stimme: „Oh, mein Gott, mein Gott! Wie wird er sich grämen! Er liebt mich so sehr, und ich — ach, ich kann nicht leben ohne dich!" Hierauf sagte sie ihm, daß sie entschlossen sei, Thalbach alles mitzutheilen, und daß sie noch heute, des Abends, an denselben schreiben wolle. — „Man muß nichts übereilen," antwortete Johannes.

Hierauf erhielt er von ihr die Zusicherung, daß sie wenigstens nicht

vor morgen sich Thalbach anvertrauen wolle. Man trennte sich hierauf früher als gewöhnlich, denn es ist fast besser, wenn vielleicht auch nicht viel angenehmer, wenn zwei Liebende sich in gegenseitigen Thränen auflösen, als wenn bloß der eine Theil in solcher Auflösung begriffen ist, während der andere tröstend und rathend auftreten soll.

Johannes stopfte sich sogleich nach dem Abschiede von Klementine seine Pfeife und begab sich auf Umwegen zur Mühle zurück. „Auch ich," sagte er, mächtige Rauchwolken von sich blasend, „auch ich liebe das nette Kind unaussprechlich. Wir werden auf einer ihrer anderen Besitzungen ein äußerst glückliches Leben führen, denn hier, beim Alten dort drüben, mag ich nicht bleiben. Aber wer hätte gedacht, daß mir in diesen altehrwürdigen Waldungen ein solches „Schwein" begegnen würde!" — Um Irrungen zu vermeiden, und vorzugsweise um unsere schönen Leserinnen zu beruhigen, welche nicht in einer Universitätsstadt erblüht sind, müssen wir bemerken, daß in der Studentensprache „Schwein" Glück bedeutet.

Des Abends befragte Johannes den Müller um verschiedene Verhältnisse der Umgegend und sagte dann: „Die Thalbachs sind wohl reich?" — „Reich!" rief dieser, „reich! Die wissen gar nicht, wie reich sie sind, und müssen ihr Geld mit Scheffeln messen!" — Der alte Jakob war einmal stärker angetrunken als gewöhnlich, und dann, — die Leute im Thale hielten gute Nachbarschaft, — er wollte die Thalbachs „herausbeißen", wie Johannes häufig zu sagen pflegte.

Des anderen Tages bestand Klementine anfänglich bestimmt darauf, an Thalbach zu schreiben, und, wie sie schon gestern beabsichtigte, ihm alles zu eröffnen. — Statt dessen schlug ihr Johannes vor, sie zu entführen. Aber Klementine wies diesen Vorschlag entschieden zurück, obgleich sie mancherlei gelesen hatte von solchen romantischen Fällen. Sie stellte sich Thalbachs Kummer vor, an etwas Anderes dachte sie nicht; aber dies Eine genügte, fest zu bleiben. — „Liebst du mich nicht?" sagte er. — „Ach, unendlich, unendlich, aber ich liebe auch den Vater!" — Dann schlug sie ihm vor, in's Kloster zu gehen und sich mit dem alten Guardian zu besprechen, denn sie hatte ein instinktartiges Bedürfniß nach dem Rathe eines älteren Mannes, der ihr Trost bringen, ihre Zweifel heben sollte.

Wie leicht zu denken, verwarf Johannes diesen Vorschlag; aber als

er von heuchlerischen Pfaffen sprach, mit welchen er nichts zu thun haben wolle, fühlte sie sich zum erstenmale gekränkt von ihm, und sie wären fast in Unfrieden geschieden, doch erlangte er einen Aufschub von drei Tagen von ihr, binnen welcher Frist sie nichts zu unternehmen versprach. Von den Nachrichten aus der Stadt, welche er erwartete, war nicht mehr die Rede, und er selbst sagte ihr nicht, daß er in der That ein Schreiben erhalten hatte, welches ihm die Rückkehr ermöglichte.

Am folgenden Tage gegen Mittag ging ein Gewitter über die Berge. Der alte Jakob stellte sein Rad höher und hob den Steg ab, der über den Mühlbach führte. Auch schaffte er einiges Holz in die Mühle, einen Zuber, eine Schnitzbank und andere Geräthschaften, welche im Freien gestanden waren, und Johannes, welcher ihm vom Fenster aus eine Zeitlang zugesehen hatte, sagte endlich lachend: „Auf Cerevis, alter Schwede, Ihr verschanzt Euch ja vollkommen, als ob wir eine Belagerung auszuhalten hätten!" — „Cerevis hin oder her," erwiderte der Alte, „es wird gleich losgehen, und dann hat die Pläsirlichkeit ein Ende." — Es ging wirklich los.

Als Johannes aufwärts blickte, erschrack er fast. Die schwarzen Wetterwolken waren so rasch herangezogen, daß er ihr Nahen kaum bemerkt hatte. Aber sie schienen oben im Walde die Kronen der Bäume zu streifen, während es unten im Thale fast Nacht wurde. Der Donner, welcher bisher nur leise gegrollt hatte, begann jetzt furchtbar zu brüllen, so daß es Johannes erschien, als müsse bei jedem Schlage die alte Mühle zusammenstürzen, wenn sie es nicht vorzöge, von den Blitzen in Brand gesteckt zu werden, welche nicht allein oben auf den Bergen, sondern auch unten im Thale und selbst in seiner nächsten Nähe sich häuslich niedergelassen zu haben schienen, denn alles ringsum schien in schwefelgelbe Flammen gehüllt.

„Herr Gott," sagte er, indem er vom Fenster zurück trat, „das ist ja ein ungeheures Wetter!" — „Es wird gleich losgehen," erwiderte Jakob, welcher den Kopf zum Fenster hinaus steckte und aufwärts blickte. — Johannes gab keine Antwort, aber er dachte bei sich, daß wenn das, was bereits da war, erst der Anfang sei, sie Beide ohne Zweifel das Ende nicht erleben würden.

„Jetzo!" rief der Müller, und in diesem Augenblicke begann ein wolkenbruchartiger Regen vom Himmel zu stürzen, wie der junge Mann

sich nicht erinnerte, jemals einen ähnlichen gesehen zu haben. Der Müller schloß rasch das Fenster, und durch die trüben Scheiben desselben sah Johannes, wie bereits nach einigen Minuten Gießbäche von den Bergwänden stürzten, an Stellen, welche früher keine Spur von Wasser gezeigt, und wie in eben so kurzer Zeit der bescheidene Mühlbach zu einem kleinen Flusse geworden zu sein schien. Dann sah man nichts mehr, denn die sich vom Himmel ergießenden Fluten versperrten alle weitere Aussicht. Aber man hörte jetzt plötzlich ein kollerndes, polterndes Geräusch, welches immer stärker wurde und den Donner ersetzen zu wollen schien, der schon in etwas längeren Pausen die grüne Mühle erzittern ließ.

„Was ist denn das für ein entsetzlicher Lärmen?“ fragte Johannes. — „Die Steiner,“ war die lakonische Antwort. — „So, so, die Steiner!“ sagte Johannes. Er wußte nicht recht, was der Müller meinte, aber er wollte nicht weiter fragen, theils weil der Alte mürrisch schien, theils um vielleicht nicht den Anschein von Aengstlichkeit auf sich zu laden. Als er aber jetzt einen Blick nach außen warf, fand er das Wasser des Mühlbaches so gestiegen, daß er ernstliche Befürchtungen zu hegen begann. Er sagte deshalb: „Ich glaube, am Ende ersaufen wir.“ — „Nein!“ war die Antwort.

Offenbar liebte der alte Jakob nicht, bei ähnlichen Gelegenheiten viel zu sprechen, Johannes schwieg daher ebenfalls. Nachdem aber der Regen in so weit nachgelassen hatte, daß ein weiterer Blick in's Thal gestattet war, sah er zu seinem Aerger, daß dasselbe einem See glich, und für heute wenigstens an eine Zusammenkunft mit Klementine nicht zu denken war.

Er fing an, sich ziemlich zu langweilen. Zwar führte er in seinem leichten Ränzchen seinen Horaz bei sich, allein er pflegte nie in demselben zu lesen und hatte den würdigen Classiker eigentlich nur aus alter Malice vom Gymnasium her zu den Strapazen dieser Reise gezwungen. In der Mühle selbst befand sich als Repräsentant sämmtlicher Litteratur einfach ein Kalender, aber ohne „Geschichten“, und am Schluß nur mit einigen ökonomischen Regeln und Recepten für's Vieh versehen. — „Es ist ein Hundeleben!“ dachte Johannes und begann nebenher noch einigermaßen zu frieren, da es rasch kühl, ja fast kalt geworden und sich das Gewitter zwar entfernt hatte, aber der Regen geblieben war.

Endlich wurde es dennoch Abend, und nachdem der noch immer

schweigsame Müller das Abendbrod aufgestellt, äußerte Johannes, daß er sich heute ganz absonderlich auf das kneipen und den Commerce freue. — „Schnecken!“ erwiderte der alte Jakob, und als sich Johannes um die Bedeutung dieser ihm vollkommen unbekannten Redensart erkundigte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß dieselbe negativer Art sei und die Unmöglichkeit ausdrücke, des Wassers halber in den Keller zu gelangen. — Frierend kroch der doppelt unglückliche Jüngling in die Federn und wurde am andern Morgen durch das Plätschern des Regens erweckt, welcher, wie es schien, zum Landregen werden wollte.

Heute erfuhr indessen Johannes die Ursache des polternden Lärmens von gestern; denn obgleich der Bach noch immer die halbe Breite des Thales einnahm, fand er dennoch bereits am Morgen den Müller beschäftigt, eine Menge größerer und kleinerer Kiesel- und Sandsteingeschiebe aus seinem Wasser zu schaufeln. Das waren die „Steiner“, von welchen der Alte gestern gesprochen, die der angeschwollene Bach als unwillkommene Gäste herbeigeschwemmt und welche nicht selten dem Mühlwerk verhältnißmäßig beträchtlichen Schaden zufügten. Im Uebrigen regnete es bis Abend, war dabei empfindlich kalt geworden, und da auch der Keller noch immer unzugänglich blieb, so gestand sich Johannes des Abends, daß er noch nie einen nichtswürdigeren Tag verlebt.

Der Morgen des nächsten Tages brach etwas tröstlicher an. Gegen Mittag blickte bisweilen, wenn gleich stets noch schüchtern und verstohlen, die Sonne in's Thal, und obgleich noch allenthalben Wasser stand, so machte sich Johannes dennoch Nachmittags auf, um zu den hohen Buchen zu steigen, obgleich er kaum hoffen durfte, Klementine dort zu treffen. Aber sie war bereits auf dem Platze, wenn gleich durchnäßt, da Busch und Baum im Walde noch reichlich mit Wasser bedeckt waren und bei jedem Windstoße tropften.

Sie war bleich geworden in diesen beiden Tagen, in welchen sie Johannes nicht gesehen hatte, und sah sichtlich abgehärmt aus. Sie gestand ihm dies auch und sagte, daß das schlimme Wetter sie noch trüber gestimmt. Es habe eine unerklärliche Angst sich ihrer bemächtigt, und neben der Sehnsucht, welche sie gehabt, ihn zu sehen, seien schwere Zweifel in ihr entstanden, ob sie bisher auch recht gehandelt, ihm diese Zusammenkünfte zu gestatten; ja sie habe sich bereits bittere Vorwürfe hierüber gemacht. Dann sagte sie ihm, daß sie unbedingt heute an Thalbach schreiben

und ihm alles mittheilen werde, was geschehen sei; sie wolle ihn um seine Verzeihung bitten und um seinen Rath.

„Er wird dir rathen, mich laufen zu laufen," sagte Johannes ziemlich prosaisch, „und dann, ich weiß eigentlich gar nicht, warum du überhaupt um Rath fragen willst. Daß wir uns lieben und uns heirathen wollen, ist eine ausgemachte Sache; was soll er denn eigentlich noch rathen?" — Klementine schüttelte schweigend das Haupt. Hierauf erwiderte sie: „Er wird rathen, was das Beste ist, denn er ist klug und edel, und," setzte sie hinzu, während sie in Thränen ausbrach, „er liebt mich!" Dann aber warf sie sich in Johannes Arme und rief leidenschaftlich: „Und dennoch bin ich dein auf ewig, es mag kommen und hereinbrechen über uns, was da will!"

Die Liebenden trennten sich früher als gewöhnlich, denn Klementine wollte bei den Leuten im Hause keinen Verdacht erregen, da ein allzulanger Aufenthalt im feuchten Walde offenbar auffallend gewesen wäre. Vorher aber sagte sie zu Johannes: „Jetzt nehme ich Abschied von dir auf einige Tage, denn ich muß die Antwort Thalbachs abwarten, ehe ich dich wieder sehen darf. Das hab' ich mir geschworen. Dann aber theile ich dir mit, was er geschrieben. Hoffen wir das Beste und bleiben wir uns treu auf ewig." — Sie entschlüpfte ihm und eilte davon.

Johannes schien einigermaßen unwirsch geworden. „Der alte Philister," sagte er brummend, indem er heimwärts ging, „wird einen schönen Skandal aufschlagen! Es ist ganz einfältig, daß sie durchaus schreiben will, aber so sind sie alle, halb eigensinnig, halb sentimental! Aber ich werde vor ihn treten und sprechen zu ihm, als Mann zu dem Mann, frisch und frei!"

Als Klementine nach Hause gekommen, begann sie an Thalbach zu schreiben, einen langen, langen Brief, in welchem sie alles schilderte, was sich begeben, und ihn um Rath und Hülfe fragte in ihrer Noth; denn obgleich sie unverhohlen von dem Glücke sprach, das sie in der Liebe zu Johannes gefunden, so verhehlte sie dennoch wieder nicht, wie sie Zweifel, ja Angst schreckten und quälten. — Als sie ihren Brief überlesen, fand sie ihn unklar und verwirrt, und vor allem nur den kleinsten Theil der Gefühle ausdrückend, die sie bestürmten. Aber sie schrieb nicht auf's neue. „Er weiß schon, wie ich's meine," sagte sie, und am andern Morgen gab sie dem zur Stadt gehenden Boten ihr Schreiben mit.

Wir unterlassen, nur einigermaßen ausführlich zu schildern, was Thalbach empfand, aber — vielleicht ist es sonderbar — er machte sich zuerst Vorwürfe, daß er während dieser ganzen Zeit nur einmal an Klementine geschrieben hatte. „Es wäre doch vielleicht anders gekommen, hätte sie öfters Nachricht von mir erhalten," sagte er sich. — Dann freilich kam bitteres Weh, selbst Groll über ihn, aber er sagte sich, wie es vielleicht besser sei, daß es so gekommen, und er erinnerte sich, daß er nicht Bräutigam allein sei, sondern auch Vaterpflichten habe. — Ob Thränen in seine Augen kamen — wer weiß das? Wer zählt die einsam geweinten? Wer kennt die Herzenswunden von Tausenden, mit welchen wir verkehrten, die wir für rauh hielten und hart, für heiter und frivol, und die dennoch bitteres Weh im weichen Herzen trugen? —

An den jungen Mann, der ihm sein Glück geraubt, dachte Thalbach anfänglich kaum, und auch später konnte er sich kaum ein Bild von ihm schaffen. Klementine hatte über denselben einen gewissen poetischen Zauber ausgegossen, welchen er mit ihrer übrigen Schilderung von ihm nicht vereinigen konnte. Aber vor allem fiel ihm auf, daß sie eine Andere geworden schien in dieser kurzen Zeit. Das Kind war verschwunden, diesen Brief hatte eine Jungfrau geschrieben. Er fand ihn viel klarer, viel zusammenhängender als sie selbst. „Ihre erste Liebe hat sie merkwürdig verändert," sprach er. Ihre erste! Er lächelte bitter.

Am andern Morgen schrieb er einige wenige Zeilen an Klementine und sendete sie mit einem Expressen. Diese Zeilen lauteten: „Sei nur ruhig, böses, liebes Kind, und gräme dich nicht. Mag dich lieben, wer da will, dein bester und treuster Freund bin doch immer ich. Darum sei nur ruhig. Es soll schon alles gut werden. Das versichert Dir

„Dein alter Papa Thalbach.

„P. S. Einige Stunden nach diesem Briefe komme ich selbst. Ich schickte nur den Expressen, damit Du Dich nicht länger härmst." —

Klementine benetzte dieses Schreiben mit reichlichen Thränen. Sie hatte alles verstanden. Thalbach hatte recht, aus dem Kinde war ein Weib geworden. —

Als nach einigen Stunden der Erwartete wirklich kam, sank sie, nachdem sie ihn auf sein Zimmer begleitet hatte, vor ihm auf die Knie. „Hilf mir!" rief sie schluchzend — Trotz aller innerlicher Erregung und trotz der Gewalt, welche er sich anthun mußte, diese Erregung zu verber-

gen, mußte Thalbach doch lächeln. Er sollte ihr helfen! Aber von was, zu was?

„Setze dich zu mir, du armes Kind, und erzähle mir alles; glaube, du seist wieder die kleine Klementine, die erst ein paar Wochen hier im Walde und dennoch dem Papa nichts verbarg," sagte er. — Sie that dies, und als sie geendet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. „Und du hast ihn also recht lieb?" — „Ach freilich, sehr, sehr lieb!" — „Aber was hat er dir denn weiter von seinen Verhältnissen gesagt, ob er noch Eltern hat, ob Aussichten oder Vermögen?" — Er hatte von alle dem kein Wort gesagt. Thalbach schüttelte den Kopf. „Es ist sonderbar," sagte er, „ich habe in der Stadt kein Wort von einer neuen Demagogen-Verfolgung gehört; im Gegentheil, die Regierung scheint gegenwärtig fast mit Wohlgefallen auf das Treiben der jungen Leute zu sehen oder sich vor ihnen zu fürchten und vor dem, was daranhängt. — Von Toser, sagtest du?" — „Ja, Vater, er ist auch von Familie." — „Unbedingt," erwiderte Thalbach, „denn mit Ausnahme Adams und seiner Gemahlin sind alle Menschenkinder von Familie. Aber der Name ist mir unbekannt."

Nach einigem Nachdenken kam Thalbach auf den Gedanken, daß der junge Mann vielleicht einer Ehrensache halber, in welcher er seinen Gegner verwundet habe, geflohen sei. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er schrieb höflich, fast freundlich an Johannes und bat ihn, nach Thalbach zu kommen, da er sich mit ihm zu besprechen wünsche. Habe er Gründe, dies auszuschlagen, so wolle er, Thalbach, ihn in der Mühle besuchen.

Der alte Johann, der allmälig klarer zu sehen begann, trug den Brief mit innerlichem Aerger zur Mühle und erhielt von Johannes die Antwort, daß er des nächsten Vormittags die Ehre haben werde.

„Was steht denn in dem Briefe?" fragte der alte Jakob. — „Ich bin zum Mittagsessen eingeladen worden auf morgen," erwiderte Johannes, aber der Alte gab keine deutliche Antwort, sondern brummte bloß etwas in den Bart. Es hatte den Anschein, als sähe jetzt auch der alte Jakob klarer. Wie auf gegenseitige Verabredung sprach keiner der Beiden vom Commerce, und der Abend verging so trübselig, wie zu den Zeiten der Wassersnoth.

Am nächsten Morgen schritt mit dem Grauen des Tages der Studiosus über die Berge der Stadt zu. Er hatte dem Müller gesagt, daß

er nicht mit den nöthigen Kleidern versehen sei, um anständig im Schlosse erscheinen zu können; Papier, um sich schriftlich zu entschuldigen, sei auch nicht vorhanden auf der Mühle, so wolle er denn schleunig nach der Stadt, von dort aus schreiben, und — vielleicht wiederkehren. — „Thut nicht pressiren," sagte der Müller mürrisch; als ihm aber Johannes freundlich die Hand reichte und mit dem Freimuthe der Jugend herzlich für seine Gastfreundschaft dankte, ward auch er freundlicher. — „Gerne geschehen," sagte er, und schüttelte die Rechte Johannes'. — So schieden sie.

Oben auf der Höhe warf der junge Mann noch einen trüben Blick abwärts auf's Thal. „Hans, Hans!" sprach er zu sich selbst, „ich fürchte, du hast dumme Streiche gemacht! Ich habe nichts, und wenn sie reich ist, geben sie mir sie gewiß nicht. Ich weiß aber gar nicht einmal, ob sie wirklich Moneten hat. Es ist ein liebes Ding, aber —!" — Er warf sein Ränzchen auf die rechte Schulter, und so abwechselnd, um sich die Last zu erleichtern, und schritt raschen Fußes, aber unzufrieden mit sich selbst, weiter. —

Klementinen erschien dieser Morgen endlos. Sie eilte von Fenster zu Fenster, aber sie spähte vergebens, und als Thalbach, welcher schweigend bis Mittag gewartet hatte, endlich sagte: „Er kommt nicht, ich gehe nach Tische selbst hinunter," seufzte sie tief auf.

Der Müller war sichtlich in Verlegenheit, als Thalbach in seine Stube trat und nach Johannes fragte. „Flöten gegangen, gnädiger Herr," sagte er; „heute früh schon; er stand sonst nie so früh auf." — Nachdem aber Thalbach freundlich mit ihm gesprochen, ging er in die Nebenstube und brachte einen geöffneten Brief. „Das hat er vor ein paar Tagen aus der Stadt gekriegt und hat's heute liegen lassen," setzte er hinzu. — Thalbach nahm das Schreiben. „Wenn Dinge darinnen enthalten sind," dachte er, „die sein Geheimniß sind, so kommt der Brief in's Feuer und der Inhalt bleibt in meiner Brust verschlossen. Steht aber etwas von Klementine darinnen, so bin ich ihr es schuldig, zu handeln."

Das Schreiben lautete: „Lieber Bruder! — Du kannst jeden Augenblick wieder kommen. Den Eichenberger haben wir aus der Kasse bezahlt und den Schneider zur Hälfte. Er hat sein Philister-Cerevis gewichst, daß er nicht klagen will, und von Arrest keine Rede. Aron ist der fidelste von allen, er will nach wie vorher pumpen. Die Juden sind ordentliche Kerle. Also komme. Stelle dir vor, daß ein krasser Fuchs den langen

Hektor angesch . . . . en hat, dafür aber hat Heinrich Einem von den ***** zwei Löcher gegeben. Es geht also auf. Die Hochin hat famoses Bier. — Unsern Gruß und Bruderkuß.

„Dein Freund und Bruder Bemser."

Thalbach lächelte, als er dies Schreiben gelesen. „Haben es Euer Gnaden denn verstanden?" fragte der alte Jakob, „ich habe nur die Hälfte davon lesen können, und von dem habe ich wieder das Wenigste begriffen." — „Ich habe alles verstanden," erwiderte Thalbach; „diese Studentensprache verändert sich zwar mit den Jahren, wie überhaupt alles auf der Welt, aber ein alter Studiosus, wie ich, versteht sie trotzdem immer noch." — Er nahm den Brief mit sich und erzählte Klementine, daß Johannes sich entfernt, aber versprochen habe, zu schreiben. Er sagte ihr schonend, daß der junge Mann wohl ein bischen aufgeschnitten und daß weniger politische Verhältnisse als Schulden ihn auf kurze Zeit von der Stadt getrieben. Hierauf las er ihr das Schreiben des Freundes Bemser vor.

Als Klementine hörte, was dem langen Hektor durch einen krassen Fuchs *) angethan worden war, erröthete sie und wurde heftig entrüstet. „Der Brief ist untergeschoben!" rief sie erzürnt; „Johannes hat keine Jünglinge zu Freunden, welche sich solche Rohheiten zu Schulden kommen lassen."

Dann traten ihr die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, daß der Brief dennoch vielleicht ächt und daß ihrem ritterlichen Johannes etwas Aehnliches passiren könne.

Thalbach beruhigte sie, indem er ihr erklärte, wie die Sache zu verstehen sei. Hierauf aber sagte er: „Ich bezweifle, daß der junge Mensch schreibt, noch mehr aber, daß er kommt." — Und als Klementine fast mit Heftigkeit dieser Ansicht widersprach, so gestand er ihr eine Frist zu, oder er verdoppelte vielmehr die von ihr erbetene, bis zu deren Verlauf er zu warten beabsichtige, dann aber sich an den Vormund Klementinens wenden wolle, mit dem Auftrage, Johannes zur Rede zu stellen oder irgend wie Aufklärungen herbeizuschaffen.

---

*) Angesch....en — früher so viel, als im Duelle so verwundet, daß dasselbe als beendet betrachtet wird. Die gegenwärtig studirende Jugend bedient sich mit Vortheil anstatt dieses rohen Ausdruckes früherer Zeit des Wortes „abführen", welches, wenn es nicht im medizinischen Sinne genommen wird, offenbar moralisch sittlicher und anständiger ist. B.

Diese Frist betrug vierzehn Tage, und während Klementine am Anfange derselben freudig und vertrauensvoll auf das Erscheinen oder wenigstens auf irgend eine Nachricht ihres Freundes wartete, bekümmerte sie sich sichtlich gegen Ende derselben. Thalbach, obgleich innerlich selbst bekümmert, suchte dennoch sie aufzuheitern und zu zerstreuen; nachdem aber die vierzehn Tage verflossen, schrieb er das Nöthige an Klementinens Vormund, und als nach Verlauf einiger Zeit dessen Antwort einlief, eröffnete er dieselbe in ihrer Gegenwart und theilte sie ihr offen und ohne Rückhalt mit. Es waren zwei Schreiben, beide an Thalbach gerichtet, das erste vom Vormunde, das andere von Johannes selbst.

Der Vormund schrieb, daß Johannes der Sohn einer unbemittelten Beamtenwittwe sei. Er sei leichtsinnig, nicht mehr und nicht weniger, als fast alle jungen Leute seines Alters, vorläufig weniger als mittelmäßig fleißig, und neben allerlei andern Gründen schon deshalb so ziemlich ohne alle Aussicht. An's Heirathen sei nicht zu denken. Er selbst, der Vormund, halte ihn übrigens für einen eigentlich guten Menschen, und seine Kameraden behaupteten, er sei ein „ordentlicher Kerl". — Ueber das Verhältniß zu Klementinen gab das Schreiben Johannes' selbst nähere Auskunft. Er gestand den eigentlichen Grund seiner Flucht von der Stadt und sagte, daß er anfänglich an nichts weniger als an ein ernsthaftes Verhältniß mit Klementine gedacht habe. Später aber habe er sich in sie verliebt, er wisse selbst nicht, wie das gekommen sei, und ihr unbefangenes Entgegenkommen habe ihn die Möglichkeit erblicken lassen, an ihrer Hand als der glücklichste Sterbliche durch's Leben zu wandeln. — Nun folgten einige Schwärmereien, der Schluß des Schreibens aber war wieder nüchterner und prosaischer.

Er gestand offen, daß er Klementine für eine reiche Erbin gehalten. Habe dies nun auch seine Neigung zu ihr nicht vermehrt, so habe er doch hierin eine Möglichkeit gesehen, um in ihren Besitz zu gelangen. Durch den Vormund habe er die wahre Sachlage erfahren, und nun begreife er freilich die Thorheit eines ferneren derartigen Wunsches. Er gab nun Klementine ihr Wort zurück, bat sie und Thalbach um Verzeihung, daß er zwischen beide getreten, und schloß mit der Bemerkung, daß er wahrscheinlich demnächst eine kleinere Universitätsstadt beziehen werde, um durch Verringerung des Kostenaufwandes die Fortsetzung seiner Studien zu ermitteln. — Das ganze Schreiben war artig gehalten, aber kühl, vielleicht

in Folge dessen aber ehrenhaft, da die Trennung klar und ohne Rückhalt ausgesprochen wurde. —

Schweigend, aber blaß wie der Tod, hatte Klementine dasselbe angehört. Dann las sie es selbst. „So hatte er nicht mit mir gesprochen," sagte sie hierauf. Damit gab sie den Brief an Thalbach zurück und verließ langsamen Schrittes das Zimmer. — Sie war auf das ihrige gegangen, und Thalbach folgte ihr nach einiger Zeit dorthin.

Lauschend an der Thüre, hörte er sie heftig schluchzen, und da sie die Stube nicht geschlossen hatte, trat er leise öffnend ein. Sie kniete auf dem Boden vor ihrem Lager und barg ihr Haupt in die Decken desselben, krampfhaft weinend und wehklagend. — Er trat näher und beugte sich nieder zu ihr. „Klementine, Klementine!" Sie fuhr rasch auf, denn sie hatte ihn nicht kommen hören, dann aber hob sie die Arme flehend zu ihm auf. — Er beschwor sie, sich zu beruhigen, dieser heftige Schmerz werde vorüber gehen, tröstete er sie. Aber sie rief: „Ach, ich klage nicht seinet- noch meinetwegen! Ich klage, weil ich dich so schmählich betrogen, weil ich deiner nicht mehr würdig bin!" Dann schalt sie sich verzweifelnd eine Verworfene, eine Verrätherin.

Er zog sie fast mit Gewalt an sich: „Dich selbst hast du betrogen, Klementine, nicht mich," sprach er milde und strich ihr die Locken aus dem Gesichte, welche sie wirr und wild umflatterten, und redete sie mit den schmeichelnden Namen an, die er ihr gegeben, als sie noch ein Kind gewesen. Er streichelte ihre Wangen, ja er versuchte selbst zu scherzen, obgleich ihm fast das Herz brach. Aber sie sank nieder vor ihm auf die Knie. „Ich bin eine Unwürdige!" schluchzte sie von neuem. — „Du bist mein liebes, gutes Kind," erwiderte er, „und hast nie aufgehört, es zu sein." Und darauf küßte er sie auf die Stirne und gab ihr lächelnd eine Viertelstunde Zeit, sich „auszuweinen", wie er sagte, nachher aber solle sie frisch und munter sein und alle diese Thorheiten sein lassen. Sie wollten dann zusammen in's Holz gehen, wie früher, als sie noch sein kleines Klementinchen gewesen, welches damals in einem ganzen Jahre nicht so viel geweint, wie heute in einer halben Stunde.

Als er später kam, sie abzuholen, fand er sie bereits gerüstet zum Spaziergange. Er belobte sie heiter, daß sie so folgsam und verständig sei, und sie küßte schweigend seine Hand und folgte ihm in's Freie. Draußen sprach er nicht mit ihr von der jüngsten Vergangenheit und eben so wenig von

ihren Kinderjahren, sondern er erzählte ihr von der Stadt, was er dort gesehen und erlebt. Von den vornehmen Gesellschaften, in welchen er sich gründlich gelangweilt, und von den mancherlei Listen und Schwänken, die er angewendet, um ihnen zu entkommen. Von einer neuen Oper, welche er dort gesehen, die sich einer göttlichen Verehrung des Publikums erfreue, welche ihm aber höchst geschraubt und vor allem unnatürlich vorgekommen sei.

„Ich weiß wohl, daß die Musik die Hauptsache ist," sagte er, „aber es ist dennoch lächerlich, wenn man einen einzigen Griff zu thun braucht, um ein furchtbares Unglück abzuwenden, und statt dessen sich hinstellt und wie besessen singt, während die Bösewichter ganz gemächlich alle ihre Verbrechen ausführen können. Auf diese Weise raubt man in der Oper unschuldige Kinder, denn der betreffende Zigeuner oder der habsüchtige Vetter befinden sich, das geraubte Würmlein im Arm, keine drei Schritte weit von den unglücklichen Eltern. Aber statt den Kerl am Kragen zu fassen, singt die Mutter, singt nachher der Vater, und endlich singen beide zusammen. Jetzt stürzt die Dienerschaft herbei und stellt sich, regelrecht vertheilt, zu beiden Seiten der Bühne auf. Auch sie singt:

„Sprecht, edler Herr, was ist geschehen?" —

„Vernehmt aus meinem Vatermunde
Die unerhörte Schreckenskunde:
Geraubet ward mir mein einzig Kind!" —

„Die treuen Diener, vielleicht vereint mit einigen zierlich geschmückten Landleuten, sinken jetzt betend auf die Knie: „Ach, lasset uns zum Höchsten flehen!" ꝛc. Das Orchester ahmt hiebei täuschend die Töne einer Orgel nach, obgleich kaum zu denken, daß im Landhause des Grafen Camuzi, dessen Sprößling man gestohlen hat, dieses Instrument zu finden; der Räuber aber sitzt längst in der Garderobe und genießt Eidotter mit etwas Candis, denn er hat einen Anflug von Heiserkeit und muß im letzten Akte das entführte Kind, welches mittlerweile ein mächtiger Bengel geworden, ebenfalls singend, zurückerstatten. — Auf ähnliche Weise werden unglückliche Prinzen von verrätherischen Feldherren abgefaßt und in Ketten geschlagen, weil sie singen, statt zu rechter Zeit davon zu gehn; man nimmt singend Gift zu sich, erdolcht singend einen falschen Freund und stirbt sogar endlich singend unter einem Beifallsturme des Publikums!

„Ich weiß wohl, daß das genau so sein muß, sonst wär's keine Oper, aber so oft ich nach längerer Zeit diese Dinge ansehe und höre, kommt alles mir immer toller und lächerlicher vor. — Wir sind eben recht bäurisch geworden hier im Walde," setzte er hinzu, als er sah, daß Klementine lächelte; aber er war nicht im Stande, mit Sicherheit unterscheiden zu können, ob sie wirklich über die Tollheiten lachte, welche er ihr erzählte, oder ob sie es that, um heiterer zu erscheinen, als sie wirklich war.

Aber er bemerkte, daß ihre Augen stets auf ihn gerichtet waren und daß sie mit einer gewissen Hast allen seinen Wünschen zuvorzukommen suchte. Fragte er, was dies wohl für eine hübsche Waldblume sei, die dort blühe, so war dieselbe schon im nächsten Augenblicke in seiner Hand. — Aeußerte er die Ansicht, daß man heute bei dem klaren Wetter von der nächsten Waldblöße aus wohl diese oder jene fern gelegene Ortschaft werde sehen können, so eilte sie flüchtigen Fußes voraus, um ihm Nachricht zu erstatten. Es schien sie glücklich zu machen, die kleinen Dienste, welche man einem Raucher erzeigen kann, ihm erweisen zu dürfen, und als man wieder nach Hause zurückgekehrt war, behielt sie diese ängstliche Sorgfalt für alle seine kleinen Bedürfnisse, welche sie ihm fast ängstlich abzulauschen schien.

Dies dauerte einige Tage, und Thalbach sagte dann bei einer ähnlichen Gelegenheit einmal offen zu ihr: „Kind, was machst du für tolle Dinge und Umständlichkeiten? Sei doch um Gotteswillen wieder wie früher!" — Da brach sie in einen, wie es schien lang gehemmten Thränenstrom aus, küßte ihm schluchzend die Hände und rief: „Kind? Ich bin dein Kind nicht, ich war's, aber ich bin nicht mehr würdig, so zu heißen. Aber laß mich deine Dienerin sein, deine geringste Magd, das wird mich glücklich machen, glücklicher als ich's verdiene!" — Er sah, daß es ihr Ernst war und wandte sich hastig ab, denn ihr Kummer und ihre Reue griffen schmerzlich in sein Herz, das voll von Liebe zu ihr war.

Sie sah nicht das Wasser, welches in seinen Augen stand, aber sie begriff, was ihn bewegte. Indem sie die Hand auf seine Schulter legte, sagte sie, sich gewaltsam zusammen nehmend, fast wirklich in ihrem früheren Tone: „Ich will nicht mehr einfältig sein, Vater, ich will thun, was du sagst." — „Thue es, thue es!" erwiderte er, ohne zurückzublicken, aber sie errieth warum, und wußte, daß er nicht zürne. —

Als der Wind über die Stoppeln strich, war es besser geworden mit Klementine. Sie gab nicht mehr jene, fast krampfhaft heftigen Ausbrüche von Kummer und Reue kund, obgleich Thalbach wohl sah, daß sie noch immer stille Buße that. Als aber die Jahreszeit weiter schritt, huschte plötzlich in einer Nacht der Frost durch das Land. Vor ihm her flog der Nordwind und erzählten den Feldern und Bäumen, wie gut sie es jetzt haben würden unter der Herrschaft seines Herrn, des mächtigen Winters. Alles werde da gleich werden, rief er mit kalter, schneidender Stimme. Alles werde eine Farbe tragen, und nicht jede stolze Blume werde da blühen dürfen, wie sie wolle; selbst die stolzen Häuser der Menschen würden weiß werden wie die Fluren und Felder. Da brauche man keine Früchte mehr zu tragen für andere Leute, und die Sichel würde nicht mehr die Kinder der Auen erwürgen. — Die Bäume hatten das wohl schon oft gehört, aber leichtsinnig wie sie sind, schüttelten sie sich vor Vergnügen, als ihnen der Nordwind so treffliche Dinge verhieß, und dieser trieb das Laub, das sie fallen ließen, brausend vor sich her.

Als dann der Morgen kam, stieg der alte Nebelmann von der Höhe der Berge und legte seinen grauen Mantel über Feld und Wald, und seine Töchter tanzten am Flusse und sangen das Lied vom sterbenden Herbste, was ich euch ein andermal erzählen will — vielleicht nämlich, vielleicht auch nicht. —

Thalbach aber sprach zu Klementine: „Jetzt ziehen wir in's Winterquartier, hinüber in's warme Nest, in die alten, braunen, mit Holz vertäfelten Stuben, trinken Thee, — aber einen lustigen, gemüthlichen, und keinen langweiligen, wie da und dort — heizen wacker ein, eher zu viel als zu wenig, und schlagen, wenn es Gottes Wille, der ganzen Welt ein Schnippchen."

Schon am andern Abende saßen sie drüben, und als Klementine das erste lustige Feuer im Ofen sah, da wurde ihr wunderbar zu Muthe. Sie blickte auf zur dunklen Holzwand, und ihre alten Freunde, die pausbackigen, geflügelten Engelsköpfe, die unverdrossen die Gesimse trugen seit vielen, vielen Jahren, lachten freundlich auf sie herab: „Bist du da, kleine Klementine, bist du wieder da? Weißt du noch, wie du uns Namen gegeben, als seien wir deine Gespielen, und wie wir dann herabstiegen, wenn du eingenickt, und dir wundervolle Dinge erzählten, von der Herrlichkeit Gottes, und seines unendlichen Reiches?" — Und da

eben ein Holzstück frisch aufflackerte im Ofen, lächelten sie noch freundlicher als vorher und schlugen mit den Flügeln, so daß Klementine fast verwundert aufblickte zu ihnen, bis sie gewahrte, daß nur der Schein des Feuers sie getäuscht.

Der alte Chinese mit seinem Wackelkopfe stand starr und steif auf dem Marmortische am Spiegel. Er hatte ein wenig Deutsch gelernt von seinen Porzellan-Collegen aus Meißen während der langen Zeit, welche er da bei ihnen stand. — „Klementine, kleine Klementine," rief er, „warum läßt du mich nicht nicken wie früher, und wackeln mit dem Kopfe, bist du stolz geworden?" — Sie sprang auf und gab ihm einen Klaps, und er nickte vergnügt wohl eine halbe Stunde lang, ununterbrochen sich neigend und bedankend für die Ehre, daß sie ihn nicht vergessen.

Jetzt begann, ohnfern des Chinesen und mitten unter den Jagdherren und Schäfern aus Meißen ein seltsames Schnarren und Klingen. Fast verwundert sprang das junge Mädchen auf, aber als sie vor der, mit grünen und goldenen Schnörkeln reichlich geschmückten Stutzuhr stand, rief sie bloß: „Ei!" Es war ihr eingefallen, woher das sonderbare Tönen kam. — Und jetzt öffnete sich oberhalb des Zifferblattes eine Doppelthüre und auf die Schwelle desselben sprang ein kleiner Vogel mit goldenen und silbernen Federn und mit einem glänzenden Kamm auf dem Kopfe von farbigen Steinen.

Es war eigentlich nichts weiter als ein entfernter Verwandtet des alten Kukuk's, dessen Nest im Schwarzwalde, der von dort aus in alle Bauernhäuser geflogen und mit seinem lustigen Waldrufe die Stunden anzeigt zum Ergötzen großer und kleiner Kinder. Aber der Vogel in der Uhr der braunen Stube liebte es ungemein, wenn man ihn „das Goldhähnchen" nannte, Klementine hatte ihn auch immer so geheißen, und das thaten wohl auch die Anderen auf dem Tische, wenn sie unter sich waren, die Herrn aus China und Sachsen, die Porzellan-Hunde und Katzen aus Wien, der alte römische Alabaster-Kaiser und die kleinen japanischen Speckstein-Prinzen. Es waren lauter gebildete Gegenstände, und anständige Leute geben wohl jedem gerne den Titel, der ihm zusteht, oder den er wenigstens gerne hört.

Das Goldhähnchen öffnete jetzt seinen kleinen funkelnden Schnabel und rief mit hellen Glockentönen die sechste Stunde des Abends aus, und

hierauf begann es mit den Flügeln zu schlagen und sang ein Lied, eine alte, jetzt wohl verschollene Melodie. Aber Klementine hörte zwischen dem künstlichen Trillern deutlich, wie das Goldhähnchen ihr zurief: „Bist du wieder da, kleines Mädchen, bist du da und hörst mich singen wie früher, und siehst mich funkeln und blitzen? Aber sei ein vernünftiges Kind, und fasse mich nicht an, dann singe ich morgen wieder.“ Dann sprang das Goldhähnchen zurück und die Thüren flogen wieder zu. — Und Klementine hatte den Kopf vorgeneigt, und wirklich gelauscht und gespäht geradeso wie früher.

Und so redete alles und jedes mit ihr und zu ihr, der große gläserne Kronleuchter, der von der Decke herabblitzte und funkelte, und dann das knatternde Feuer im Ofen. Und jetzt begann der Theekessel sein orgelndes Lied zu summen und rief sie zum Theetisch, sie solle den Thee bereiten für den Papa, was sie schon trefflich verstanden, als sie kaum zwölf Jahre zählte. — Keiner von allen ihren alten Freunden und Gespielen im Winterquartier aber hatte sie gefragt, was sie begonnen im Sommer; sie hatten nur ihre Freude bezeugt, daß sie wieder da, und wohl deshalb hatte auch Klementine selbst diesen schlimmen Sommertraum ganz vergessen und fand sich glücklich im alten bewährten, märchenhaften Winterleben.

Thalbach merkte dies alles mit innerer Freude, als sie am Theetische stand und geschäftig that, was ihres Amtes war, denn er war ein guter Mensch, und gute Menschen lesen häufig besser in den Herzen, als die sogenannten Schlauköpfe, welches eine treffliche Einrichtung, da sie sonst wohl noch häufiger betrogen würden, als es ohnedies schon geschieht. —

Auf also erfreuliche Weise war der Winter ins Thal gezogen, fast früher als in andern Jahren, und reichlich alles bekleidend mit seiner Leibfarbe noch vor der gewöhnlichen Zeit. Die drinnen im Thale aber hatten sich alle wacker eingesponnen, der alte Jakob unten in der grünen Mühle, die jetzt eine weiße geworden, und fast stattlich aussah in ihrem Reifröcklein und Eiszapfen-Gewande. Die Patres im Kloster, welche nach Kräften zusammen getragen im Sommer, damit nicht Schmalhans Küchenmeister werde im Winter, und endlich die auf Schloß Thalbach, wie wir bereits gesehen. Zusammen aber kam man wenig, und auch von den Dörfern am Fuße und von denen oben auf der Höhe führte kaum ein Schneepfad in oder durch das Thal. — Endlich aber oder besser vielleicht, unverhofft schnell kam ein Tag und eine heilige Nacht, die alles einte.

Die heilige Christnacht war gekommen, das Fest der Liebe, der edelsten, der uneigennützigsten Liebe. Das Fest, an welchem fast alle Menschen glücklich auf einige Stunden, — die Einen, weil sie geben, die Andern, weil sie empfangen, denn es ist ja kaum eine Mutter so arm, daß sie nicht das Herz ihres Lieblings und ihr eigenes erfreuen könnte mit ein paar Flittern und einem grünen Zweige. Nur ein paar Geizhälse sind nicht glücklich, entweder weil sie nichts geben oder weil sie geben müssen, und darum haben wir gesagt: fast alle Menschen!

Draußen auf dem Lande ist eine gar fromme und treffliche Feier des Christfestes. Dort kümmert man sich wenig darum, ob oder daß bereits die Heiden um diese Zeit Feste gefeiert nach ihrer Art. — Man weiß auch nicht, daß der grüne Weihnachtsbaum eigentlich uralten und lange vorchristlichen Ursprungs ist, und daß schon die alten Deutschen oder sonst wer die grünen Zweige, dem Winter zum Trotze und der Sonnenwende zu Preis und Ehren, in Haus und Höhle getragen und sich gefreut, daß jetzt die Tage wieder länger werden, wenn es gleich ein wenig eulenspiegelartig erscheint, mitten im Winter sich über den Frühling zu freuen.

Dort auf den Dörfern und Höfen weiß man davon nichts. Christus ward geboren an diesem Tage, Christus der Sohn Gottes, der Erlöser der Menschen — das reicht aus! — Man schneidet sich den Christbaum auf eigenem, oder in Gottesnamen auch auf fremdem Besitzthume, man schmückt ihn des Abends mit den einfachen Gaben der Liebe und am andern Morgen raubt man bescheidener Weise sich selbst das Verdienst, das alles zu geben, zu schenken. Denn wenn man die Kleinen erweckt aus dem unruhigen Schlummer, welchen ihnen die freudige Erwartung bereitet hat, und sie an den strahlenden Christbaum führt, so sagt man ihnen, das Christkindchen sei vorübergeflogen in der heiligen Nacht und habe ihnen das alles bescheert.

Aber ehe das geschieht, findet eine andere Feier statt auf dem Lande. Die Christmette wird abgehalten in der heiligen Nacht, und während in den meisten Städten ein frecher in den Kirchen getriebener Unfug diesen Kultus zurück gedrängt hat in die Stunde des Abends, so wandelt der Landmann weit ab, oft Stunden weit, in strenger Kälte und mitten in der Nacht zum Gotteshause, um dort das Fest der Geburt des Herrn zu begehen.

Das war die Nacht, von der wir gesagt, daß sie alles geeint habe im Buchenthale, denn im Kloster war die feierlichste Mette, und dorthin zog man vom Fluß und von den Bergen.

Thalbach und Klementine beschenkten sich schon am Abende und hatten mit gegenseitiger Freude die kleinen Geschenke entgegen genommen, die ihren wahren Werth erst recht erhielten durch die Heimlichkeit, mit welcher man sie vorher beschaffen mußte, um die Freude der Ueberraschung nicht zu schmälern.

Von früher Zeit her war man in der Christnacht länger aufgeblieben, theils Klementinen zu Liebe, weil sich das Kind nur schwer trennte von den eben erst erhaltenen Geschenken, theils weil man die zur Kirche Wallenden sehen wollte, die mit ihren Lichtern durch den Wald zogen, und endlich weil man in manchen Jahren selbst die Mette besuchte.

Durch die Stille der Nacht drangen die ersten Glockentöne, und Thalbach und Klementine schritten zum Fenster. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und draußen war's, wie man zu sagen pflegt, nur „schneehelle". Da schien oben auf der Höhe des Berges ein Stern aufzutauchen, blinkend und helle, aber er stieg nicht aufwärts, sondern senkte sich nieder in's Thal und dann verschwand er an der diesseitigen Thalwand. Es waren die ersten nächtlichen Kirchengänger, die von der Höhe gezogen kamen. Bald aber folgten ihnen andere drüben auf der jenseitigen Thalwand, und wieder andere auf der diesseitigen, die näher und näher kamen und dann dicht am Schlosse vorüber zogen.

Still und schweigend verfolgten sie ihren Weg, aber die Lichter, die sie trugen, warfen einen wunderbaren Schein ringsum im Walde. Riesigen Christbäumen gleich funkelten die alten Buchen und Eichen in ihrem eisigen Diamantschmucke und in ihren mit Eiszapfen behängten Gewinden. Dazwischen glich wieder ein einzelner Strauch einem mächtigen Zuckerhute, und kleinere Büsche und Gräser stellten allerlei candirtes Naschwerk dar. Der Wald hatte sich selbst sein Christfest geschmückt, und kamen andere Wanderer des Weges, so sah man auch wieder anderen Festschmuck und andere Gaben, je nach dem fallenden Lichtscheine. Auch unten im Thale zogen Wanderer dahin, die erst später bergan zu steigen hatten. Die schienen nicht selten auf glänzendpolirtem Silber zu wandeln, wenn sie den Bach überschritten, den der Forst in Fesseln geschlagen, und der den Lichtschein tausendfältig wiedergab.

Thalbach sah das alles, still bewegt. Er dachte, wie er ein Kind noch, glücklich und gläubig in der heiligen Nacht hinausgeblickt, so wie heute. Dann blickte er nach Klementine. Ihr Auge war feucht, auch sie, er wußte es, dachte ihrer Kinderzeit, denn alljährlich war sie so neben ihm gestanden in dieser Nacht und hatte nach den Kirchengängern gespäht und den Tönen der Klosterglocke gelauscht.

Unwillkürlich hatte er eine ihrer Hände ergriffen. Jetzt faßte er auch nach der andern und blickte in ihre Augen. Sie erröthete tief, denn sie errieth, nein, sie wußte, was er sagen wollte. Aber er sagte es dennoch: „Einmal hast du um mich gefreit, Klementine, jetzt freie ich um dich! Willst du mich altes Menschenkind denn haben?" — Sie sank schluchzend in seine Arme. „Willst du denn mich, kannst denn du mir vergeben, mir, die ich —." — Er verschloß ihr den Mund mit seinen Küssen. —

Einige Wochen später gab der alte Guardian im Buchenkloster die Beiden zusammen, und während des Schmauses, den die Dienstleute im Herrenhause hielten, sagte der alte Johann zum Jäger: „Seine Tochter war's nicht, da hab' ich Unrecht gehabt, aber — wenn sie den Jungen hätte kriegen können, wäre er ihr am Ende erst noch lieber gewesen, als der — Herr." — „Na," erwiderte der Jäger, „das wollen wir gerade nicht glauben, aber wenn man's genauer überlegt, sind die Weibsleute alle so; ob sie Recht haben, das weiß ich nicht." —

Ich lese bisweilen meinem Freunde, dem Rathe, zur Strafe seiner vielfachen Sünden die Geschichten vor, welche ich schreibe. Als ich ihm die vorstehende vorgelesen und zu Ende war, fuhr er plötzlich auf. „Hat sie den Heinrich oder Johannes noch gekriegt?" rief er mit einem für mich nicht sehr schmeichelhaften Tone. — „Lieber," erwiderte ich etwas gezwungen lächelnd, „ich glaube, Sie haben geschlafen?" — „Doch nicht," sagte er, indem er seine Pfeife wieder anbrannte, „aber es ist so warm bei Ihnen, und — nachher, als da der Winter kam, und die braune Stube, und dann die Christnacht, das ging mir etwas durcheinander. Ich glaube, Sie machen da zu viele Schilderungen von solchen Dingen und geben zu wenig Handlung." —

„Sie hat den Johannes geheirathet," sagte ich. — „Ah," versetzte der Rath, „nicht wahr? Das habe ich gleich gemerkt, als sie ihn in der Mühle zum erstenmal sah!" —

Indianische Ehre.

Von

A. Kassel.

Vor einiger Zeit lebte nicht weit von Montreal am Lorenzoflusse eine Wittwe, von den Weißen Jenny, unter den Leuten ihres Stammes aber Tecumah genannt. Ihr Mann war früh als Opfer eines durch forterbende Familienzwiste erzeugten Blutgerichts unter dem Tomahawk seines rachsüchtigen Gegners gefallen und hatte ihr nichts hinterlassen, als die blutige Mantelbecke von schneeweißer Wolle — seinen drei unmündigen Kindern nichts vermacht, als die Pflicht einer gerechten Vergeltung. In glücklicher Unwissenheit wuchs der älteste Sohn allmälig zur Mannbarkeit heran, ohne daß er je von den Lippen der schweigsamen Mutter den Namen des Vaters vernommen. Er hieß Moanam, was bei uns Abwehrer, Helfer, Alexander bedeutet. Am Morgen seines fünfundzwanzigsten Geburtstages empfing er endlich die Weihe des so lange verborgenen Geheimnisses, und schon am Abend träufelte Blut von seinem Beil, während der greise Mörder seines Vaters entseelt im Staube lag. — Die öffentliche Stimme sprach das Todesurtheil über Moanam; doch als die Hinrichtung geschehen sollte, meldete sich Jenny und bat kniefällig, daß man sie statt ihres Sohnes tödten möge. Eine solche Bitte gilt unter den indianischen Horden als Gottesgesetz und ist durch traditionelle Gebote geheiligt. Während der kurzen Frist von einigen Stunden, die man ihr zur Vorbereitung gestattete, ging sie zu einer andern Indianerin, von der sie bereits manches Gute genossen, und verlangte einen Sarg nebst Leichenhemd, angeblich für ihren unglücklichen Sohn. Als aber jene Frau kurz nachher erfuhr, daß Jenny und nicht Moanam hingerichtet werden sollte, eilte sie nach der Todesstätte hin, um sie zu retten. Jenny sah sie von

weitem kommen. Unsägliche Angst preßte ihr Herz und zornig mahnte sie den Büttel an seine Pflicht. Ein Büttel aber läßt sich nicht mahnen, er kennt keine andere Ehre, als diejenige, welche in der Vollstreckung seines traurigen Amtes liegt.

Die fünf folgenden Jahre wurde Moanam von den Freunden des Alten, den er mehr gerecht als muthig erschlagen, mit Verachtung und Spott behandelt; sie nannten ihn einen Feigling, weil er zugegeben, daß die alte Mutter für ihn gestorben. Er konnte dies nicht länger ertragen, denn Schmach ist der giftigste Pfeil in dem Köcher der Reue. Monate verflossen wieder, da begegnete er an den Ufern des Lorenzoflusses, etwa zwei Miles von seiner Heimat, dem jüngsten Sohn des von ihm Erschlagenen und brachte ihm nach langem Kampf eine tödtliche Wunde bei, vermuthlich weil dieser ihn am härtesten mit Spott verfolgt hatte. Triumphirend kehrte er heim, wetzte sein blutiges Messer an dem Stein der väterlichen Schwelle und gestand freiwillig die That. Seinen indianischen Freunden sagte er, er wolle nicht länger leben, um seinen Namen mit F e i g l i n g übersetzt zu sehen; ja man werde bald erfahren, daß er als Mann zu sterben wisse. Einen reichen Pflanzer, von dem dieser Bericht herrührt, lud er noch zum Zeugen seiner Himmelfahrt ein. Dies war am Sonnabend; Montag Mittags zwölf Uhr bestimmte er für die Stunde seines Selbstopfers.

Zur festgesetzten Zeit sah man Moanam auf dem auserwählten Platze, das dreischneidige Messer in der Hand, das Herz aufwallend vor Lebenslust und Todesresignation. Die Gruppe um ihn bestand aus zehn Männern und eben so vielen Weibern, von denen die letzteren traurig das Begräbnißlaken anfertigten, die ersteren gleichgültig ihre Pfeifen rauchten. Hin und wider probirte Moanam sein Gewehr; kein Laut entschlüpfte seinem Munde.

Sein Grab war den Tag vorher ausgehöhlt worden, und er hatte sich hineingelegt, um zu sehen, ob es in Länge und Breite für seinen gigantischen Körperbau paßte. Sobald das Hemd fertig war, zog er es schnell an, band zwei seidene Taschentücher um die Schultern und ein drittes um den Kopf; ein dunkelblaues Band hielt sein langes, lockiges Haar, ein gleiches hing von jedem Arm oberhalb des Ellenbogens herab. Dreimal ging die Friedenspfeife im Kreis herum. Die altersschwache Frau des Häuptlings stand auf, begab sich in das nahe Gebüsch und

sang die Todtenklage. Nun trat Moanam feierlich zu jedem hin, um ihm die Hand zu drücken. Nach zweimal wiederholtem Wechselgesang und Händedruck schritt er dann schnell auf seine Frau, ein junges Weib von etwa achtzehn Jahren, zu, küßte den Säugling in ihren Armen und überreichte ihr das Messer — ein bedeutungsvolles Erbstück für das noch bewußtlose Kindlein. Sie wandte sich ab, um eine fallende Thräne zu verbergen, drehte sich aber rasch wieder um und nahm das unglückselige Geschenk mit einem erzwungenen Lächeln an. Seine Schwester saß neben dem Weibe, war jedoch so sehr in Schmerz versunken, daß sie von allem, was um sie her vorging, nichts zu sehen schien.

Seine noch dampfende Pfeife gab er dem Bruder, der schwer gegen seinen Kummer ankämpfte. Dann trank er etwas Wasser mit Branntwein, warf die Flasche auf den Boden, sang einige Worte in der Sprache der Choktaws und warf sich mit einem Sprung in das Grab; unmittelbar darauf feuerte er sein an einem Bäumchen befestigtes Gewehr ab, so daß die Kugel ihm durch's Herz fuhr. Er brach augenblicklich todt zusammen.

Die Frauen stürzten über den Leichnam; einige hielten den Kopf, andere die Hände und Füße, wieder andere knieten an seiner Seite. Der so lange gewaltsam zurückgedrängte Jammer brach jetzt wie ein wilder Strom hervor; ein unartikulirtes Klagegeheul erfüllte die Luft. Bemerkenswerth ist es, daß niemand Moanams Tod gefordert hatte; die nächsten Verwandten des Erschlagenen wohnten über zehn Miles entfernt.

Die Fußbekleidungen.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Von

E. Ebeling.

Wie jedes Ding seine Geschichte hat, so auch der getretene und oft mit einer gewissen Geringschätzung betrachtete Theil unserer Bekleidung: der Schuh. — Gleich den Kopfbedeckungen und den Gewändern des übrigen Körpers ist er dem steten Wechsel unterworfen gewesen, hat der Fürstin „Mode" huldigen und, je nach dem Geschmack oder den Gebrechen der Tonangeber der Gesellschaft, die Formen ändern müssen.

Das Schusterhandwerk, welches mitunter über die Achsel angesehen wird, zählt eine Reihe berühmter Männer unter seinen Meistern. So war Simon von Athen mit den Weisesten seiner Zeit, mit Perikles und Sokrates, innig befreundet; und nicht die Sandalen allein waren es, die sie von ihm bezogen — die treffenden Bemerkungen, die weisheitsreichen Gedanken, die seinem Munde entströmten, machten ihnen den Meister theuer. Oft pflegten sie bei ihm vorzusprechen und in der engen Werkstatt ein Plauderstündchen zu halten. Während dann Simon das Holz zu den Sandalen zurecht schnitt, oder die Riemen abmaß, womit sie befestigt wurden, flogen die Worte hin und wider, deren hoher Werth noch jetzt erkannt und gewürdigt wird. Hatten dann die Meister der Weisheit den Meister der Schuhe verlassen, so nahm dieser den Griffel zur Hand, um die gehaltenen Gespräche aufzuzeichnen, daß sie der Nachwelt erhalten blieben. Auf diese Weise sind jene Unterredungen bis auf unsere Tage gekommen und werden noch jetzt von den Gelehrten gelesen und geschätzt. Bekannt sind sie unter dem Namen der dreiunddreißig sokratischen Dialoge, sie werden auch wohl scherzweise „lederne" Dialoge genannt.

Der kurz vor Christi Geburt lebende Alfenius Varus trieb bis zum Jünglingsalter das Schusterhandwerk in Cremona. Dann aber vertauschte er Leder und Sohlenholz mit den Büchern. Nicht mehr die Füße seiner Mitbürger waren jetzt ein Gegenstand seiner Sorge, nein ihre Händel und Streitigkeiten nahmen ihn in Anspruch. Der Rechtsgelehrtheit widmete er seine Kräfte, und daß er das Studium derselben mit regem Eifer betrieben, daß Geist und Verstand sich beim Schuhfertigen in voller Klarheit entwickelt hatten, bewies der glänzende Erfolg seiner Bemühungen. Er wurde einer der hervorragendsten Juristen des Zeitalters und sogar zum Consul von Rom erwählt.

Doch näher als diese Beiden und noch mehrere der alten Geschichte angehörige Männer, steht uns der Meister, in dem sich das deutsche Bürgerthum verkörpert: der Schuhmachermeister und Meistersänger Hans Sachs. Ein frisches, kindliches Gemüth, offen für Wahrheit und Recht, ein frommer Sinn, ein starkes Herz — das sind die Grundzüge seines Charakters. Er ist ein deutscher Mann, in der vollen, schönen Bedeutung des Wortes. Eifrig sehen wir ihn von früh bis spät in der kleinen, gewölbten Werkstatt bei seiner Arbeit, die damals gebräuchlichen plumpen Schuhe (sogenannte Bärentatzen oder Entenschnäbel) verfertigend oder die schadhaften ausbessernd. Und während er stichelt und hämmert reiht er einen Reim an den andern; schalkhafte Dichtungen, ernste Lieder und lustige Possenspiele entstehen bei Leisten und Pechdraht. Und wenn der Schuh vollendet ist, wird der Foliant hervorgeholt und die fleißige Hand, die eben so kunstgerechte Stiche gemacht, trägt die geistigen Werke in denselben ein, daß sich noch Viele daran erfreuen können. In den Kirchen beim festlichen Meistersingen ist er der Erste, sein Lied trägt gewöhnlich den Preis davon. Seine Possenspiele, auf derbe Art von Handwerksgenossen dargestellt, belustigen das schauende Publikum und rufen ein unauslöschliches Lachen hervor, während seine Kirchenlieder trösten und erheben. Er war einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ein Freund Luthers, „der Wittenbergischen Nachtigall“, wie er ihn nennt, und ein tapferer Streiter in dem Kampfe für geistige Freiheit, der damals die Menschen bewegte — immer bereit, das Rechte zu wollen und nach Kräften zu vollbringen.

Der tiefsinnige Schwärmer Jakob Böhme, dessen theologische Schriften allgemeines Aufsehen erregt haben, war ein Schuhmacher, und Georg Fox, der Stifter der Quäkersekte, gehörte ebenfalls zu diesem Handwerk. —

Auch die Schutzheiligen der ehrsamen Innung, die Gebrüder Crispin, haben sich durch Ausdauer und Todesmuth ausgezeichnet, wenn sie auch den Ruf ihrer Wohlthätigkeit einem gar sonderbaren Umstande verdanken. Im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt flüchteten jene Beiden, Crispin und Crispinius, aus Rom und zogen nach Gallien, weil sie der grausame Kaiser Diokletian als Anhänger der christlichen Lehre verfolgen ließ. In Soisson siedelten sie sich an und betrieben dort ihr Handwerk. Sie führten einen ausgezeichnet tugendhaften Lebenswandel, trieben aber die Mildthätigkeit so weit, daß sie Leder stahlen, um den Armen Schuhe zu verschaffen. Als sie im Lauf der Jahre wieder ihres Glaubens wegen angegriffen und endlich sogar in den Kerker geworfen wurden, bewiesen sie große Standhaftigkeit und erduldeten den Märtyrertod für ihre Ueberzeugung. Beide wurden enthauptet und später heilig gesprochen. Ihre absonderliche Wohlthätigkeit ist sprichwörtlich geworden, noch jetzt nennt man Wohlthaten, die jemand auf Kosten anderer ausübt, Crispinaden. — Auch das französische Sprichwort: „être dans la prison de St. Crépin!" rührt von diesen Heiligen her und bedeutet an engen Schuhen leiden.

Doch wäre es ungerecht, nur diejenigen Meister zu erwähnen, die sich rühmlich ausgezeichnet haben; es gibt auch Ausnahmen. Ahasverus, der ewige Jude, der Christus auf seinem letzten Gange von seiner Schwelle stieß, war ein Schuhmacher, und Simon, jener rohe Jakobiner, der den unglücklichen Sohn Ludwig XVI. mit thierischer Grausamkeit zu Grunde richtete, betrieb dasselbe Handwerk.

Um nun aber von den Meistern zu ihren Werken überzugehen, so wollen wir die Fußbekleidungen zuerst in ihren Anfängen betrachten. Die Völker des Alterthums trugen sehr einfache Schuhe, indem sie Fuß und Bein mit Thierfellen umwickelten. Die Egypter flochten schon künstlichere Stiefelarten aus Papyrusfasern, während sich die hebräischen Völker der Sohlenschuhe, „Sandalen", bedienten. Allmälig steigerte sich der Luxus. Man füllte die ausgehöhlten Sandalen mit köstlich duftenden Ingredienzien, mit Myrrhen und Ambra, man behängte sie mit Schellen und brachte sich nicht nur in guten Geruch bei den Leuten, sondern führte auch eine lieblich tönende Musik mit sich herum. Dann kam die eigenthümliche Sitte bei den Juden auf, das Portrait oder den Namen desjenigen, den man am innigsten liebte, erhaben in Metall gearbeitet, unter den Absätzen

zu tragen, um mit jedem Schritt einen Abdruck desselben im Erdboden zu hinterlassen.

Ein besonderer Gebrauch herrschte beim Abschließen eines Kaufkontraktes unter diesem Volke. Wer Ländereien verkaufte, zog seine Schuhe aus und übergab sie dem Käufer zum Zeichen, daß die Sache abgemacht sei — eine sinnbildliche Handlung, um anzudeuten, daß dieser nun in die Rechte des früheren Besitzers eingetreten sei und die Herrschaft des Grundstücks übernommen habe. Daher auch die Stelle im alten Testament: „Und der Erbe sprach zu Boas: Kaufe du es! und zog seinen Schuh aus und gab ihn dem Boas.“ — Beim Betreten des jüdischen Tempels war es eine allgemein beobachtete Sitte, die Schuhe an der Schwelle stehen zu lassen, um dem Heiligthum Ehrfurcht und Demuth zu beweisen. Auch Trauer und Herzeleid gaben die Israeliten durch Ablegen der Fußbekleidung kund. Als David vor seinem aufrührerischen Sohne fliehen mußte, ging er unbeschuhet, um zu zeigen, wie tief das Leid seiner Seele sei. — Das Fest der Versöhnung feierten Alt und Jung mit bloßen Füßen, aber es galt auch als Zeichen der Beschimpfung, wenn jemandem das Tragen der Sandalen verboten wurde. So hatte eine Wittwe das Recht, ihrem Schwager die Schuhe abzuziehen, wenn er sich weigerte, sie zum Weibe zu nehmen — wie es das jüdische Gesetz gebeut — und ihn dabei durch die Worte zu bestrafen: „So soll man thun jedem Manne, der seines Bruders Haus nicht erbauen will.“ — Ein auf diese Weise Gescholtener wurde dann ein Barfüßer genannt. Schöne und besonders zierlich gearbeitete Schuhe verriethen ein hohes Amt des Trägers und waren nur den Großen und Vornehmen gestattet.

Bei den Griechen und Römern war die Sandale ebenfalls der Anfang alles Schuhwerks. Später kamen auch hölzerne und lederne Schuhe an die Reihe. Die ärmere Klasse pflegte die ersteren zu tragen; wenn aber ein vornehmer Römer das Verbrechen des Vatermordes begangen hatte, wurde er mitunter dazu verdammt, Holzschuhe anzulegen. Im Laufe der Zeiten kamen verschiedene Schuhsorten in Gebrauch, namentlich eine leichtere Fußbekleidung, welche besonders von Frauen getragen wurde, die Solea, und eine Art von Stiefeln, die Kaligea, deren sich hauptsächlich die Krieger bedienten. — Einer der grausamsten und verächtlichsten der römischen Kaiser erhielt von ihnen seinen Namen Kaligula, weil er sich in seiner Jugend stets unter den Soldaten aufgehalten und Soldatenstiefel

getragen hatte. Die Kaligea bestanden aus starken Sohlen, welche mit Riemen an Fuß und Bein befestigt waren.

Die Solea, welche bald gar kunstreich gearbeitet wurde und sich den zierlichen Formen des Frauenfußes gefällig anschmiegte, spielte oft eine wichtige Rolle. So berichtet die Sage von einem Schuh, der gleich dem fabelhaften Glaspantoffel von Fräulein Aschenbrödel, zum Heirathsstifter geworden ist. Rhodope, eine Thrazierin von unbeschreiblicher Schönheit, wurde in ihrer Jugend von Seeräubern geraubt und als Sklavin verkauft. Ihr Herr, ein reicher Egypter, fand Wohlgefallen an ihr und schenkte ihr die Freiheit. Eines Tages wollte sie, um ihre von der Sonnenglut ermatteten Glieder zu erfrischen, ein Bad nehmen. Sie warf ihr Obergewand ab, zog die Schuhe von den Füßen und sprang in den Strom. Da schoß ein Adler herab, ergriff einen der Schuhe — der Himmel weiß, was er sich dabei denken mochte — und flog damit von dannen. An demselben Tage saß Psammetich, König von Egypten, mit den Großen des Reiches auf dem Marktplatz von Memphis und sprach Recht und schlichtete die Streitigkeiten seiner Unterthanen. Als er sich nun, nachdenkend über einen schwierigen Fall, in seinem Richterstuhl zurücklehnte und sinnend hinauf sah zu dem ewig blauen Himmel, der sich über Egyptenland ausbreitet, gewahrte er einen dunkeln Punkt, der sich in weiten Kreisen über seinem Haupt bewegte und sich tiefer und tiefer herabsenkte. Bald konnte er einen Vogel erkennen und jetzt unterschied er die mächtigen Flügel, die starken Fänge — es war der König der Lüfte, der Adler! Als er dicht über Psammetich schwebte, ließ er einen kleinen Gegenstand herabfallen und entschwand dann den Blicken des Nachschauenden.

Der Schuh der Rhodope, die Adlergabe, die in Psammetichs Schoß gefallen war, erregte die Bewunderung des Königs. Diese zarten Formen, diese zierliche Gestalt konnte nur zu einem Fuße von großer Vollendung gepaßt haben, und er brannte vor Begier, die Trägerin desselben kennen zu lernen. Boten wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um überall nach der Jungfrau zu forschen, die auf so wunderbare Weise ihres Schuhes beraubt worden. Endlich gelang es, sie aufzufinden. Sie wurde nach Memphis gebracht und vor den König geführt. Psammetich blickte sie lange staunend an, der kleine, herrlich geformte Fuß entsprach dem schönen Ganzen und der Zauber dieser vollendeten Schönheit überwältigte ihn. Er bot ihr seine Hand und erhob sie zur Königin seines mächtigen

Reiches. So hatte der Schuh die Krone auf das Haupt der Sklavin gesetzt.

Ein nicht minder eigenthümlicher Vorfall ist mit der Entstehung einer besonders hochsohligen Fußbekleidung verknüpft. Die Männer einer kleinen griechischen Stadt — so berichtet die Tradition — waren schon seit längerer Zeit mißvergnügt über das Benehmen ihrer Weiber, welche stets auf den Gassen umherstreiften und mehr Gefallen am klatschen als am haushalten fanden. Ermahnungen, Drohungen, selbst harte Rügen blieben fruchtlos, die Gattinnen und Töchter waren durch nichts zu bewegen, in ihren Frauengemächern zu weilen. Da kam ein feiner Kopf auf einen gar schlauen Einfall. „Hört," rief er in einer öffentlichen Versammlung, bei der sich sämmtliche Männer auf dem Marktplatz vereinigt hatten, „hört meinen Vorschlag! Wir wollen unsere Weiber und Töchter bewegen, recht schwere, dicksohlige Sandalen zu tragen, auf daß sie gezwungen werden, das stete Umherlaufen zu lassen. Das Gewicht der Schuhe wird sie am Boden fesseln, es wird sie zwingen, ihrem Hause und ihren Kindern zu leben."

Man warf ihm freilich hierauf ein, daß es schwer sein würde, die Frauen zum Anlegen dieser Hemmschuhe zu bringen; er aber erwiderte: „Wenn wir ihnen vorreden, es geschähe nur, damit sie, die uns in geistiger Größe zwar überragten, an körperlicher Höhe aber nicht an die unsere heranreichten, eine eben so stattliche Gestalt als wir Männer erhielten, wird es nicht schwer sein, die leichtgläubigen Weiber in diese Falle zu locken." — Mit allgemeinem Beifall wurde der Vorschlag nun angenommen und noch an demselben Tage zur Ausführung gebracht. Die Frauen zeigten sich, wie jener Reder richtig prophezeit hatte, durchaus nicht abgeneigt, die hochsohligen Schuhe zu tragen, um auf diese Weise die Größe der Männer zu erreichen, aber dennoch sollte ihre Schlauheit den Sieg davontragen. Sie ließen sich nämlich besagte Schuhe aus dem Holz der Korkeiche anfertigen, welches an Leichtigkeit seines Gleichen sucht — und konnten nun, trotz der dicken Sandalen, in den Gassen und auf den Plätzen umherstreifen. Ob und wie sich die Männer über diesen Fehlschlag getröstet haben, davon schweigt die Geschichte, wohl aber berichtet sie, daß jene hochsohligen Schuhe später in den griechischen Trauerspielen benutzt wurden, um den Schauspielern eine übernatürliche Größe zu verleihen, und wohl wissen wir, daß sie unter dem Namen „Kothurn" bekannt und berühmt geworden sind.

Eine weniger umfangreiche, niedrige Art der Fußbekleidung, „Soccus“ genannt, wurde dagegen bei den Tänzen und Lustspielen der Griechen getragen. Sie hatten auf diese Weise besondere Schuharten für die Darstellung der verschiedenartigen Gemüthsbewegungen; aber von ihren Kindern konnte man nicht sagen, daß sie die Kinderschuhe ausgetreten hätten, denn sie ließen dieselben barfuß gehen, bis sie das Jünglings- oder Jungfrauenalter erreicht hatten, und erachteten sie erst dann für würdig, die Sandale, das Zeichen der Reife, zu tragen.

Längere Zeit hindurch sind die Schuhe nun wenigen Veränderungen unterworfen, erst im Mittelalter zeigen sich wieder eigenthümliche Formen und Unformen derselben. Im neunten und zehnten Jahrhundert nach Chr. Geb., wo inzwischen die Sandale dem wirklichen Schuh mit Oberleder Platz gemacht hatte, sollen dieselben oft von kostbaren Stoffen gefertigt, sogar mit Perlen und Edelsteinen verziert gewesen sein; doch war ihre Gestalt einfach, den Formen des Fußes angemessen, ja Karl der Große soll Halbstiefel von rothem Leder getragen haben, in denen jede Zehe ihren besonders ausgearbeiteten Raum hatte.

Im elften Jahrhundert kam ein Graf von Anjou, der Ritter Foulques le Rechin, auch schlechthin Fulko von Anjou genannt, auf die Idee, große Schnäbel an den Spitzen seiner Schuhe zu tragen. Besagter Ritter, der ziemlich eitel gewesen sein muß, hatte nämlich verkrüppelte Füße und wollte dies gern verstecken. Er ließ sich daher lange aufwärts gekrümmte Spitzen an seine Fußbekleidung machen und wurde so der Erfinder der Schnabelschuhe, auch à la poulaine genannt. Viele seiner Zeitgenossen, obwohl mit tadellosen Füßen begabt, folgten seinem Beispiel, bald fand die sonderbare Mode in weiten Kreisen Anklang, ging später auch nach Deutschland über und wurde von jedem eleganten Edelmann getragen. Nach anderen Berichten soll Gottfried Plantagenet, Sohn Fulko's, oder wieder nach anderen Heinrich II. von England, Enkel Fulko's, der Erfinder der Schnabelschuhe gewesen sein und dieselben wegen mißwachsener Füße aufgebracht haben.

Doch blieb es nicht bei der ursprünglich ziemlich mäßigen Spitze; je reicher die Leute waren, desto größer wurden die Schnäbel ihrer Schuhe, und endlich erreichten sie im zwölften Jahrhundert die Länge von zwei Fuß. Um die Sonderbarkeit auf's Höchste zu treiben und gleichsam um zu beweisen, wie kindisch der Mensch durch Eitelkeit und Nachahmungs-

sucht werden kann, verfertigte man die Sohlen dieser Stiefel, wenn es galt, besonders schön zu erscheinen, von ganz weichem Leder und befestigte, um darin laufen zu können, silberne oder goldene Kettchen an der äußersten Schnabelspitze, zog sie daran in die Höhe und heftete sie damit an den Knieen fest. Auch pflegte man, gleich den hebräischen Völkern, Glöckchen an die Schnäbel zu hängen und die Schuhe von glänzenden farbenreichen Stoffen zu fertigen. Endlich wurden Verbote gegen die immer überhand nehmende Größe der Schnäbel erlassen. In Frankreich erschienen Gesetze, worin es genau bestimmt war, wie lang die verschiedenen Stände ihre Schuhe tragen durften. Da den Reicheren und Vornehmeren eine größere Schnabellänge als den Geringeren gestattet war, so rühmte man sich gewaltig der Auszeichnung, recht riesiges Schuhwerk tragen zu dürfen, und es entstand das Sprichwort: „der lebt auf einem großen Fuße." —

Wie unbequem diese Tracht war, die jeden freien Schritt verhinderte, kann man sich vorstellen, doch rettete eben diese Unbequemlichkeit einst dem Ritter von Rheinach das Leben. Es war der Schlachtentag von Sempach. Die stolzen Oesterreicher standen den Schweizern gegenüber, die kühnen Muthes ihre Freiheit gegen den mächtigen Feind vertheidigten. Da die bergige Gegend die freie Bewegung der Reiter verhinderte, gab Herzog Leopold den Befehl zum Absteigen, aber nun kam eine große Schwierigkeit: die Schnabelschuhe hemmten die Ritter im Laufen. Schnell entschlossen zogen die edlen Herren die Schwerter und wandten die Schärfe derselben gegen ihre Fußbekleidungen. Unter zahllosen Streichen fielen tausende von Schnäbeln, und dann, durch nichts mehr zurückgehalten, stürzten die Tapferen den Schweizern entgegen. Doch Arnold von Winkelried's heldenmüthige That errang den Sieg und führte die Niederlage der Oesterreicher herbei. Nur Wenige entkamen und unter diesen der Ritter von Rheinach. Er hatte, gleich den Uebrigen, seine Schnäbel geopfert und im Eifer einige Zehen abgehauen. Laut stöhnend über den Schmerz war er dann wieder zu Rosse gestiegen und hatte Kehrt gemacht, um nach Hause zu reiten.

Indessen hielt sich die unsinnige Mode trotz aller Gesetzgeber und Priester, die nicht müde wurden, dagegen zu eifern, bis zum 15. Jahrhundert. Ehe die sogenannten Entenschnäbel an die Reihe kamen, wurde es sogar Sitte, zweifarbige Schuhe und eben solche Hosenbeine zu tragen

und zwar so, daß immer der linke Fuß mit dem rechten Bein und umgekehrt das linke Bein mit dem rechten Fuß übereinstimmten. War also der rechte Schuh von grüner und die rechte Hose von rother Farbe, so prangte dagegen die linke Hose in hoffnungsvollem Grün, während der linke Fuß die Purpurfarbe trug.

Da kam das 16. Jahrhundert und mit ihm das Ende der Schnäbel, mit ihm der totale Gegensatz derselben: die Bärentatzen, Ochsenmäuler oder Entenschnäbel. Die Spitzen waren abgeschafft, mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und statt ihrer endete die neue Fußbekleidung in einen breiten, beinahe unförmlichen Vordertheil, der wulstartig aufgerollt war. Diese Bärentatzen hielten sich aber nur bei den sogenannten niederen Ständen. Bei Vornehmen und Modehelden wurden bald die zerhackten Schuhe eingeführt, welche mit der damaligen geschlitzten Tracht übereinstimmten. Es waren nämlich gepuffte Wämser und Beinkleider aufgekommen, wo das Unterfutter durch die Schlitze des Oberzeuges herausbauschte und wo die ungeheure Weite der Aermel und der Hosenbeine bald so großes Aergerniß erregten, daß auf vielen Kanzeln gegen den „Hosenteufel" gepredigt wurde. In der Art der übrigen Kleidung wurden nun auch die zerhackten Schuhe mit Schlitzen im Oberzeuge gearbeitet, aus denen das Unterfutter in Puffen heraussah.

Lange wurde diese Mode, zum großen Herzeleid der Gegner, getragen und verschwand erst wieder im nächsten Jahrhundert, wo auch die Pluderhosen und Bauschärmel allmälig ein Ende nahmen. Stiefel und einfache Schuharten wurden jetzt gebräuchlich und zwar waren Erstere — die unter dem Namen „Wallensteiner" oder „Schwedische Stiefel" bekannt sind — eine besondere Tracht der Krieger und des Adels, während sich Bürger und Bauern schon seit langer Zeit der Schuhe bedienten. Dieser Bauernschuh spielte im Jahre 1502 eine große Rolle. Als damals der Bauernkrieg losbrach, wurde er zum Erkennungs- und Wahrzeichen gewählt. Einige der Haufen führten einen solchen sogenannten „Bundschuh" an einer Stange befestigt als Fahne mit sich, Andere hatten ein Banner von blau und weißer Farbe, in der Mitte befand sich ein Kruzifix, auf der einen Seite ein Bundschuh, auf der anderen ein knieender Bauer, über dem die Worte standen: „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes." — Die Stiefel dagegen, deren weit abstehende Schäfte mit Spitzen besetzt wurden, waren ein wesentliches Stück bei der Tracht der „Frondeurs". —

Die letzte absonderliche Mode war die der Steckelschuhe, wie sie in Deutschland, oder der Patins, wie sie in Frankreich genannt wurden. Die so benannten Schuhe hatten hohe, spitz zulaufende Absätze von schwarzer oder bunter, meist rother Farbe und waren sicherlich äußerst unbequem, und eher zum Fallen als zum Laufen eingerichtet. Der Schwedenkönig Gustav III. pflegte hohe rothe Absätze zu tragen und sich, wenn er lustig war, darauf herum zu drehen.

Die Fußbekleidung unserer Tage hat eine einfache anspruchslose Form, wenn sie auch noch manches zu wünschen übrig läßt und häufig da drückt, wo es grade am unangenehmsten ist. Merkwürdig sind jetzt nur die Schuhe der Chinesen, die, anstatt danach zu trachten, auf einem großen Fuß zu leben, ihren Kindern eiserne, möglichst enge Stiefelchen anlegen, damit die Zehen unter die Sohle gequetscht und das Wachsthum des Fußes verhindert werden.

Nun aber genug vom Fuße und seiner Bekleidung, vielleicht ist schon zu viel davon gesprochen worden; doch kann es immerhin nicht schaden, wenn einmal von diesen niederen Regionen die Rede ist — sie sind ja die bewegende Macht, sind die Stütze des Ganzen!

Ein Kapitel von den Zähnen und ihrer Pflege.

Von

Dr. C. Kolb.

Wenn wir zu einem Urtheil aufgefordert werden über ein schönes Gesicht, so fallen bei Begründung desselben sicherlich die Zähne nicht zuletzt in Rechnung. Können wir uns eine Venus denken, die, wenn sie den Mund zum Lächeln öffnet, statt den weißen Perlen zerfressene schwarze Spitzen und Zapfen zeigt? Aller Zauber der Göttlichkeit schwindet vor einem solchen fast Ekel einflößenden Gegensatz, wie denn auch selbst der eitle Narciß sich unmöglich so, wie die Sage es schildert, in sein Gesicht hätte verlieben können, wenn ihm aus dem Spiegel der Quellen statt der Vorderzähne eine Lücke entgegen getreten wäre. Und doch sehen wir diesen früher so gewöhnlichen Schmuck immer seltener werden, in einem Grad sogar, daß man in manchen Gegenden, wenn man bei Damen schöne Zahnreihen sieht, mit ziemlicher Sicherheit auf ihre Unächtheit wetten kann. Aber nicht bloß als Zierde haben die Zähne ihre Bedeutung, sondern ihr Nutzen ist für das Leben selbst von so wichtigem Belang, daß es sich schon der Mühe verlohnt, diese ersten Glieder in dem Mechanismus, der den Verdauungsprozeß vermittelt, einer näheren Betrachtung zu würdigen. —

Werfen wir zunächst einen Blick auf ihre Entwicklung. Obschon wir sie in der Regel erst allmälig bei dem geborenen Menschen hervorbrechen sehen, fällt doch ihre Entstehung in eine frühere, dem Embryoleben angehörige Periode, in welcher die Schleimhaut der Mundhöhle kleine taschenförmige Fortsätze bildet; diese senken sich in die Kiefer ein und lösen ihren Zusammenhang mit dem Mundhöhlenraum dadurch, daß sie sich bläschenartig schließen und zuletzt vom knöchernen Zahnhöhlenrand

überwachsen werden. In dieser dem Kieferknochen eingebetteten Zelle erwächst ein Wärzchen, die künftige Pulpe des Zahns, um welche her sich allmälig die Zahnsubstanz anlegt, wie die festen Schichten, die unter galvanoplastischer Einwirkung aus einer Metallösung sich um einen Formenkern her niederschlagen. So baut in seiner verborgenen Kammer der Zahn sich auf, bis er zuletzt das knöcherne Dach derselben durchbricht und in der Mundhöhle zum Vorschein kommt, um fortan seine physiologischen Funktionen zu erfüllen.

Am Zahn selbst unterscheidet man mehrere Theile. Was über den Zahnhöhlenrand hervorragt und in der Mundhöhle sichtbar wird, heißt die **Krone**; die vom Zahnfleisch umschlossene Partie nennt man den **Hals**, und was zwischen den knöchernen Blättern des Kieferfortsatzes steckt, führt den Namen **Wurzel**, welche bald einfach ist, bald in mehrere Spitzen auseinander geht. Hals und Krone umschließen einen in ihrem Innern befindlichen Hohlraum, der gegen die Wurzeln hin sich in einen Kanal auszieht und an der Spitze in eine feine, bisweilen doppelte Oeffnung ausmündet. Diese Höhle enthält einen sie ziemlich genau ausfüllenden, aber völlig frei liegenden, weichen, röthlichen Körper, die **Pulpe** oder den **Zahnkeim**, der dem Wurzelkanal bis zu seiner Ausmündung folgt und dort mit der Beinhaut zusammenhängt. Der Zahnkeim, der keinerlei erkennbare Fortsätze in das feste Gefüge des Zahns entsendet, ist von einem strukturlosen Häutchen umgeben und besteht aus einem undeutlichen, faserigen Bindegewebe mit zahlreich eingestreuten Kernen; auch erhält er durch die Oeffnung am Ende der Zahnwurzel Gefäße und Nerven, welche an der Oberfläche und in der Pulpensubstanz selbst Netze und Geflechte bilden. — Der feste Zahnkörper läßt mehrere Substanzen unterscheiden. Diejenige, welche die Pulpe umschließt und den soliden Kern des Zahnes herstellt, heißt das **Zahnbein**, eine gelbliche, durchscheinende Masse, die noch härter und spröder ist, als die der Knochen; es wird aus mikroskopisch feinen Kanälchen und einer sie verbindenden strukturlosen, harten Grundsubstanz zusammengesetzt. Die Kanälchen beginnen mit offenen Mündungen an der Wand, welche die Pulpe umschließt, laufen unter wellenförmiger Biegung schräg nach außen und zeigen gegen die Oberfläche hin eine gabelförmige Theilung, deren Ausläufer nie blind endigen, sondern entweder in benachbarte ähnliche Ausläufer übergehen oder mit den Aestchen der Knochenkörperchen im Cement sich verbinden.

Sie enthalten keine Knochenerde, sondern eine zur Ernährung des Zahns dienende Flüssigkeit, den Zahnsaft, welcher von der Pulpe herrührt.

Am Hals- und Wurzeltheil ist der Zahn nach außen von dem Cement oder der Wurzelrinde überlagert. Sie beginnt als eine dünne Schichte am Hals des Zahns, dicht am Rande des Schmelzes oder sogar eine kleine Strecke weit von ihm bedeckt, und läuft mit stetig zunehmender Dicke bis zur Spitze der Zahnwurzel, an welcher sie das Zahnbein überragt, so daß auf eine kleine Strecke das Ende des Wurzelkanälchens durch sie allein gebildet wird; auch erfüllt sie bei mehrwurzeligen Zähnen nicht selten den Raum zwischen den einzelnen Wurzeln. Nach außen wird das Cement von der Beinhaut überkleidet; seine innere Abgrenzung gegen das Zahnbein stellt sich an feinen Längenschnitten des Zahns als ein bei durchgehendem Licht dunkler Streifen dar, in welchem sehr große, mit den Röhrchen des Zahnbeins in Verbindung stehende Knochenkörperchen liegen. Zum Unterschied von dem röhrigen Bau des Zahnbeins zeigt die Wurzelrinde den geschichteten blätterigen Bau und die mikroskopischen Elemente der Knochensubstanz. — Der Schmelz bildet die äußerste Schichte oder Rindensubstanz der Zahnkrone und ist auf den Kauflächen am stärksten; gegen den Hals zu wird er immer dünner und endigt an demselben mit einem scharfen, bisweilen zackigen Rand. Es ist somit die ganze Partie des Zahns, welche frei in die Mundhöhle hervorragt, von diesem Schmelz kappenartig überzogen und gegen den Einfluß der Luft sowohl als gegen die feindliche Einwirkung ätzender Flüssigkeiten geschützt.

Der Schmelz, der viel reicher ist an erdigen Bestandtheilen, als alle übrigen Knochengebilde, hat ein bläuliches, porzellanartiges Aussehen und übertrifft an Härte und Sprödigkeit alle übrigen Gewebe des Körpers; er besteht aus soliden sechseckigen Säulchen, den sogenannten Schmelzfasern, die der Bruchfläche der Krone ihren Seidenglanz verleihen und mit ihrem einen Ende dem Zahnbein aufsitzen, während sie das andere gegen die äußere Fläche des Zahnes hinkehren. Eine verkalkte, feine Schichte bedeckt die freie Oberfläche des Schmelzes als sogenanntes Schmelzoberhäutchen und hängt mit derselben so fest zusammen, daß es sich nur durch Anwendung von Salzsäure in größeren Stücken ablösen läßt. Wie hart auch der Schmelz und wie sehr er geeignet ist, die Zähne gegen Abnützung zu schützen, so vermag er doch nicht, den auf ihn einwirkenden Zerstörungsursachen stetig zu widerstehen. In einem gewissen Alter ist die

Mahlfläche der Zähne mehr oder weniger ihres Emails beraubt; auch können die Versuche, sehr harte Körper zu trennen (das Aufbeißen von harten Nüssen, Pfirsichkernen) und schnelle bedeutende Temperaturveränderungen Sprünge im Schmelz herbeiführen, welche, da sie das Zahnbein der Einwirkung der Luft und chemischer Schädlichkeiten zugänglich machen, zur Zerstörung des Zahnes Anlaß geben.

Da den Zähnen in dem Verdauungsprozeß gewisse Funktionen angewiesen sind, so haben sie auch diesem Zweck entsprechende Formen erhalten. Die mit einfacher Wurzel versehenen Schneidezähne, vier in jedem Kiefer und die mittlere Partie desselben einnehmend, besitzen keine Kaufläche, sondern eine meiselförmige, vorn convexe, hinten concave Krone; sie haben die Bestimmung, einen Bissen (vom Brod, vom Apfel zum Beispiel) scheeren- oder messerartig abzuschneiden, worauf die weitere Zerkleinerung von anderen Zähnen besorgt wird. — Auf die Schneidezähne folgt in jedem Kiefer beiderseits ein Eckzahn oder (im Oberkiefer) Augenzahn (weil im Oberkiefer die sehr lange Wurzel bis zur Augenhöhle hinauf reicht). Die Eckzähne sind größer als die vorigen, konisch zugespitzt und an der hintern Seite mit zwei flachen Facetten versehen; die Wurzel ist einfach und oben sehr lang. Er hat die Aufgabe, den Bissen (etwa auch eine Tabakspfeife) zu fassen und festzuhalten; wirkt der obere und untere Eckzahn zusammen, so senken sie sich keilförmig in den Bissen ein, durchbohren und zerreißen denselben und werden deshalb beim Zerkleinern elastischer Substanzen (Sehnen und Bänder) nützlich. —

Die Backenzähne, welche beiderseits oben und unten die fünf hinteren Plätze im Kiefer einnehmen, sind mit breiten Kronen und einer höckerigen Kaufläche versehen; die beiden vorderen haben eine einfache oder doppelte Wurzel und zwei Malmhöcker, die hinteren einen vier- oder fünffachen Malmhöcker und bis vier Wurzeln; bei dem hintersten sind die Wurzeln meist in einen dicken Kegel verschmolzen. Die Backenzähne sind die eigentlichen Mühlsteine, welche den Nährbissen in einer Weise zu verkleinern haben, daß unter dem Einfluß der Verdauungssäfte und der thierischen Wärme der Verdauungsprozeß ordnungsmäßig von statten gehen kann. Das leichtere Geschäft, das Zermalmen von weicheren Substanzen, fällt den beiden vorderen Backenzähnen zu, die kleinere Mahlflächen besitzen und gleich den Schneidezähnen Wechselzähne sind, während die schwere Arbeit, das Zermalmen von festen Substanzen, von der Brodrinde an bis

zum Knochen, den hinteren anheimfällt. Welche Kraft diese unter dem Einfluß der Muskulatur und durch ihre Nähe an dem Stützpunkt des Krafthebels (Unterkiefer mit den wirkenden Muskeln) zeigen können, erhellt aus dem Umstand, daß sie einen Pfirsichkern zu zerbrechen vermögen, zu dessen Zermalmung ein Gewicht von 300 Pfunden nothwendig wäre. Ich führe dies indeß nur beispielsweise und nicht in der Absicht an, zu derartigen Proben zu ermuntern, denn wer die Bedeutung der Zähne zu schätzen weiß, möchte schon dem, der sie zum Aufknacken von Haselnüssen verwendet, in die Haare fahren.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Zähne, daß sie in derselben Kauebene endigen; nur die Eckzähne stehen hin und wider etwas über diese Fläche hervor. In der Ruhe steht der Zahnbogen des Unterkiefers hinter dem des Oberkiefers, und eine Ausnahme hievon machen nur die Eskimos, bei welchen übrigens das unmittelbare Uebereinanderstehen der beiden Zahnreihen nicht förderlich für die Erhaltung der Zähne wird, während durch die erstgenannte Einrichtung die Reibung der festen Zahnmassen und die dadurch bedingte schnellere Abnützung vermieden wird. Wie indeß die Abnutzung der Zähne von der Natur sogar für wichtige Ernährungszwecke benutzt werden kann, sehen wir an der Einrichtung der vorderen Zähne bei den Nagern, dem Eichhörnchen zum Beispiel; diese (es sind bekanntlich ihrer oben und unten zwei) besitzen nur an ihrer vorderen Fläche den Schmelzüberzug, während hinten das weichere Zahnbein frei liegt; wenn nun die messerartigen Zähne hobelnd und schabend gegen einander wirken, so wird durch das Abschaben an der Hinterfläche, während die härtere vordere weit weniger diesem Einfluß zugänglich ist, erzielt, daß der vordere Rand immer scharf bleibt. Der Verkleinerung dieser Zähne von ihrem freien Ende her steht sodann als Gegengewicht der Umstand entgegen, daß sie stetig nachwachsen. Verliert ein Eichhörnchen einen Schneidezahn und fällt somit das Behobeln des gegenüberstehenden weg, so wächst dieser fort und fort, bis er zuletzt eine Ringform gewinnt und das selbstständige Fressen des armen Thieres fast unmöglich macht.

(Schluß folgt.)

Tödtliche Verwandtschaft.

Von

C. Groß.

Erstes Kapitel.

Sonnenschein.

Ich war ein einziger Sohn. Meine Eltern starben, als ich noch sehr jung war, in der That zu jung, um mich ihrer zu erinnern, und ich wurde der Pflege meines Onkels Mark Haughton — Squire Haughton, wie man in der Umgegend von Haughton Tower ihn nannte — übergeben. Haughton Tower, ein großes, viereckiges, mit Erkern und Zinnen versehenes Landhaus, lag im Norden von Yorkshire tief in einem Walde, und die Familie Haughton hatte seit vielen Generationen dort gelebt. Mein Vater und sein Bruder Mark, die einander sehr liebten, waren hier erzogen worden, und als der erstere starb, schien mein Onkel seine ganze Liebe auf mich übertragen zu haben. Er war ein Hagestolz, behandelte mich aber, als ob ich sein Sohn wäre, obschon die Erinnerung meiner früheren Jahre ihn mir mehr in dem Licht eines theilnahmvollen Gesellschafters und zärtlichen Freundes erscheinen läßt. Er fühlte sich nur wohl, wenn ich bei ihm war, und leitete bis in mein sechzehntes Jahr meine körperliche und geistige Erziehung selbst. Er war ein großer Freund vom Fischen und Jagen, und ich pflegte ihn auf seinen Ausflügen stets zu begleiten. Da er sich auch leidlich auf Mathematik und die alten Klassiker verstand, so lasen und studirten wir mit einander; seine Hauptliebhaberei aber, wenn er sich innerhalb seiner vier Mauern befand, war Physik und Chemie, ein Umstand, dem ich es zuschreiben muß, daß eine dieser Wissenschaften ich möchte sagen die herrschende Leidenschaft meines Lebens wurde.

Haughton Tower erhielt aus der Umgegend nur selten Gäste, und wenn mein Onkel einen Nachbarschaftsbesuch machte, so ließ er mich in der Regel zu Haus. Ich kam deshalb nicht häufig in Berührung mit Altersgenossen und verrannte mich um dieser Abgeschiedenheit willen in vorzeitige Ideen und Liebhabereien, welche mir in früher Jugend die Bezeichnung eines „altmodischen", später die eines „überspannten" Menschen eintrugen. So ging es fort bis in mein sechzehntes Jahr. Da erhielt eines Morgens mein Onkel einen Brief, der unser ruhiges Hauswesen in große Aufregung versetzte.

Um diesen Umstand zu erklären, muß ich auf ein Ereigniß in Mark Haughtons Jugendgeschichte zurückgreifen. Er hatte eine sehr hübsche Cousine heirathen sollen. Beide Familien waren einig, und die jungen Leute schienen einander sehr zugethan zu sein. Es ist nie recht klar geworden, warum oder wie es kam, aber eines Morgens stellte sich's heraus, daß die schöne Cousine sich von einem Offizier, Kapitän Maurice, den sie auf einem Ball kennen gelernt, hatte entführen lassen. Ihr Vater gerieth darüber in einen grimmigen Zorn und wollte von seiner Tochter nie wieder etwas sehen oder hören. Der arme Mark sprach nur wenig von der Sache und äußerte sich namentlich nie zum Nachtheil seiner früheren Verlobten, wie er denn auch nicht duldete, daß dies in seiner Gegenwart durch andere geschah. Als später die arme Entlaufene einige herzbrechende Briefe nach Haus schrieb und darin meldete, daß ihr Gatte nach Indien müsse und sie ihn begleiten werde, soll Onkel Mark ihr geantwortet haben, obschon von dem Inhalt des Schreibens außer der Empfängerin nie jemand Kunde erhielt. Ueber diese Dinge waren schon zwanzig Jahre hingegangen, ehe ich etwas davon erfuhr; doch der Brief, der jetzt in Haughton Tower eingelaufen war, schien die Erinnerung an die Vergangenheit wieder in's Leben zu rufen. Er war von einem Londoner Hotel aus datirt und von einem Kapitän Flemming geschrieben, den sein leidender Gesundheitszustand von Calcutta nach England zurückgeführt. Man hatte seiner Obhut ein junges Mädchen anvertraut und er es mit in die Heimat gebracht. Da er zu unwohl war, um selbst nach Haughton Tower zu kommen, so bat er meinen Onkel um einen Besuch, damit er ihm seinen Pflegling übergeben könne; seinem Schreiben schloß er einen Brief bei, der, wie er meinte, das Uebrige erklären werde. Der Beischluß war ein kleines Billet von einer Frauenhand und an Mark Haughton adressirt; es lautete wie folgt:

„Vetter Mark. — Als jedermann mich mit Härte und Grausamkeit behandelte, waren Sie, dem ich das schwerste Unrecht angethan, der einzige, der mir noch Mitleid und Güte zu Theil werden ließ. Ihr Brief, den ich vor meiner Abreise von England erhielt, mit seiner Zusage ist mir stets eine theure Erinnerung geblieben. Sie sagten damals, wenn es je in Ihrer Macht liege, mir zu dienen, so dürfe ich mich auf Sie verlassen. Diese Zeit ist gekommen. Mein Mann, Major Maurice, den das Unglück zu seinem Spielball ausersehen zu haben scheint, ist nicht mehr, und auch mir sagt der Arzt, daß ich ihn nicht um viele Tage überleben werde. Von meinen Kindern sind alle todt bis auf die kleine Marie, die ich als Waise zurücklasse. Sie soll Ihnen vertraut sein. In das Haus meines Vaters kann ich sie nicht schicken; denn wo man sich so hartherzig gegen die Tochter benahm, wird auch ihr Kind keine freundliche Behandlung zu gewärtigen haben. Ich baue auf Ihren Edelmuth und Ihre Herzensgüte, fest vertrauend, daß sich meine Hoffnungen verwirklichen werden, wenn ich todt bin. Gott sei mit Ihnen, Vetter Mark. Verzeihen Sie mir; möge der Himmel Sie belohnen.

Marie."

Ich wußte damals noch nichts von dem früheren Verhältniß meines Onkels, und war daher nicht wenig erstaunt, nach dem Lesen dieses Briefes Thränen in seinem Auge zu sehen, noch mehr aber, als er dieselben hastig wegwischte und sagte: „Gott tröste das arme Weib! Was auf Erden mag sie bewogen haben, so an mich zu schreiben? Es ist nicht möglich — sie kann nicht todt sein. Doch jedenfalls muß ich jetzt nach London. Für ihr Kind sorgen — für Mariens Kind? Natürlich will ich das, und wenn's ihrer zwanzig wären. Was gaffst du mich so an, Karl? Richte mir meinen Reisesack her und sage Thomas, er soll sogleich mein Kaleschchen einspannen. Ich will diesen Nachmittag noch rechtzeitig den Londoner Zug erreichen." — Ich gehorchte seinem Auftrag, die Kalesche fuhr vor und Onkel Mark, der sich gut mit Reisekleidern verwahrt hatte, stieg ein.

„Karl," sagte er, vor der Abreise sich zu mir niederbeugend, „halte während der paar Tage meiner Abwesenheit gut Haus; ich werde dir wahrscheinlich eine kleine Schwester mitbringen. Sei dann freundlich gegen sie, du junger Schlingel, oder ich lasse dich mit Sack und Pack abfahren." — „Seien Sie unbesorgt, Onkel," versetzte ich. „Glückliche Reise." Und

die Kalesche fuhr von hinnen. Mein Onkel winkte mir Lebewohl zu, bis der Wagen in der Allee verschwunden war.

Ich machte mir allerlei Gedanken über die kleine Schwester, die mein Onkel mitzubringen versprochen hatte, konnte mir aber die Sache nicht zurecht legen und beschloß daher, geduldig zu warten, bis er wieder zurück käme. Nach Ablauf einer Woche erhielt ich von ihm ein Schreiben, in welchem er mir mittheilte, daß er noch länger in London zu verbleiben habe und mir seine Ankunft melden wolle. Ich war nie zuvor so lange mir selbst überlassen gewesen und fühlte mich recht behaglich in meiner Freiheit. Der September war schon ziemlich vorgerückt, und ich zog jeden Tag mit einem der Wildhüter aus, um nach Herzenslust Rebhühner zusammen zu pirschen. Eine zweite Woche war entschwunden, während welcher ich mich eifrig in den Mooren umtrieb. Als ich nun eines Nachmittags, das Gewehr auf der Schulter, eben durch den Garten auf das Haus zuschritt, trat mir plötzlich ein ungewohnter Anblick entgegen. Ein in Trauer gekleidetes Mädchen mit sehr blassem Gesicht, rabenschwarzem Haar und großen, sanften, schwarzen Augen begegnete mir, als ich eben in einem Gartenpfad um eine Ecke bog. Sie hatte in der Hand einen Bündel frisch gepflückter blauer Blumen, die sie bewundernd betrachtete; wie sie jedoch meinen Tritt hörte, machte sie Halt, und wir standen einander gegenüber. Ich wußte nicht, in welche Richtung ich schauen sollte, denn ich war ein blöder Junge, und sie faßte mich so scharf in's Auge, daß ich wohl roth geworden sein muß. Sie war so ganz anders als die Kinder und Mädchen, die ich bisher gesehen, daß ich von ihrem Aeußern betroffen wurde. Welcher Gegensatz zwischen dem schmächtigen blassen Wesen und den Bauernmädchen oder den jungen, lärmenden Amazonen, mit denen ich bisher in Berührung gekommen!

„Sie sind vermuthlich Vetter Karl?“ sagte sie nach einer kurzen Pause — und ihre Stimme klang so süß, so kindlich musikalisch, daß mir die Sprecherin wie eine alte Bekannte vorkam und ihr mein Herz schon im ersten Moment entgegenflog. Sie reichte mir die kleine Hand, die sich mit ihrem zarten Weiß und Roth wie eine seltene tropische Muschel ausnahm; ich faßte sie mit der meinigen und sagte verschämt: „Ich heiße Karl, und du — du bist wohl meine neue Schwester?“ — „Nein; alle meine Brüder und Schwestern sind todt; aber du mußt wohl Vetter Karl sein, und ich bin deine Cousine Marie oder Polly, wie Papa mich gern

nannte. Du kannst mich heißen, wie du willst." — „Cousine Polly also — es freut mich sehr, dich in Haughton Tower zu sehen und hoffe, daß es dir bei uns gefallen wird, obschon ich fürchte, du werdest nicht viel Kurzweil hier finden."

„Das fürchte ich nicht; ich bin überall gern, wo man freundlich gegen mich ist; und wie sollte es an Kurzweil fehlen in diesem prächtigen Wald und in einem Garten mit so schönen Blumen? Ich liebe namentlich die blauen — wie heißt doch diese mit der Traube von blauen Helmen? — denn sie sehen ganz wie Helme aus." — „Man nennt sie bisweilen Juno's Wagen. Schau, wenn ich diese Kronenblätter wegnehme, so sieht die Blüte aus, wie ein schöner, von zwei Schwänen gezogener Wagen." — „Oh, wie hübsch! Schade, daß sie nicht riecht." — „Nicht viele Giftpflanzen haben einen angenehmen Geruch, Cousine Polly. Diese Blume hat auch noch einen andern Namen, Eisenhut, und birgt ein tödtliches Gift." — „Wie schrecklich! Aber diese andere hübsche Blüthe mit dem goldenen Herz — diese ist gewiß unschuldig?" — „Weit gefehlt; sie ist noch schädlicher als die andern und kaum unter einem andern Namen denn als giftiger Nachtschatten bekannt." — Das Mädchen zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, warf den Blumenstrauß weg und sagte: „Sind denn alle eure englischen Blumen giftig, Vetter?" — „O nein, Bäschen Polly; komm nur mit mir und du sollst bald einen Strauß haben, vor dem du dich nicht zu entsetzen brauchst."

So war die Freundschaft eingeleitet. Wir wanderten geraume Zeit in dem weiten Garten und unter dem Gesträuch umher; Polly war zwar etwas schwer zu befriedigen, hatte aber doch an den Glockenblumen, Vergißmeinnichten und Noisettrosen eine große Freude. Wir waren noch immer auf dem Zug, als vom Haus her die Diné-Glocke läutete. „Ach, Vetter Karl, was haben wir doch gedacht?" sagte Polly. „Der Onkel trug mir auf, dich aufzusuchen und sogleich zurückzubringen. Er wird wohl böse sein?" — „Man sieht wohl, daß du den Onkel Mark noch nicht kennst, Polly, denn er ist froh, wenn er uns nur wieder sieht. Ich verdiene noch am ehesten Vorwürfe, denn ich kann mir denken, daß er nach mir verlangt, und bei diesem Blumensuchen habe ich ihn ganz vergessen. Eilen wir jetzt nach dem Hause zurück."

Ich erinnere mich, daß mir bei dem Zittern, welches Polly überlief, als ich sie von den schädlichen Eigenschaften des Eisenhuts und des Nacht-

schattens unterrichtete, der Gedanke kam, sie sei ein überreiztes, nervenschwaches Geschöpf; wie ich aber später erfuhr, daß ihr armer Vater, der Major Maurice, sich selbst vergiftet hatte, so schien mir ihre Aufregung sehr begreiflich.

Mein Onkel begrüßte mich mit großer Freude und äußerte sich namentlich sehr vergnügt darüber, daß ich mit meinem Bäschen bereits Freundschaft geschlossen hatte. Er schien es nicht satt zu werden, dem kleinen Mädchen in das schwarze Auge zu sehen; wahrscheinlich erblickte er in ihrem Gesicht die Züge, die ihm selbst einst so theuer gewesen. Sie war nicht mehr als zwölf oder dreizehn Jahre alt, begann aber, da sie sich als das einzige Dämchen im Haus fühlte, bald eine matronenhafte Würde anzunehmen. Es war unterhaltlich zu sehen, mit welchem Selbstgefühl sie beim Frühstück und Thee den Vorsitz führte und in ihrer kindlichen Weise die Haushaltung überwachte. Onkel Mark behandelte sie stets wie eine Erwachsene, und insbesondere schien es ihm ein großes Vergnügen zu gewähren, als er ihr mit der Höflichkeit eines Chevalier aus der alten Schule den Schlüsselbund anvertraute. Ihre Anwesenheit brachte ein neues Leben in's Haus und war namentlich mir, der ich nie an weibliche Gesellschaft gewöhnt gewesen, sehr angenehm. Mit Lust konnte man ihr zuhören, wenn sie mit ihrer musikalischen Stimme ihre Erinnerungen an Calcutta und den Osten preisgab, das Aussehen der tropischen Bäume und Blumen beschrieb oder die dunkelfarbigen Bengalen schilderte. Bei anderen Gelegenheiten verbreitete sie sich über die Reiseeindrücke während der Seefahrt und über die Vorstellungen, die sie sich von ihrer neuen Heimat, von Onkel Mark und von mir gemacht hatte. So lebten wir uns allmälig in einen regelmäßigen Tagesbrauch hinein; es war uns, als sei Cousine Polly immer bei uns gewesen und als könnten wir nichts ohne sie anfangen.

Erst einige Monate später erklärte mir Onkel Mark, was ihn so lange in London aufgehalten. Er hatte nämlich Einleitungen für Polly's Erziehung treffen müssen und eine Gouvernante angeworben, die in Bälde erwartet wurde. Auch gab es in der nahen Stadt Hetherington eine treffliche Schule, wo die Cousine weiteren Unterricht erhalten konnte. Während des Aufenthalts in London war dem Onkel noch weiter der Gedanke gekommen, daß ich lange genug zu Hause gewesen und es jetzt für mich Zeit sei, mich auch ein bischen in der Welt umzusehen. Von dieser

Erwägung in Anspruch genommen, traf er mit einem alten Studienfreund zusammen, der gern als Hofmeister eines Zöglings für ein Jahr oder zwei den Kontinent bereist hätte. Die beiden Freunde verständigten sich über diesen Punkt und ich erfuhr nun, daß ich binnen vierzehn Tagen nach dem Haus Seiner Ehrwürden, des Herrn Ellis in London, abreisen sollte. — Ich war sehr vergnügt über diese Mittheilung und lieh meiner Freude einen kräftigen Ausdruck; Bäschen Polly dagegen begriff nicht, daß ich mich darüber so freuen konnte, da ich mich doch sonst in ihrer Gesellschaft so glücklich fühlte, und warf mir aus ihren großen schwarzen Augen befremdliche Blicke zu.

Die Zeit kam heran und ich reiste nach London ab. Die Stadt bot mir stets neue Gegenstände des Staunens und der Bewunderung, da mir alles neu war; aber schon nach vier Wochen eines fröhlichen Aufenthalts in Englands Metropole brachen wir nach Paris auf, von wo aus es über Brüssel rheinaufwärts nach Italien ging. Wir verweilten zwei Jahre auf dem Kontinent, während welcher Zeit ich die Entdeckung machte, daß England nicht die Welt ist, und sich die rauhen Kanten meines Charakters ordentlich abschliffen. Der Onkel schrieb mir regelmäßig, und hin und wider legte auch Bäschen Polly ein paar Zeilen bei. — Endlich kam die Zeit zur Heimkehr heran. Es war mir wunderlich zu Muth bei dem Gedanken, daß ich, nun ich mich in so vielen Ländern umgetrieben und ihre Sprachen gelernt hatte, mich wieder auf den kleinen Familienkreis von Haughton Tower beschränken sollte, obschon andererseits ein Trost darin lag, wieder die alten lieben Tummelplätze der früheren Jahre zu sehen und die wohlbekannte theure Stimme des Onkels Mark mit seinem freundlichen Lächeln zu hören. — Es war um die Weihnachtszeit, als ich zu Haus anlangte. Welche wohlthuende Wärme liegt nicht schon in dem Wort „Heimat!“ Ich traf zur Abendzeit ein, und der Onkel empfing mich an der Schwelle des Hauses. Sein Gesicht strahlte einen freudigen Willkomm, und obschon er etwas grauer war, als zur Zeit meiner Abreise, erschien er doch als derselbe liebe, alte, wohlwollende Onkel.

„Gott segne dich, mein lieber Junge,“ rief er mir entgegen und führte mich nach seinem behaglichen Studirzimmer. „Komm herein; ich und Polly haben während der zwei letzten Monate fast von nichts als von dir gesprochen. Wo steckt nur die kleine Hexe? Hat sie doch mit mir weiß Gott wie lange vor dem Thor draußen auf dich gewartet. Polly!

Polly!“ — Der Onkel entfernte sich, um sie aufzusuchen, und kehrte bald wieder mit ihr zurück. Doch welche Veränderung! Das kleine Mädchen war zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Das lange, dichte, rabenschwarze Haar erkannte ich wohl noch und die dunkeln Augenwimpern; aber die Veränderung des Klimas und die kräftigende Landluft hatten eine solche Glut der Gesundheit auf ihre Wangen gehaucht, daß es kein Wunder war, wenn sie mir fast als eine Fremde vorkam. Doch ehe der Abend ablief, stand schon wieder alles auf dem alten Fuße. Ich hatte viel zu erzählen und führte somit fast ausschließlich das Wort; aber wenn schon meine Reden hauptsächlich an den Onkel gerichtet waren, kam es mir doch in meinem Innern vor, als ob ich nur mit Cousine Polly spreche. So oft ich nach ihr hinsah in der Hoffnung, ihrem Blick zu begegnen, gingen ihre Wimpern nieder und ein leichtes Roth schien ihr Antlitz zu überfliegen. Wie schön sie sich ausnahm, während sie an jenem stillen Winterabend neben dem warmen Feuer in ihrem niederen Armstuhl saß! Wie wohlthuend senkte sich der Anblick in mein Herz, und wie theuer bewahre ich noch die Erinnerung daran, obschon viele, viele Jahre darüber hingeschwunden sind!

Ich fand, daß mein Onkel lange nicht mehr so eifrig Feld, Wald und Fluß besuchte, wie früher, nicht weil die alten Beschäftigungen ihm weniger Vergnügen bereiteten, sondern weil die Nähe und das sonnige Lächeln Marie's ihm wohl that. Als ich daher auf's neue ein Mitglied der Familie in Haughton Tower war, machte ich mit Freuden die Wahrnehmung, daß Onkel Mark wieder mehr Zeit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen widmete. Er hatte sich ein Zimmer ausdrücklich für seine Studien einrichten lassen; doch beschrieben seine Versuche einen sehr beschränkten Kreis. Er suchte in der Wissenschaft mehr eine Erholung, ein Vergnügen, als daß er irgend einem bestimmten Zweck nachtrachtete, und hielt sich daher nur an die Oberfläche, um die Allgemeinresultate für seine philosophischen Spekulationen verwerthen zu können. Mir erging es in dieser Beziehung ganz anders, denn ich wünschte stets, ein begonnenes Experiment in allen seinen Konsequenzen zu verfolgen, und wenn er bereits wieder einem neuen Problem nachjagte, fuhr ich fort, an dem alten mit den gegebenen beschränkten Mitteln fortzuarbeiten. Wenn nun auch Onkel Mark seine Unfähigkeit eingestand, denselben Pfad zu gehen, so konnte er doch nicht umhin, meiner Geduld und Ausdauer Anerkennung

zu sollen, und er rieth mir, für eine Weile nach London zu gehen, um daselbst meine Kenntnisse durch den Besuch der besten chemischen Vorlesungen und Laboratorien zu erweitern. Natürlich ließ ich mir diesen Vorschlag sehr gern gefallen, und schon ein Halbjahr nach Beendigung meiner großen Reise wurde beschlossen, daß ich mich bei nächster Gelegenheit wieder nach London begeben solle. Der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers war vor kurzem eben dahin abgegangen, um Medizin zu studiren, und man traf die Uebereinkunft, daß ich mit ihm die gleiche Wohnung beziehe. Fritz Holdsworth war ein leichtherziger Bursche, etwa zwei Jahre jünger als ich, den ich bei Gelegenheit meiner Waldgänge kennen gelernt hatte, und der Gedanke, ihn zum Zimmerkameraden zu erhalten, erfüllte mich mit Freude. — Da gab es nun eine Zeit lang viel Leben und Aufregung in Haughton Tower, denn jedermann wollte sich bei der Ausstattung des „jungen Squire“, wie man mich nannte, betheiligen.

Die ganze Zeit meines Aufenthalts in der Heimat hatte ich mich ausgezeichnet gut mit Polly gestellt. Wir sagten es uns oft, wie angenehm es sei, daß wir uns als Geschwister betrachten könnten; aber nach solchen Versicherungen pflegte in der Regel ein peinliches Schweigen einzutreten. Als endlich feststand, daß ich wieder für eine unbestimmte Frist Haughton Tower verlassen sollte, wurde Cousine Polly ungewöhnlich ruhig, und wenn ihr gelegentlich mein Auge begegnete, so konnte ich bisweilen denselben gedankenvollen, fragenden Blick an ihr bemerken, der mir schon vor meiner ersten Abreise aufgefallen war; doch jetzt überlief es dabei mein Gesicht prickelnd, und wenn ich sie dabei fest ansah, so wandte sie sich ab und that, als sei sie ganz von den Vorbereitungen zu meiner Reise in Anspruch genommen. — Endlich kam der Tag, an dem ich aufbrechen sollte. Es war ein lieblicher Juni-Nachmittag, und da ich erst Abends abzureisen beabsichtigte, so wollte ich noch vorher einen Spaziergang durch das Feld machen. Ich bat Bäschen Polly, mich zu begleiten; aber sie hatte noch so viel zu thun, daß sie es ablehnen mußte, versprach mir indeß, in einer Weile nach einem unserer Lieblingsplätzchen im Park, einem Hügel mit drei oder vier Buchen, nachzukommen.

Ich machte gemächlich meinen Spaziergang, betrachtete noch einmal die Gärten, die Gewächshäuser und Lauben und trat dann in den Park hinaus, wo ich mich unter dem Schatten der Buchen auf den Rasen niederlegte, um Polly zu erwarten. Wie ruhig und friedlich alles war. Nur

zwei träge, schneeweiße Wölkchen schwebten an dem klaren blauen Himmel über mir. Kein Blatt rührte sich. Der Park zog sich von der Stelle aus, wo ich lag, ohne Schatten abwärts, bis er den dunkeln Wald berührte, welcher ihn auf die Entfernung eines halben Mile säumte. Der einzige Laut, welcher die Stille unterbrach, war das Murmeln eines Bächleins, das am nahen Gartenhage vorbeilief. Während ich in dem von lichten Punkten unterbrochenen Schatten dalag, bemächtigten sich träumerische Gedanken und Vorstellungen meines Geistes. Wie glatt war bisher meine Lebensbahn gewesen, und wie verheißungsvoll gestaltete sich meine Zukunft. Mit dem Antritt meiner Volljährigkeit stand mir ein schönes Vermögen bevor. So weit ich zurückdenken konnte, war mir nie ein Leid, ein Schmerz zugestoßen, und meine Aussichten schienen so klar und sonnig zu sein, wie die Landschaft um mich her. Ich konnte meinem Lieblingsstudium nachhängen nicht mit Zwecken des Gewinns und des Ehrgeizes, sondern bloß um der Wissenschaft selbst willen; denn ich sehnte mich, mehr von den Geheimnissen der Natur kennen zu lernen, und wollte in tiefen Zügen aus dem Born trinken, aus dem ich bisher meinen Durst nur in Tropfen gestillt hatte. Und doch — wenn ich irgend eine große Entdeckung machte — wenn mein Name einen Platz fände in den Registern des Ruhmes? Das Gemurmel des Bachs schlug weicher und weicher an mein Ohr, und endlich schlummerte ich ein.

Ich erwachte unter dem Eindruck eines duftigen Lufthauchs und eines leichten Kusses, der meine Lippen berührte. Anfangs wußte ich kaum, wo ich war; doch bald kannte ich mich aus, und als ich mich umschaute, sah ich Marie Maurice an meiner Seite sitzen. Sie hatte ihren Hut abgenommen und das Antlitz von mir abgewendet; doch konnte ich bemerken, daß ihr Nacken und ihre Wangen von einer tiefen rosigen Glut übergossen waren.

„Polly,“ sagte ich, und ein eigenthümliches erstickendes Gefühl in der Kehle hinderte mich, weiter zu sprechen. Ich erhielt keine Antwort, und der schöne schwarze Lockenkopf blickte noch immer seitwärts. — „Bäschen Polly, du hast mich geküßt,“ tölpelte ich endlich heraus. Nun wandte sich das erröthende Antlitz mir zu und ich sah helle Thränen in ihren Augen stehen. — „Oh, sprich nicht mehr davon, Karl; ich glaubte, du schlafest.“

Brauche ich erst zu erzählen, daß an jenem schönen Sommernachmittag unsere Herzen sich ihre Geheimnisse verriethen und wir uns Liebe

gelobten für alle Ewigkeit? Als wir langsam mit einander nach Haus gingen, pflückte sie einige Vergißmeinnicht und gab sie mir mit den Worten: „Nimm sie, Karl. Du erinnerst dich, du gabst mir einige von diesen Blumen, als wir uns zum erstenmal sahen. Ich habe sie noch; sie sind in meinem Schreibpult aufbewahrt. Nun liegt mir aber etwas auf dem Herzen, das ich aussprechen muß, obschon du mich vielleicht für sehr thöricht halten wirst. Weißt du noch, daß du mir sagtest, die Blumen, die ich damals gesammelt hatte, seien giftig?“ — „Ja wohl; doch wie kommst du hierauf?“ — „Ach, lache mich nicht aus; aber eine innere Stimme flüstert mir zu, du müßtest dich vor Giften in Acht nehmen. Ich weiß zwar, deine Studien werden dich oft mit schädlichen Stoffen in Berührung bringen, doch es ist nicht dies — etwas in meinem Herzen sagt mir, deine Zukunft, dein Schicksal werde in eine innige Verkettung mit Giften gerathen. Vergib mir, wenn meine Worte nur der Erguß einer eitlen Einbildung sind; aber ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich sehnte, dich zu warnen, denn es war mir immer, als treibe mich eine Gewalt, der ich keinen Widerstand leisten konnte, an, es zu thun. Ich weiß, du wirst Nachsicht mit mir haben und mir versprechen, daß du dich in Acht nehmen willst.“ — Ich gab das Versprechen und besiegelte es mit einem letzten zärtlichen Kuß.

Zu Haus angelangt, erzählte ich dem Onkel nichts von dem Vorgefallenen, obschon er es aus unserem veränderten Benehmen errathen konnte. Erst als ich ihm Lebewohl sagte, bat ich ihn, für Polly ja recht Sorge zu tragen — „um meinetwillen.“ Er faßte meine beiden Hände, sah mir eine Weile fest in's Gesicht und ich bemerkte, daß seine Augen sich feuchteten. „Gottes Segen geleite dich, mein theurer Junge,“ sprach er endlich. „Ich habe mich lange gesehnt, ein solches Wort aus deinem Munde zu hören. Bleibe nicht zu lange fort, Karl, sondern kehre bald wieder, um dich am Altar mit ihr zu verbinden.“

Ein paar Stunden später saß ich in einem Eisenbahnwagen und dampfte London zu. Es wurde dunkler und dunkler; aber in den Momenten des halben Schlafes war es mir oft, als flüstere mir Mariens sanfte Stimme die seltsame Warnung in's Ohr: „Nimm dich vor Giften in Acht.“

Zweites Kapitel.

Schatten.

Fritz Holdsworth wohnte in einer der vielen Straßen, welche vom Strand nach dem Flusse führen. Er hatte für mich in demselben Haus ein paar Zimmer gemiethet, und obschon die Oertlichkeit tags wegen des starken Verkehrs und nachts wegen der hintenhinaus sich umtreibenden Katzen sehr geräuschvoll war, so gewöhnte ich mich doch bald an diese Unannehmlichkeit, da es meinem Freund hier gefiel und ich des Umgangs mit einem Bekannten bedurfte. Nach kurzer Frist hatte ich mich ganz in meine Studien vertieft, während Holdsworth neben seinen medizinischen Kollegien auch die Annehmlichkeiten des Londoner Lebens auszunützen Sorge trug. Unsere Charaktere waren sehr verschieden, und hierin lag wahrscheinlich der Grund, daß wir nur um so bessere Freunde wurden. Wir hatten nie einen Streit und lebten daher recht behaglich mit einander. Er konnte nicht begreifen, daß ich mich nur aus Liebe zur Wissenschaft auf die Chemie legte; doch bemerkte ich bald, daß er, wenn nicht gerade die Lebenslust bei ihm übermächtig war, viel Liebe zu seinem Beruf besaß, weshalb er mir auch stets anlag, meinem Studium durch den Besuch medizinischer und chirurgischer Vorlesungen eine mehr praktische Richtung zu geben. Ich konnte indeß der Heilkunst keinen Geschmack abgewinnen. Natürlich fielen die Naturwissenschaften auch in sein Bereich, und er sollte darin eine Prüfung bestehen, in der er etwas Achtbares zu leisten wünschte — ein Zweck, für den er sich, wie ich ihm bezeugen muß, sehr anstrengte.

Während dieser Vorbereitungszeit blieb er, was sonst nicht zu seiner Liebhaberei gehörte, bis tief in die Nacht hinein über seinen Büchern sitzen, während ich an der andern Seite des Tisches meine Notizen ordnete oder den Gang der Experimente aufzeichnete, welchen ich den Tag über angewohnt hatte. Da seine chemischen Kenntnisse etwas lückenhaft waren, so pflegte er mich häufig zu Rath zu ziehen.

Ich erinnere mich noch einer Unterhaltung mit ihm, die im Lauf der Zeit zu sehr seltsamen Resultaten führte, mich in Schmerz und Elend stürzte und mir beinahe den Tod gebracht hätte. Es handelte sich nämlich um jenen geheimnißvollen Abschnitt der Chemie, welcher die Anziehung und Abstoßung der Körper, die chemischen Verbindungen und Zer-

setzungen, mit einem Wort die sogenannte Wahlverwandtschaft in sich faßt. Bei dieser Gelegenheit waren mir einige Gedanken und Theorien gekommen, die mich selbst befremdeten. Holdsworth räumte ein, er wisse sich in Betreff mehrerer Substanzen, die er in einem Glase gemischt vor sich hatte, nicht zurecht zu finden. Die Säuren und Basen verwirrten ihm den Kopf, und er meinte, die Analyse sei am Ende nichts weiter, als reine Erfahrungssache. Ich versuchte, ihm den Gegenstand klar zu machen, und sagte ihm, wenn er mich eine Weile anhören wolle, so sei ich vielleicht im Stand, ihm Winke zu geben, die ihm nützlich werden dürften. „Du mußt bemerkt haben," fuhr ich fort, „daß einige chemische Stoffe die Eigenschaft besitzen, wenn man sie mit einander in Berührung bringt, einander anzugreifen; sie vereinigen sich schließlich und bilden eine Substanz, welche sich ganz anders verhält, als jeder der ursprünglichen Körper für sich. Der Impuls, unter welchem sich diese Körper mit einander verbinden, wird in Ermangelung einer besseren Bezeichnungsformel, Anziehung, Verwandtschaft genannt. Mir kommt es nun vor, als ob diesen unorganischen, unbeseelten Substanzen gleichwohl eine Art Seele, ein Wille inwohne.

„Schüttle nicht ungläubig den Kopf, sondern laß mich ausreden. Fassen wir die Wesenheit der Wahlverwandtschaft in's Auge — schon dieser Name spricht den sogenannten todten Stoffen das Vermögen des Wählens zu. Beispielshalber will ich dich nur an ein sehr gewöhnliches Mineral, den Kalkstein oder kohlensauren Kalk erinnern; als fester Körper, Kalk, ist er mit einem luftartigen, der sogenannten Kohlensäure verbunden. Was geschieht nun, wenn man eine andere Säure, meinetwegen die Schwefelsäure, mit ihm in Berührung bringt? Die neue Säure bemächtigt sich des Kalkerdeoxyds und verbindet sich mit demselben, während das farblose kohlensaure Gas in die Luft entweicht. Was ist das für eine Gewalt, die wir an der neuen Säure bemerken? Worin liegt der Grund, daß die Kalkerde ihre Verbindung mit dem Gas aufgibt? Ich glaube, daß er in einem Gesetz liegt, das eben so gut in der seelenlosen, als in der beseelten Natur waltet — entgegengesetzte Naturen ziehen einander an. In der unorganischen Welt haben diejenigen Substanzen, welche in ihren Eigenschaften am meisten verschieden sind, die größte Attraction gegen einander. Du hast ein Beispiel an den Säuren und den Alkalien. Nun sieh dich auch in der großen Zahl deiner Bekannten um; bemerkst du

nicht überall, namentlich wo sich's um Freundschaft, Liebe und Ehe handelt, daß entgegengesetzte Naturen wechselseitig sich am stärksten anziehen? Ich will damit nicht gerade sagen, daß nicht auch bisweilen das Gegentheil vorkommt und sich Gleiches zu Gleichem gesellt. Finden wir ja auch in der Chemie, daß einige Säuren gemischt eine weit kräftigere Wirkung üben, als wenn man sie gesondert in Thätigkeit setzt; aber im Ganzen halte ich an dem Grundsatz fest, daß sowohl in der organischen als in der unorganischen Welt Gegensätze sich am stärksten anziehen und die dauerhaftesten Verbindungen geben."

„O Karl," versetzte Holdsworth, „wie weit schießst du über den Gegenstand hinaus. Was würde mein Professor für Augen machen, wenn ich ihm mit solchen phantastischen Ideen käme! Aber als ich dich so sprechen hörte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß du gut zu dem alten Waldstein passen würdest." — „Wer ist der alte Waldstein?" — „Niemand scheint dies zu wissen; aber er ist ein sehr kluger alter Bursche und nennt sich Doctor, glaub' ich. Er hat bei uns eine Karte für praktische Chemie gelöst und arbeitet den ganzen Tag in unserem Laboratorium. Seine Hauptstärke ist die organische Chemie, und er hat in unserer Gegenwart eine schöne Sammlung von Krystallen sowohl aus thierischen als pflanzlichen Substanzen angefertigt. Er ist auch sehr mittheilsam und hat namentlich zu mir eine große Vorliebe gefaßt; aber es liegt etwas in dem Ausdruck seiner Augen, was mir nicht gefällt. Zwischen uns besteht, so weit meine Person wenigstens in Frage kommt, keine Wahlverwandtschaft. Erst vor einigen Tagen hat er in derselben Weise, wie eben du, mit mir gesprochen. Möchtest du ihn kennen lernen? Ich will dich ihm vorstellen." — „Das wäre mir nicht unrecht. Was ist er und wo wohnt er?"

„Ueber seinen eigentlichen Beruf weiß man nichts; ich denke mir übrigens, er studire die Chemie gleich dir aus Liebe zur Wissenschaft. Seinen ständigen Sitz hat er, glaube ich, irgendwo in Wales; gegenwärtig aber hält er sich in Piccadilly auf — Albemarlestraße Nummer —." — „Du scheinst seine Adresse ziemlich gut zu kennen." — „Nun ja, ich sah seine Tochter — das heißt, ich wollte sagen, daß ich vor einigen Tagen seinen Wagen dort habe halten sehen." — „So, er hat eine Tochter? Ei, du brauchst um deswillen nicht zu erröthen, Fritz." — „Ich erröthe nicht. Ich habe sie nur ein- oder zweimal gesehen. Der Wagen des

Doctors pflegt Nachmittags anzufahren, um ihn abzuholen, und ich habe eine junge Dame darin bemerkt, die ich für seine Tochter halte. Sie ist sehr hübsch, blond, mit blauen Augen, scheint aber überaus zart zu sein, denn selbst bei diesem warmen Wetter ist sie in Pelz eingehüllt. Während der letzten vier Wochen kam sie mir nicht mehr zu Gesicht, weder in dem Wagen, noch an dem Fenster ihres Hauses." — „Ah, also auch dort gewesen? Pah, du brauchst nicht wieder roth zu werden. Wenn's dir recht ist, so begleite ich dich morgen nach dem Laboratorium; ich möchte doch deinen Freund kennen lernen." — „Recht gerne; ich denke, ihr werdet gut mit einander auskommen," entgegnete Fritz, und wir ließen den Gegenstand fallen.

Am nächsten Tag besuchte ich der Uebereinkunft gemäß das Laboratorium; es war ein großes, rauchbraunes Gewölbe, dessen Bogenfenster gegen die Themse hinausgingen. Rings umher zogen sich hölzerne Simse, auf welchen man Flaschen, Retorten, Tigel, Lampen und den ganzen Zugehör des chemischen Studiums bemerkte. Der Raum war mit jungen Studenten angefüllt, aus denen Holdsworth heraustrat, um mich dem Doctor Waldstein vorzustellen.

Unter dem jungen Volk schien der alte Mann ganz und gar nicht an seinem Platz zu sein. Sein Aussehen machte einen eigenthümlichen Eindruck. Er war in eine große, schwarze Blouse mit knapp anliegenden Aermeln und einem ledernen Leibgurt gekleidet und trug auf dem Kopf ein schwarzes Sammtkäppchen, unter dem das schneeweiße Haar hervorwallte. Besonders auffallend aber erschien sein Gesicht, das in gleicher Weise anzog und abstieß; denn unverkennbar sprach sich in jedem Zug das Feuer des Genius aus, während die tiefliegenden Augen, welche unter dichten weißen Brauen hervorblitzten, Scheu und ein Gefühl von Unterwürfigkeit einflößten. Seine Haut war dunkel, wahrscheinlich in Folge vielen Reisens, seine Nase lang, dünn und adlerartig und seine breite Stirne tief gefurcht, wie man dies oft bei Menschen bemerkt, die viel gelitten oder angestrengte Studien gemacht haben. Der untere Theil seines Gesichtes barg sich in einem langen, dichten, weißen Bart. Er lächelte, als mich Holdsworth ihm zuführte, und nahm mich mit anscheinender Herzlichkeit bei der Hand.

Noch nach der langen Zeit kann ich mich jenes Lächelns und des Händedrucks lebhaft erinnern. An dem Lächeln nahm sein ganzes Antlitz

Theil, bis auf die Augen, deren durchbohrender Blick keine Veränderung zeigte und mich, während er über verschiedene Gegenstände sprach, in einem stetigen Bann zu erhalten schien, welchen ich später vergeblich mir zu erklären suchte. Er zeigte mir mehrere merkwürdige krystallinische Substanzen und Präparate, die er in dem Laboratorium angefertigt hatte; er sei ausdrücklich zu diesem Zweck nach London gekommen und hoffe, daß diese Erzeugnisse ihm von Nutzen sein werden in einer Reihe von Experimenten, die er auf dem Lande fortzusetzen beabsichtige. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt, sagte er, sei nur noch von kurzer Dauer, und es werde ihn freuen, mich während der Abendstunden in seiner Wohnung, zu der er mir seine Adresse gab, zu empfangen.

Ich entfernte mich, ohne auch nur mit Holdsworth mich weiter zu besprechen. Mein Geist war verwirrt und eine schlimme Ahnung lastete auf meiner Seele. Ich versuchte, mich dieses Gefühls zu entschlagen; aber es war mir unmöglich, denn die blitzenden Augen des alten Mannes trieben einen stetigen Spuk mit mir. In meiner Wohnung angelangt, begann ich zu erwägen, was an dem Doctor einen so eigenthümlichen, unbehaglichen Eindruck auf mich gemacht hatte, konnte aber nur ein Moment herauskriegen: Holdsworth mußte mit ihm über meine Vorstellungen von den Wechselverhältnissen in der organischen und unorganischen Natur gesprochen haben. Ich schloß dies nicht aus irgend einer direkten Aeußerung des Doctors, sondern vielmehr aus einzelnen, scheinbar nur gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen, während er mir seine chemischen Präparate vorzeigte. Auch erinnerte ich mich mit einem Schauder, daß alles, was er mir wies, lauter heftige Gifte gewesen waren, und wieder schien die süße Stimme Polly's mir ihre Warnung so deutlich in's Ohr zu flüstern, daß ich mich erstaunt nach ihr umsah und sie in meinem Zimmer zu sehen erwartete. Dies war freilich nur das Wirken einer überreizten Einbildungskraft; doch reichte der Gedanke an das theure Wesen hin, meine düstere Stimmung zu zerstreuen, und es gelang mir, mich der Unglücksahnungen zu erwehren. Was ging mich der Doctor Waltstein oder ich den Doctor Waldstein an, daß ich mich um ihn kümmern sollte? Ich nahm mir vor, daß ich nichts zu schaffen haben wollte mit ihm und seinen giftigen Experimenten, und als Holdsworth Abends nach Haus kam, war ich wieder so heiter und wohlgemuth, wie nur je.

„Was hältst du von unserem Doctor?“ sagte er. „Ich kann dich

versichern, daß er eine große Zuneigung zu dir gefaßt hat; auch trug er mir auf, dir zu sagen, du sollest nicht vergessen, ihn zu besuchen." — „Offen gestanden, Fritz, ich fühle mich durchaus nicht angezogen von deinem alten Freund und trage kein Verlangen, ihm je wieder zu begegnen." — „Du solltest ihn aber doch besuchen, wäre es auch nur, um seine Tochter zu sehen. Sie ist in der That ein sehr schönes Mädchen, und da wir bei einander wohnen, so könntest du auf ein andermal eine Einladung für mich herausschlagen." — „So, darauf hast du's abgesehen, Fritz? Dachte ich mir's doch, daß ein Stückchen Selbstsucht dahinter stecke, aber du mußt mich entschuldigen. Ich kann dir meine Gründe nicht auseinandersetzen; genug, ich wünsche mit diesem Doctor nie wieder zusammenzutreffen. Und was kann dir viel an einem Mädchen liegen, mit dem du noch nie ein Wort gesprochen hast?" — Holdsworth war ein hübscher, kräftiger Jüngling, aber mit der Schwäche behaftet, daß er ein Erröthen nicht verbergen konnte. Bei meiner letzten Bemerkung erglühte er über und über, enthielt sich jedoch einer Erwiderung.

Nach Ablauf einer Woche erhielt ich von dem Doctor ein Billet, in welchem er mich für den andern Abend nach seiner Wohnung einlud, und da ich für die Ablehnung keine genügende Ausrede finden konnte, so trat ich, von meinem Kameraden höchlich beneidet, den Gang an. Ein schwarz gekleideter Bedienter mit einem unheimlichen Gesicht öffnete mir die Thüre und wies mich die Treppe hinauf, wo ich von dem Doctor mit großer Herzlichkeit empfangen wurde. Er war allein, und wir unterhielten uns über allerlei Gegenstände. Er hatte augenscheinlich viel gesehen, ausgedehnte Studien gemacht und sprach über alles mit einem Anflug von Satire, der meinem jugendlichen Geschmack sehr zusagte. Ich bemerkte anfangs nicht, erkannte aber später, daß er mich ungeachtet seines leichten Unterhaltungstones ausholte und von Dingen zu sprechen veranlaßte, über die ich mich noch gegen niemand zu äußern gewagt hatte. Ich kam sogar auf meine Heimat in Yorkshire und den Onkel Mark zu reden, verstummte aber bald, da ich in meinem Innern fühlte, wie wenig dies einem wildfremden Menschen gegenüber am Platze sei.

Die Schatten des Abends verdüsterten das Zimmer und der alte Mann saß mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt; ich konnte daher den Ausdruck seines Gesichts nicht sehen, obschon ich fühlte, daß seine durchbohrenden grauen Augen mit ihrem seltsamen, bezaubernden Blick auf mir

hafteten. Endlich bedeutete mich der Doctor, daß im anstoßenden Gemach der Kaffee auf mich warte. Er nahm mich beim Arm und öffnete die Flügelthüre, welche in das innere Zimmer führte. Eine auf dem Tisch stehende Lampe verbreitete ein helles Licht, und ich wurde eines wunderschönen Mädchens ansichtig, das uns mit dem Ausdruck des Staunens empfing. Dies war jedoch nur ein paar Augenblicke, denn der Doctor sagte in strengem Tone: „Was soll dies, Minna? Du sagtest mir doch, du seiest unwohl und wollest auf deinem Zimmer bleiben?“ — Die junge Dame flüsterte einige Worte, die ich nicht verstand. Der Doctor wandte sich dann entschuldigend gegen mich, trat in das innere Gemach, drückte die Thüre hinter sich zu und ließ mich in dem äußern Zimmer allein.

In dem dunklen Raume, der sich nach dem Abschluß des erleuchteten Zimmers noch dunkler ausnahm, schien die herrliche Gestalt des jungen Mädchens wie ein unverwischbarer Schemen noch immer vor mir zu stehen. Ich weiß nicht, wie lang es währte — mir kam es wie ein Menschenalter vor — bis der Doctor wieder zurückkehrte und mich in das innere Gemach führte. Er wußte seiner Entschuldigungen kein Ende; seine Tochter sei ernstlich unwohl und von ihm dringend ermahnt worden, sich in Acht zu nehmen; sie habe nichts von der Anwesenheit eines Gastes gewußt, doch hoffe er, daß sie bei meinem nächsten Besuch im Stande sein werde, uns Gesellschaft zu leisten. Ich bemerkte, daß der alte Mann, während er so sprach, sehr aufgeregt war; als wir jedoch beim Kaffee saßen, fuhr er ruhiger fort, seine Tochter habe das letzte Jahr im Süden von Europa zugebracht, und er fürchte, das tückische Klima Englands sei ihrer Gesundheit nicht gut bekommen. Ich erwiderte darauf, nach dem Wenigen, was ich gesehen, scheine die junge Dame nicht so gar hinfällig zu sein. „Ach,“ versetzte er, „dies ist eine von den Täuschungen, welche uns in diesem Land der Dämon Schwindsucht vorspiegelt, um seines Opfers sicher zu sein.“ — War es Wirklichkeit oder bildete ich mir nur ein, daß bei diesen Worten ein grimmiges Lächeln die Züge des alten Mannes überflog? Seine Augen nahmen allerdings keinen Theil daran und der Bart verhüllte die untere Partie des Gesichts, aber ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß er gelächelt habe.

Allerdings fühlte ich mich zu jener Zeit selbst sehr angegriffen, denn ein eigenthümlicher Geruch, ähnlich dem von Geraniumblättern, erfüllte die Luft, obschon ich beim Umherschauen keine Blumen wahrnehmen konnte.

Dieser Geruch verlor sich allmälig. „Sie mögen es für unmädchenhaft halten," fuhr der Doctor fort, „aber meine Tochter ist in unserer Lieblingswissenschaft — Sie erlauben mir, sie so zu nennen — recht gut bewandert. Da sie von früher Jugend an stets mit mir umging und Geschmack dafür zeigte, so ermuthigte ich denselben, und ich muß sagen, daß sie bei vielen meiner Versuche und Entdeckungen nicht nur mitgewirkt, sondern gelegentlich mir sogar die Leitpunkte angegeben hat."

Ich war höchlich erstaunt über diese Mittheilung, bemerkte aber, der Einfluß einer liebenden Tochter und einer sanften Stimme erscheine mir wohl geeignet, den dunklen und verwickelten Pfaden der Wissenschaft, welche er pflege, einen erhöhten Reiz zu leihen. — „Sie haben Recht, mein junger Freund, Sie haben Recht," versetzte er mit anscheinend erstickter Stimme; doch wollte mich bedünken, als ob wieder jenes grimmige Lächeln über sein Gesicht hinzucke.

Der Abend entschwand angenehm genug. Die reiche Erfahrung des Doctors, die vielen Länder, die er besucht, und die verschiedenen Universitäten, an denen er studirt hatte, boten einen ausreichenden Unterhaltungsstoff, um mich auf das angenehmste zu fesseln. Ich kann die Gegenstände des Gesprächs oder vielmehr seiner Belehrung in drei Partieen zerfällen. Das Hauptthema, welches er mit besonderer Vorliebe behandelte, betraf das geheimnißvolle Prinzip des Lebens oder die Lebenskraft. Zweitens verbreitete er sich mit großer Klarheit über Probleme, von denen er wußte, daß sie besonderes Interesse für mich hatten, nämlich über die wechselseitigen Gesetze, welche die Thier-, Pflanzen- und Mineralwelt regeln. Und endlich setzte er mich in ein frohes Staunen durch sein halbes Zugeständniß, daß er Gründe habe, die Theorieen der Alchymisten in Betreff des Lebenselixirs und der Verwandlung der Metalle nicht ganz zu verwerfen.

Es war spät, als ich Doctor Waldstein verließ, und ich mußte ihm versprechen, am andern Abend wieder zu kommen. Holdsworth war sehr unzufrieden, daß ich ihm nur so wenig Auskunft über Miß Waldstein geben konnte, und machte ein sehr ungläubiges Gesicht, als ich ihm erzählte, daß sie tief eingeweiht sei in die Geheimnisse der Chemie, da ihm dies geradezu unnatürlich und unmöglich vorkam. — Am anderen Tag begab ich mich wieder zu dem Doctor und so eine Woche lang jeden Abend, da mich die neue Bekanntschaft bei jedem Besuch neu zu fesseln wußte. Ich muß hier bemerken, daß es nicht Zuneigung oder Achtung war, was

mich zu ihm führte, denn Fragen der Moral, die ich hoch in Ehren hielt, pflegte er mit großer Leichtfertigkeit zu behandeln; aber ich glaubte die Gefahr zu erkennen und hielt mich für sicher. Ich wurde nur durch sein Wissen angezogen, — die Freundschaft war eine Sache des Kopfes, nicht des Herzens.

Nach Ablauf einer Woche ging ich wieder wie gewöhnlich in die Albemarlestraße. Ich hatte am Morgen von Bäschen Polly durch die Post eine Rosenknospe erhalten, die, nachdem ich sie in's Wasser gesteckt, wieder frisch geworden war. Diese verwahrte ich, ehe ich den Besuch antrat, in meiner Brust. Der Diener theilte mir an der Thüre mit, daß Doctor Waldstein noch nicht zurückgekehrt sei, mich aber bitten lasse, auf ihn zu warten. Schon früher war mir in dem Haushalt des Doctors aufgefallen, daß seine ganze Bedienung nur in diesem Menschen mit dem unheimlichen Gesicht bestand; eine weibliche Domestike hatte ich nie wahrgenommen, und der Mann in Schwarz, der mir öffnete, ließ sich nie in den Zimmern blicken. — Ich ging allein die Treppe hinauf und nach dem Besuchzimmer. Miß Waldstein saß auf dem Sopha neben dem Fenster. Ich erkannte sie im Augenblick wieder, obschon ich sie an dem Abend meines ersten Besuchs nur ganz flüchtig gesehen hatte.

War sie mir damals schon so lieblich vorgekommen, so nahm sie sich jetzt im milden Licht der Dämmerung noch reizender aus. Ihr üppiges goldiges Haar war aus der Stirne zurückgestrichen und wallte anmuthig gelockt an den Seiten des schön geformten Kopfes nieder. Ihre Züge waren fein und regelmäßig und die Farbe ihrer Haut von blendendem Weiß. Doch schienen die großen blauen Augen, die sie auf mich heftete, von derselben seltsamen Glut zu leuchten, welche die ihres Vaters so merkwürdig machte. Sie trug ein reiches seidenes Gewand, das am Hals und an den Aermeln eine Pelzverbrämung hatte, mit deren Weiß die schön geformten Hände wetteiferten. Sie erhob sich ein wenig, deutete auf einen ziemlich fern von ihr stehenden Stuhl und bat mich, Platz zu nehmen. „Mein Vater beabsichtigt, in einigen Tagen London zu verlassen und hat daher noch mancherlei zu besorgen; Sie müssen daher diesen Abend mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen, bis er wieder zurückkehrt.“

Ich drückte natürlich mein Vergnügen darüber aus und wünschte ihr zu ihrer Wiedergenesung Glück. Sie entgegnete mir, ihr Vater bilde sich immer ein, daß sie unwohl sei, während sie glaube, daß nur die dumpfe

Londoner Luft ungünstig auf sie einwirke; einmal wieder in Wales, werde sie sich bald ganz wohl fühlen. Wir sprachen nun von allerlei Dingen, und ich fand bei dieser Gelegenheit, daß sie viel gelesen hatte, gut unterrichtet über die Tagesgeschichte war und eine Unterhaltung mit Geist fortzuspinnen verstand. Doch bald begann ein anderer Umstand meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Schon bei meinem Eintritt in's Zimmer war mir ein feiner Geruch, dem von Geraniumblättern ähnlich, aufgefallen, wie ich ihn schon bei meinem ersten Besuch des inneren Zimmers wahrgenommen hatte, obschon ich mich vergeblich nach den Blumen umsah, die einen solchen Duft aushauchen konnten. Er schien sich nicht zu verstärken, machte mich aber doch auf Augenblicke unwohl und schwindlig. Meine schöne Gefährtin bemerkte, daß ich ein- oder zweimal mit der Hand nach der Stirne fuhr und sagte mit leichtem Stottern, ihr Vater pflege in dem Zimmer Parfümerien zu verbrennen, sie sei daran gewöhnt und hoffe, daß der noch haftende Geruch mich nicht belästige. Während sie sprach, begegnete mein Auge dem ihrigen; denn in ihrem Ton lag etwas, was mich betroffen machte. Sie sah mich fest, aber mit einem Ausdruck an, der mir nicht gefiel. Ein Mißtrauen durchfuhr mich plötzlich, doch in diesem Moment trat der Doctor ein.

Er war heiter und seine Anwesenheit schien unserer Unterhaltung neue Kraft, neues Leben zu verleihen. Bald kamen wir wieder auf die mystischeren Partieen seiner Wissenschaft zu sprechen. Schon der Ton seiner Stimme wirkte bezaubernd auf mich, und ich bemerkte, daß im Verlauf das Gesicht seiner Tochter immer strahlender wurde. Sie schien bei weitem das größte Interesse an seinen Worten zu nehmen und verwandte keinen Blick von dem Munde ihres Vaters; als aber sie selbst sprach, setzte sie mich durch ihre phantastischen Ideen in das größte Erstaunen, der Athem stockte mir und ich konnte kein Wort der Erwiderung finden. Der eigenthümliche Geruch im Zimmer hielt an und wirkte ohne Zweifel betäubend auf mein Gehirn, so daß ich dem wilden Flug ihrer Phantasie in das Bereich der Muthmaßungen mit verhältnißmäßiger Ruhe folgte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre mir dies, wie ich jetzt fühle, nicht möglich gewesen. — Ein Vorfall fand übrigens statt, der ausreichte, mich in die nüchterne Welt zurückzurufen. Das Zimmer war ziemlich dunkel geworden. Der Doctor zündete eine Lampe an und zog aus seiner Brusttasche den Behälter der kleinen Holzkapseln hervor, in denen er seine

krystallinischen Präparate aufzubewahren pflegte. Er öffnete eine derselben und reichte sie mir zur Betrachtung ihres Inhalts hin. Die Kapsel war mit einem Glasdeckel versehen und ich konnte hinter demselben eine Flocke rother Baumwolle wahrnehmen, über die feine Nadelkrystalle von hellgrüner Farbe ausgestreut waren.

„Was ist dies?“ fragte ich den Doctor. — „Sie haben ohne Zweifel bemerkt, Mr. Haughton,“ antwortete er mir, „daß ich mich diesen Abend in einer besonders gehobenen Stimmung befinde. Ich habe auch Ursache dazu, denn heute bin ich mit einer Reihe von Experimenten zum Schluß gekommen, die ich für eine von mir beabsichtigte wichtige Entdeckung brauche, und gewann dabei als Nebenprodukt eine Substanz, der ich seit Jahren vergeblich nachgetrachtet. Sie haben das neue Präparat in Ihrer Hand — es ist die reine wesenhafte Grundsubstanz des Giftes, welches die gefürchtete Brillenschlange liefert.“ — „Gott im Himmel, Doctor Waldstein,“ rief ich, die Kapsel weit auf den Tisch hineinstellend, „Ihre ganze praktische Chemie scheint es nur auf Gifte abgesehen zu haben!“ — „Junger Mann, mein Ziel, meine Aufgabe, mein Ehrgeiz geht darauf hin, das tiefe Geheimniß des Lebens zu ergründen, seinen Ursprung aufzuspüren und sein Wesen zu zergliedern. Ich fühle in mir das Bewußtsein, daß ich dazu bestimmt bin, das wunderbare Lebenselixir zu entdecken. Bereits habe ich große Resultate erzielt; aber ehe ich weiter gehen kann, muß ich vorher in die dunklen Geheimnisse des Todes eindringen. Die giftigen Substanzen, vor denen Sie einen solchen Abscheu zu haben scheinen, sind die Trittsteine, auf denen ich der Natur des Lebens selbst beizukommen gedenke.“

Während er so sprach, nahm seine Tochter lächelnd das Käpselchen auf und betrachtete angelegentlich die grünen Nadeln. Ich bemerkte, daß im Lauf dieser Beschauung ihre Augen allmälig das unheimliche Licht verloren und einen sanften, weichen Ausdruck gewannen. Es war, als betrachte sie die todbringenden Krystalle mit einer Art Liebe und Zärtlichkeit, während ich einen Schauder des Entsetzens nicht unterdrücken konnte. Auch fühlte sich mein Gehirn von dem feinen Geruch im Zimmer so eingenommen, daß ich aufstand, um mich zu entfernen. Vater und Tochter drangen in mich, noch länger zu bleiben; als sie aber sahen, daß ich mich nicht mehr halten ließ, so machte Miß Waldstein von dem Sopha aus, von welchem sie sich den ganzen Abend nicht erhoben, ihre Abschiedsverneigung, und der Doctor begleitete mich bis an die Hausthüre.

Im Freien angelangt, spürte ich anfangs einen Schwindel, als wollten mir die Sinne vergehen; doch belebte mich die kalte Luft bald wieder und ich trat den Heimweg an. So oft ich mir indeß die Scene, von der ich eben herkam, vergegenwärtigte, rann ein Gefühl von Schrecken durch alle meine Glieder. Ungeachtet der außerordentlichen Kenntnisse des alten Mannes und der Schönheit, des Verstandes seiner Tochter stieg Argwohn und Mißtrauen in mir auf, und ich faßte auf's neue den Vorsatz, den Doctor Waldstein nie wieder zu sehen. Mein Inneres sagte mir, daß der Verkehr mit ihm zu keinem guten Ende führen könne, und die Warnungen meiner Verlobten traten mir auf's neue vor die Seele. Ach, warum hatte ich nicht stets auf sie geachtet! Während ich mir diesen Selbstvorwurf machte, griff ich nach der Rose, die noch vor ein paar Stunden so frisch geblüht hatte. Sie war welk und todt.

Drittes Kapitel.

Nacht und Morgenroth.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft mit Doctor Waldstein und seiner Tochter erfuhr ich durch Holdsworth, daß sie London verlassen hatten und nach Wales abgereist waren. Dies überraschte mich nicht, da ich von dem beabsichtigten Umzug in Kenntniß gesetzt gewesen; doch kam es mir befremdlich vor, daß man mich nicht einiger Zeilen zum Abschied gewürdigt hatte. Wenn Fritz je ernstlich von dem Zauber der Minna Waldstein berührt worden, so war es jetzt nicht mehr der Fall. Ich glaube, er konnte nie den Gedanken verwinden, daß sie so tief in die chemische Wissenschaft eingeweiht sein sollte. Jedenfalls erröthete er nicht mehr, wenn ihr Name genannt wurde, und er vermaß sich sogar, mich neckisch zu bezichten, als hege ich selbst eine Neigung in dieser Richtung. Wie sehr ich mich auch dagegen verwahren mochte, bestand er doch auf seiner Anschuldigung, und ich hätte fast böse werden können, wenn er nicht überhaupt ein so heiterer Gesellschafter gewesen wäre.

Allmälig bemächtigte sich meiner ein eigenthümliches Gefühl, das ich mir vergeblich zu erklären suchte. Ich hatte Minna Waldstein nur zweimal gesehen und konnte von diesen Begegnungen die Erinnerung an den Geraniengeruch nicht trennen, an den ich anfangs nur mit Widerwillen dachte. Doch verlor sich dieses Gefühl mit der Zeit, ging in eine gewisse

Unruhe und zuletzt in eine Art Vergnügen über. Ich träumte Nachts davon und schien mit diesem Duft eine für mein Dasein nothwendige Lebensatmosphäre einzuathmen. Bald verlor ich alles Interesse an meinen Studien und sehnte mich allein zu sein, um meiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen zu können. Ich zog mich mehr und mehr zurück und mein Geist versank in eine krankhafte Reizbarkeit. — Jedermann fiel schon in meinem Aeußeren die mit mir vorgegangene Veränderung auf, und ich konnte sehen, daß Fritz Holdsworth um meine Gesundheit besorgt wurde. Dies machte mich jedoch nur ungeduldig und steigerte in mir das Verlangen, allein zu sein.

Einmal machte er übrigens eine Bemerkung, die eine unbestimmte Furcht in mir hervorrief, da sie ein geheimnißvolles Gefühl bestätigte, welches in letzter Zeit sich meiner bemächtigt hatte. Nachdem er sich über mein blasses, hageres Aussehen geäußert, sagte er, in meinen Augen liege ein eigenthümlicher Ausdruck, eine Art Glänzen, das ihn an Doctor Waldstein erinnere. Derselbe Gedanke war auch mir schon gekommen, wenn ich mich im Spiegel betrachtete; aber der Glanz gemahnte mich mehr an die Augen der Minna Waldstein. Er bemerkte an meinem Benehmen, daß ich ärgerlich wurde, und kam nicht mehr auf diesen Gegenstand zurück, aber sein hingeworfenes Wort haftete und die Erinnerung daran steigerte in Verbindung mit meinen überreizten Vorstellungen von dem Geruch meine Unruhe bis zum Unerträglichen. Ein Verlangen, diese duftige Luft wieder zu athmen, bemächtigte sich meiner, ja sie schien mir zu einer Lebensnothwendigkeit zu werden, obschon ich mich dabei nicht der Angst vor Doctor Waldsteins giftigen Experimenten zu entschlagen vermochte. War der feine Geruch ein Gift — und in diesem Fall, welche Verwandtschaft hatte es mit mir, daß ich mich so lebhaft davon angezogen fühlte? Solche Fragen zuckten mir unaufhörlich durch das Gehirn und erfüllten mich mit düsteren Ahnungen.

Der giftige Geruch — denn als solchen begann ich ihn zu betrachten — durchspukte meine Träume mehr als je, und letztere gewannen oft einen äußerst peinlichen Charakter. Ich erinnere mich, daß ich einmal nach einem unruhigen, fieberischen Schlaf gegen Morgen hin in einem Zustand von halbem Schlummer und Wachen dalag. Der Geruch schien sich in der Luft um mich her auszubreiten. Plötzlich kam es mir vor, als schlüpfe langsam ein schwerer, kalter, schleimiger Gegenstand über mein Gesicht und meinen Hals weg abwärts gegen Brust und Arm. Ich wußte, obschon

ich das Ding nicht sah, daß es eine Schlange war. Regungslos, aber in schrecklicher Todesangst lag ich da. Der geringste Laut, ja, nur ein leichtes Zucken war, wie mich däuchte, das Signal zum tödtlichen Biß. Endlich schien, von der Wärme geweckt, das Thier sich aufzurollen, und wie es über meinen Hals wieder zurückglitt, glaubte ich im dämmernden Licht den grünen Kopf und den aufgeblähten Hals einer Cobra di Capello zu erkennen. Die glänzenden Augen funkelten prächtig, kamen mir aber seltsamer Weise wie die der Minna Waldstein vor. Ich erwachte mit einem Schrei; doch der Traum war zu lebhaft gewesen, als daß ich mich des Eindrucks wieder hätte entschlagen können. Ich zitterte vor Schrecken. Da kam mir zum erstenmal der Gedanke — warum nicht zu dem alten Mann nach Wales gehen und von ihm selbst erfragen, was es mit meinen unklaren Befürchtungen für eine Bewandtniß hatte? Diese Idee verdrängte bald alle anderen. Ich beschloß, keine Zeit zu verlieren, sondern so bald wie möglich nach Wales aufzubrechen.

Der Doctor hatte bei mehreren Gelegenheiten von seinem Wohnplatz gesprochen; er hieß Pwlldu oder das Haus im schwarzen Sumpf und lag in einer wilden Gegend bei Gower. Ich traf den Tag über meine Vorbereitungen zur Abreise, ohne selbst gegen Fritz etwas von meiner Absicht verlauten zu lassen. Sobald mein Entschluß einmal gefaßt war, fühlte ich mich wie von einer unwiderstehlichen Gewalt in die gedachte Richtung hingezogen; dort schien sich mir eine Lebensaufgabe zu erfüllen. Zukunft und Vergangenheit kümmerten mich nicht mehr. Ich dachte nur an jene duftige Atmosphäre, an den Alten, den ich haßte, und an die Augen seiner Tochter mit ihrem schlangenartigen Glanz. Von der Reise selbst weiß ich wenig mehr. Ich langte Nachts um elf Uhr in dem Städtchen B. an. Trotz der späten Stunde miethete ich noch einen Wagen und fuhr so schnell als die Rosse laufen mochten, dem etwa zehn Miles entlegenen Pwlldu-Haus zu. Ich mußte in einem kleinen Dorf Halt machen und im Wirthshaus jemand herausklopfen, der mich über den weiteren Weg belehrte; er führte die Küste entlang zwischen Klippen abwärts und ging endlich in einen Fußpfad über, so daß ich meinen Kutscher ablohnen und allein den einsamen Gang nach Pwlldu-Haus fortsetzen mußte. Die Sterne verbreiteten ein hinreichendes Licht, den Weg zu unterscheiden; doch glaube ich, daß ich nicht geirrt haben würde, selbst wenn die Nacht pechfinster gewesen wäre. Als ich mich den Klippen näherte, schlug das eintönige Wellenspiel an mein Ohr, und ich fand, daß ich auf ein schwarzes Buschholz

zuging, aus dem Lichter herausblinkten. Ich gelangte durch ein kleines Thor unter die Bäume und ein Kiesweg führte mich nach einem großen, ansehnlichen Haus. Die Hallenthüre stand offen und im Lichte drinnen erkannte ich den Doctor in seiner groben Blouse und dem Käppchen, wie ich ihn zum erstenmal in dem Laboratorium gesehen.

„Ah, kommen Sie endlich — ich habe Sie erwartet," sagte er, mir die Hand entgegen haltend. Ich ergriff sie und im Nu wurde ich mir eines eigenthümlichen Gefühls von Erleichterung bewußt. Bei der Berührung seiner Hand, dem Klang seiner Stimme schien mir Ruhe und Sicherheit zurückzukehren. Er nahm mir meinen Reisesack ab, führte mich hinein, und während ich in einem wohlerhellten Gemach mit ihm plauderte, waren bald alle die bitteren, brennenden Fragen vergessen, die ich an ihn stellen wollte. Sobald ich die Schwelle überschritten, wich meine Angst, meine Ungewißheit, und es war mir zu Muth wie einem verurtheilten Verbrecher, dem plötzlich Begnadigung angekündigt wurde. Doctor Waldstein behandelte mich wie einen eingeladenen Gast. Wie wohlthuend war nach der vorausgegangenen Qual die Gemüthsruhe, die sein freundliches Wesen in mir hervorrief, und ich würde mich sogar gegen mein Gewissen gesträubt haben, wenn es mir ein Wort der Warnung hätte zuflüstern wollen. Nachdem er mir mein Zimmer gezeigt, lud er mich ein, an einem zubereiteten Mahle theilzunehmen, da ich dessen, trotz der späten Stunde, nach der Anstrengung der Reise wohl benöthigt sein werde. Ich ließ mir dies gern gefallen. Er entfernte sich, um seinen Anzug zu ändern, kehrte aber bald zurück, und ich folgte ihm in's dem Speisezimmer.

Arglistiger Dämon! Ich glaubte in seinem Gesicht wieder das grimmige, häßliche Lächeln zu bemerken, legte aber gleichwohl meinen Arm in den seinigen und ging auf Treu und Glauben mit ihm. Feiner, verschmitzter Dämon! Wenn er noch einen Tag wartete, so war es vielleicht zu spät. Hätte ich damals seine teuflische Schalkheit erkannt, so würde ich ihn erdrosselt haben, obschon er ein alter Mann war.

Wir gingen durch die untere Halle einen Gang entlang, an dessen Ende uns der schwarzgekleidete Diener mit dem unheimlichen Gesicht eine Thüre aufschloß. Ich befand mich damals nicht eben in einer beobachtenden Stimmung; doch fiel mir das Aussehen des Zimmers auf, in das wir jetzt traten. Die Wände waren mit dunkelgrünen Tapeten behangen, darauf eine Zeichnung in Gold, welche kabalistische Charaktere darzustellen schien. Den Boden deckte ein weicher, purpurrother Teppich und das eine

Ende des Gemachs wurde durch einen grünen Sammtvorhang verhüllt. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit einem auserlesenen Mahl. Der Raum wurde nur durch eine einzige, von der Decke niederhängende Lampe erhellt, die ringsumher ein klares, gleichmäßiges Licht verbreitete. Das Vorherrschen von Grün und Gold — denn selbst das Glas und Porzellan auf dem Tisch zeigte diese Farbe — und die kabalistischen Figuren machten anfangs einen unangenehmen Eindruck auf mich; aber als mein Wirth sich niedersetzte und mich einlud, Platz zu nehmen, schwand rasch jedes andere Gefühl als das der Ruhe und Behaglichkeit.

Den ganzen Tag über hatte ich keinen Appetit gehabt; jetzt aber war ich hungrig und ließ mir die vorgesetzten Speisen trefflich behagen. Der Diener zeigte sich bloß hin und wider, um die Teller und Schüsseln abzuräumen, während der Doctor, um mich nicht in meiner Arbeit zu stören, nur wenig sprach. Endlich hatte ich mich genugsam erlabt, und der Bediente schaffte alles fort bis auf den Wein. Es waren davon mehrere Sorten nebst Kelchen von alterthümlicher Form aufgestellt. Ich bemerkte auch ein kleines goldenes Flacon in schöner, getriebener Arbeit; die Mündung schloß mit einem Deckel, in den ein großer Smaragd eingesetzt war. Dieses Flacon stand zur Rechten des Doctors und war nicht geöffnet.

Die Unterhaltung Waldsteins war für mich so interessant und bezaubernd wie nur je, und ich hörte in einem Zustand träumerischen Vergnügens auf seine Worte. Der Einfluß des Weins, das sanfte Licht und die seltsamen goldenen Charaktere an der Wand versetzten mich so zu sagen in eine ruhige Aufregung, von der ich wünschte, daß sie kein Ende nehmen möchte. — Der Sammtvorhang, welcher das andere Ende des Zimmers verhüllte, befand sich hinter mir, und mein Gesicht war dem Alten zugekehrt, dessen phantastischen Spekulationen ich ein achtsames Ohr schenkte. Ich glaubte vollkommen sicher zu sein und erschrack daher nicht — keine meiner Muskeln zuckte — als ich mir bewußt wurde, daß der geheimnißvolle Geruch sich wieder in der Luft verbreitete. Meine Augen hafteten auf dem Gesicht des Doctors, und ich bemerkte, daß er, während er mich ansah, seine Hand ausstreckte und das Flacon mit dem Smaragddeckel ergriff. Er öffnete es mechanisch und schob es auf dem Tisch mir zu, indem er mir zugleich bedeutete, daß ich es aufnehmen solle. Ich that es und schaute, der Richtung seiner Augen folgend, hinter mich. Der grüne Vorhang hatte sich in der Mitte getheilt und Minna Waldstein stand in der Oeffnung. — Sie trug ein schneeweißes Kleid, das in

anmuthigen Falten ihren Leib umschloß. Ihr schönes Goldhaar war aufgelöst und fiel über ihre Schultern fast bis auf den Boden nieder, während sie, die Arme ausgestreckt, mit einem Ausdruck von Furcht und Angst auf ihren Vater hinblickte. Sie war leichenblaß, bewegte sich nur langsam und zögernd vorwärts, und in keinem Zug von ihr verrieth sich, daß sie sich meiner Anwesenheit bewußt wurde. Als sie meinem Sitz auf zwei Schritte nahe gekommen war, bemerkte ich in ihrer einen Hand einen goldenen, mit Smaragden besetzten Becher, ein Gegenstück zu dem Flacon, das ich in der Hand hielt.

Es trat eine Todtenstille ein. Ich blickte auf den Doctor. Er erhob sich und gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich den Becher, welchen seine Tochter trug, aus dem Flacon füllen solle. Seine Augen blitzten wild unter den weißen Brauen hervor, und ich fühlte mich gezwungen, der Aufforderung Folge zu leisten. Ich trat auf Minna zu und goß den Inhalt des Flacons in den Becher. Die Flüssigkeit war farblos und klar wie Wasser; doch als ich sie eingoß, fühlte ich, daß der Geruch in der Luft mit jedem Augenblick stärker und bedrückender wurde. Ich sah, wie sie den Trank gegen ihre Lippen führte, und ihre Augen begegneten für einen Moment den meinigen. Plötzlich schien das ganze Zimmer um mich her zu tanzen, eine wunderbare feenartige Musik tönte vor meinen Ohren, mein Kopf klopfte ungestüm und ich sank bewußtlos zu ihren Füßen nieder. — — —

Es war heller Tag, als ich aus meiner langen Ohnmacht erwachte. Ich lag auf einem großen Sopha oder Ruhebett in einem elegant möblirten Zimmer mit zwei hohen, unten offenen, französischen Fenstern, die nach einem schönen Garten hinaus sahen. Vor einem der Fenster stand ein Schreibpult, auf dem Papiere, eine halbkugelförmige, stählerne Handklingel und ein Aufsatz mit zugestöpselten Fläschchen sich befanden. Es war ein schöner Tag; kein Wölkchen trübte das reine Blau des Himmels, und in der Ferne sah ich das Meer, auf welchem da und dort ein weißes Segel dahinglitt, während das leise Gemurmel der Sommerwellen sanft an mein Ohr schlug. Vor dem Hause schienen Rosen und Jasmin in die Höhe zu ranken, denn ich konnte die Scharlachknospen der ersteren und die weißen Sterne des letzteren über die Fensterrahmen hervorspringen sehen. Aber alles dies machte keinen Eindruck auf mich, denn es war mir gleichgültig, wo ich mich befand oder wie ich hergekommen. In meinen Gliedern lag eine Mattigkeit und Erschöpfung, als sei ich monate-

lang an einem Fieber krank gewesen, das mich eben erst verlassen hatte. Körperlich fühlte ich mich so schwach, daß ich keinen Finger rühren konnte, weshalb ich nur ganz thunlos mich im Zimmer um und durch die Fenster hinaus sah. Ich war allein. Dann kam mir plötzlich wie ein elektrischer Schlag die Erinnerung an den Abend meiner Ankunft in Pwllbu. All mein früherer Glaube, mein blindes Vertrauen zu Doctor Waldstein brach darunter zusammen, um dem bitteren Haß und Abscheu gegen den alten Mann Platz zu machen. Aber meine Leibesschwäche vereitelte meinen Versuch, aufzustehen, und als es mir endlich gelang, mich auf den einen Arm aufzurichten, fühlte ich mich so erschöpft, daß ich betäubt und ohnmächtig wieder auf das Sopha zurücksank.

„Neun Stunden liegt er schon besinnungslos da; hält dies noch fünf weitere an, so weiß ich, daß meine Pläne gelingen werden. Tod und Leben — Leben und Tod — wie wunderbar seid ihr mit einander verkettet!" — Diese Worte klangen in leisem, aber bestimmtem Tone, und obschon ich kein Zeichen von mir gab, hatte ich Doctor Waldsteins Stimme erkannt. Ich hielt die Augen geschlossen und lauschte. Er war augenscheinlich allein, denn es folgte keine Antwort; auch konnte ich aus dem Kritzeln seiner Feder entnehmen, daß er eifrig an dem Pulte schrieb. Ich habe vorhin von meiner tiefen Schwäche gesprochen; doch zu meiner großen Freude begann ich zu bemerken, daß, während ich mit geschlossenen Augen dalag, mein Geist immer mehr erstarkte. Es wurde mir allmälig klar, daß der Alte in irgend einer mir unbekannten Absicht mich zum Probirstein eines seiner teuflischen Experimente gemacht und durch thiermagnetischen Einfluß gegen meinen Willen Schritt für Schritt mich so weit geleitet hatte, bis ich völlig seiner Macht unterworfen war. Daraus quoll für mich jetzt der Entschluß, allem seinem weiteren Handeln einen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen, vorläufig aber mich ganz still und theilnahmlos zu verhalten. Der Doctor war augenscheinlich der Meinung, ich sei noch bewußtlos, und ich wollte ihm diesen Glauben nicht benehmen, da ich zu hören wünschte, ob sich der alte Mann nicht noch eines weiteren über seine Absichten ausließ.

Wie lang ich in diesem Zustand dalag, weiß ich nicht; aber auf einmal merkte ich, daß seit meinem Erwachen zum Bewußtsein mich stetig jener feine Geraniengeruch umschwebt hatte. Als mir diese Thatsache klar wurde, bemächtigte sich meiner ein Schrecken, den zu beschreiben ich außer Stand bin. Ich faßte mich jedoch wieder und versuchte, mir ruhig jeden

Umstand zu vergegenwärtigen, der zu meinem Verkehr mit Doctor Waldstein und seiner Tochter in Beziehung zu stehen schien. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich den Geraniengeruch nie bemerkt hatte, als wenn Minna Waldstein anwesend war, und doch fühlte ich mich überzeugt, sie habe sich weder vor der Ankunft des Doctors im Zimmer befunden, noch sei sie jetzt in meiner Nähe. Wie ein plötzliches Wetterleuchten zuckte mir ein Gedanke durch das Gehirn, der mich mit Schreck und Entsetzen erfüllte — der Geruch gehörte meinem eigenen Athem an. Ich schauderte vom Kopf bis zu den Füßen und stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Doch blieb mir noch Geistesgegenwart genug, meine Augen geschlossen zu halten, denn ich fühlte, daß der durchbohrende Blick des Doctors sich auf mich richtete und dieser, wenn er auf's neue meine Sinne und meinen Willen in seine Gewalt bekam, im Stande sein werde, mich zu allem zu zwingen, was er wünschte. Aus dem Geräusch, das ich meinem Ausruf folgen hörte, schloß ich, daß er sich von seinem Stuhl erhoben hatte, um mich zu beobachten. Er stieß einige unverständliche Worte aus und ließ dann zwei- oder dreimal die stählerne Klingel anschlagen. Fast unmittelbar darauf trat jemand in's Zimmer.

„Wo ist Eure Gebieterin, Cosmo?“ fragte Doctor Waldstein hastig. — „Schon vor fast zwei Stunden ausgegangen,“ lautete die Antwort des Bedienten. „Wahrscheinlich hat sie sich an die Küste begeben — ich sah sie den Pfad einschlagen, der durch die Klippen abwärts führt.“ — „So eilt, Cosmo, sie aufzusuchen. Sagt ihr, sie solle sogleich zu mir kommen — ich brauche sie. Sputet Euch.“ — Der Diener verließ das Zimmer und ich hörte den Doctor am Ende des Zimmers hastig auf- und abschreiten; aus einigen ungeduldigen Ausrufen konnte ich entnehmen, daß ihm sehr viel an der schleunigen Rückkehr seiner Tochter gelegen war. Er kam übrigens weder in meine Nähe, noch redete er mich an. Dies verwirrte mich, und es kam mir endlich der Gedanke, daß er sich vor mir fürchte. Freilich schien diese Annahme sehr ungereimt zu sein — einen Menschen fürchten, der hülf- und regungslos dalag und nur mit Mühe seine Augen geschlossen halten konnte! Gleichwohl gewann dieser Glaube in mir immer größere Stärke. Was mochte die Ursache seiner Furcht sein? Ich suchte mich zwar dieser Vorstellung, welche sich mir aufgedrungen, zu entschlagen; aber wie sehr ich mir Mühe gab, sie kehrte stetig mit erneuter Gewalt zurück. War's vielleicht der Geruch — die tödtliche Ausdünstung meines Athems? Hatte es der alte Schurke — man liest

hin und wider von solchen Dingen — durch seine teuflischen Machinationen dahin gebracht, den giftigen Dunst meinem Wesen einzuverleiben, und scheute er sich jetzt vor seinem eigenen Werke?

Fast eine halbe Stunde war entschwunden, und ich merkte, daß Doctor Waldsteins Ungeduld sich immer mehr steigerte, denn er machte seinem Zorn durch halblaute Flüche über das lange Ausbleiben des Dieners und seiner Tochter Luft. Es kam mir vor, als scheue er sich, mich aus den Augen zu lassen, während er zugleich fürchtete, in meine Nähe zu kommen. Endlich machte er — wie mir schien in der Nähe eines Fensters — plötzlich Halt und begann zu sprechen. „Karl Haughton," sagte er, „ich weiß, daß du, und zwar schon seit einiger Zeit, beim Bewußtsein bist. Aus einem Grund, den nur du selbst kennst, weigerst du dich, mich anzureden oder anzusehen. Ich will nichts von dem Undank sagen, den du dir zu Schulden kommen läßt, wenn du die Dienste, die ich und meine Tochter dir geleistet haben, nicht anerkennst. Seit der letzten Nacht waren wir unablässig bemüht, den Tod von dir abzuwehren. Doch lassen wir dies; ich bitte dich nur, dich aufzuraffen und mit mir zu sprechen, da ich sonst nicht für die Folgen stehen kann." Er hütete sich noch immer, mir nahe zu kommen.

Ich hatte jetzt die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er sich davor fürchtete, und blieb meinem Vorhaben getreu, indem ich stumm und regungslos liegen blieb. Der Doctor schien eine Weile auf Antwort zu warten; als er endlich sah, daß ich nicht reden wollte, nahm er seinen hastigen Spaziergang wieder auf und murmelte hin und wider etwas vor sich hin, aus dem ich bloß entnehmen konnte, daß er ungeduldig der Ankunft seiner Tochter entgegensah. Zuletzt mochte ihm die Zögerung doch zu lang dauern, denn nach einigen wilden Zornausbrüchen redete er mich wieder an, jetzt aber in ganz anderem Tone.

„Junger Mann," sagte er, „du zwingst mich, zu sprechen und dir die ganze Wahrheit zu sagen. Seit geraumer Zeit habe ich mich bemüht, deinen Geist und Willen dem meinigen dienstbar zu machen. Es ist mir gelungen. Höre mich an und nimm dich zusammen, damit du vollkommen begreifest, was ich meine. Du stehst jetzt unter meiner Gewalt, wie die Thätigkeit meiner Muskel, und du magst es versuchen, ob du aus eigener Kraft dich nur von der Stelle zu rühren im Stande bist. Ich hoffe, du merkst wohl auf meine Worte, denn ich wünsche, daß dir klar werde, mit was für einem Menschen du zu schaffen hast. Die Geheimnisse der Natur

sind nicht bloß mein Studium, sondern die Natur ist mein Gott, und ich erkenne keine andere Religion, als die Wissenschaft. Ich glaube nicht an eure sogenannten Gefühle des Herzens, wenigstens haben sie nie meine Ruhe gestört, und was die Welt als Liebe oder Haß bezeichnet, das ist mir fremd. Ich habe dir oft gesagt, daß ich bei allen meinen Forschungen nur e i n großes Ziel in Aussicht nehme, und in Verfolgung desselben gewinnt in meinen Augen jedes Hinderniß nur eine untergeordnete Bedeutung. Gesundheit, Reichthum, Thätigkeit haben mir der Reihe nach Dienste geleistet. Ich trug, als ich es nöthig fand, keinen Augenblick Bedenken, das ganze Wesen meiner eigenen Tochter mit einer Essenz zu durchtränken, deren gewaltige Eigenschaften sie, das lebende Geschöpf, zu einem Gift machen. Ha, du fährst zusammen; aber es ist nicht das erstemal, daß dieser Gedanke dir durch den Sinn fährt. Und doch saßest du, blinder Thor, fest an ihrer Seite, als du zum erstenmal mit ihr sprachst, und sogst begierig mit jedem Athemzug die tödtliche Essenz ein. Ich sage: blinder Thor; denn wenn du einen Blick geworfen hättest auf die Blume an deiner Brust, so würdest du bemerkt haben, wie sie vor deinen Augen hinwelkte. Du möchtest vielleicht wissen, warum ich dich einlud? Es war mir darum zu thun, daß du den giftigen Dunst einathmest, und der Grund liegt in dem Umstand, weil die weibliche Natur zu erliegen drohte unter der Ordalie, die ich für sie bestimmt hatte; denn nicht nur was sie einathmete, sondern auch was sie genoß, war Gift, so daß sie langsam hätte dahin sterben müssen. Dies paßte nicht in meinen Plan, denn sie war mir werthvoll, und ich beschloß, daß sie leben sollte.

„Ich habe die Geheimnisse des Lebens und des Todes nicht vergeblich studirt, und es stand daher nicht lange an, bis ich den Mann fand, welcher das Leben meiner Tochter dadurch retten konnte, daß er die Hälfte ihres giftigen Seins auf sich nahm. Bei meinem ersten Zusammentreffen mit dir begriff ich dein Temperament und Wesen, und es wurde mir klar, daß ich deine körperlichen und geistigen Vermögen vollkommen in meine Gewalt bringen könne. Die einzige wirkliche Schwierigkeit bestand in der Unterwerfung deines Geistes, denn es war nothwendig, daß aus demselben jede Erinnerung, jeder Gedanke an andere Gegenstände verbannt werde, ehe ich das tödtliche Gift deinem Blut und Athem einflößen durfte. Schaudere immerhin, aber du weißt nur zu gut, wie vollständig mein Plan gelang — weißt, wie du jede andere Idee aus deiner Seele verbanntest und für nichts mehr einen Sinn hattest, als für mich, meine

Tochter und die Gegenstände, die wir dir vorführen mochten. Gestern Nacht wurde mein Werk zu Ende gebracht. Als du unter dem Einfluß jenes mächtigen Dufts Minna Waldsteins Becher fülltest und dem Blick ihrer Augen begegnetest, setztest du meinem Plan den Schlußstein auf: meine Tochter war gerettet, und ich habe nun zwei lebende Gifte, die mir zur Erreichung meines Ziels, wie du's nennst, behülflich sein können.

„Suche dich ruhig in dein Schicksal zu finden — du wirst für jedes lebende Wesen, mit dem du in Berührung kommst, meine Tochter Minna ausgenommen, Gift und Tod sein. Ihr thust du keinen Schaden, aber niemand sonst in der Welt steht mehr in verwandter Beziehung zu dir. Du begreifst dies als eine Folgerung aus deiner eigenen Theorie. Da sie mein eigen Fleisch und Blut ist, so fand ich bald Mittel und Wege, die es mir möglich machten, ohne Nachtheil für mich in näherem Verkehr mit ihr zu bleiben; bei dir aber verhält sich's anders, und ich fühle, daß es verhängnißvoll für mich wäre, in deine Nähe zu kommen. Doch vielleicht glaubst du mir nicht. Ich wage es nicht, über die Linie meines gegenwärtigen Standorts hinauszutreten; aber ich breche von dem Spalier diese Rose ab und werfe sie dir zu. Wenn du einen Beweis für die Wahrheit meiner Versicherung haben willst, so halte sie vor deine Lippen und sieh, was geschieht."

Ich hörte die Blume neben meinem Ruhebett auf den Teppich niederfallen, rührte mich aber nicht und erlaubte mir kaum zu athmen. Die schrecklichen Worte, die ich eben gehört, bestätigten meine düsteren Ahnungen, und ich fühlte mich mehr todt, als lebendig. Gleichwohl behauptete in mir über alles andere der feste Glaube die Oberhand, meine Rettung hänge einzig und allein davon ab, daß ich schweige und meine Augen vor Waldsteins Basiliskenblick verschließe. Der Doctor schien geraume Zeit auf eine Bewegung von mir zu warten; als er aber sah, daß ich kein Zeichen von mir gab, so fuhr er fort: „Ich habe versucht, dir deine völlige Ohnmacht zu zeigen und dich auf deine einzige Hoffnung hinzuweisen; aber es scheint, ich muß auch noch andere Gefühle in Mitleidenschaft ziehen. Ich fürchte, daß deine Gleichgültigkeit, dein Starrsinn einen unseligen Einfluß übt auf meine Tochter. Ihr Leben hängt jetzt von dir ab, und ich weiß nicht, wie deine dermalige Stimmung auf sie einwirkt. Im gegenwärtigen Augenblick —"

Während er so so sprach, klang fern von dem Garten her eine

Stimme, welche den Doctor um Gotteswillen aufforderte, sogleich zu kommen. Ich erkannte den Rufer — es war Cosmo, der Diener. Doctor Waldstein murmelte einen Fluch vor sich hin und rief zum Fenster hinaus, daß er nicht fort könne. — „Aber Sie müssen, Herr," versetzte Cosmo in unmittelbarer Nähe des Hauses. „Die junge Dame, Miß Minna, ringt zwischen den Klippen des Gestades mit dem Tod." — „Mit dem Tod, sagt Ihr?" — „Ja, sie ist viel schwächer und hinfälliger als gestern. Als ich mich der Stelle näherte, wo sie zwischen den Ufersteinen und dem Seegras lag, winkte sie mir zurück mit den Worten, ich solle nicht in ihre Nähe kommen, sondern schleunigst ihren Vater herbeirufen, da sie im Sterben liege. Ich solle Ihnen sagen, daß Sie sich in dem jungen Haughton getäuscht hätten; er denke nur mit Abscheu an sie, und sein Herz sei an einem ganz anderen Ort. Sie wurde dann leichenblaß und sank ohnmächtig zurück. Ich scheute mich, ihr näher zu treten, weil Sie mir gesagt hatten —." — „Still, Cosmo. Kehrt flugs zu Eurer Gebieterin zurück und bewacht sie, bis ich komme. Ich werde nicht lange zögern." Dann hörte ich die Fußtritte Cosmo's, der eiligst nach den Klippen zurückkehrte. Und nun nahm Doctor Waldstein wieder das Wort.

„Ich habe dieses Spiel satt, junger Mensch. Dein Schicksal liegt in deinen eigenen Händen, und ich bin die einzige Person, die dir das Leben zu erhalten vermag. Es scheint, daß ich mich verrechnet habe und dein Geist nicht so vollständig in meiner Gewalt ist, wie ich glaubte; auch bemerke ich, daß du vermöge des Rapports, der zwischen dir und meiner Tochter besteht, die Lebenskraft in ihr schwächen kannst. Ich warne dich, diesen deinen Einfluß nicht zu weit zu treiben, denn es würde für dich selbst verhängnißvoll werden. Willst du mir antworten?" — Ich blieb stumm. Aus der Ferne her hörte ich mit kläglichen Tönen Cosmo um Hülfe rufen.

Der Doctor blieb einen Augenblick unschlüssig, dann eilte er fort in die Richtung, aus welcher Cosmo's Stimme kam. Noch geraume Zeit lag ich da, ohne daß ich es wagte, meine Augen zu öffnen; endlich aber gewann ich die Ueberzeugung, daß ich allein war, und schaute umher. Hatte ich geträumt und waren die schrecklichen Worte, die ich gehört, nur Sinnentrug gewesen? Um die letzten Erklärungen des alten Mannes kümmerte ich mich nicht, denn was ging er, was seine Tochter mich an? Doch am Boden neben mir lag die Rose, die mir der Doctor zugeworfen.

Sie befand sich in meinem Bereich; mit Mühe hob ich sie auf, führte sie nach meinen Lippen und hauchte sie an. Barmherziger Himmel, es war als hätte ich die Blume in glühenden Qualm gehalten! Die Blüthenblätter schrumpften braun und schwarz zusammen und nach einigen Sekunden hatte ich nur noch ein welkes Reis mit dürrem Laub in der Hand.

Also kein Traum! Ich war wirklich der hassenswerthe, giftige Elende, als welchen der Alte mich geschildert hatte. In wie schrecklicher Klarheit trat mir nun meine Bethörung für den Doctor und seine Tochter vor die Seele. Ja, er hatte Recht, jeder andere Gedanke war aus meinem Geist verdrängt worden. Wie verwünschte ich meine Verblendung, meinen Wahnsinn. Doch während ich verzweiflungsvoll dalag, trat aus der schwarzen Nacht meiner Gedanken das Bild des süßen, blassen Wesens, das ich liebte, und der zärtliche Blick eines verzeihenden Auges hervor. Und abermals klang gleich Elfenglöckchen der Wiederhall jener alten Warnung vor meinem Ohr. Aber was nützte es mir jetzt, mir zu zürnen, daß ich nicht auf sie geachtet hatte? Konnte mir die Erinnerung, wie oft der Gedanke an sie mich vor gefährlichen Wegen bewahrt hatte, Trost bringen? Nein. Ach, warum hatte ich auch nur einen Augenblick das liebende Herz vergessen, das mir so fest vertraute! — —

Nur eines wußte ich — wie schwer ich mich in meiner Thorheit, meinem Wahnsinn verwirrt haben mochte, meiner Liebe war ich nie untreu gewesen. Während mir diese Gedanken durch den gequälten Geist gingen, fuhr ich mit den Händen nach meinem Kopf und drückte sie fest an, so daß die Nägel fast in's Fleisch drangen. Himmlische Mächte, war es möglich — war wirklich die Kraft in meinen Körper zurückgekehrt? Durfte ich glauben, daß nur der Gedanke an diesen alten Mann und seinen hassenswerthen Sprößling meine Glieder gelähmt, die Erinnerung an die treue, edle Liebe Polly's aber den abscheulichen Bann gebrochen hatte? Es mußte so sein. Ich sprang von meinem Lager auf. Ein Windzug fegte durch das Zimmer und schien die letzten Spuren des giftigen Geruchs mit sich fort zu nehmen. Ich fühlte, daß der Pesthauch aus meinem Athem gewichen war; um mich jedoch zu überzeugen, brach ich einen Jasminzweig ab und hielt ihn vor meine Lippen. Wie klopfte mein Herz so ungestüm vor Freude — die kleinen weißen Sterne zeigten keine Veränderung. Ach, Bäschen Polly, warum hatte ich dein auch nur einen Augenblick vergessen können! Doch du bewahrtest mich in treuer Erinnerung,

und das kostbare Juwel der Liebe zu dir, das in meinem Herzen verborgen lag, wurde mir zum Talisman gegen mächtige, tödtliche Feinde.

Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren und beschloß, zu entweichen, ehe der Doctor mit seiner Tochter und dem Diener zurück käme. Auf Nebenwegen, über sumpfigen Grund und durch wildes Moorland wanderte ich den ganzen Tag fort, bis ich tief in der Nacht, von Anstrengung und Aufregung erschöpft, die Stadt B. erreichte. Am andern Tag lag ich im Fieberdelirium. — — —

Es stand Wochen an, bis ich mich so weit erholte, um Fritz Holdsworth zu erkennen, der mich treulich pflegte und durch seine angestrengte Sorgfalt mir das Leben erhielt. Von ihm erfuhr ich die Geschichte der Ereignisse. Er hatte mein verändertes Wesen bemerkt und, als ich aus London verschwand, sogleich vermuthet, daß ich zu Doctor Waldstein gegangen sei. Er hielt noch immer die irrige Vorstellung fest, daß die Tochter des Doctors der Anziehungspunkt gewesen. Es waren mehrere Briefe an mich eingelaufen, und da er nachgerade unruhig wurde, so beschloß er, selbst mich in Pwlldu-Haus aufzusuchen. In B. angelangt, stieg er in demselben Hotel ab, in welchem ich am Fieber danieder lag. Er blieb bei mir, pflegte mich mit frauenhafter Zärtlichkeit und erwartete mit jedem Tag die Ankunft meines Onkels. Dieser traf erst einige Tage später ein und brachte Bäschen Polly mit. Ich will das Wiedersehen nicht schildern. Onkel Mark, der längst todt ist, erfuhr nie etwas von meinen Erlebnissen, und Polly erzählte ich sie erst, nachdem wir schon Jahre mit einander in glücklicher Ehe gelebt hatten.

Ueber Doctor Waldstein erhielt ich nur durch Holdsworth weitere Auskunft; er theilte mir mit, zwei Tage nach meinem glücklichen Entrinnen aus den Klauen des alten Bösewichts seien die Bewohner jenes Theils von Gower Nachts durch den Brand von Pwlldu-Haus aufgeschreckt worden. Wie man ihn entdeckte, loderte das Gebäude schon an allen Enden. Es war wenig Wasser in der Nachbarschaft, und das Haus brannte sammt all seinem Inhalt bis auf den Grund nieder. Von den Bewohnern erfuhr man nichts mehr; doch lief das nicht verbürgte Gerücht um, man habe unter den verkohlten Resten menschliche Knochen gefunden.

Das Frühstück in der Menageküche.

Humoristisches Bild aus dem Soldatenleben.

Von

Fr. Rick.

Eben war das Regiment mit klingendem Spiel auf den Exerzierplatz abmarschirt und niemand in der Kaserne zurückgeblieben, als etliche „Regiments-Kranke“, „marode Pferde“ und — die Köche. Die Kaserne stand verödet, denn selbst die Wache war zur Verstärkung der Rottenzahl abgelöst worden. Den Wachdienst hatte inzwischen die getreue, unermüdliche Regimentsgans übernommen, welche stolz und gemessenen Schrittes, wie sie es seit vielen Jahren von den Schildwachen gesehen, vor dem verlassenen Schilderhaus schweigsam auf und nieder wandelte. Nur in der Menageküche herrschte eine lebendige Rührigkeit, obgleich der gestrenge Herr Menagewachtmeister Schwertmann selbst an der Spitze seines Zugs mit ausgerückt war, als Stellvertreter für den beurlaubten Herrn Lieutenant. Das Kommando in der Küche hatte er dem Obermann Schelmle übertragen, einem jungen, vielversprechenden Unteroffizier, unter Anempfehlung der strengsten Aufsicht, Ordnung und Pünktlichkeit.

Bereits war die letzte Rotte der Marschcolonne des Regiments unter dem großen Thorbogen verschwunden, als Herr Schwertmann seinen Braunen rasch herumwarf und zur Menageküche zurücksprengte. Er hatte seinem Vicekommandanten, der eben auf der Staffel vor dem Eingange der Küche stand, noch einiges auf das Dienstgewissen zu binden.

„Obermann Schelmle,“ sprach Herr Schwertmann vom hohen Roß herunter, das er recht zierlich an die Staffel heran traversiren ließ, „Obermann Schelmle, ich habe Ihnen aus besonderem Vertrauen das Kommando

über die Menage übergeben. Ich hoffe, daß ich mich in Ihnen nicht täusche. Wie Sie wissen, werden heute „polirte Spätzlen und Salat" aufgetischt. Ich erwarte, daß die Spätzlen nicht „kletschig" werden. Sind Sie recht vorsichtig! Spätzle kochen ist nicht so schwer, wenn man seine fünf Sinne zusammen nimmt. Ueberdies haben Sie vier erfahrene Köche, im Uebrigen aber sind's Haupt-Schlingel. Halten Sie daher nur strenge Aufsicht, damit die Bursche keinen Unfug treiben. Besonders geben Sie ja darauf Acht, daß von den Eiern, welche ich abgegeben habe, keines zu Grunde geht und die Köche nicht die Hälfte davon „aussupfen"! Sehen Sie ihnen daher nicht nur auf die Finger, sondern auch auf das Maul. Kurz und gut, wenn das Regiment einrückt, müssen die Spätzle sammt dem Salat fix und fertig sein; dafür mache ich Sie besonders verantwortlich."

Damit gab Herr Schwertmann seinem Kriegsroß den Waden und eilte in einem prächtigen „kurzen Galopp" stolz dem Regimente nach, das bereits den Bereich der Kaserne verlassen hatte. Die Hände in den weiten Hosentaschen, in gespreizter Stellung auf der Staffel stehend und sich in der Morgensonne brüstend, sah Obermann Schelmle seinem Chef mit großer Behaglichkeit und pflichtschuldiger Bewunderung nach. „Werd's fein besorgen, Herr Wachtmeister, fermos," sagte er vor sich hin, „soll kein Dipfele dran fehlen!"

Obermann Schelmle führte den Korporalstock noch nicht lange. Aber seit er ihn führte, schwang er ihn stets sehr human. Er hielt ungemein viel auf ein lustiges, kameradschaftliches Zusammenleben, selbst mit Untergebenen, und war zu allen Jahreszeiten entschiedener Liebhaber eines „ordentlichen" Frühstücks. Selten wies er eine anständig vorgebrachte Einladung zu einem solchen zurück. Dafür war er aber dann ein heiterer, unterhaltender Gesellschafter.

Von dieser Seite kannten ihn auch die Köche, seine dermaligen Untergebenen, sämmtlich gediente und in der Menagekochkunst wohl erfahrene Leute. Im Uebrigen war ihnen Herr Schwertmann nicht zu nahe getreten, wenn er sie „Hauptschlingel" nannte, womit er wahrscheinlich gewisse Talente und Fähigkeiten bezeichnen wollte, die gerade nicht nothwendig zu ihrem Fach gehörten. Vor ihrem Eintritt in den Küchedienst waren sie sämmtlich schmächtige Bürschchen gewesen, die manch mitleidigen Blick auf sich gezogen. Jetzt hatten sie Gottlob ein stattliches, wohlgenährtes Aus-

sehen. Im Laufe der Zeit hatten sie die verschiedenen kleinen Vortheile ihres Amtes immer auf das Schlaueste und in ihrem wohlverstandenen Interesse benützen gelernt. Das „Herkommen" und „mündliche Ueberlieferungen" waren ihnen hiebei sehr zu Statten gekommen. Auch hatte ihnen das Glück meist freundlich zugelächelt in der Gestalt humaner Menage-Kommandanten. Herr Schwertmann war ebenfalls so übel nicht. Manchmal sah er sogar sehr stark durch die Finger, wenn hie und da seine „vier Elemente", wie er die Köche scherzweise nannte, „sich innig gesellten" und die kleinen Restchen, die ja sonst doch „hin" gewesen wären, mit etlicher Zuthat von „Schmalz, einigem Gewürz, nebst Eier und Salz" genießbar machten. Nicht weniger menschenfreundlich war der Herr Major selbst. Dies bewies er deutlich durch seinen merkwürdigen Ausspruch, den er damals that, als er den Hund des Herrn Lieutenants über einem reglementswidrigen Aufenthalt in der Menageküche betraf. „Millionensappermentl!" polterte der gestrenge Herr Major; „apropos, was soll das heißen, apropos? Es darf kein Hund in die Küche außer den Köchen, und die sollen nur einmal essen!" — Wie das zu verstehen war, wußten die Köche schon! —

Im Hochgefühle seiner heutigen Würde als Alleinherrscher betrat Herr Schelmle die Küche. Er traf hier alles in bester Ordnung. Lustig brodelten die Kessel über einem mächtig flackernden Feuer, das eines der „Elemente", der breitschultrige Allgäuer, dem die Unterhaltung des Feuers übertragen war, mit nicht geringem Holzaufwand angeschürt hatte. Der geschäftige Maierle, welcher mit seiner werthen Person das Element des Wassers vorstellte, regierte die dampfenden Kessel und Häfen, während der schweigsamere Spatzenberger an der Mulde stand und sich an einer gewaltigen Masse Spätzlesteig so schrecklich abmühte, daß mancher Tropfen von dem reichlichen Schweiße seines braunen Antlitzes den ohnedies mageren und trockenen Teig wohlthätig benetzte. Der vierte dieser wackeren Gesellen, der lange Adam, von sämmtlicher Reiterschaft als Alters-Oberkoch stillschweigend anerkannt, ließ sich mit dem eben eingetretenen Küchekommandanten in ein Gespräch ein, das immer lauter und lebhafter wurde. Anscheinend theilnahmlos, aber doch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten die drei übrigen Elemente dem Gang der Unterredung.

„Aber, Herr Obermann," sprach, seine nervigen, entblößten Arme in die Seite stemmend, der lange Adam, „aber Herr Obermann, die Eier,

welche der Herr Wachtmeister abgegeben hat, brauchen wir lange nicht alle. Zu den „polirten Spätzlen" reicht ja schon die Hälfte hin. Das Bier gestern Abend in der „blauen Ente" war doch ein bisle stark. Wenn's Ihnen ebenso erbärmlich um's Herz ist, wie mir, Herr Obermann, so habe ich wirklich recht Mitleiden mit Ihnen! Ich will daher einen Vorschlag in Vorschlag bringen, er soll aber nichts gelten — soll ich Ihnen nicht ein paar saure Eier machen, Herr Obermann? Das Regiment rückt ja erst um elf Uhr ein!" — Forschend sah Herr Obermann Schelmle den langen Adam eine Weile an. „Adam," sagte er dann entschieden, „dein Vorschlag wär' nicht so schlecht, aber er geht gegen die Vorschrift, kann nicht genehmigt werden!"

„Ja was, wenn Sie so schwätzen, Herr Obermann," entgegnete Adam betroffen, „so mach' ich Ihnen mein Lebtag keinen Vorschlag mehr. Allein Sie müssen besser wissen, was zu thun ist. Ich aber, als alter Koch, weiß ebenfalls, daß man an den polirten Spätzlen die Eier nicht spüren thät'." — „G'rad deswegen," lachte Schelmle, „weil man's nicht spüren thät'. Es sind ohnedies schon wenig Eier; wenn man die Hälfte davon vollends verleppert, so werden die polirten Spätzle die hellen Kieselsteine. Das muß ich herentgegen aber auch sagen, saure Eier sind allbereits mein Leibessen, besonders als Frühstück. Aber —." — „Was aber?" nahm Adam lauernd das Wort. „O, Herr Obermann, sind Sie nur kein Angstsoldat! Ich diene jetzt Gottlob schon in der dritten Kapitulation und bin allbereits seit der zweiten in der Küche, und weiß darin Bescheid, da hätt' man müssen schon viel Eier spüren!" — „Schwätz mir kein Loch in's Hirn, du alter Schafskopf!" zürnte der gewissenhafte Vorgesetzte. „Im Paradies hat die alte Eva den unschuldigen Adam verführt, bloß mit einem wurmstichigen Borsdörferapfel; das war ganz reglementsmäßig, weil's unser Herrgott so hat haben wollen, damit der erste Sündenfall bei Zeiten vorkommen sollte. Daß aber ein so alter nichtsnutziger Adam, wie du, seinen eigenen Obermann in Versuchung führt mit ein paar Eiern, das ist ganz verkehrt und instruktionswidrig. Es geht nicht!"

„Geht doch, Herr Obermann, geht doch! Wenn Sie mir nur das Uebrige überlassen wollen. Bedenken Sie doch nur den Katzenjammer, der immer ärger wird in der Hitze am Herd!" — „Freilich, ich weiß! Der Katzenjammer! Das verdammte Bier!" seufzte Herr Schelmle und fuhr mit der Hand über die Stirne. „Jetzt wären die Schoppen, die

gestern nicht mehr hätten getrunken werden sollen, am rechten Platz. Bei mir übrigens," setzte er vornehm hinzu, „kommt das Kopfweh eher davon, daß ich einen oder zwei Schoppen zu wenig getrunken habe. Ich kann mir's nicht anders erklären!" — „Das meine ich eben auch, Herr Obermann," bemerkte Adam. „Und wie gut thäten jetzt saure Eier dazu! Ah, sapperment, saure Eier! Die könnten den verstauchten Magen wieder in's Blei bringen!" Dabei schnalzte der schlaue Adam so verlockend mit der Zunge und reizte dadurch den gastronomischen Sinn seines „unmittelbaren" Vorgesetzten dermaßen, daß, wie der erfahrene Oberkoch mit geheimer Freude wohl bemerkte, es keiner großen Attaque mehr bedurfte, um eine tüchtige Bresche in die Grundsätze desselben zu hauen. Die Siegespalme schien dem kecken Oberkoch bereits zu winken. Er begann daher das Manövre auf's neue und zwar, wie ein kluger Feldherr, ohne dem Feind Erholung zu gönnen und mit frischen Truppen.

Diese führte er auch alsbald in's Vordertreffen. „Ich hab's ja von Anfang an gesagt," begann er, „daß saure Eier das Beste wären und daß die Sache ganz gut zu machen ist. Aber so junge feurige Unteroffiziere wollen eben einen alten eingestandenen Reiter, der auch noch Pulver auf der Pfanne und noch nicht alle Patronen verschossen hat, nichts gelten lassen. So lange ich in der Küche bin, ist immer nebenher so etwas erlaubt gewesen. Wenn ich überhaupt jetzt noch Lust zu etwas hätte, so thät ich sagen: ich stimme für saure Eier!" — „Ah, saure Eier!" wiederholte Schelmle nachdenklich und zog dabei lüstern den Mund zusammen. „Saure Eier — der Einfall ist nicht so dumm, als ich anfangs glaubte. Ich äße am Ende selber mit, wenn sie fertig wären!" — Das war das rechte Wort. Die Beweisgründe des gewandten Oberkochs hatten vollkommen gesiegt. Dieser hatte es aber auch nicht anders erwartet, denn er kannte in diesem Punkte seinen Vorgesetzten genau. „So ist's recht!" jubelte der lange Adam. Und vor lauter Vergnügen machte er mit einem langen Kochlöffel den Schwadronshieb. „Sie sollen bei Gott „fermose" saure Eier kriegen, Herr Obermann." — „Oh du Gauner!" schmähte dieser; „du bist abgeschlagen wie ein Bettelstecken! Aber das sag' ich dir, wenn mir Gras in den Garten wächst mit deinen sauren Eiern, so geht dir's ganz schlecht!" — „Wächst kein Gras in Garten. Ah bah! Nur keine Angst nicht, Herr Obermann," beschwichtigte Adam zuversichtlich. — Gravitätischen Schrittes verließ Herr Schelmle die Küche. „Ich muß in's

Zimmer hinauf, Adam," sagte er, „und einen pressanten Brief schreiben. Wenn man mich braucht, läß'st mich holen." — „Sehr wohl, Herr Obermann, soll nicht fehlen." —

Der lange Adam übernahm nun das Kommando. Bald entfalteten unter seiner Leitung die Kriegsmänner eine bewundernswürdige Emsigkeit und Thätigkeit. Am thätigsten aber war der lange Adam selbst. Mit sichtlicher Vorliebe und Sachkenntniß widmete er sich der Bereitung der sauren Eier. Blitzschnell hatte er auf dem „kleinen Herdlöchle" ein lustiges Feuerlein angeschürt, ein umfangreiches Kasserol darüber gesetzt und in dieses einen beträchtlichen Klumpen Schmalz hineingeworfen, der zischend und prasselnd darin umher fuhr, als ob er in schrecklicher Ahnung seiner höchst dienstwidrigen Verwendung feierlichst dagegen protestiren wollte. Schmunzelnd drehte der lange Oberkoch das Kasserol hin und her. „Das soll fein werden," murmelte er. Bald war er mit dem Frühstück fertig. Noch ehe er aber die unvermeidlichen Zuthaten an Gewürz beifügte, vergaß er nicht, nebenher auch noch für weitere unerläßliche Dinge zu sorgen.

„Hört, Kameraden und Mitkollegen," sagte er, „hört, laßt euch jetzt einmal wieder etwas Vernünftiges von mir sagen. In einem kleinen Viertelstündle wären die Eier fertig. Aber so leer kann man's doch nicht wohl verschnabuliren. Das müßt ihr als gescheute Männer und Köche selber sagen. Es sollte also auf den Mann jedenfalls eine Halbe Bier wenigstens dabei seyn, wie bei jedem ordentlichen Essen. Das macht fünf Halbe. Denn der Herr Obermann muß frei ausgehen. Das ist so Brauch und Ordonnanz in der Küche, so lange ich weiß. Was meinet ihr?" — „Ja," nahm der Maierle das Wort, „das wär' ganz recht, aber wer bezahlt's?" — „Einfältiges Geschwätz! Wer bezahlt's!" polterte Adam entrüstet. „Wer's bezahlt? Natürlich Einer von euch! Ich werde doch bei Gott frei ausgehen! Hab' ich nicht für die Eier gesorgt und sie fertig gemacht? Und wie hab' ich schwätzen müssen, bis der zähe Obermann breit geschlagen gewesen ist! Ich werde doch wohl so eine lumpige Halbe verdient haben? Ihr thätet mich meiner Seel' freuen, wenn ihr derohalben Mucken hättet! Daß ich also nichts am Bier bezahle, das ist so klar wie Wurstbrüh! Auch bin ich der Aelteste." — Verblüfft sahen die drei einander an. „Also wir drei?" erwiderte Maierle kleinlaut. „Nun, wenn's so sein muß, wollen wir's eben theilen." —

„Macht's, wie ihr wollt, das geht mich nichts an," erklärte Adam

mit gewohnter Entschiedenheit. „Für das Theilen wär' ich aber nicht. Das ist nicht militärisch und reitermäßig. Entweder alles oder nichts, das ist das Wahre. Am besten ist's, wenn man so etwas heraus gaigelt, dann gibt's keinen Verdruß, und den Andern schmeckt's desto besser. Weil man aber dazu jetzt keine Zeit hat, so soll's der Allgäuer bezahlen, der ist der jüngste Koch und hat alleweil das meiste Geld." — Mit schwerem Herzen haspelte dieser seine lederne Geldkasse aus den Beinkleidern hervor und klaubte die kleine Summe heraus. „Da, Spatzenberger, hol' das Bier," sagte er, diesem das Geld hinschiebend. — „Im „Juhpitter" oder beim Profoß?" — „Natürlich beim Profoß," entschied Adam; „mit dem dürfen wir's nicht verderben. Aber laß dich nicht ausfragen, denn der Profoß kennt sich aus als gewesener alter Menage-Wachtmeister, und du bist allbereits der G'scheidste nicht. Im Vorbeigehen am Zimmer rufst dann dem Obermann und sagst, daß wir nicht fortmachen können. Er weiß dann schon. Also mach', daß du fortkommst."

Der Profoß war allein in seiner Behausung und zerschnitt eben Fleisch und gelbe Rüblein zum Futter für seine Nachtigallen, deren er immer etwa ein halb Dutzend besaß; auch hatte er stets etliche Distelfinken und Schwarzköpfe, ohne seine Frau und Schwägerin. — „Fünf Halbe Bier!" rief der Spatzenberger, in's Zimmer tretend. — „Fünf Halbe?" wiederholte der Profoß verwundert. „Ihr müßt schon gewaltig Durst haben. Aber natürlich, ich hab's ja immer g'sagt, das Aussupfen der fetten Markbeiner macht eben Durst, viel Durst." — „Ja wohl, Herr Profoß, das werden Sie wohl noch wissen, sind ja selber lange Menage-Wachtmeister gewesen." — „Eben darum. Ich hab's ja immer g'sagt, die Köche, die Köche! Was kocht ihr denn, wenn man fragen darf?" — „Polirte Spätzlen und Salat, Herr Profoß." — „Ah, sapperment!" machte dieser, die Gläser füllend, „ein fein's Essen! Werdet natürlich recht viel Eier dazu nehmen?" — Aha! dachte der Spatzenberger, der wirklich nicht so dumm war, wie er aussah, jetzt geht das Ausfragen an. „G'rad so viel, als der Wachtmeister dazu hergegeben hat," sagte er schnell besonnen. — „Und ist keins davon „verbrochen" zum „aussupfen" oder zum „einschlagen", denn ohne das geht's bei euch doch nicht ab?" fragte der Profoß anscheinend höchst gleichgültig. — „Das weniger, die Eier kommen eben alle in den Teig oder werden nachher an die Spätzlen gerührt." — „So, so, freilich, das wäre recht. Ich hab's immer g'sagt,

so sollt' man's machen. Ueberhaupt sollte man viel thun auf der Welt und es geschieht eben nicht. Warum? Weil man's nicht thut. Das hab' ich von jeher g'sagt. Mich soll aber doch gleich Der und Jener, wenn ihr nicht einen Eierkuchen nebenher gemacht habt." — „O, Herr Profoß, wo denken Sie hin!" rief Spatzenberger beleidigt. — „Natürlich, wie wenn bei euch nicht alles möglich wäre! Aber ich hab's ja immer g'sagt, ganz ohne ist's nicht! — Sind eure sauren Eier schon fertig?" — „S—a—u—r—e Ei—er?" wiederholte der Spatzenberger stockend vor Ueberraschung, indem er den Profoß in höchster stiller Verwunderung ansah. Es war ihm unbegreiflich, wie das der Profoß wissen konnte. „Ich — ich — we—eiß ni—ichts vo—n s—auren Eiern!" — „Brauchst dich gar nicht zu verstellen," lächelte der Profoß seelenvergnügt. „Weiß alles! Die Gans ist nicht zum bezahlen. Von der erfahr' ich alles!" — Stumm vor Erstaunen sah ihn der Spatzenberger an. — „Na, na," fuhr der Profoß fort, „wünsch' besten Appetit. Will nichts davon! Wenn euch der Herr Major oder der Herr Oberst nicht erwischt, dann hat's keine Noth. Mich dauert nur die Mannschaft. Denn die polirten Spätzlen werden sein wie gequetschte Bleikugeln, welche man nach dem Scheibenschießen im Kugelfang findet." — Spatzenberger sagte nichts mehr. Verblüfft nahm er sein Bier und ging kopfschüttelnd und nachdenklich der Menageküche zu.

Obgleich das Denk- und Combinations-Vermögen des Spatzenberger von der ihm unbegreiflichen Allwissenheit des Profoßen fast ausschließlich in Anspruch genommen wurde, so vergaß er doch nicht den zweiten Theil seiner Sendung. Dazu war er ein zu wohlgeschulter Soldat. Sein Weg in die Küche zurück führte ihn unmittelbar am Residenzzimmer des Herrn Obermann Schelmle vorbei. Die Thüre stand offen. Ganz hinten in einer Ecke lag der Herr Obermann auf seiner Matraze, anscheinend in süßem Schlummer. „Herr Obermann!" rief der Spatzenberger so laut er konnte, „Herr Obermann, kommen Sie auch herunter, wir können nicht fortmachen!" — Herr Schelmle fuhr auf, sich die schlaftrunkenen Augen reibend. Als er aber den Spatzenberger mit den fünf stattlichen Humpen Bier erblickte, wurde er vollends ganz munter. Er wußte, was jetzt zu thun war. „Komme gleich," rief er zurück, „komme gleich, richtet nur einstweilen alles ordentlich her!" Elastisch wie ein Gummiball sprang der Herr Obermann von seinem Lager. In die Scherbe eines zerbrochenen

Spiegels schauend, machte er eilig seine Toilette. Mit vielem Selbstgefühl und großer Zufriedenheit bürstete er den aus seiner eleganten Façon gekommenen jugendlichen Schnurrwichs zurecht. In Ermanglung einer standesgemäßen Bartwichse steifte er ihn einstweilen mit den Ueberbleibseln eines ordinären Schaftalglichts. „Helf' was helfen mag, wenn's pressirt!“ tröstete er sich und drehte die geschmeidigen Härlein gleich dem gewandtesten Friseur so geschickt zwischen den Fingern, daß sie in wenigen Augenblicken schon wie spitzige Nadeln von den rothen vollen Wangen abstanden. Nicht wenig stolz auf diese so schnell und gut wieder hergestellte Zierde seines werthen Antlitzes, auf dem sich bereits der Typus einer künftigen Heldenmiene nicht verkennen ließ, ging er der Menageküche zu.

Unter dem großen Thorbogen, welchen er eben durchschreiten wollte, wackelte ihm die Regimentsgans entgegen. Sie hatte heute, wie gewöhnlich, ihren Wache-Rayon auch auf den inneren Hof ausgedehnt und schien eben auf dem Rückweg zum Schilderhaus begriffen. Kaum hatte sie den Unteroffizier erblickt, so watschelte sie rasch auf ihn zu und erhob ein mächtiges Geschrei. In allen Tonarten der Gänsescala suchte sie sich dem Herrn Menage-Kommandeur verständlich zu machen. „Ich versteh' deinen Rapport nicht!“ lachte dieser, „verzähl deine Neuigkeiten nur dem Profoß, der versteht's.“ — Das Thier packte ihn aber an den Beinkleidern und zerrte ihn rückwärts. — „Laß mich gehen, ich pressir',“ sagte er, die Gans bei Seite schiebend, und ging weiter. — Während die aufgebrachte Gans schreiend dem Schilderhaus zuschritt, wo sie mit gesträubtem Gefieder hastig auf und nieder wackelte, ging Herr Schelmle eilig der Menageküche zu. Das Gebahren des sonst so schweigsamen friedlichen Thiers hatte ihn doch ein wenig stutzig gemacht. „Sollte die Gans mich warnen wollen?“ sagte er vor sich hin, „das wäre doch sonderbar. Wenn ich ihr Geschrei nur verstände.“ Bedenklich ging er weiter.

In der Küche stand schon alles auf das schönste bereit. Aller Augen warteten nur noch auf ihn. Der lange Adam selbst hatte die Rolle des Wirths übernommen und machte die Honneurs. Auf dem breiten Anrichttisch stand, bis zum Rande mit sauren Eiern gefüllt, eine mächtige Schüssel. Oben am Tisch hatte der aufmerksame Oberkoch seinem Chef den Ehrenplatz bereitet und einen weißen Porzellanteller mit sauberem Besteck hingestellt. Ein zweifelhaft gewaschenes Küchehandtuch hatte sich müssen zur

Serviette zusammen biegen lassen. Neben dem Teller prangte die schönste Halbe von den fünf Humpen, welche der Spatzenberger mit unbeschädigten „Borden“ glücklich in die Küche gebracht. Der sauber gescheuerte tannene „Küchestuhl“ wartete mit Ungeduld, von dem Herrn Obermann als Sitzgelegenheit in Beschlag genommen zu werden.

Kaum hatte dieser die Schwelle überschritten, so trat der lange Adam mit grimmigem martialischem Gesicht und eine lange eiserne Herdschaufel als Gewehr präsentirend in zwei gemessenen Schritten auf ihn zu, um „Rapport zu machen“. „Herr Obermann,“ sagte er mit kräftigem Bierbaß und mit dem höchsten Aufwand von militärischem Anstand, „Herr Obermann und Küchekommandant! Ich mache Rapport, daß das Frühstück fertig und gehörig „beleuchtet“ ist.“ Dabei ließ er einen vielsagenden Blick auf die vollen Bierhumpen streifen. — „So so, also doch!“ sagte Herr Kommandeur Schelmle scheinbar streng und verweisend. Es war ihm aber nicht so ernst. Die Köche sahen das wohl. Sein lüsterner Blick auf die duftende Schüssel entging ihnen nicht. „Also doch!“ wiederholte er. „Ihr seid allerdings Hauptschlingel, der Wachtmeister hat Recht. Nun, ich kann nichts dafür. Fertig ist das Essen nun einmal, und es wäre ja schade, wenn man's stehen ließe. Ich will's doch auch versuchen. Sein Geruch sticht sehr schmackhaft und hinreißend in die Nase.“

Mit erwartungsvoller Miene standen der lange Adam und seine Kameraden am Herd und sahen einander beifällig an. „Wir warten schon eine gute Weile,“ nahm Adam das Wort. „Die Eier sind gewiß vortrefflich. Man sollt's nicht kalt werden lassen, sonst geht aller Geschmack daran verloren. Heiß sind sie am besten und heilsamsten für den Katzenjammer.“ Und mit einer sehr graziösen einladenden Handbewegung und einem tiefen schalkhaften Kompliment sagte er zu seinem Kommandeur, auf den Ehrenplatz weisend: „Herr Obermann, darf ich bitten, wenn's gefällig ist?“ Herr Schelmle machte nicht viele Umstände. Lächelnd setzte er sich. Das ganze Arrangement fand seinen Beifall. Sein Blick war jetzt viel milder und zufriedener. Auch das Eiergericht fand Gnade vor seinen Augen. Er griff tüchtig zu. — Mit großem Wohlgefallen sah dies der lange Adam. Schalkhaft zog er mit respektvoller Miene seine eckige weiße Mütze ab und sprach feierlich: „Der Herr segne uns und behüte uns besonders vor dem Herrn Major oder gar vor dem Herrn

Obersten. Prosit d'Mahlzeit!" Und unter lautem, fröhlichem Gelächter schaarten sich die Kriegsleute um die dampfende Schüssel.

„Mal' mir den Teufel nicht an die Wand, alter Sägbock!" zankte Schelmle, indem er mit dem blechernen Löffel eine drohende Geberde gegen den übermüthigen Oberkoch machte. „Der ganze Witz nimmt am Ende doch keinen guten Ausgang. Die Regimentsgans hat mir gar nicht gefallen, als sie mich vorhin an den Beinkleidern zurückgezogen und dabei gottserbärmlich geschrieen hat." — „Was, die Gans? Wär' nicht übel!" rief betroffen der lange Oberkoch. „Donnerwetter auch, dann machet nur, daß wir bald fertig werden, denn das ist kein gutes Zeichen. Ich sag' euch nur, die Gans weiß alles und verzählt auch alles. Der Oberst versteht sie ganz gut, der Profoß noch besser. Beide kennen sie schon lange. Der Oberst ist dazumal noch ein junger Lieutenant gewesen, wie die Gans zum Regiment gekommen ist und den Fahneneid geschworen hat." — „Mach' mir den Gaul nicht scheu mit deinem dummen Geschwätz! Was wird die Gans zur Fahne geschworen haben. Sei nur auch gescheut, du alter Kapitalesel du!" zürnte spottend Herr Schelmle. „Verdirb mir den Appetit nicht. Deine Eier, alter Sünder, sind aber fermos, das muß ich sagen." — „Das freut mich recht, Herr Obermann, und ich gönn's Ihnen auch von Herzen," erwiderte Adam schmunzelnd. „Nur zu," fuhr er fort, „die Gans wird hoffentlich nichts Schlimmes prophezeit haben. Nur keine Angst nicht, Herr Obermann! Aber was ich von der Gans gesagt habe, ist auf meine Ehre wahr. Mit dem Thiere ist's eine ganz kuriose Geschichte. Das können Sie freilich nicht wissen, sind eben noch nicht lange beim Regiment." — „Nun, so gar merkwürdig wird die Gans doch nicht sein," warf Schelmle ein. — „Merkwürdig, Herr Obermann, ganz merkwürdig! Ich sage Ihnen, die weiß alles, was beim Regiment passirt." — „Ja, das ist einmal ganz gewiß," fiel bedeutsam der Spatzenberger ein; „denkt euch nur, dem Profoß hat sie es allbereits schon verrathen, daß saure Eier zum Frühstück gemacht worden sind."

„Jetzt da soll doch gleich ein Kreuz Millionen —!" fuhr Adam entrüstet auf, „nein, ich will nicht fluchen, gewiß nicht, aber das Donnerwetter soll sie regieren, wenn sie das gethan hat! — Kerl," wandte er sich grimmig gegen den Spatzenberger, „wenn du lügst, so schlag' ich dir, so wahr ich Adam heiße und ein großer Sünder bin, ein feurig's brennig's Scheit um deinen viereckigen Schädel!" — „Ist gar nicht nothwendig,"

spottete dieser, „denn es ist wahr, was ich sage. Frag' nur den Profoßen selber. Er hat sogar noch gesagt: das hat nur der Hauptschlingel, der Adam, in's Werk gesetzt, den kenn ich schon!" setzte der Spatzenberger boshaft hinzu. — „Nun, meinetwegen," sagte Adam kleinlaut und mit vieler Resignation, „da können Sie deutlich sehen, Herr Obermann, was es mit der Gans für eine Bewandtnuß hat. Wenn Sie's jetzt noch nicht glauben, daß die Gans merkwürdig ist, vor der man sich wie vor dem Teufel oder dem Herrn Major in Acht nehmen muß, so ist Ihnen eben nicht zu helfen und ich sag' gar nichts mehr." — „Hab' ich denn gesagt, ich glaub's nicht," entgegnete Schelmle versöhnlich, indem er einen tüchtigen Schluck aus seinem Humpen that. „Erzähl' nur weiter. Die Geschichte kommt mir so interessant vor, daß man sie wohl beim Essen hören kann. Interessirtheiten beim Essen anzuhören, muß ohnedies gesund sein, sonst thäten's die Herrn Offiziere nicht." —

„Daß die Gans," fuhr Adam fort, „keine gewöhnliche Gans ist, von denen nämlich, welche den Gänshirten unterthan sind, das ist klar. Was aber eigentlich in ihr steckt, darüber munkelt man vielerlei. Ganz gescheute Leute haben schon gesagt, sie sei ein verwunschener Feldoffizier oder gar der ewige Jude. Nun, sei's wie's will, ich verzähl's eben, wie ich's hab' verzählen hören vom alten Obermann Dusele, der so lang in Griechenland gewesen ist und gar viel erfahren hat im Kriegsleben. Der war damals schon präsent, wie die Gans als kleines Gänsle zum Regiment gekommen ist. Der Dusele hat's stramm behauptet, daß die Gans ein verzauberter Feldoffizier ist. Er hat gesagt, sie sei die dritte Verzauberung, und das daure allemal hundert Jahr, hundert Tage, hundert Stunden und neunundneunzig Minuten. Die Geschichte, wie der Feldoffizier das erstemal in die Gans hinein verzaubert worden ist, hat der Dusele oft auf der Wache verzählt. Selbige Geschichte ist zwar lang, herentgegen aber arg kurzweilig zum anhören. Es ist nur schad', daß ich sie nicht so auf's Härle verzählen kann, wie der Dusele. Der hat mit umgehen können! Ich will eben sehen, wie ich's kann, vorher muß ich aber einen Schluck nehmen." —

Nach einem tüchtigen Schluck aus der „Halben" des Spatzenberger, die der Erzähler wahrscheinlich im Eifer anstatt der seinigen erwischt hatte, fuhr er mit erfrischter Stimme fort: „Also! Vor vielen vielen Jahren war ein Oberstwachtmeister beim Regiment —." — „Prr, das ist aber

schon lang," bemerkte Schelmle mit ungläubiger Miene. — „Ja wohl, Herr Obermann," fiel der Spatzenberger schnell ein, „damals war der Napoleon noch Grenadier bei des alten Fritz sei'm Vater!" — „Ruhig!" gebot Adam. Und mit einem verweisenden Blick auf den Spatzenberger fuhr er fort. „Also damals, oder auch nicht damals, das ist mir jetzt ganz einerlei, wenn's nur wahr ist, war ein Oberstwachtmeister beim Regiment, ein gar wilder Kamerad, der sich vor dem Teufel nicht gefürchtet und immer viel Geld verschlagen hat. Da hat ihn auch einmal der Satan geritten, bis er einen Bund mit ihm gemacht hat, daß er auf eine gewisse Zeit das ganze tapfere Regiment mit Roß und Mann, Pulver- und Bagagewagen solle dem Feind verrathen. Der Oberstwachtmeister hat lange nicht gewollt. Endlich hat ihn aber das viele Geld geblendet, das ihm der Teufel versprochen, und er hat richtig mit diesem einen Verspruch gemacht, das Regiment zu verrathen, wann, wie und wo und so und so. Während aber der Teufel das Geld auf den Tisch gezählt hat in lauter Zehn-Gulden-Scheinen, hat's den Oberstwachtmeister gereut, daß er jetzt ein schlechter Kerl werden solle am Regiment. Das schöne Geld hat er aber doch auch nicht wollen dahinten lassen, denn er konnt's gar gut brauchen. „Wart!" hat er denkt, „dich will ich kriegen!" Und richtig, wie der Teufel ihm die Feder gegeben zum unterschreiben, hat der brave Oberstwachtmeister statt seinem Namen drei Kreuze gemacht, und hat gesagt, er könne seinen ehrlichen Namen zu dem schlechten Stück nicht hergeben. Da ist der Teufel elend zornig und fuchsteufels wild geworden und hat höllisch geflucht und gewettert. Aber umsonst. Der Oberstwachtmeister ist als ein tapferer Offizier standhaft und siegreich geblieben, hat höhnisch gelacht und gesagt: „warum bist du so dumm und traust einem ehrlichen Kriegsmann so hundsvöttische Gesinnung zu?" D'rob hat der Teufel gebrüllt vor Wuth und ist abgefahren mit großem Gestank.

„Von dem Geld hat der Oberstwachtmeister herrlich und in Freuden gelebt. Das Regiment hat er aber nicht verrathen, obwohl er bis an sein Ende ein schlimmer und böser Geselle geblieben ist. Zuletzt ist er in einem grimmigen Gefecht von einem feindlichen Reiter, der ganz schwarz ausgesehen und bis auf eine blutrothe Hutfeder grün montirt gewesen, mit Einem Hieb vom Pferd gehauen und auf den Tod verwundet worden, so daß man ihn kaum hat vom Schlachtfeld tragen können. Den Regimentsdoktor und den Kaplan oder Vicar hat er für Teufel gehalten und

sie verstecken und verschießen wollen. Und auf unsern lieben Herrgott hat er geschimpft, als ob er einen gemeinen Reiter vor sich hätte. So ist er in einer rabenschwarzen Nacht, wo kein einzig's Sternlein am Himmel zu sehen gewesen, ganz allein abgefahren, wahrscheinlich zur Hölle, ohne Beicht und Absolution oder so etwas, wie es sich doch allweg für einen sündigen Christenmenschen schickt. Am andern Morgen aber, als seine Diener und Reitknechte haben nach ihm sehen wollen, ist der Oberstwachtmeister maustodt und kohlrabenschwarz auf seinem Bett gelegen mit umgedrehtem Hals, und daneben ist eine große graue Gans gesessen mit feurigen Augen so groß wie Pflugräder und hat sie fürchtig anglotzt, aber sich nicht gerührt. Um ihren kropfigen Hals hat aber die graue Gans einen Zettel gehabt, darauf ist mit großen feurigen Buchstaben geschrieben —"

„So, so! E—e—h—eh! Das ist ja prächtig!" unterbrach hier eine ganz bekannte Stimme den Erzähler. Ueberrascht sahen alle nach der Thüre. Im nämlichen Augenblicke aber fuhren sie plötzlich auseinander. Jeder eilte an eine Arbeit, welcher er schon längst hätte obliegen sollen. Es war, als ob den traulichen Kreis ein Sturmwind auseinander geblasen hätte. — Der Oberst trat mit grimmigem Gesicht in die Küche. „So, so! E—e—h!" machte er; „das ist ja prächtig! E—e—e—h, meine getreuen Köche. Ja, ja, das ist prächtig!" —

Den „getreuen" Köchen und ihrem Kommandeur, Herrn Schelmle, kam es aber gar nicht prächtig vor. Letzterer war indessen zuerst von seiner Ueberraschung zurückgekommen. Festen Schrittes trat er auf den Obersten zu. „Ich melde dem Herrn Oberst," rapportirte er, „daß heute in der Menage „polirte Spätzlen und Salat" gekocht werden und alles in Ordnung ist." — „Aha, so! E—e—eh! Alles in Ordnung? Ja, ja, ich seh's!" entgegnete der Oberst. „Bei mir heißt man aber das Unordnung, Unordnung im höchsten Grade! Was sollen — eh — die Biergläser und die Schüssel?" — „Herr Oberst entschuldigen," nahm Schelmle schüchtern das Wort — „ein kleines Frühmeßle —." — „E—e—eh — Frühmeßle?" unterbrach ihn der Oberst. „So? Was denn?" — „Die Köche, Herr Oberst," erklärte etwas dreister der Obermann, „die Köche haben zusammengelegt und ein paar Eier gekauft und haben's sauer gemacht." — „Schön! E—eh!" brummte der Oberst vor sich hin, und ein ungläubiges Lächeln umspielte seinen Mund, „und wie viel Eier auf den Mann?" — „Bloß fünf, Herr Oberst!" antwortete der lange Adam

schnell. — „Aha, bloß fünf; ist gerade nicht zu viel. Und waren die Eier auch gut?“ fragte der Oberst den Oberkoch, der in der schönsten militärischen Haltung mitten in der Küche stand. „Ja wohl, sehr gut, Herr Oberst!“ war die Antwort; „aber für fünf Mann etwas zu wenig. Und ein bisle leise waren sie auch,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu. — „So! Das war ein Fehler, wenn sie nicht genug gesalzen waren,“ bemerkte der Oberst sehr gnädig. „Damit es aber an nichts gefehlt hat, will ich sie nachträglich noch salzen.“ Damit ging der Oberst zur Thüre hinaus.

Diesen Ausgang hatten die edlen Kriegsmänner trotz aller Besorgnisse nicht erwartet. Sie waren nicht wenig bestürzt über die Rede des Obersten, denn sie wußten sehr gut, was dieser unter dem „salzen“ verstand. Der lange Adam erholte sich zuerst. „Das ist meiner Seel' doch eine verfluchte Geschichte,“ fing er zu lamentiren an. „Es ist doch g'rad', wie wenn der Satan los wäre, daß der Oberst dazu kommen muß! Das Regiment ist doch noch nicht eingerückt, was thut er denn schon da? Ich wollte, der Teufel hätte die Eier geholt, als sie noch unter der Henne lagen!“ — „Seht ihr's!“ rief der Spatzenberger, „da seht her! Die Gans steht bei dem Oberst und schwätzt an ihm hinauf. Ich will meinen Kopf setzen, niemand als die Gans hat's ihm verrathen! Da, der Oberst gibt ihr dafür allbereits ein Stück Zucker.“ — Neugierig sahen alle durch die Scheiben. Es war so, wie der Spatzenberger sagte. — „Jetzt glaub' ich's!“ rief Schelmle mit Ueberzeugung, „jetzt glaub' ich's, daß alles wahr ist von der Gans! Aber,“ fuhr er, gegen den langen Adam gewandt, bitter fort, „aber mit deinen verdammten Eiern wächst mir diesmal ellenlanges Gras in Garten, und daran bist du allein schuld!“ — „Ich?“ rief dieser beleidigt. „Sind Sie doch gescheut, Herr Obermann! Wie kann denn ich schuldig sein, wenn's die verdammte Gans dem Profoßen und dem Obersten verrathen hat? Das wär' doch g'späſſig!“

„Halt nur dein gottloses ungewaschenes Maul,“ polterte Schelmle, „'s ist jetzt schon so wie's ist. Jedenfalls lauft die Geschichte diesmal auf Arrest hinaus.“ — „Arrest?“ rief Adam befremdet, „Arrest? Das glaub' ich doch nicht! So kann der Oberst nicht sein!“ — „Arrest gibt's, Arrest, sag' ich dir!“ schrie nun Herr Schelmle an den langen Adam hin, daß dieser erschrocken zurückfuhr. „Arrest, verdammter Schlingel, Arrest, wegen dir, du Lumpace! Du bist's nicht werth, daß man wegen dir nur eine

Viertelstunde brummt!“ — „Hm,“ meinte hierauf Adam verächtlich, „so etwas kann man nur sagen, wenn man recht Angst hat vor dem Arrest. Ich, Herr Obermann, hab' keine Angst davor. Man muß Einen jedesmal doch wieder als vernünftigen Menschen heraus lassen.“ — „Halt dein Maul, ich will nichts mehr hören!“ gebot Schelmle. — „Ich hab's ja immer g'sagt, sagt der Profoß,“ spottete der Spatzenberger, „so wird's kommen. Henken wird uns aber der Oberst nicht lassen und der Arrest ist ja für die Soldaten gebaut. Horch, ich glaub', das Regiment rückt schon ein!“ — Von der Ferne ertönte wirklich Trompetermusik; das Regiment kam vom Exercirplatz zurück.

Eben war Herr Schwertmann vom Pferde gestiegen und hatte sein Leibroß einem Reiter zur Versorgung übergeben. Den Säbel unter dem Arm, wandte er sich dann müden Schrittes gegen den großen Thorbogen der Menageküche zu. Der gute Mann konnte sich des peinigenden Gedankens nicht erwehren, daß dort seine Gegenwart am Ende sehr nothwendig gewesen sein möchte. Ein wehmüthiges Gefühl über die Unendlichkeit der schweren Berufssorgen eines Menage-Unteroffiziers beschlich sein wohlwollendes Kommandantenherz. Da trat die Ordonnanz des Obersten auf ihn zu und bestellte ihn auf die Kanzlei zum Herrn Obersten. „Donnerwetter!“ murmelte Herr Schwertmann, „was kann denn der Herr Oberst so glötzlich von mir wollen? Will er mir am Ende seine Zufriedenheit bezeugen über den letzten wohlfeilen Kartoffeleinkauf, den ich gemacht habe? Es ist aber auch wahr, die Kartoffeln sind wirklich wohlfeil, bei Gott und so schön und mehlig! Nun das freut mich, daß der Oberst zufrieden ist. Er versteht doch beim Blitz alles, der Mann!“ — In voller Rüstung, mit Tschakow, Säbel und Kartusch, klirrte Herr Schwertmann, den Schweiß von der Stirne wischend, die Treppe hinauf und der Kanzlei zu. Ein behagliches Wonnegefühl durchströmte seine von den besten Menagegedanken erfüllte Seele. Sein Herz schwamm in einer förmlichen Wonnesauce, an der kein feines Gewürz, am wenigsten die Lorbeerblätter gespart waren. Er schwelgte in einem Gefühle von Glückseligkeit, wie nur das ehrgeizige Herz eines pflichtgetreuen Menage-Unteroffiziers in dem erhebenden Bewußtsein eines glücklich und wohlfeil vollzogenen Kartoffeleinkaufs und in dem beseligenden Gedanken an die gerechte Anerkennung dafür von Seiten der hohen Vorgesetzten schwelgen kann. Sein Herz jauchzte vor Freude, als er den Corridor entlang auf

die Regimentskanzlei zuschritt. Aber welch' bittere Täuschung sollte er hier erfahren! —

Der Herr Oberst war ganz schlecht gelaunt. „E—e—h, Wachtmeister Schwertmann," begann er mit finsterer Miene, „e—h — es scheint mir, als ob in der Menageküche eine große Unordnung herrsche. Da leben die Köche sammt dem Unteroffizier in Saus und Braus, wie in Feindes Land, und frühstücken — saure Eier! Es ist gut, daß mich die Gans, die auf der Staffel stand, mit ihrem Geschrei aufmerksam gemacht hat, — e—h, sonst hätte ich diese Lumperei gar nicht entdeckt! Das ist ja infam, wie es in der Küche hergeht! — E—e—h! Eine solche Unordnung — e—h — könnte — e—h — natürlich nicht vorkommen, wenn — e—h — die unmittelbare Aufsicht selbst in Ordnung und nicht grundschlecht wäre! E—eh, Wachtmeister, was sagen Sie dazu?" — „Herr Oberst," entgegnete Schwertmann auf diese ganz unerwartete Anrede mit hohler Stimme, denn seine Wuth über die ungetreuen Köche ließ ihn beinahe nicht reden, „Herr Oberst," brachte er mit Mühe hervor, „dazu kann ich leider nichts sagen, als daß ich unschuldig bin, denn ich war mit dem Regiment ausgerückt." — „E—eh, ich weiß das," fuhr der Oberst fort. „Deßwegen — e—h — werde ich Sie auch für diesmal nur mit einem strengen Verweis bestrafen. Solchen Unfug kann ich aber bei den Andern nicht übersehen. Den Köchen will ich daher jedem, e—h, vier Nächte Arrest zweiten Grads mit Schärfung diktirt haben. E—eh und der Unteroffizier, ich glaube es ist der Schelmle, der mir mit seinen unendlichen Lumpereien schon so viel Unlust gemacht hat, bekommt aus besonderer Rücksicht darauf, e—h, daß er sonst ein brauchbarer Unteroffizier ist, e—h, für diesmal bloß drei Tage Arrest zweiten Grads — e—h ebenfalls mit Schärfung — e—h und zwar heute noch. Fünf Eier auf den Mann! Das ist doch gar zu viel — sie sollen's im Arrest verdauen. Und Sie, Wachtmeister, sind hiemit mit einem Verweis entlassen! 's ist gut!" —

Ganz betäubt und niedergeschmettert stand Herr Schwertmann einen Augenblick da und starrte den Obersten an, dann machte er rasch kehrt und rannte spornstreichs der Küche zu. Wie ein Gewitter stürmte er in dieselbe, wo er seine Mannschaft in voller Thätigkeit antraf.

Tief Athem holend warf er sich auf den „Küchestuhl". Mit zornigen Blicken betrachtete er die schweigsamen geschäftigen Köche und den Obermann. „Himmel-Kreuz-Stern-Fandango!" begann er, nachdem er sich

etwas erholt hatte, mit schrecklicher Stimme, „euch sollte man mit Haselnußstecken, im Hemd und barfüßig fünfzig Jahre hinter die Ewigkeit hinum jagen, daß man euch am jüngsten Tag mit der Laterne suchen müßte, ihr Kreuz-Millionen-Schwernöther! Muß ich an euch solche Schmach erleben! Ich schäme mich vor sämmtlicher Reiterei in ganz Europa und Asien, daß ich euer Menage-Wachtmeister sein muß! Denn wo man in der Welt künftig von einer Menage redet, wird es heißen: dem Wachtmeister Schwertmann seine ist die schlechteste! Was ihr aber für Hauptschlingel seid, davon sagt man natürlich nichts! Es ist ja bei Gott eine Schande, so zu wirthschaften! Wenn eure „Mägen" saure Eier nöthig haben, so stellt wenigstens einen Lärmposten aus, so lange ihr eßt! Aber nein, das thut ihr nicht! Ihr sitzt lieber wie ächte Landstörzer und Bettelleute um den Kessel herum und laßt unsern Herrgott einen guten Mann sein! Und Sie, Obermann Schelmle, auf Sie hätt' ich auch mehr gehalten. Sie haben mein Vertrauen schmählich mißbraucht! Sie haben die unmittelbare Aufsicht gehabt und diese Ihre unmittelbare Aufsicht war total liederlich, schlecht, miserabel, hundsvöttisch! Verstanden? Wie hätte sonst können ein so großartiger Unfug stattfinden? Sie wenigstens hätten als Unteroffizier daran denken sollen, einen Posten auszustellen, dann hätte der Oberst die Küche nicht überrumpeln können und mir wäre die Schmach erspart geblieben, die mir alles Wasser der Donau in tausend Jahren nicht abwascht! Ich mag die Küche gar nicht mehr ansehen!" —

Erschöpft hielt Herr Schwertmann inne. Da fiel sein Blick auf zwei leere Biergläser, die noch auf dem Tische standen. Ein einziger Schlag mit seiner gewichtigen Säbelscheide und im Nu lagen sie in Trümmern am Boden. Das Geklirr fachte seinen Zorn auf's neue an. „Und du altes, nichtsnutziges, in Schweinleder gebundenes Sündenregister!" schrie er mit Donnerstimme an den wackeren Oberkoch hin, der dazu ein ellenlanges Gesicht in den brodelnden Spatzenkessel machte, — „du Schlingel aller Schlingel, von dem der Schinderhannes noch hätte lernen können, dir werde ich gelegenheitlich noch besonders einhenken, denn du bist eigentlich an der ganzen Malefiz-Blitz-Donnerwetters-Geschichte schuldig. Aber ich will dich deine Sünden büßen lassen, daß du einstens als unschuldiges Lamm zum ewigen Leben eingehen kannst. Für dich ist der strengste Arrest zu mild. Ueberhaupt hat's der Herr Oberst unbegreiflich gnädig gemacht mit euch unbrauchbaren Sägböcken! Vier Nächte Arrest zweiten

Grabs für jeden, was will das heißen? Ha ha, das ist den Mäusen gepfiffen! Ein Kinderspiel! Und für Sie, Obermann Schelmle, sind drei Tage auch viel zu wenig. In eine königliche Menageküche, in der solche Simpelmaier, wie ihr, unserem Herrgott das schöne Tagwerk verderben, dürfte es wohl einmal drei Tage lang Pulver regnen und am vierten der Blitz d'rein fahren, um euch ein wenig in der Luft herumzujagen, ich hätte nichts dagegen, denn weiter seid ihr, hol mich der Teufel, weiß Gott, nicht werth!" — In höchster Entrüstung verließ Herr Schwertmann die Küche, ohne auch nur einen einzigen Gönnerblick in den siedenden Kessel zu werfen, in welchem bereits die Spätzlen seufzten. Furchtbar schlug der sonst so gemüthliche Mann die Thüre zu und ging eilenden, klirrenden Schrittes über den Hof. Mehrere Male stieß er im Zorn den Säbel so heftig auf den Boden, daß die Kieselsteine erschrocken umherstoben und weit von dem grimmigen Manne ein friedliches Asil suchten.

„Da haben wir die Bescheerung!" seufzte Schelmle mit einem wüthenden Blick auf den langen Adam. „Wenn er dir nur gleich die Gläser an deinen dicken Kopf geworfen hätte für deine verfluchten sauren Eier! Drei Tage Arrest! Das ist ja Gottsvergessen! Drei Tage wegen so ein paar lumpiger Eier, die erst noch hundeschlecht gewesen sind. Sie zwicken mich allbereits im Magen, daß ich meine, es nagen ein paar Feldmäuse drin herum. Komm mir nur heute nicht ungeschickt in den Weg, es könnte sonst ganz schief gehen!" — Meister Adam sagte zu allem kein Wort.

Inzwischen war Herr Schwertmann in dem Zimmer, wo er als dessen Kommandant seinen Wohnsitz hatte, angekommen. Finster schritt er seiner hübsch und wohnlich eingerichteten Ecke zu. Der gute Mann war noch zu sehr erbost über die „infame Aufführung" seines Küchenpersonals, wofür er völlig unschuldig das höchste Mißfallen, ja beinahe die Ungnade des Herrn Obersten hatte hinnehmen müssen. Der Ausdruck der bittersten Kränkung stand in seinem Antlitz geschrieben. Stillschweigend legte er seine Ausrüstung ab und warf sich müde auf seine Matratze. So lag er eine gute Weile da, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, stumm hinausstarrend durch die schmutzigen Scheiben des nahen Fensters in den blauen, wolkenlosen Himmel. Die Vorwürfe des Obersten hatten ihn, den pflichtgetreuesten aller pflichtgetreuen Unteroffiziere, den Bayard unter den Wachtmeistern „sämmtlicher Reiterei der Welt" schwer darniedergebeugt. Die tiefe Wunde, welche die scharfen spitzigen Reden des verehrten

Chefs seinem zarten empfindlichen Ehrgeiz geschlagen, schmerzte ihn mehr, als wenn ihn der Unterarzt Schaberle eine ganze Stunde lang am ganzen Leib mit Höllenstein eingerieben hätte.

In dieser gedrückten Stimmung harrte Herr Schwertmann des köstlichen Gerichts, das die Menage heute spenden sollte. Endlich schritt sein Bursche das Zimmer entlang, mit frohlockender Miene in jeder Hand eine Schüssel haltend. Die eine war bis zum Rande gefüllt mit „polirten Spätzlen". In der andern thürmte sich ein Berg höchst einladenden Salates auf. Schweigend stellte der Reiter die beiden Schüsseln mit lüsternem Blicke auf ein Tischchen, das neben dem Pulte des Herrn Wachtmeisters stand. Wir sagen „mit lüsternem Blick", denn der lange Adam hatte im ungeschwächten Gefühle der Verehrung für seinen Vorgesetzten es nicht unterlassen können, zur Anbahnung einer dauerhaften Wiederherstellung des Friedens mit Rücksichtnahme des wachtmeisterlichen Geschmacks, die Portion des Herrn Schwertmann mit einem fast undurchdringlichen Ueberzug von Eidotter zu vergolden. Seufzend setzte sich Herr Schwertmann auf einen Stuhl. Mechanisch fuhr er mit dem Löffel in die Spatzenbrühe. Gierig haftete sein Auge an dem wiederauftauchenden Löffel, aber — o Schrecken, mit Entrüstung warf er den Löffel auf den Tisch — die polirten Spätzlen waren — total „kletschig!"

Nicht weit davon stand Herr Schelmle, der den Herrn Wachtmeister scharf beobachtet und wahrscheinlich diese Scene befürchtet hatte. Eben wollte er sich bei Seite aus dem Zimmer drücken, als ihn Herr Schwertmann unglückseligerweise noch bemerkte und ihn plötzlich zu sich rief. „Hier!" sagte er aufstehend, mit drohendem Finger auf die kletschigen Spätzlen deutend, „hier, Obermann Schelmle, das ist Ihr Werk! Aber ich will mir's merken! Bei der nächsten Schwadronsparade soll Ihnen dafür, wenn ich nur den geringsten Tadel finde, das Donnerwetter dermaßen auf dem Tschakow herumsausen, daß die Blitze durch Ihre rindsledernen Stiefeln zolldick bei den Zehen hinausfahren! Gehen Sie mir aus den Augen, Sie Schwernöther!" — Aus den Augen aus dem Sinn — dachte Schelmle und säumte keine Sekunde, den Befehl des Herrn Schwertmann schleunigst zu befolgen. Im Nu war er verschwunden.

In höchster Entrüstung setzte Herr Schwertmann seine Mütze auf, verließ mit einem unendlich verächtlichen Blick auf die beiden Schüsseln schweigend das Zimmer und begab sich in die Profoßenwirthschaft, um

dort mit einer schmackhaften Wurst und einem Glas Bier sich zu entschädigen. Sein Freund Christian, der Profoß, hatte überdies einen flotten Stoff, in dem sich, wenn es nöthig gewesen wäre, die zähesten Sorgen hätten ersäufen lassen. „Ah, guten Tag, Schwertmann!“ redete sein Freund Christian ihn freundlich an, während er ihm einen prächtigen Schoppen vorsetzte. „Ein heißer Tag heute, Schwertmann!“ — „Meinetwegen! Wegen mir könnt's Grundeis treiben, ich will nichts davon!“ — „Ich hab's ja immer g'sagt, schon gestern, daß es heute ein heißer Tag werden wird. Deßhalb hast du heute auch ein recht praktisches Essen auftischen lassen — polirte Spätzlen und einen kühlen Salat! Sapperment, ein feins Essen das! Wohl bekomm' dir's, wenn du schon gespeist hast!“ — „Dem Teufel soll's bekommen, Himmel-Kreuz-Stern-Fandango!“ polterte Herr Schwertmann recht grob, indem er noch dazu mit der Faust auf den Tisch schlug und sein Glas auf einen Zug leerte. „Da, noch einen Schoppen und eine Knackwurst, aber gleich!“ herrschte er dem verduzten Christian zu. — „Nun, nur nicht so grob! Man ist auch Unteroffizier! Man wird dir doch auch noch gesegnete Mahlzeit wünschen dürfen.“ — „Nein, sag' ich dir, heute nicht! Ich brauch' dein Gefoppe nicht! Mach', daß du mir die Wurst herschaffst!“ —

Schnell brachte der Profoß das Verlangte. „Hier,“ sagte er, „die Knackwurst ist noch ganz warm! Delikate Knackwürste, ausgezeichnet, die besten in ganz Deutschland. Aber sag' mir doch, hast du denn heute nicht in der Menage gegessen? Oder hat's nicht gelangt? Ich hab' doch immer g'sagt: polirte Spätzlen und Salat, sapperment, ist doch ein fein's Essen!“ — „Ja wohl ein fein's Essen! Aber heut sind die Spätzlen alle total kletschig!“ — „Ha, das wär' verflucht!“ rief der Profoß in stolzer Erinnerung an seine eigene einstige Küchenregentschaft entrüstet aus. „Was, alle kletschig? Warum denn?“ — „Warum denn?“ entgegnete Schwertmann, „das will ich dir sagen. Weil die Köche sammt dem Obermann in meiner Abwesenheit alles verlumpt und verliederlicht und fast mehr als sämmtliche Eier genommen und ein saures Frühstück gemacht haben!“ — „Ich hab's doch immer g'sagt, die Köche!“ nahm der Profoß wieder das Wort. „Ja, ja, das sind rechte Galgenvögel! Was ich mit diesen Schlingeln zu meiner Zeit ausgestanden habe, das könnten tausend Maler in hundert Jahren nicht an's Firmament malen! Wie hat's aber nur der Oberst erfahren?“ — „Wie? Durch die Gans hat er's erfahren. Die ist

auf der Staffel vor der Küchethür gestanden und hat gewaltig gelärmt. Das ist dem Oberst aufgefallen. Augenblicklich ist er auf die Küche losgegangen und so hinter die ganze Lumperei gekommen. Er hat die Kerle völlig überrumpelt, als sie wie die Betteleute und „Scheurenpurzler“ um die Schüssel herum gelegen sind. Vor lauter Liederlichkeit haben sie vergessen, einen Lärmposten auszustellen, wie es doch von jeher bei solchen Affairen der Brauch gewesen ist. Du kannst dir denken, wie der Oberst derowegen hantirt hat auf der Kanzlei! Er hätt' beim Teufel, weiß Gott, nicht ärger thun können, wenn ich die Eier selbst verschlungen hätte. Auf mir hat er abgeladen, Christian, auf mir! Ich mußte der Sündenbock sein und war doch ausgerückt! Die Aufsicht sei zwar ausgezeichnet, hat er g'sagt, und nichts daran auszusetzen, aber ich sei nicht streng genug! Nun, das weiß ich selber, daß ich von Haus aus ein seelenguter Kerl bin, der nicht gleich mit dem Schwert drein schlägt. — Der Oberst hat mir in ganz kurzer Zeit eine Nase gedreht, na! Wenn die sichtbar wäre, das ganze Regiment könnte zu Pferd in ihrem Schatten exerciren. Und den Schlingeln, den Köchen, hat er bloß, sage bloß, vier Nächte zweiten Grads, natürlich mit Schärfung, diktirt, und dem Obermann auch bloß drei Tag'. Ist das nicht ein wahres Kinderspiel?“ —

„Hm, hm!“ machte der Profoß, „genug ist's schon. Vier Nächte und der Obermann drei Tag'? Wie reimt sich denn aber die Rechnung zusammen?“ — „Wie sich das zusammenreimt?“ versetzte Herr Schwertmann, „nun, das ist leicht zu rechnen. Fünf Eier auf den Mann haben die Schlingel eingestanden. Aber es sind wahrscheinlich alle gewesen. Weil aber der Obermann auch mitgegessen hat, so kommen eigentlich bloß vier Eier auf den Mann. Es bekommt also jeder Koch für ein Ei auch eine Nacht Arrest, das ist ganz natürlich. Bei dem Obermann aber machen die vier Eier zwei Tag', sintemalen vier Nächte zwei Tage gäben, wenn die Sonne dazu scheinen würde. Der dritte Tag ist für das Schmalz und das Gewürz, denn daß die nichts geschont haben, läßt sich denken! Verstehst's jetzt?“ — „Ah, Sapperment! Jetzt da schlag' einer ein Rad!“ lachte der Profoß, „das ist fein gerechnet! Auf diese Weise geschieht keinem Unrecht und jeder kann's selber ganz leicht nachrechnen! Ja der Oberst! Ich hab's ja immer g'sagt, der versteht's. Aber du mußt die Geschichte nicht so krumm nehmen,“ tröstete er weiter. „Das ist bald „versurrt“ bei dem Obersten. Ich kenne ihn schon und hab's ja immer g'sagt, er ist

nicht so unrecht und ein braver Offizier, der viel auf seine Unteroffiziere hält. Herentgegen will er aber auch alles im Blei und in der Richtung haben. Ich will wetten, daß du nach der großen Musterung „eineweg“ die Verdienstmedaille bekommst. Ich hab's auch immer g'sagt, wenn sie Einem gehört, so gehört sie dir zuerst. Hab' auch schon einen Vogel im Vorbeigehen so ein Liedlein pfeifen hören!“

Das war Balsam für das von Kummer und Verdruß verwundete und zerschlagene Herz des biedern Menage-Wachtmeisters. Besser hätte ihn sein Freund nicht trösten und aufrichten können. „Mach' mir doch den Gaul nicht scheu, Christian,“ sagte er mit erheiterter Miene. „Eine solche Auszeichnung wäre zwar meine höchste Freude und mein größter Stolz — aber — die kommt nicht an mich!“ — „Nur Muth,“ ermunterte der gutmüthige Profoß. „Muth, Schwertmann, sag' ich, wie es einem tapferen Kavallerie-Wachtmeister zukommt! Du wirst sehen, ich hab' Recht! — Laß dich heut Abend auch ein wenig sehen, ich stech' ein Fäßle Lagerbier an!“ — „So so, Lagerbier! Ja da komm ich freilich. Adjes derweil, Christian! — Adjes!“ —

An selbigem Abend saß noch ein anderer Gast in der Profoßenwirthschaft. Es war Herr Schelmle, welcher seinen Arrest antreten mußte und sich dem Profoßen, als dem Kerkermeister des Regiments, zur Verfügung zu stellen hatte. Freundlichst gestattete ihm dieser noch einen kleinen Aufenthalt, um sich für die Strapazen eines dreitägigen strengen Arrests noch ein wenig zu stärken. Herr Schelmle that dies auch nach Kräften und schonte weder Bier noch Knackwurst. Wie viele Exemplare von letzterer berühmter und beliebter Delikatesse er zur Vorsorge in den Aermeln des Reitspencers oder in den Stiefelröhren unterbrachte, ist schwer zu sagen, da der Profoß bei der Visitation seines Arrestanten nicht das mindeste von derartigen Schmuggelgegenständen entdeckt hat.

Das vortreffliche Bier, das sich Herr Schelmle noch in Anbetracht der langen unfreiwilligen Entbehrung dieses Labsals in reichlichem Maße munden ließ, verscheuchte nach und nach seine trübe Stimmung, so daß er bald seinen alten Humor wieder gewann. Gemüthlich und leichten Sinnes, wie er eben war, harrte er des verhängnißvollen Augenblicks, wo der Profoß nach dem großen Schlüsselbund griff und mit bedeutungsvollem Wink seinen Gast einlud, ihn ein wenig zu begleiten, um sich „in Glas und Rahmen fassen zu lassen“. Friedlich wandelten die Biedermänner der

engen Pforte zu, welche beide auf mehrere Tage von einander trennen sollte. „Der schmale Pfad führet zum Leben!“ sagte mit Pathos der Profoß, während Herr Schelmle rasch hineinschlüpfte in die finstere, höchst ökonomisch eingerichtete Behausung. Schweigend wickelte er sich in seinen alten „Arrestmantel“ und legte sich auf die hölzerne Pritsche, um womöglich sogleich des süßen Schlafs zu pflegen und im Reiche der Träume fabelhafte Abenteuer zu bestehen. „Trösten Sie sich einstweilen so gut es eben geht!“ rief ihm der Profoß noch zu, indem er den dickbauchigen Wasserkrug, den er vorher noch in seinem bekannten Weinkeller, dem nahen Pumpbrunnen, mit frischer Labsal gefüllt, in eine Ecke stellte. „Müssen eben denken: haben wir das Gute empfangen, müssen wir das Böse auch annehmen!“ — „Amen!“ sagte hierauf Schelmle lachend, und legte sich auf die andere Seite. —

Mit vieler Sorgfalt aber riegelte der pünktliche Profoß die schwere eisenbeschlagene Thüre zu und überließ seinen Schützling der beschaulichen Einsamkeit der Einzelhaft, etwaigen reuevollen Betrachtungen über seinen bisherigen federleichten Lebenswandel und löblichen Vorsätzen zu ernstlicher nachhaltiger Besserung. Aber der wackere Profoß kannte in diesem Punkte Freund Schelmle noch nicht, obwohl er ihn schon gar oft wegen mancherlei Missethaten in „Verschluß“ gehabt. Auch dieses Mal kam bei ihm die Besserung nicht zum „Durchbruch“, denn als ihn der Profoß wieder der goldenen Freiheit zurückgab, zeigte Herr Schelmle noch selbigen Abends durch einen überaus lustigen Streich, daß er noch der gleiche durchtriebene Schelm war, wie zuvor. —

Die Brust des biederen Herrn Schwertmann aber ward in der That bald, wie sein Freund Christian vorausgesagt, mit der Verdienstmedaille geschmückt. Bei der großen Musterung wurde dieses schöne Ehrenzeichen für lange und treue Dienste dem braven gediegenen Unteroffizier von dem Herrn Obersten vor der Front des Regiments feierlich überreicht. Gerührt und dankbar nahm er die Decoration aus der Hand des Kommandeurs. In diesem Augenblick war Herr Schwertmann wohl der glücklichste Menage-Wachtmeister „sämmtlicher Reiterei in Europa und Asien“. Er war wieder vollständig ausgesöhnt und auch seine „Elemente“ sowie Herr Schelmle hatten wieder Gnade gefunden vor seinen Augen. Aber im Punkte der Eier blieb er doch stets mißtrauisch, und nie wieder ist er mit dem Regiment ausgerückt, wenn „polirte Spätzlen und Salat“ zu kochen waren.

Ein Kapitel von den Zähnen und ihrer Pflege.

Von

Dr. C. Kolb.

(Schluß.)

Trotzdem daß die Zähne nur starre Gebilde sind und, wenn sie einmal in die Mundhöhle vorgetreten, kein Wachsthum mehr zeigen, kann man sie gleichwohl nicht todt nennen; denn sie betheiligen sich an den Gesetzen des Stoffwechsels, nehmen vom Zahnkeim aus durch die Kanälchen des Zahnbeins Nahrungssäfte auf, können erkranken und sogar Bruchstellen durch Calluserzeugung wieder heilen, obschon diese Selbstregeneration nicht so weit geht, die durch Knochenfraß, die Feile und so weiter bewirkten Substanzverluste zu ersetzen. Ebenso kommt auch den Zähnen, um der Empfindungsnerven willen, die als Fortsetzungen von dem fünften Gehirnnervenpaar in die Wurzelkanäle eindringen, Empfindlichkeit zu; sie spüren die Temperaturverhältnisse der eingebrachten Speisen, den Festigkeitsgrad der Substanzen, auf welche sie wirken, und die Stärke der erforderlichen Muskelaction, um einen Widerstand zu überwinden.

Die Kiefergelenke sind bei den verschiedenen Thieren verschieden eingerichtet und lassen je nach dem speziellen Bedarf eine größere oder geringere Mannigfaltigkeit in den Bewegungen des Bogens zu, dessen Gelenkköpfe beiderseits in die Gelenkhöhle eingreifen. Beim Menschen ist ein, ziemliche Freiheit bietendes Gelenk vorhanden, indem der Gelenkkopf vermittelst eines Zwischenknorpels mit der Gelenkgrube, die zwischen den Wurzeln des Schläfebeinzugfortsatzes liegt, artikulirt. Wenn man unter dem Jochbein (Backenknochen) und vor dem Ohrläppchen die Fingerspitzen aufsetzt und den Mund öffnet, so fühlt man, wie der bewegliche Gelenkkopf des Unterkiefers aus der Gelenkhöhle herausspringt; wir haben also

nicht in der Gelenkhöhle selbst den Mittelpunkt der Unterkieferbewegung, sondern müssen denselben etwas tiefer in der Gegend der beiderseits an der hinteren Fläche des Unterkiefers gelegenen Oeffnungen suchen, durch welche der Unterkieferast des fünften Gehirnnervenpaars in den Unterkieferkanal eintritt. Um diese ideelle Bewegungsachse beschreiben bei den senkrechten Kaubewegungen die beiderseitigen Gelenkköpfe einen kleinen, die vorderste Unterkieferpartie aber, wegen des viel größeren Abstands von der Bewegungsachse, einen verhältnißmäßig ansehnlichen Bogen. Ein Versuch zeigt ferner, daß die Zähne des Unterkiefers vor die des Oberkiefers, desgleichen daß auch der Unterkiefer etwas seitwärts geschoben werden können, letzteres freilich nicht im Ganzen, sondern nur in einseitiger Weise, indem der Gelenkkopf der einen Seite fast unbewegt in der Pfanne bleibt, der andere aber von der betreffenden Muskel nach vorne gezogen wird und sonach um den ersteren als Centrum einen kleinen Bogen beschreibt.

Vermittelst dieser verschiedenartigen Bewegungen des Unterkiefers gegen den feststehenden Oberkiefer sind nun die Zähne im Stand, bald durch Drücken und Schneiden, bald durch Reiben und Mahlen ihrer Aufgabe, die Nährstoffe durch Verkleinerung für die Verdauung vorzubereiten, gerecht zu werden. Wir haben bereits die Empfindlichkeit der Zähne berührt; damit nun die gewaltsamen Beschäftigungen der Zähne nicht schmerzhaft verspürt werden, hat die Natur die Vorkehrung getroffen, jedem Zahn die Form einer Pyramide zu geben, deren breite Basis sich dem Operationsfeld, der Mundhöhle, zuwendet, während die immer schmäler werdende Spitze in die entgegengesetzte Richtung verläuft. Nun läßt sich aber ein weiterer Körper nicht in eine engere Höhle hineindrücken, und ein Druck auf die den Zahnwurzeln zugehenden Nerven könnte nur dann stattfinden und schmerzhaft empfunden werden, wenn die Zahnhöhle weiter würde oder ihr knöcherner Rand bärste. Wo die Zähne wackeln, wird dann auch wirklich das Kauen schmerzhaft.

Die Natur beginnt zwar schon längere Zeit vor der Geburt das Geschäft der Zahnbildung, kommt aber doch meist erst im sechsten oder siebten Monat nach der Geburt des Kindes so weit, daß die ersten Zähne in die Mundhöhle hervortreten. Die anderen kommen in Zwischenräumen nach, und man bemerkt im Allgemeinen folgende Ordnung. Die ersten sind die inneren Schneidezähne des Unterkiefers, nach welchen in Zwischenräumen von vier bis sechs Wochen die inneren, dann die äußeren, oberen Schneide-

zähne, dann die äußeren des Unterkiefers kommen. Im zwölften Monat treten die vorderen Backenzähne (zuerst unten, dann oben), im achtzehnten die Eckzähne und gegen das Ende des zweiten Jahres die zweiten Backenzähne auf. Damit tritt ein Stillstand ein, denn der kindliche Kiefer ist jetzt angefüllt.

Diese ersten Zähne, zwanzig an der Zahl, heißen Milchzähne und haben bloß einen provisorischen Charakter, da sie später anderen Platz machen müssen. Die Schneide- und Eckzähne des ersten Wuchses sind kleiner, die Backenzähne größer als die später auftretenden ständigen; die Milchbackenzähne ähneln durch ihre breite, viereckige, mit vier oder fünf Erhabenheiten versehene Krone den bleibenden Backen- oder Stockzähnen, mit denen sie auch die mehrfältige Wurzel gemein haben. — Dies ist im Allgemeinen der Verlauf des ersten Zahnens, von dem indeß gelegentlich auch Abweichungen vorkommen. So erzählt man von Ludwig XIV., er sei schon bei seiner Geburt mit Schneidezähnen versehen gewesen. Bei dem einen Kinde geht das Zahngeschäft rascher, bei anderen langsamer von statten; auch trifft man hin und wider vollkommen gesunde Kinder, die nach Ablauf eines Jahres noch keinen Zahn haben, während bei anderen ein solches Verspäten als Folge krankhafter Zustände auftritt. Die Ordnung im Erscheinen der Zähne zeigt mitunter Abänderungen, und dies namentlich häufig in der Periode nach dem Hervorschießen der äußeren oberen Schneidezähne, indem die unteren nicht selten gleichzeitig oder auch erst nach den ersten Backenzähnen auftreten. Das Zahnen der Kinder geht bald ohne alle Beschwerde, zu andern Zeiten auch unter Symptomen großer Aufregung von statten, durch welche wirklich krankhafte, selbst gefährliche Begleitungserscheinungen (Gehirnreizung, Entzündung von Gehirnhäuten) hervorgerufen, andere gelegentliche Erkrankungen aber (zum Beispiel Lungenkatarrhe, Diarrhöen) zu einer bedenklichen Höhe gesteigert werden können. Solche Zustände fordern dann sorgsame Pflege und ärztliche Ueberwachung.

Sind zu Ende des zweiten oder dritten Jahres sämmtliche 20 Milchzähne eingeschossen, so findet ein zeitweiliger Stillstand statt bis zum Ende des sechsten oder dem Anfang des siebten Lebensjahres, obschon bereits viel früher in verborgener Zelle der Anbau neuer Zähne vor sich geht. Zunächst sieht man hinter dem zweiten Backenzahn einen dicken, bleibenden, vierhügeligen Stockzahn erscheinen. Um dieselbe Zeit fangen auch

die Milchzähne an auszufallen, und zwar gewöhnlich in der nämlichen Ordnung, wie sie zum Vorschein gekommen sind. Dieser Wechsel hat die Eigenthümlichkeit, daß unter dem Einfluß des nachrückenden ständigen Zahnes die Wurzeln der Milchzähne aufgesäugt werden; es stehen dann zuletzt nur noch ihre Kronen wie Mützen da und fallen aus oder können ohne Beschwerde herausgenommen werden. Die unteren mittleren Schneidezähne wechseln im siebten, die oberen im achten, die vorderen Backenzähne im zehnten, die zweiten im elften Jahre. Mit zwölf Jahren erscheinen die zweiten ständigen Backenzähne, im zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten die hinteren, welche man unter der Annahme, der Mensch habe jetzt Zeit genug gehabt, gescheut zu werden, die Weisheitszähne nennt. — So hat sich denn der Mensch im Lauf der Jahre eine schöne Anzahl nützlicher Diener erworben, die er wohl als werthvolle und unersetzliche Freunde pflegen und bewahren sollte; denn wenn es auch in seltenen Fällen vorkommt, daß im Alter neue Zähne hervorbrechen, so haben diese doch keine Bedeutung, da sie schnell wieder ausfallen und nie zur Nutzung sich eignen.

Aber wie verschwenderisch in unseren Tagen mit diesem Schatz umgegangen, wie schnell er verbraucht und abgenützt wird, lehrt der Augenschein und die Thatsache, daß gleich Maulwürfen auf einem Feld voll Engerlingen, in jeder größeren Stadt die Zahnärzte oder D e n t i s t e n, wie sie sich vornehmer nennen, pilzartig aufschießen, während noch vor einem Vierteljahrhundert der zahnbrechende Dorfbarbier und vielleicht in einem ganzen Königreich ein einziger Specialarzt für Zahnkrankheiten ausreichen mußte. Wir haben hier eine von den Früchten der Civilisation, deren concentrirteres Licht eben auch seine tieferen Schattenpartieen mit sich führt. Ob aber nothwendig? Wilde Völker zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Zähne aus, und bei den Thieren sehen wir in der Regel diesen nützlichen Schmuck erst mit dem Alter brüchig werden und ausfallen. Die Lehre, die Zähne zu erhalten, muß also sehr einfach sein, da sie vom rohen Naturmenschen und selbst vom Thier unbewußt geübt wird; einfach muß sie aber auch für uns sein, wenn sie überhaupt befolgt werden soll, da der Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit sich nicht durch umfangreiche Regeln binden lassen. Es handelt sich dabei vor allem um die Erhaltung des Zahnschmelzes, welcher dem Knochen der Krone, und des Zahnfleisches, das dem Hals zum Schutze dient. Die auf diesen Zweck abzielende Diätetik muß aber schon von der Zeit des erwachenden Verstandes

an geübt, überhaupt schon der junge Mensch an sie gewöhnt werden, denn an dem alten Baume ist nichts mehr zu biegen und zu bessern.

Gehen wir zunächst bei den Thieren in die Schule; das Kätzchen geht um den heißen Brei herum, bis er gehörig abgekühlt ist, und der Hund weist den Bissen zurück, dessen allzu hohe Temperatur ihm nicht convenirt. Ihr Instinkt lehrt sie, was sie zu thun haben. Heiße Speisen und Getränke sind die Hauptfeinde des Zahnschmelzes, der, namentlich wenn auf die Hitze große Kälte folgt (zum Beispiel unmittelbar nach heißen Speisen kaltes Wasser oder Eis genossen wird), in Folge der schnellen Ausdehnung und Zusammenziehung, gerade ebenso wie eine Glasflasche, eine Porzellantasse Risse kriegt, durch welche das Zahnbein dem Einfluß der Luft und der Mundflüssigkeiten zugänglich wird. Wo letztere auf das nicht durch Schmelz oder Beinhaut geschützte Knochengewebe einwirken können, beginnt das eiweißige Bindemittel, das die erdigen Bestandtheile zusammenhält, sich aufzulösen und unter dem Zutritt der Luft zu faulen. Dieser Moment ist weit wichtiger, als die Einwirkung der den Mundflüssigkeiten beigemengten Säuren, welche als schwächere die mit den Erden der Knochensubstanz verbundenen stärkeren Mineralsäuren nicht austreiben, also auch nicht in Folge eines einfachen unorganischen Chemismus die Zahnsubstanz zerstören können. Den schlagendsten Beweis für die Nachtheiligkeit einer Berührung heißer Stoffe mit den Zähnen liefern die Conditoren, welche geschmolzene Zuckerproben mit dem Mund zu prüfen pflegen und deshalb durchweg ein abscheuliches Zahnwerk besitzen. Die erste Regel einer vernünftigen Zahndiätetik ist also Vermeidung von heißen Suppen, Getränken und so weiter; an sie schließt sich als von nicht geringerem Belang die Warnung vor dem Knacken sehr harter Körper (Pfirsichkerne, Nüsse u. s. w.) an.

Man hat geglaubt, ein guter Zahn könne auch dadurch angegriffen werden, daß Speisereste zwischen den Zähnen stecken bleiben, daselbst faulen und durch ihre Fäulniß ansteckend wirken; allein ein solcher Einfluß auf den Zahnschmelz ist nur ein geträumter, denn der ganze Nachtheil, den ein solches Faulen der Speisepartikelchen hervorbringen kann, ist ein übler Mundgeruch, der allerdings den Umgang mit einer damit behafteten Person unangenehm macht, aber recht gut durch Ausspülen des Mundes mit reinem Wasser verhindert werden kann. Man erreicht auf diesem Wege seinen Zweck viel besser als durch die Anwendung von Zahnstochern, selbst wenn

diese nur aus dem weichen Geweb der Federposen bestehen, denn der Nachtheil der letzteren besteht nicht so fast in einer Verletzung des Schmelzes, sondern des weichen Zahnfleisches, welche eben so gut zur Zerstörung des Zahnes führen kann. Das letztere dient nämlich in derselben Weise, wie der Schmelz der Beinsubstanz der Krone, dem Zahnbein des Halses zum Schutz; wird dieser bloßgelegt und der Beinhaut beraubt, so treten ganz dieselben Folgen ein, wie wenn Luft und die Mundflüssigkeiten auf das Zahnbein der Krone einwirken können.

Soll das Zahnfleisch einen wirksamen Schirm abgeben, so muß es bis an die Glasur fest anliegen und die gehörige Derbheit besitzen. In leicht blutendem, schwammigem, lockerem Zahnfleisch sind auch die Zähne leichter der Verderbniß ausgesetzt. Ein solcher Zustand des Zahnfleisches ist aber die Folge krankhafter Blutentmischung, die man vorweg durch eine vernünftige Lebensweise, zweckmäßige Ernährung und eine geeignete Hautpflege nicht aufkommen lassen sollte; ist sie aber einmal vorhanden, so reichen zur Heilung des erkrankten Zahnfleisches weingeistige oder zusammenziehende Mundwasser nicht aus, sondern man muß einen weisen und sorgfältigen Arzt zu Rath ziehen, der es nicht unter seiner Würde hält, sich mit solchen Kleinigkeiten, wie Zahnschmerz, aufgelockertem Zahnfleisch und so weiter, abzugeben. Es kann in dieser Beziehung durch den Arzt viel geschehen, obschon das Publikum im Allgemeinen daran gewöhnt ist, mit solchen vermeintlich örtlichen Uebeln sich lieber an den Chirurgen oder neuerer Zeit an den Dentisten zu wenden. — Wir haben nun noch ein Wort über den Gebrauch der Zahnstocher und der Zahnbürsten zu sprechen. Die vorsichtige Benützung der ersteren, sofern sie von weichem Material sind, zu Entfernung von Speiseresten aus Zähnen, die nicht dicht genug stehen, um solche Einklemmungen unmöglich zu machen, hat wohl ihre Berechtigung; doch muß man sich dabei in Acht nehmen, daß nicht das Zahnfleisch angestochen und beschädigt wird.

Die Zahnbürsten sind von manchen Aerzten für gesunde Zähne geradezu als entbehrlich erklärt worden, weil ja auch bei den Thieren, welche keine solche Hülfsmittel gebrauchen, die Zähne schön bleiben; allein bei Thieren finden wir häufig eine sehr rauhe Zunge, die ihnen als Reinigungswerkzeug dienen mag. Es kann jeder an sich die Wahrnehmung machen, daß die Mundflüssigkeiten erdigschleimige Substanzen an den Zähnen niederschlagen, die, wenn man sie nicht wegschafft, zuletzt eine feste

Rinde um die unteren Partieen des Zahns bilden. Dieses findet namentlich stark statt bei älteren Personen, weniger bei solchen, die viel Obst essen oder bei Branntweintrinkern, da pflanzliche Säuren und Alkohol die Bestandtheile des Zahnsteins, den man sehr ungehöriger Weise auch Weinstein nennt, theilweise auflösen. Die so gebildete Rinde nun wirkt zerstörend auf den Schmelz und die Beinhaut der Zahnwurzel und drängt namentlich an der letzeren das Zahnfleisch zurück; wenn sie nun endlich losbricht, so gibt sie das seines Schutzes beraubte Zahnbein den Einwirkungen der Mundflüssigkeiten und der Luft preis, und es folgen nun die bereits genannten Erscheinungen des Verfalls. Man sollte deshalb nie diesen Zahnstein aufkommen lassen, der leicht vermieden werden kann, wenn man täglich die Zähne, wäre es auch nur mit kühlem Wasser und dem Finger reinigt, obschon man diesem Wasser zweckmäßig um der vorerwähnten lösenden Eigenschaft willen auch etwas Branntwein oder Weingeist beimengen kann. Noch besser ist eine weiche Bürste, mit der jedoch nie vom Zahn gegen das Zahnfleisch, sondern stets nur von letzterem gegen den Zahn gestrichen werden darf. Arzneiliche Zahnpulver und die Künsteleien marktschreierischer Chemisten sind durchaus unnöthig, oft sogar in hohem Grade schädlich, indem die Beimengung von Bimssteinpulver zum Beispiel den Zahnschmelz wegschleift und alkalische Zahnpulver den Zahn in einer Weise brüchig machen, daß er leicht zusammenbröckelt. Wo Zähne schmutzig und braun geworden sind (man bemerkt dies namentlich häufig bei Tabakrauchern), dient am besten ein feines Pulver aus verkohltem Brod, das noch die gute Eigenschaft besitzt, den üblen Mundgeruch zu zerstören. — Mit diesen einfachen Regeln wird man im Stande sein, die Zähne zu erhalten, so gut dies durch eine verständige Pflege möglich ist. Natürlich schützt sie nicht gegen alle Zahnerkrankungen, wie ja auch die naturgemäßeste Lebensweise keine vollständige Sauvegarde bildet gegen die Krankheiten, die den Körper befallen mögen.

Aber wie kommt es, daß gerade in unseren Tagen die Zahnverderbniß größer ist als je, da gegen die erwähnten Regeln wohl eben so vielfältig von unsern Eltern, Großeltern und Urgroßeltern gesündigt wurde? Daran trägt leider der Stand, an welchen man sich um Abhülfe in seinen Leiden zu wenden gewöhnt ist, eine große Schuld; denn man findet das allerschlechteste Zahnwerk namentlich in solchen Bezirken, wo die Aerzte mit dem Quecksilbergebrauch rasch zur Hand sind und selbst bei gering-

fügigen, von selbst heilenden Leiden sich nicht entblöden, ihren Kranken einen Speichelfluß anzuhängen. Solche Doktoren sind eine um so größere öffentliche Calamität, je weiter sich ihr Wirkungskreis erstreckt, denn sie ruiniren nicht bloß die Schönheit des menschlichen Antlitzes, sondern liefern auch durch die Zerstörung des Mahlapparats, welcher nun nicht mehr der Verkleinerung der Speisen ordnungsmäßig vorstehen kann, eine Gelegenheitsursache zu Unregelmäßigkeiten in der Verdauung und ihren Folgezuständen.

Dieser Ansicht pflichten die höchsten Autoritäten aller Länder bei; denn wenn auch in unseren Tagen die Veränderung in den Gewohnheiten und Sitten, die Vermehrung in den Geschäften einiges zu diesem Uebelstand beitragen mögen, so liegt doch seine Hauptquelle in dem seit dem Beginn dieses Jahrhunderts üblichen unüberlegten Gebrauch oder Mißbrauch des Calomels, besonders bei den Kindern, welcher das Zahnfleisch so grundhaft zu verwüsten geeignet ist. Man bemerkt namentlich einen sehr frühen Verlust der Zähne in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, deren Bewohner gewöhnt sind, bei allen Gelegenheiten ungeheure Gaben von Calomel zu verschlucken. Wer daher seine Zähne liebt, der meide den Doktor Mercurius; es geht dies um so eher an, da die neueren Schulen der Medizin mehr und mehr von diesem Mißbrauch zurückkommen und bei der großen Konkurrenz der Aerzte der Kranke recht wohl eine Auswahl treffen kann.

Doch was läßt sich machen, wenn die Zähne einmal verdorben sind? Es ist kaum der Mühe werth, sich mit einem Eingehen auf diese Frage zu befassen, da sie äußerst selten überhaupt, noch seltener aber zur rechten Zeit, in welcher ein zweckmäßiger Rath noch etwas nützen könnte, an den Arzt gestellt wird. Das erleuchtete Publikum behilft sich mit Odonto, mit Borcharts Kräuterseife, mit Boulamards aromatischer Zahnseife oder anderen marktschreierischen Schnurrpfeifereien, beschneidet alle Freitage seine Nägel, schlägt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit rostige Nägel, mit denen ein kranker Zahn berührt wurde, in die Thüre und thut mit einem Worte alles, nur nicht das, was vernünftiger Weise wahre Erfolge in Aussicht stellt. So ist es denn auch kein Wunder, daß der Arzt sich mit Widerwillen von einer solchen Praxis abwendet und dergleichen Patienten zuruft: geht — zu euren alten Weibern, Schäfern und Schindern oder laßt euch von dem Dentisten euren Zahnschmelz wegfeilen, damit ja größere

Flächen schutzlos den zerstörenden Einflüssen der Luft ausgesetzt werden und die Verderbniß schneller um sich greife. Die ausschließlichen Dentisten, welche häufig keine Aerzte, sondern bloße Zahntechniker sind, gehören mit zu den Uebeln der Zeit, sofern sie in den Zähnen nicht eine belebte Substanz, sondern bloßes Bein sehen, das sie leicht durch künstliche Surrogate ersetzen zu können glauben.

Wir können unsere Abhandlung schließen, denn vernünftige Patienten bedürfen nicht erst unseres Rathes, auch in Zahnkrankheiten zuerst ihren Arzt zu consultiren, ehe sie andere Schritte thun, und bei anderen ist er weggeworfen. Nur noch ein kurzes Wort über künstliche Zähne. Ihr Gebrauch ist nicht bloß eine Eingebung der Eitelkeit, und man kann sie eben so wenig verdammen, als die Anfertigung einer künstlichen Hand, wenn die natürliche verloren ist, sofern sie wenigstens einigermaßen die Speisen für die Verdauung vorbereiten und die Stimme deutlich und klangreich erhalten. Aber gleichwohl sollte man nicht allzusehr mit Entfernung eines anbrüchigen natürlichen Zahnes eilen, da häufig auch ein Stumpf noch viele Jahre gute Dienste leistet und man selbst mit gemindertem eigenem Kapital besser arbeitet, als mit geborgtem.

Der Ueberfall bei Kitzen.

Von

Wilhelm Müller.

Unter den verschiedenen Freischaren, welche sich im Frühling des Jahres 1813 in Folge des Aufrufs des Königs von Preußen gebildet haben, ist keine so zahlreich und so berühmt geworden, wie diejenige, welche sich schon im Februar jenes Jahres unter dem Major von Lützow in Schlesien zu organisiren anfing. Wie die Schar des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, der im Jahr 1809 von Böhmen bis zur Wesermündung sich durchschlug, sich die Legion der Rache, die schwarze Schar nannte, so hießen sich auch die Lützower die Schar der Rache, hatten schwarze Uniform und auf dem Tschako einen Todtenkopf. Zu dieser Schar, welche ihren Haß und ihre Todesverachtung schon äußerlich ausdrückte, war ein ungeheurer Zudrang der edelsten Jünglinge, besonders der Studirenden, und Persönlichkeiten wie Theodor Körner, welcher Leier und Schwert nicht bloß besang, sondern praktisch vereinigte, gaben dieser Schar eine höhere Weihe, einen besondern Schwung. Es war ein sehr buntes Korps, aus allen möglichen Ländern und Ständen zusammengewürfelt; sogar Tiroler Schützen, welche vier Jahre vorher unter Hofer und Speckbacher gekämpft hatten, und einige Spanier, welche von Rache gegen Napoleon glühten, eilten herbei und ließen sich in die Schar aufnehmen. Es sollte kein preußisches, sondern ein deutsches Korps sein, in welchem die freiheitsliebende Jugend von ganz Deutschland, besonders von denjenigen Ländern, die noch unter Napoleonischer Herrschaft seufzten, sich sammle. Bei der Stimmung, welche in den ehemals preußischen Landestheilen herrschte, und bei den unsichern und gährenden Zuständen in den Gebieten des Rheinbundes, rechnete man anfangs darauf, daß man in kurzem ein halbes

Armeekorps aufstellen könne. Aber die Wirklichkeit blieb denn doch hinter diesen kühnen Erwartungen zurück. Denn Napoleons rasches Vordringen in Deutschland und seine beiden, wenn auch schwer erkämpften Siege bei Großgörschen und bei Bautzen hielten den Rheinbund von jeder Erhebung zurück und seine Jugend unter den französischen Fahnen.

So zog die Schar über 1000 Mann stark von Schlesien ab, erhielt in Sachsen, aus der Altmark und Mecklenburg bedeutenden Zuzug und stieg auf 3000 Mann Fußvolk, 400 Reiter und 9 Geschütze. Ihre nächste Aufgabe war der sogenannte kleine Krieg, die Beunruhigung des Feindes auf den Flügeln und im Rücken, die Aufhebung kleinerer Truppenabtheilungen und größerer Transporte, die Insurrection einzelner Gebiete. Man hatte es dabei namentlich auf Westfalen abgesehen, marschirte aber zunächst nach der unteren Elbe, wo die Lützower zum Schutze Hamburgs ehrenvoll fochten. Als der russische General Woronzoff zu einem Handstreich auf Leipzig aufforderte, zog Major von Petersdorf, der Anführer des Fußvolks, mit 1200 Mann in Gemeinschaft mit russischen Truppen dahin ab, lieferte den Feinden ein günstiges Reitergefecht, wurde aber von einem Angriff auf die Stadt durch die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes abgehalten. Eben diese Nachricht sollte seinem Collegen Lützow sehr verderblich werden.

Derselbe fühlte, daß er in den letzten Wochen weniger ausgerichtet habe, als man allgemein erwartete. Daran waren freilich verschiedene Umstände schuld. Major Lützow, ein Freund und Gefährte Schills, der 1809 in Stralsund so elend um's Leben kam, war zwar ein Mann von erprobter Tapferkeit, als Husarenoffizier unvergleichlich, besaß aber zu wenig organisatorisches Talent und hatte nicht die zu einem Parteigänger, zu einem Guerillaführer nothwendigen Eigenschaften. Auch war seine Truppe zu groß für ein rasches, leichtbewegliches Streifkorps, zu klein für einen besonderen Armeekörper. Endlich fehlte es ihm offenbar an dem für solche Unternehmungen entscheidendsten Faktor, am Glück.

Am 28. Mai hatte er sich in Stendal von der übrigen Mannschaft getrennt und trabte mit 400 Reitern Thüringen zu. Er dachte dort und im Baireuthischen neue Kräfte an sich zu ziehen und dem Feinde in seinem Rücken so viel als möglich zu schaden, und hoffte im schlimmsten Fall sich nach dem nahen Böhmen zurückziehen zu können. Unter großer Theilnahme der Einwohner zog er durch die vom Feind besetzte Gegend, stieß

bei Roda (südöstlich von Jena) auf 400 Mann Rheinbundstruppen, die sich sofort ergaben und in seine Dienste traten, und hob in Schleiz eine andere Abtheilung von 100 Rheinbündlern auf. Am 6. Juni kam er in Plauen an und beschloß, mehrere Tage in jener Gegend zu verweilen. Er war jeden Tag gewärtig, die Nachricht von dem Beitritt Oesterreichs zur preußisch-russischen Allianz zu vernehmen. Aber damit hatte es noch gute Weile. Metternich, der für einen Volkskrieg, wie er im Zuge, nicht sehr begeistert war und bereits von preußischen Jakobinern sprach, beeilte sich mit seiner Kriegserklärung an Napoleon nicht und hatte eben so sehr Lust, mit diesem als mit den Verbündeten einen Allianzvertrag abzuschließen. Es kam nur darauf an, wer ihm für seine Freundschaft am meisten bot. Erst nach langen Schwankungen, nach einem sehr verdächtigen diplomatischen Doppelspiel entschied sich das österreichische Kabinet. Wie wenig man ihm auch dann noch, am 12. August, traute, dafür zeugt der Umstand, daß der preußische Gesandte, Wilhelm von Humboldt, der dem Prager Kongreß anwohnte, in der Kanzlei Metternichs die Abfertigung des Couriers, der die Kriegserklärung an Napoleon nach Dresden bringen sollte, abwartete und den Courier selbst zur Post begleitete und abfahren sah. Nun erst war er gewiß, daß eine Aenderung des Beschlusses nicht mehr möglich war.

Während Lützow schon im Juni auf diese günstige Nachricht wartete, kam ihm unerwartet eine sehr ungünstige zu. Er hatte am achten den Lieutenant von Kropff mit der Ulanen-Schwadron und 300 Mann Fußvolk unter Lieutenant Reiche nach der baierischen Stadt Hof geschickt. Dieser hatte die Vorposten überfallen und niedergehauen, die Vorstadt erobert, und war eben im Begriff, mit dem Fußvolk die Stadt selbst zu erstürmen, als der baierische Befehlshaber ihn von dem Abschluß des Waffenstillstandes in Kenntniß setzte. So mußte Kropff den beabsichtigten Sturm aufgeben und beeilte sich, die unerwünschte Nachricht seinem Major mitzutheilen, der sie am neunten erfuhr. Diesem kam sie nicht durchaus glaubwürdig vor, so daß er beschloß, noch einige Tage in Plauen mit seinen Truppen zu rasten, nähere Erkundigungen über den Waffenstillstand und über die näheren Bestimmungen desselben einzuziehen, und im Fall der Bestätigung, wegen seines Rückmarsches mit den französischen Befehlshabern die nöthigen Verabredungen zu treffen. Er war dabei um so sorgloser, da ihm, wenn sich je Schwierigkeiten zeigten, der Ausweg nach

Böhmen, wo man einen friedlichen Durchzug gewiß nicht verweigert hätte, immer noch offen blieb. Erst als er von Dresden, wohin er sich gewandt hatte, von dem sächsischen General von Gersdorf ein Schreiben mit der offiziellen Anzeige vom Abschluß des Waffenstillstandes erhielt, brach er am 15. Juni von Plauen auf, um zur Armee des Generals Bülow über die Elbe zurückzukehren. Mit jenem Schreiben war zugleich der sächsische Lieutenant von Gösnitz zu ihm gekommen, welcher ihn als Marschcommissär zu begleiten hatte.

Schon am 4. Juni war zwischen den Preußen und Russen einerseits und Napoleon andererseits ein sechswöchiger Waffenstillstand geschlossen worden. Während Russen und Franzosen die Nachricht davon mit Freude vernahmen, war man in Preußen in der größten Bestürzung. Man hatte die Noth und die Opfer des Kampfes mit ruhiger Fassung ertragen, aber einen Frieden, den man als die sichere Folge des Waffenstillstandes kommen sah, wollte man um keinen Preis. Denn so wie die Sachen standen, konnte man weder einen dauerhaften, noch einen rühmlichen Frieden erwarten, mußte sich vielmehr auf eine Verlängerung des unerträglichen Druckes gefaßt machen. Man wollte die Freiheit erringen, und da man sie durch den Frieden nicht bekam, so rief alles nach Krieg. „Krieg!" schrieb damals Arndt. „Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war; Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren todt trieb; Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg der Taglöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte; Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ."

Daß diese Befürchtungen nicht zur Wahrheit wurden, dafür sorgte Napoleons Uebermuth, der trotz seiner nicht sehr günstigen Lage es lieber auf einen neuen Krieg ankommen ließ, als daß er bedeutende Zugeständnisse machte. Er war in Erwartung eines Friedens, der ihm all seine Eroberungen sicherte, in sehr vergnügter Stimmung und sang zuweilen französische und italienische Liederchen. Den Lützowern aber dachte er eines jener korsischen Lieder zu singen, das von Haß und Blut überströmte. Denn nach dem zehnten Artikel des abgeschlossenen Vertrags sollten alle Streifpartieen des linken Elbufers spätestens am 12. Juni auf das rechte

Elbufer zurückgekehrt sein, und doch war Lützow, der freilich diesen Artikel nicht kannte, am 15. noch in Plauen. Dies sollten sie ihm büßen und zugleich für manchen herben Verlust, den er durch sie erlitten hatte, gestraft werden. Er hatte die schwarze Schar ohnedies auf dem Korn, weil er glaubte, daß ein Theil derselben dem Tugendbund angehöre, und daß dieser sich zu seinem Tode verschworen habe. Ohne sich lange zu erkundigen, nahm er an, daß die schwarze Schar die Anerkennung des Waffenstillstandes verweigere, und befahl dem General Arrighi, der in Leipzig stand, starke Heeresabtheilungen abzusenden, „um Sachsen von den Räubern zu befreien und sie zu vernichten, wo er sie finde." Dieser schickte die Reiter-Division Fournier ab und gab ihr die beiden württembergischen reitenden Jäger-Regimenter der Brigade Normann bei, im Ganzen 4000 Reiter gegen 400. Es war damit auf einen durch Verrath und Täuschung ermöglichten Gewaltakt abgesehen. Durch Schrecken, durch die Anwendung der äußersten Mittel, durch Vernichtung jeden Widerstandes glaubte Napoleon seine Herrschaft am ehesten zu sichern, das Volk in starrer Betäubung und Unterwürfigkeit zu erhalten.

In dieser schwülen Atmosphäre zog Lützow unbesorgt und behaglich weiter und langte am 17. Juni Abends bei dem Dorfe Kitzen in der Nähe von Lützen an. Kaum waren die Pferde abgezäumt, so kam die Meldung von dem Anmarsch einer starken Kavallerie-Abtheilung. Lieutenant Kropff wurde als Parlamentär abgeschickt und traf an der Spitze dieser Reiter den württembergischen Oberst von Becker, welcher erklärte, der Herzog von Padua (Arrighi) lasse den Major von Lützow einladen, Halt zu machen, da er ihm einen Offizier senden werde, um seinen weiteren Marsch zu dirigiren. Lützow war damit einverstanden, und beide Führer gaben sich das Ehrenwort, ihren Truppen keine Feindseligkeiten zu gestatten. Die beiden Lieutenants Kropff und Gösnitz wurden nach Leipzig geschickt, um mit dem Herzog von Padua nähere Uebereinkunft zu treffen. Kropff wurde in Leipzig sogleich gefangen gehalten.

Als noch weitere feindliche Abtheilungen sichtbar wurden, ließ Lützow die Pferde wieder aufzäumen und gab den Befehl, aufzusitzen und gegen Altranstädt zu marschiren. Er selbst ritt den feindlichen Truppen, welche sich auf dem Marsch nach Kitzen befanden, entgegen, um bei dem Führer derselben die nöthigen Aufklärungen einzuziehen. Als er über einen Graben setzte, stürzte sein Pferd, worauf einige württembergische Offiziere,

welche in der Nähe, herbeikamen und ihm beim Wiederaufsitzen behülflich waren. Er sprach sodann mit dem württembergischen General Normann, welcher an der Spitze der ersten Abtheilung ritt. Dieser Graf Normann, welcher hier nicht lieber seinem Vorgesetzten den Degen vor die Füße warf, als daß er seinen württembergischen Reitern den Befehl gab, auf diese Schar patriotischer Männer einzuhauen, machte später eine sehr bedeutende Schwenkung. Er ging in der Schlacht bei Leipzig mit seinen Reitern zu den Verbündeten über und fand im griechischen Freiheitskampfe als begeisterter Philhellene seinen Tod. Damals aber war er noch ganz von den französischen Banden festgehalten und das bereitwillige Werkzeug, eine friedlich dahinziehende Schar, welche keine Feindseligkeiten ahnte, durch den Waffenstillstand sich gehörig geschützt glaubte, den zu spät erfahrenen Bestimmungen desselben eben nachkommen wollte und unter dem Geleite von sächsischen Marschcommissären weiter marschirte, unter dem Schein der Freundschaft an sich herkommen zu lassen und dann plötzlich mit hohnlachender Grausamkeit, zehn Mann gegen einen, anzufallen.

Als Lützow ihn nach seinen Absichten fragte, gab er ihm sein Ehrenwort, daß er nur den Befehl habe, das nächste Dorf zu besetzen, und nannte ihm dem General Fournier als den Befehlshaber dieses ganzen Reiterkorps. Diesen, welcher an der Spitze der zweiten Abtheilung ritt, forderte nun Lützow auf, mit seinen Truppen Halt zu machen, bis wegen des weiteren Marsches die nöthigen Verabredungen getroffen seien, und berief sich auf den Waffenstillstand. Da rief ihm Fournier zu: „l'armistice pour tout le monde excepté pour vous." (Der Waffenstillstand ist für jedermann, nur nicht für Sie.) Gleich darauf wurde der Befehl zum Einhauen gegeben. Lützow hatte gerade noch Zeit, rasch sein Pferd zu wenden und in gestrecktem Galopp, an der feindlichen Linie hinjagend, seine Husaren zu erreichen. Kaum dort angekommen, sah er sich von der feindlichen Uebermacht angegriffen. Die württembergische Kavallerie, welche auf dem Wiesengrund aufgestellt war, sprengte längs der Landstraße hin, schwenkte plötzlich und warf sich auf die gegenüber stehende Truppe.

Die Zugordnung der Lützower war die, daß fünfzig Kosaken, die damals bei keinem Korps fehlen durften, und eine Ulanenschwadron unter Rittmeister von Bornstädt voranzog, dann die Husaren folgten und die Infanterie den Zug schloß. Die beiden ersten Züge wurden von dem Angriff nicht getroffen, wohl aber die beiden letzten. Doch wandte sich

der Oberjäger Beczarzowsky, welcher den letzten Ulanenzug führte, in Folge des hinter ihm entstehenden Lärmens rasch um und griff mit etwa zwölf Ulanen einige württembergische Dragonerhaufen, welche sich mit einigen Lützowern herumschlugen, an. Er sah Lützow bereits von Feinden umringt und vom Pferd gerissen, hieb kräftig ein und gab dadurch Lützow Gelegenheit, zu Fuß zu entkommen. Es war die höchste Zeit; denn vor dem massenhaften Andrang der Dragoner mußte der wackere Oberjäger mit seinen wenigen Leuten weichen, ritt zu seiner Schwadron, welche sich einstweilen auf den Wiesen festgesetzt hatte, zurück, hielt den verfolgenden Dragonern noch einmal Stand, schlug sie zurück, zog sich erst bei den immer heftigeren Angriffen der Uebermacht, von der Dunkelheit begünstigt, zurück und passirte ein paar Tage darauf nebst den Kosaken die Elbe.

Lützow hatte glücklich das nächste Dorf erreicht und traf dort den Lieutenant Reiche und einige Husaren, welche sich durch den Feind durchgeschlagen hatten. Der brave Husar Gebhard bat Lützow bringend, sein Pferd anzunehmen. Er nahm es an; jener aber gerieth dadurch in Gefangenschaft, aus welcher er erst im Jahre 1814 befreit wurde. Mit 21 Reitern zog nun Lützow, um dem in der Richtung nach der Elbe verfolgenden Feind zu entgehen, zunächst gegen den Harz und erreichte erst nach langem Umherziehen das rechte Elbufer. Unter den Geretteten befand sich auch der Dichter Theodor Körner, dem es, obgleich schwer verwundet, gelang, sich in den nahen Wald zu schleppen und dort zu verbergen. Aber der größere Theil der Mannschaft, 305 Mann, die Blüthe deutscher Jugend, war theils niedergehauen, theils gefangen. Von den Gefangenen kamen übrigens manche wieder zu ihrem Korps zurück, da auf ihrem Transport durch Deutschland überall die Einwohner, wenn immer möglich, ihnen zur Flucht behülflich waren.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch ganz Deutschland bei der Nachricht von diesem schändlichen Ueberfall. Größer noch als der nicht geringe Schmerz über die Niedermetzelung so vieler edlen Männer war die Entrüstung über diesen häßlichen Verrath. Alle Zeitungen waren voll von Berichten, Beschuldigungen und Wuthergüssen gegen Napoleon, so daß dieser, um sich rein zu waschen, im Moniteur eine für ihn günstige Beschreibung der Sache einrücken ließ. Aber ein Mohr kann sich nicht weiß waschen. Was auch Napoleon und sein General Berthier, der wegen dieser Sache ein Schreiben an den Generalissimus der Verbündeten, Barclay de Tolly,

richtete, sagen mochten, es blieb fest und unumstößlich wahr, daß Lützow erst am 14. Juni durch General Gersdorf offizielle Nachricht von dem Waffenstillstand erhielt, wonach er nicht schon am 12. auf dem rechten Elbufer sein konnte, und daß er in gutem Glauben seinen Rückmarsch antrat. Hätte er irgendwelche Feindseligkeiten geahnt, ja hätte er noch am letzten Abend durch die friedlichen Versicherungen der feindlichen Anführer sich nicht täuschen lassen, so wäre es ihm ein Leiches gewesen, von Anfang an einen andern Weg einzuschlagen und zuletzt noch wenigstens bessere militärische Maßregeln zu treffen.

Vormittags am 17. Juni erklärte Berthier dem von Barclay an ihn geschickten Major von Schütz, daß er nicht wisse, wo Lützow zu suchen sei, schien jedoch bereit, ihm die nöthigen Vollmachten zur Zurückführung des Korps zu geben; Abends wußte er, nachdem er Schütz nach Zerbst geschickt hatte, bei Kitzen recht wohl seinen Mann zu finden. Als sich Schütz hierüber beschwerte, erklärte ihm Berthier, daß man diesen Vorfall als ein bloßes Mißverständniß ansehen müsse. Der preußische General Bülow war bereit, diesem Mißverständniß auf den Grund zu sehen. Er schickte Herrn von Martens an Berthier und forderte die Niedersetzung einer gemischten Kommission zur Aufklärung der Thatsachen und die strenge Bestrafung des schuldigen Theils. Dies war die einzig richtige Maßregel und sie mußte jedem willkommen sein, der ein gutes Gewissen hatte. Wer sich aber nicht darauf einließ, war Berthier. Die Verbündeten sahen daher mit Recht in diesem Ueberfall einen Vertragsbruch, und nahmen dadurch Repressalien, daß sie denjenigen Artikel, der ihnen die Verproviantirung der bereits von ihnen blockirten Festungen vorschrieb, unerfüllt ließen.

Vergleicht man mit dieser Schlächterei der Franzosen das Benehmen des wackern Rittmeisters von Colomb, so bekommt man den Gegensatz eines deutschen Ritters gegen einen italienischen Banditen. Derselbe hatte auch eine Freischar gegründet — Oekonomen, Referendarien, Studenten, Kaufleute und Justizräthe, alles bunt durch einander, so daß selbst Blücher es für ein gewagtes Unternehmen hielt und nur widerstrebend seine Einwilligung mit den Worten gab: „Wenn er denn zum Teufel fahren will, so fahre er.“ Die Schar war nur 90 Mann stark, hatte aber bei ihrer Rastlosigkeit, Verschlagenheit und Kühnheit unglaubliche Erfolge. Bei Zwickau überfiel Colomb einen großen Munitionstransport, der eine Bedeckung von 400 Mann hatte. Er überwältigte sie, nahm 300 Mann

und 6 Offiziere gefangen und bemächtigte sich fast des ganzen Transports. Aber die Gefangenen behandelte er alle mit ritterlicher Großmuth, so daß einer der gefangenen französischen Offiziere, erstaunt darüber, daß er nicht entkleidet und ausgeplündert werde, zu Colomb sagte: „Monsieur, vous faites votre métier comme un honnête homme“ (mein Herr, Sie treiben Ihr Handwerk wie ein Ehrenmann).

Während des Waffenstillstandes hob sich das Lützow'sche Korps bald wieder zu seiner alten Stärke, ja sogar auf 3400 Mann. Doch verlor es bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten seine Selbstständigkeit und wurde unter den Befehl des Generals Wallmoden gestellt, der mit etwa 26,000 Mann Brandenburg gegen den in Hamburg hausenden Marschall Davoust zu decken hatte. Das Kriegsterrain war meistens in Mecklenburg. Unter allen Gefechten, an welchen die Lützower dort Theil hatten, war keines für sie ruhmvoller, als das bei der Göhrde am 16. September. (Theodor Körner war bereits in dem Gefecht bei Gadebusch am 26. August gefallen.) Es handelte sich darum, den General Pecheux, der mit 6—8000 Mann gegen Magdeburg hin ziehen wollte, wieder nach Hamburg zurück zu treiben. Wallmoden ließ den größeren Theil seines Heeres dem französischen Marschall gegenüber, ging mit 12,000 Mann auf das linke Elbufer und traf den Feind, wie er eben die Anhöhen am Göhrder Wald und das in demselben befindliche Jagdschloß, genannt die Göhrde, besetzt hatte. Er ließ ihn von drei Seiten angreifen und schlug ihn so vollständig, daß kaum 2000 Franzosen dem Tod oder der Gefangenschaft entrannen. Wie Lützow bei Kitzen, so konnte sich hier Pecheux nur zu Fuß retten.

An diesem glänzenden Siege hatten die Lützower einen bedeutenden Antheil und verhältnißmäßig auch mehr Todte und Verwundete, als die andern Truppengattungen. Ihre Jäger vertrieben den Feind aus dem Walde, erstürmten die Höhen, auf welchen er sich postirt hatte; die Reiter stürzten sich auf die feindliche Kavallerie und auf die Carré's, durchbrachen und vernichteten sie. Offiziere und Gemeine wetteiferten mit einander an Tapferkeit und Aufopferung, gingen unter dem größten Kugelregen muthig dem Feind entgegen. Lützow wurde bei dem Angriff auf ein Carré im Unterleib und Schenkel schwer verwundet. Der Oberjäger Bärenhorst, welcher bereits einen Schuß in die Seite erhalten hatte, hüllte sich in seinen Mantel, und mit dem Ausruf: „Körner, dir nach!“ ging er seinen

Gefährten voran, bis ihn ein zweiter Schuß durch die Brust todt niederstreckte. Auch ein anderer Jüngling von hoher, schlanker Gestalt und starkem Gliederbau zeichnete sich unter den Lützow'schen Jägern aus. Er war beim Angriff auf ein feindliches Viereck einer der Vordersten, drang mit größter Todesverachtung vorwärts, als ihm eine Kugel den Knochen in dem einen Oberschenkel zerschmetterte. Der herbeieilende Wundarzt fand seine Wunde sehr gefährlich und wollte ihn sogleich vom Schlachtfeld forttragen lassen. Aber jener bat ihn, sich nicht lange bei ihm aufzuhalten und die leichter Verwundeten, bei denen noch Rettung möglich sei, zu verpflegen. Man ließ ihn jedoch nicht hülflos liegen, trug ihn vom Schlachtfeld weg und brachte ihn nach Dannenberg, wo er am zweiten Tage unter den heftigsten Schmerzen, aber mit ruhiger Fassung, mit der Standhaftigkeit eines alten Soldaten starb. Dieser Jüngling hieß Eleonore Prohaska, war 21 Jahre alt, aus Potsdam gebürtig und hatte bis zum Gefecht bei der Göhrde sein Geschlecht zu verbergen gewußt.

Sie war nicht das einzige Mädchen, das den heiligen Freiheitskrieg mitmachte. Eine Charlotte Krüger diente im Kolbergischen Regiment, brachte es zum Unteroffizier und erwarb sich das eiserne Kreuz. Ein Mädchen aus Stralsund diente unter dem Namen Karl Petersen bei der Reiterei, rückte bis zum Wachtmeister vor, wurde zweimal verwundet und bekam gleichfalls das eiserne Kreuz. Später wurde sie die Gattin eines englischen Schiffkapitäns. Auch bei einem andern Freikorps, bei den Hellwig'schen Husaren, diente ein junges Mädchen. So mächtig ging damals der Strom der Begeisterung, so glühend brannte in den Herzen die Liebe zum Vaterland, der Haß und das Rachegefühl gegen den Unterdrücker aller Freiheit, daß selbst das weibliche Geschlecht sich nicht mehr zurückhalten konnte, und manche Jungfrauen, alle Bedenklichkeiten, alle Rücksichten bei Seite setzend, über ihre Sphäre hinaus griffen und mit den heldenmüthigsten Jünglingen den edelsten Wettkampf eingingen, den Wettkampf in der Aufopferung für's Vaterland.

Mit diesem Sieg an der Göhrde hatten die Lützower den Verrath bei Kitzen gerächt und ihre Tapferkeit auf's glänzendste bewährt. Es konnte nicht fehlen, daß diese unritterliche Art der Kriegführung, die bei Napoleon mehr System als Ausnahme war, diese fortwährenden Ausbrüche seiner vulkanischen Natur, die auf seinen revolutionären Ursprung nur zu deutlich hinwiesen, dem allgemeinen Hasse gegen das korsische Joch neue

mächtige Nahrung gaben. Das Maß war voll und übervoll. Noch wenige Wochen, und die Kraft des deutschen Volkes stürzte auf den Ebenen von Leipzig den stolzesten Bau, das aus lauter Lug und Trug zusammengesetzte Gebäude des Rheinbundes brach wie ein morsches Haus zusammen, und Napoleon mußte froh sein, wenn er glücklich über den Rhein entkam, den er nie mehr überschreiten sollte. Ein Volksgedicht aus jener Zeit läßt ihn auf seinem Rückzug am Rhein stillstehen und folgende Betrachtungen anstellen:

„Das hätt' ich aber nicht geglaubt,
Daß mir das Deutschland würd' geraubt.
Drum trau' ich keinem Monarchen mehr,
Und wenn es Friedrich Wilhelm wär'.

„Dem Kaiser Franz hab' ich getraut,
Auf ihn hätt' ich ein Haus gebaut;
Er aber hat sich excusirt
Und mich dazu recht angeschmiert."

Ein verlorenes Leben.

Novelle

von

Paul Stein.

Die langen Schatten des Abends fielen dämmerig und heimlich in ein anmuthiges Thal, dessen grüne Tiefe die von der scheidenden Sonne noch angeleuchteten Höhen der Berge mit purpurnem Saume umzogen. Wohlthuende Stille herrschte in dem dunkelnden Thalesgrund, zu deren Feier das Zirpen der Grille, das Lispeln der Blätter, der Lüfte geheimnißvolles Säuseln und der melodische Schlag der Nachtigall zu gehören schien. Weder ein müder noch ein rüstiger Wanderer zeigte sich auf dem schmalen Pfade, der längs des Baches hinlief; auch aus dem hübschen Hause, das zur Seite auf kleiner Erhöhung lag, ließ sich an dem geöffneten Fenster kein lachendes Gesicht von der Abendfrische kühlen, die erquickend dem schwülen Sommertage gefolgt war.

Nur die ausgesucht schönen Blumen vor und die blendend weißen Gardinen hinter den Fenstern des kleinen, äußerst geschmackvollen Gebäudes ließen annehmen, daß es nicht unbewohnt sei. Das hohe grüne Gehege, welches Haus, Hof und Garten umgab, gestattete von dem Wege aus keinen tiefern Blick in dieses abgesonderte Besitzthum, dessen einsame Lage und elegante Anmuth unwillkürlich zum Nachdenken über seine Bewohner aufforderte. Dieser verborgene Fleck Erde, auf dem ohne Zweifel eine Laune des Reichthums — vielleicht auch ein tieferes Gefühl der Freude oder des Schmerzes sich angesiedelt, barg wohl ebenso jene kleine bewegte Welt in sich, wie jede Stätte, auf welcher der Mensch seine Wohnung aufgeschlagen, sei es nun im Lärm des allgemeinen Treibens oder in der

Abgeschiedenheit des einsamsten Ortes. — Was die Seele bewegt, zieht überall mit uns hin und das Herz — dieses schwer zu regelnde Lebensuhrwerk, mit seinem ungleichen Schlage — hat wohl in jeder Brust seinen Kampf gegen Willen und Geschick zu bestehen. —

Der purpurne Bergessaum verblaßte, die Luft wehte kühler durch das enge Waldthal. Ein feuchter Schein lagerte sich über Blätter und Halme, einzelne Blumen schlossen ihre zarten Kelche fröstelnd zu, andere erhoben das ermattete Haupt höher, den stärkenden Nachtthau einzuathmen. Mit den Sternen, die jetzt hervortraten, blinkten mit ihrem schwachen Widerschein hunderte von Leuchtwürmern aus den Matten und den Gebüschen. — Es war ein wonnevoller Abend in dem stillen Thale; nur fast zu still lag das anmuthige Haus mit seinem schönen Garten darin, von dem es auf drei Seiten umgeben war. Die Kunst hatte diese Anlage aus Wald und Wiesengrund geschaffen, feines Strauchwerk und prachtvolle Blumen hierher gepflanzt, Lauben und Wasserbecken angelegt und sie mit feinem Rasen und duftenden Blütchen umzogen. Nur ein unmittelbares Werk der Natur war dem, vor wenigen Jahren noch wilden Boden geblieben, gleich einem unantastbaren Heiligthum — drei mächtige Eichen, beisammen, in einer Gruppe, von hundertjährigem Epheu bis zur höchsten Spitze umschlungen, und sie waren die schönste Pracht des Gartens, in ihrem Schatten der Lieblingsplatz der Bewohner dieses einsamen Ortes.

Ein Tisch, Bänke und Stühle standen hier umher. Bücher und eine weibliche Arbeit lagen auf dem Tische, Blumen und Kinderspielzeug am Boden, und doch war es so still unter den Bäumen, wie im Hause drinnen. Der Schlaf nahm wohl schon den Kinderjubel, wenn solcher hier geherrscht, in seinen stillen Arm, und die Frau, die noch hier verweilte, saß wohl ermüdet davon, an den breiten Stamm einer der Eichen gelehnt? Sie sah, wie in Gedanken verloren, aufwärts durch die Lichtungen der Zweige. Ihr Angesicht, schmal und bleich, hatte einen sanften und ruhigen Ausdruck. Die Jahre der Jugend und, wie es schien, manches Leid waren darüber hingezogen. — An ihrer Seite, halb liegend auf dem feinen Kiese, befand sich ein junger Mann von auffallend schöner Gesichtsbildung, doch etwas schmächtigem Körperbau. Er lehnte, gleichfalls wie ermüdet, sein Haupt an den Stuhl an, auf dem die Frau saß, und sein Auge war fast gänzlich geschlossen. Er hatte ihre herabhängende Hand gefaßt, gleichsam wie zum Halt, doch berührte er sie nur leicht, die Frau

gewahrte es wohl kaum. Da erschütterte ein fröstelndes Erzittern ihren Körper, zusammenschauernd zog sie ihre Hand aus der des jungen Mannes, welcher erschrocken aufsprang und hastig nach einem Shawl griff, der an einer Stuhllehne hing. Besorgt umhüllte er sie damit, während er in ängstlichem Tone zu ihr sagte: „Wir verweilten zu lange hier, Ernestine. Warum mahnten Sie nicht und überließen mich meinen Träumen? Sie müssen nicht so nachsichtig gegen mich sein und mich schelten, wenn ich rücksichtslos bin. Sie wissen, wie gefährlich die Abende hier im Freien sind, besonders nach so schwülen Tagen."

„Ich dachte so wenig als Sie daran; wir Beide sind schuldig," erwiderte Ernestine freundlich und fuhr lächelnd fort, indem sie seinen Arm nahm und langsam mit ihm die breiten Wege des Gartens durchschritt: „Sie träumten, sagen Sie? Ja, da hätte ich Sie freilich erwecken müssen, denn das Wachendträumen taugt nicht viel, mein Freund! Ich verlor mich wohl auch in Erinnerungen, doch nicht träumerisch — ich dachte klar über Vergangenes nach, über seine Schatten, seine Lichtblicke, und sah die hellen und dunkeln Tinten, die aus ihnen auf die Bilder der Zukunft fallen und mit denen Kopf und Herz sich so gerne beschäftigen." — „Wer, wie Sie, so klar und ruhig sein könnte, so ergeben — so erhaben vielmehr über den Schmerz!" seufzte der junge Mann. — „Man kämpft doch, um zu siegen, nicht um besiegt zu werden," gab sie mit durchklingender Wehmuth zur Antwort, und er bat: „Haben Sie Nachsicht, meine mütterliche Freundin, daß ich noch immer mit dem Geschick hadere, das mir den Engel meines Lebens stahl." Er fuhr sich heftig durch das weiche, lockige Haar und sprach aufgeregt weiter: „Ist es denn auch anders möglich, als daß ich ihr ewig nachweine? — War sie nicht ein Engel an Schönheit und Herzensgüte? Und liebten wir uns nicht über alles, so treu und innig? Nur uns selbst zu leben, verlangte es unsere Herzen. Dieses einsame Thal war wie geschaffen für uns. Mit welchem Entzücken sahen wir das Haus, den Garten entstehen, diese kleine Welt, ein Paradies für uns, indem wir uns abschließen wollten vor der mißgünstigen Welt mit all ihren kleinlichen Freuden und Leiden! So geborgen im Schoße des Friedens, der Liebe, des Glückes, selbst jede Ahnung eines Schmerzes in süße Wonne einwiegend — mußte da ihr Tod mich nicht vernichten, mein Inneres zerfleischen, mich mit Gott und der Welt entzweien?"

Ernestine sah ernst in das bleiche Angesicht des jungen Mannes und

erwiderte: „Die Kinder des Glücks, zu denen Sie zählten, bringt leicht das erste schwere Leid aus aller Fassung. Doch Sie werden sich selbst wiederfinden, Alfred, werden auch wieder froh und glücklich sein können, wenn Sie nur erst über Ihre Vergangenheit reiflicher nachgedacht haben und Ihnen daraus klar geworden ist, was Ihrer Zukunft noth thut. Sie, ein verwöhnter Sohn des Reichthums, der Liebling einer allzuzärtlichen Mutter, lebten nur Ihren Neigungen, die zum Glück für Sie keine unedlen waren, doch Sie auch nicht zu einem thätigen Leben hindrängten. Noch sehr jung, lernten Sie Emma kennen, ein so schwärmerisches Wesen wie Sie selbst. Sie verlebten Tage eines zwar schönen, doch zu romantischen Glückes mit ihr, als daß es hätte von Dauer sein können, auch wenn Emma nicht gestorben wäre. Denn ein Paradies, wie Sie sich eines hier für immer schaffen wollten, ist unmöglich — ein solches Glück, wie Sie und Emma es sich für ein ganzes Leben träumten, findet auch an dem abgeschlossensten Orte kein dauerndes Asil. Es ist gar zu egoistisch, mein junger Freund, um bestehen zu können, ja um bestehen zu dürfen, denn wir sind nicht da, uns abzusondern von der Welt, sondern thätig, handelnd in und mit ihr zu leben. Selbst dem Weibe ist solch träumerisches Glück in der Liebe nicht gegönnt, auch sie muß kämpfen um die Freuden des Herzens; sie muß ihr häusliches Glück sich erringen, wenn es ein festes werden soll. Und der Mann — er ist ja geschaffen für den Kampf, seine Kraft muß sich stählen, damit er stolz über die gefährlichen Wogen des Lebens sich erheben kann. Nicht das Unglück darf ihn lähmen, nicht das Glück egoistisch, übermüthig machen."

„Ich war zu glücklich, um mein Unglück so tragen zu können, wie Sie es fordern. Ich bin ruhiger geworden, seit Sie bei mir sind; aber nimmermehr vermag ich es, mich in ein bewegtes Leben zu stürzen, um mich zu zerstreuen; es wäre auch vergeblich. Nichts, nichts vermag diese Wunde zu heilen!" — „Eine nützliche Thätigkeit würde sicher dazu führen; dieses Hinbrüten erschlafft Ihre besten Seelen- und Körperkräfte. Sie müssen einen Zweck, ein bestimmtes Ziel in's Auge fassen." — „Soll ich etwa als thätiger Associé an den Geschäften meines Hauses mich betheiligen?" rief Alfred heftig. „Kaufmann werden mit Leib und Seele, wie mein Bruder? Ein Geldmensch, der nichts Höheres kennt, als Banknoten und Börsenspekulationen, der die ganze Welt, alles, was darin vorgeht, lebt und athmet, nur mit dem Auge des Kaufmanns ansieht?" — „Sie

sind sehr ungerecht," versetzte Ernestine mit einigem Vorwurf. „Ihr Bruder ist ein ehrenwerther Mann, dem seines Hauses Wohl und Ehre am Herzen liegt. Er ist ein würdiger Nachfolger Ihres Vaters, Alfred, der mit den Mühen seines Lebens das Glück des Reichthums für seine Kinder erkaufte." — „Ja, ja!" sprach Alfred dumpf und setzte noch leiser hinzu: „Wo aber blieb der Mutter Glück, deren Herz nur nach Liebe verlangte?" — „Lassen Sie uns nicht darum rechten über der geschlossenen Gruft, die Beide umschließt, lassen Sie uns vielmehr daran denken, Ihr Leben einer Bestimmung entgegen zu führen, welche des Segens Beider gewiß wäre!" — „Zeigen Sie mir einen Weg dazu, aber nur um Gotteswillen keinen, der in das geschäftliche Leben hineinführt, und ich will ihn eine Zeitlang wandeln, Ihnen zuliebe, meine Freundin; Sie sollen mich gehorsam finden, bin ich Ihnen doch so tief verpflichtet! Nur eines bedinge ich mir dabei aus: es muß ein höheres Interesse damit verwoben sein, sonst kann und kann ich wirklich diesen Ort nicht verlassen, der Emma's Hülle birgt."

Sie hatten unter diesem Gespräch den Garten durchwandelt. Der Mond war indessen hinter den Bergen heraufgezogen und sah mit seinem hellen, milden Angesicht leuchtend herab in das dunkle Thal. Sein zauberisches Licht spielte geheimnißvoll um die Blumen und Blüthen des Gartens, die ihre süßesten Düfte entsandten. Ernestinens bleiches Antlitz erschien noch bleicher, als der volle Mondesstrahl darauf fiel. Bei Alfreds letzten Worten blieb sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, stehen und sah ihm prüfend in das schöne, doch kränkelnde Angesicht. Dann flog ein leichtes Roth über ihre schmalen Wangen, und seine beiden Hände fassend, sprach sie mit fester, von innerer Ueberzeugung durchdrungener Stimme zu ihm: „Sie müssen fort von hier, und das recht bald, mein Freund! Hier, an diesem stillen Orte, wo Sie alles so schmerzlich an das dahin geschwundene Glück erinnert, findet Ihr Leid immer neue Nahrung. Sie müssen sich einem bewegteren Leben anschließen und womöglich eine übernommene Pflicht erfüllen, etwas thun, was Ihre Gedanken in Anspruch nimmt, Ihrem Herzen zusagt und Ihre Thätigkeit rege hält." — „Wo wäre solches für mich zu finden, für mich, dessen ganzes Sein mit heiligem, unlösbarem Zauber an diesen kleinen Ort hier gefesselt ist?"

Eine Pause trat ein. Ernestine schien einen Moment zu überlegen, zu schwanken, dann aber, Alfred fest ansehend, sprach sie: „Ich halte Sie für fähig, mir ein Opfer zu bringen. Wohlan, ich verlange ein solches

von Ihnen. Um meinetwillen sollen Sie dieses Thal verlassen, für mich sollen Sie in die Welt zurückkehren, um in ihr ein theures, verlorenes Gut zu erkämpfen. Sie selbst, so hoffe ich, sollen dabei wieder gesunden, denn eine gewisse Thätigkeit ist Ihnen vor allem nöthig. Die Sache wird Sie, an und für sich selbst, interessiren und noch mehr um meinetwillen, da mein trübes Geschick sich dadurch erhellen würde. — Ich bin Ihnen noch einige Rückblicke in meine Vergangenheit schuldig, Sie sollen sie thun — bald, mein Freund, — und Sie werden daraus entnehmen, welches Opfer ich von Ihnen fordern möchte." — „Für Sie ist mir keines zu schwer!" rief Alfred erregt. — Sie legte die Hand auf seine Schulter und sprach leise und schmerzlich: „Sie sollen einem verloren gegangenen Leben nachspüren und es zu retten versuchen. Sie sollen mir mein Kind, mein einziges Kind finden helfen und es an mein unglückliches Mutterherz zurückführen." — Ernestinens Haupt neigte sich nach diesen Worten tief herab, und ein krampfhaftes Weinen rang sich aus ihrer Brust. — Alfred stand erschüttert. Es war das Erstemal, daß Ernestine ihm von ihrem Kinde sprach. Sie suchte sich zu fassen, sie richtete sich empor, doch die leisen Schauer, die sie durchzitterten, vermochte sie nicht zu verbergen. „Wie bleich Sie sind! Mein Gott, wie kalt ist Ihre Hand!" rief Alfred ängstlich und bat sie, ihm rasch in das Haus zu folgen, und während er sie dahin führte, klagte er sich an, daß er dieses nicht früher gethan. Sie werde erkranken, fürchtete er, sterben — sterben, wie Emma, mit der er nach einem eben so heißen Tage zu lange im Garten verweilt und sie in der Wonne ihres Liebesglückes der feuchten Kühle des Abends, der leichten Kleidung nicht geachtet, bis kalte Schauer sie plötzlich durchrieselten.

Bei dieser lebhaften Erinnerung an die grausame Vernichtung seines Glückes fuhr Alfred in seiner egoistischen Hingabe an seinen Schmerz bitter fort: „Muß ich nicht ewig dem Himmel zürnen, daß er den Engel meines Lebens mir nahm, und von seinem süßen, süßen Leben mir nichts zurückließ, als den ungeheuern Schmerz?"

Bei dieser Klage verstummte das eigene Weh in Ernestinens Brust. Mißbilligend schüttelte sie das Haupt und mit sanftem Vorwurf versetzte sie: „Nichts als der Schmerz blieb Ihnen von Emma's Leben? — Sonst nichts? — O, Sie Undankbarer! Ich will Sie Lügen strafen."

Sie zog ihn bei diesen Worten rasch durch die Hausthüre in ein Gemach im Erdgeschoß, das eine bedeckte Lampe matt erhellte. In einer

Nische stand ein von feinen Gardinen dicht umhülltes Bett, daneben eine Wiege von einem leichten Schleier bedeckt. Ernestine schlug diesen zurück und zeigte auf ein schlafendes Kind, indem sie sprach: „Ließ Ihnen Emma nicht ihr holdes Ebenbild zurück, — das Pfand ihrer Liebe, zur Versöhnung mit Ihrem Schmerz? — Warum vermeiden Sie den Anblick des holden Kindes und vergraben Ihre besseren Empfindungen in egoistische Selbstquälereien, in ein unseliges Versunkensein im entschwundenen Glück? — Sehen Sie doch, wie süß Ihr Kind lächelt! Versöhnt Sie denn dieser rührende Anblick nicht wieder mit dem Leben?“ Ernestine ergriff die Lampe und leuchtete über das Bettchen hin.

Welch wunderbar liebliches Bild gewährte das schlafende Kind! — Die Wangen hoch geröthet von dem erquickenden Schlummer, der frische, kleine Mund halb geöffnet, die ersten Zähnchen wie eine Reihe Perlen durchschimmernd, die goldenen Löckchen in reizender Unordnung um das runde Gesichtchen, die Füßchen entblößt auf der weißen Decke, rund, weich, voll von rosigen Grübchen, in unnachahmlicher Schöne, wie die Natur sie nur den Kindern verleiht! Alfreds Auge heftete sich immer fester und inniger auf das liebliche Kind, dessen Anblick seit Emma's Tode ihm keine Freude mehr gemacht, ja der ihm in seiner krankhaft gereizten Stimmung selbst Pein verursacht hatte. Ernestine, die seither umsonst versucht, ihn durch des Kindes Nähe zu erheitern, sah jetzt mit innerer Befriedigung, wie das Gefühl wehmüthiger Freude seine Brust hob und sein Auge sich mit Thränen füllte. Er ergriff die Hand des Kindes, und sie an seine Lippen pressend, sank er neben dem Bettchen auf die Kniee nieder. — Ernestine stellte die Lampe stille bei Seite und verließ das Gemach.

Nach einer Stunde fand sie sich mit Alfred in dem Wohnzimmer zusammen. Man sah Thränenspuren in seinem Auge, doch war der Ausdruck seines Gesichtes ein heiterer, und Ernestinens Hand freundlich fassend, bat er sie, ihm heute noch von ihrer Vergangenheit zu erzählen, es verlange ihn zu erfahren, was er für ihre Zukunft thun könne; er sei bereit, morgen schon das Thal zu verlassen, wenn durch ihn etwas zu ihrer Beruhigung geschehen könne. Sie dankte ihm für seinen Eifer, meinte jedoch, er solle die Sache nicht zu hastig ergreifen, sie wollten erst ruhig alles erwägen und prüfen, dann handeln. Für das, was sie ihm mitzutheilen habe, sei es heute schon zu spät — morgen, unter den Eichen, solle er das schwerste Leid ihres Lebens kennen lernen. Sie hoffe, er

werde darin eine Veranlassung finden, seinem Schmerz sich zu entziehen, und in dem Vorsatz, eine gute That zu vollführen, die Kraft erlangen, sich wieder in die Welt zu wagen und diesen einsamen Ort, der seine höchsten Freuden wie sein tiefstes Weh umschließe, zu verlassen.

Am andern Tage saßen sie lange unter den Eichen beisammen, und als Ernestine ihre Mittheilungen beendet, gelobte Alfred, schon in kürzester Frist zu reisen. Sie dankte ihm unter heißen Thränen, da kam die kleine Emma mit der blinden Hast des noch unsichern Laufes daher. Ihre Wärterin vermochte sie nicht länger unter den Blumen zu halten, als die Kleine Ernestinens dunkles Gewand im Schatten der Bäume herausgefunden hatte. Sie rannte auf das ihr liebste Wesen zu, dem sie den zärtlichsten Namen gab, den sie kannte und den die Gestorbene sie noch lallen gelehrt. Jubelnd rief das Kind: „Mama, Mama!“ und streckte die kleinen Arme Ernestine entgegen. Diese wollte das zarte, kleine Wesen emporheben, doch Alfred kam ihr zuvor, und die Kleine küssend und wieder küssend, sagte er zu Ernestine: „An Ihrem Herzen fand das verwaiste Kind der Mutter Liebe wieder und empfand die unnatürliche Abneigung seines Vaters nicht. Gebe der Himmel, daß ich es Ihnen lohnen kann, indem ich Ihnen das eigene Kind, das verlorene, das unglückliche wiedergebe!“

„Gott beschütze Ihre Wege und führe Sie glücklich!“ sprach Ernestine mit einem frommen Blick nach oben. Dann zog sie ein Medaillon aus ihrer Brust, welches das Bild eines schönen Kindes von etwa zwölf Jahren enthielt. „Das ist Selma,“ sagte sie, während sie es Alfred hingab. „Nehmen Sie das kleine Bild mit,“ fuhr sie nach einer Pause fort; „ist sie auch indessen acht Jahre älter geworden, ihre Züge haben sich wenig verändert; so war es wenigstens, als ich sie zum letztenmal sah — in Paris.“ Ernestinens Haupt senkte sich und ihre Hand preßte sich auf die Stelle des Herzens. — Alfred verlor sich im Anschauen des Bildes; es war, als prüfe er in den Zügen dieses Kindes, was ihm die Mutter von ihm mitgetheilt hatte. „Welch ein prächtiges Auge,“ sprach er nach einer Weile, „und welch regelmäßig schöne Züge! Doch vermißt man schmerzlich den kindlich heitern Ausdruck; es liegt etwas Eitles, fast Hochmüthiges und Frühreifes in diesem Kindergesicht.“ — Ernestine seufzte schwer auf, Alfred that es leid, daß er sich so ausgesprochen, doch sie sagte, er

habe Recht, der Einfluß, der Selma's Leben vergiftet, habe schon in zartem Alter mächtig auf sie eingewirkt.

Alfred prüfte noch einmal das Bild und länger als das erstemal; dann meinte er, es liege doch unendlich viel Seele in diesem dunkeln Auge, trotz seinem kecken Aufschlag, und um den eitel aufgeworfenen Mund lagere ein Zug der Güte, der schärfer hervortrete, wenn man das Bild länger in's Auge fasse. — „Sie wollen mir einen Trost, eine Beruhigung geben," erwiderte Ernestine wehmüthig lächelnd. „Ach, wie gerne möchte ich hoffen, glauben können! Das Mutterherz verlangt so sehr danach und ist selbst geneigt, das Gewisse auszulöschen! — Doch wie sich auch Selma's Leben gestaltet haben mag — eine Stimme spricht in mir wie eine unumstößliche Wahrheit: wenn ich sie nur erst wieder mit diesen meinen Armen fest umschlingen könnte, würde sie mir nicht wieder entgehen." — „Finde ich die Unglückliche, so bringe ich sie Ihnen zurück. Sie muß dem Ruf Ihrer Liebe, Ihrer Angst folgen, und würde sie es nicht, kein Mittel sollte unversucht bleiben, sie dennoch zu Ihnen zurückzubringen." —

„Sie werden zuerst nach Paris reisen?" fragte nach einer Pause Ernestine. — „Ja, um Madame Durant aufzusuchen; sie hat vielleicht Kunde, wo sich Herr Mertens mit Mademoiselle Hortense und Selma aufhält," versetzte er nachdenklich. — „Ich glaube das kaum. Drei Jahre sind schon hingegangen, seit ich Selma in ihrem Hause fand und es Hortense gelang, sie mir wieder zu entführen. Sie, dieser böse Geist meines Lebens, die falsche Schlange, die mit arger List uns umwand, mein häusliches Glück vollends zerstörte und meinen Mann zum Betrüger und Bankerottirer machte, die es verstand, alle seine schlimmen Neigungen aufzustacheln, ach, und mit schlauer Freundlichkeit das Kind mir vom Herzen zu reißen, das mehr Freude bei ihr fand, als bei der kränkelnden Mutter, die tiefer Kummer niederbeugte über den Leichtsinn und die Verschwendung ihres Mannes, und die erst zu spät den gefährlichen Einfluß der Gouvernante kennen lernte, welche seine Liebe und auch ihr Kind ihr stahl!" Ernestine bedeckte ihr Angesicht; die Erinnerung an den größten Schmerz ihres Lebens raubte ihr auf Augenblicke die schwer erkämpfte Ruhe. —

Als sie sich wieder gefaßt hatte, sagte Alfred, daß er von Paris nach London gehen werde, um dort die Spur von Selma aufzufinden. Ernestine

stimmte ihm bei und meinte, daß sie wohl alle drei sich noch in England aufhalten könnten, doch liege die schlimme Möglichkeit nahe, daß ihr Mann mit seiner Geliebten und Tochter nach Amerika entflohen sei, um jeder Verfolgung von ihrer Seite zu entgehen. — Er habe vor seinem beabsichtigten Bankrott bedeutende Summen nach England zu schaffen gewußt und könne sich mit diesen über das Weltmeer geflüchtet haben. „Leider," fuhr sie fort, „konnte ich damals ihre Spur nicht verfolgen, da sie noch in jener Nacht entflohen, in der ich sie in Paris im Hause der Durant auffand. Wie ich später erfuhr, war ihre Reise nach England schon beschlossen, ehe ich ankam. Mertens konnte sich nicht mehr in Paris halten, da er sich in unreelle Geschäfte eingelassen und verfolgt wurde. — Es war das Abschiedsfest, das er mit seiner lustigen Freundin in dem Hause der leichtsinnigen Durant feierte, als ich unter sie trat, um mein Kind mir wieder zu erobern. O, und ohne Hortense's falsche Worte hätte sich Selma gewiß nimmer von mir getrennt, trotz meines damaligen Elendes, denn fast eine Bettlerin kam ich in Paris an, meine letzte Habe verschlang die Reise dorthin! — Wie liebevoll war sie, als sie mich halb ohnmächtig in ihr Zimmer brachte! Sie blieb an meiner Seite, ich empfand das deutlich in dem lethargischen Zustand, in den ich verfiel; ich vernahm auch, wie Hortense eintrat und sie in das Nebenzimmer zog, hörte selbst deutlich ihre leise Unterredung, in der sie meine Tochter überzeugte, daß sie um ihres Vaters willen mich verlassen müsse, daß für mich auf das Beste gesorgt sei, ich ein ganz bequemes Leben in der Heimat habe, und daß ich es von jeher gewesen, die jede Freude ihres Vaters zu trüben gesucht mit meinen frömmelnden und unpraktischen Lebensansichten. An meiner Seite würde ihre Jugend bald dahinwelken, ihre Schönheit unbewundert verblühen, die Langeweile sie tödten. Kurz, ihr bestrickender Einfluß auf das junge, unselbstständige und eitle Mädchen trug, wie von jeher, seit sie durch meinen Mann als Erzieherin Selma's in unser Haus gekommen, den Sieg davon.

„Vergebens strengte ich mich an, mich zu erheben, ja nur einen Ton von mir zu geben. Die Ueberanstrengungen der Reise, die Nachwehen einiger Jahre des tiefsten Grams, die Aufregung der letzten Stunden — es lähmte alle meine Kräfte; — die Vorboten der schweren Krankheit, die mich unmittelbar nachher befiel, lagerten sich wie ein schwerer, unbezwinglicher Druck auf alle meine Glieder. Selma trat noch einmal an mein

Lager — sie hielt für tiefen Schlaf, was mir jede Bewegung unmöglich machte, und schied mit der Ueberzeugung von mir, daß auf das Beste für mich gesorgt und ich schon in den nächsten Tagen in meine Heimat zurückkehren werde. Dennoch bedurfte es wiederholter Mahnungen von Hortense, sie von mir zu entfernen, und als sie es endlich that, hörte ich sie tief aufseufzen. — Es war mir, als müsse sich ein schmerzlicher Aufschrei aus meiner Brust lösen, so groß war meine Seelenqual, die jedoch vergebens gegen die gefesselten Körperkräfte rang! — Ich verlor jetzt das Bewußtsein gänzlich und kam erst nach langen Wochen, deren Gefahr ich nicht empfand, wieder zur Besinnung. — Ich war in das „Hotel Dieu" gebracht worden und blieb über ein Jahr daselbst. — Als ich das Hospital wieder verlassen konnte, suchte ich Madame Durant auf. Sie händigte mir eine kleine Summe ein, die mein Mann zu meiner Rückkehr in die Heimat für mich bei ihr deponirt habe. Was konnte ich thun? Noch völlig kraftlos von der langen Krankheit, blieb mir keine andere Wahl, als zurückzukehren. Theilnehmende Herzen kamen mir entgegen, und so fand ich, nachdem ich mich vollends erholt hatte, die Stelle einer Gesellschafterin bei Ihrer Schwester, und Frau von Wellen gewann mich so lieb, daß sie glaubte, ich sei dazu berufen, Sie nach Emma's Tod zu trösten, zu erheitern."

„Die gute Schwester entbehrt Sie um meinetwillen," erwiderte Alfred bewegt und bat: „Sie bringen mit dem Kinde den nächsten Winter bei Adele zu, nicht wahr? Doch im Frühjahr kehren Sie wieder hieher zurück? Ich möchte den Ort, an dem Emma ruht, doch nicht so ganz verlassen wissen. Auch möchte ich, wenn ich Selma finde, sie nur hier Ihnen zuführen." — „Im Spätherbst reise ich zu Frau von Wellen. Wo könnte ich auch lieber verweilen, wenn Sie abwesend sind? Doch, gewiß der erste warme Frühlingstag führt mich mit dem Kinde wieder in dieses Thal, zu seiner Mutter Grab. Diese heilige Stätte soll uns allen theuer bleiben, Alfred, nur wollen wir an ihr nicht vergessen, was wir dem Leben, was wir auch Andern noch schuldig sind. — Wir bepflanzen die Gräber mit Blumen, und sie, die in bunter Pracht der Erde entkeimen, die Dahingegangenes bedeckt, sie mahnen, daß auch dem Tode neues, heiteres Leben entquillt, und daß wir nicht hinunter in seine Nacht, sondern aufwärts dem Lichte entgegen blicken sollen — dem ewigen Lichte, das ewiges Leben bedingt."

Bei dem Worte Licht sah das Kind, das Alfred noch auf seinem Arme hielt, nach den Sonnenstrahlen, die durch die Blätter blitzten. Freudig schlug es die kleinen Hände zusammen und lachte: „Lauter schöne Sterne für Papa und Emma!“ — „Und doch auch für Ernestine?“ ergänzte Alfred. — „Nein,“ widersprach die Kleine; „Mama reicht sie ja vom Himmel herab für Emma und Papa.“ — Alfred ergriff und drückte innig Ernestinens Hand, die liebkosend über des Kindes goldene Löckchen strich, und sprach leise, zu ihr hingebeugt: „Möge uns mit dem nächsten Frühlingssonnenschein ein frohes Wiedersehen hier werden.“ — Ernestine senkte das Haupt und einige schwere Thränen rollten langsam über ihre schmalen Wangen. —

Am andern Tage schon reiste Alfred ab, und bei den ersten rauhen Herbstwinden verließ Ernestine mit dem Kinde das Thal, um den Winter in der Stadt, im Kreise von Alfreds Familie zuzubringen.

Es war bereits Ende Februar; man hoffte sehnlich auf das Ende des langen Winters, doch noch immer wollten die lauen Südwinde nicht kommen, seine starre Decke zu lösen. Dicht in Mäntel, Pelze und Schleier gehüllt, eilte man durch die Straßen; selbst in den wärmeren Mittagsstunden sah man Spaziergänger wie Geschäftsleute sie in schnellem Schritte durchwandeln. Zwar lagerte die Eisdecke nur noch stellenweise auf dem breiten Strome, der an der alten Stadt K. vorüberfließt, und auch die Schneebahn hatte ein so graues Aussehen gewonnen, daß es keine Freude mehr war, sie zu benützen. Zudem hatte dieses Vergnügen sich überlebt, der schneereiche Winter war damit zu freigebig gewesen, und mit dem lustigen Treiben der Fastnacht war es, so zu sagen, zu Grabe getragen worden. Die noble Welt benützte wieder allein die bequemeren Wagen oder wandelte zu Fuß im mittäglichen Sonnenschein auf der Promenade und in den breiteren Straßen der Stadt. Besonders ergötzte sich die Jugend daran, sich an hellen Tagen hier zu begegnen, bedeutungsvoll einander zu grüßen oder wohl auch mit einander zu plaudern, sich eine Strecke weit begleiten zu lassen, und ein Wiedersehen im Theater, im Concert oder in einer Theegesellschaft zu verabreden.

Zu den oftgesehensten Spaziergängern durch die gangbarsten Straßen gehörte ein auffallend hübsches und noch sehr jugendliches Paar. Es waren

die Kinder eines der reichsten Kaufmannshäuser, welches auch eines der geselligsten in der Stadt war, und die Geschwister Dykenbruck galten für eben so liebenswürdig als hübsch und reich. Theobald und Emilie waren demnach auch glänzende Partieen und wurden von Jung und Alt gesucht und bevorzugt. Was Wunder, daß sie sich ihres Werthes häufig mehr, als gut war, bewußt fühlten, die kaum sechzehnjährige Emilie viel Anlage zu einer verzogenen Modedame zeigte, und Theobald mehr Zeit mit ritterlichen Künsten verschwendete, als seinem thätigen Vater lieb war. Doch beruhigte sich der alte Dykenbruck mit dem Trost, den ihm ein Freund in Holland gegeben, welcher seinen Sohn einige Jahre bei sich gehabt, um einen tüchtigen Kaufmann aus ihm zu machen, — daß Theobald einst gleich seinem Vater ein ehrenwerthes Glied des Hauses Dykenbruck sein werde, wenn er nur erst einige Jahre getobt habe. Er solle ihn darum nicht allzusehr einzuschränken suchen.

Und in der That, Theobald hatte jetzt schon Zeiten, in denen er eine lobenswerthe Ausdauer auf dem Comptoir bewies und viele Anlagen zu einem spekulativen Handelsmann zeigte. Dykenbruck verschloß darum auch seinen Verdruß in sich, wenn sein Nachfolger dennoch zuweilen Skrupel in ihm erregte, ob er wohl dieser Stellung einst so genügen werde, wie es für die Ehre seines Hauses und die Vermehrung der Fonds desselben nöthig sei. Um die Tochter kümmerte sich Herr Dykenbruck wenig; sie bekam einst eine reiche Mitgift — was bedurfte sie mehr, um die Frau eines angesehenen Kaufmanns zu werden? — Damit war seine Sorge um dieses Kind beschwichtigt. Daß Frau Dykenbruck einige tausend Gulden mehr für Toilettengegenstände in Rechnung brachte, seit die Tochter in die Welt eingeführt worden, war nicht von so großem Belang, um darüber zu rechten, zudem wußte der langjährige Ehemann, daß über dergleichen Dinge seine Frau keinen Einwand gelten ließ und ihn stets damit zurückwies, daß sie wisse, was sie zu thun habe; und da sie auch diese Grenze im Ganzen nie viel überschritt, hatte sie bei der Führung des Haushalts eine Autorität erlangt, die keinerlei Einmischung gestattete.

Frau Dykenbruck, obgleich etwas beschränkten Verstandes, wußte doch ganz wohl ihr Haus mit Anstand zu repräsentiren und es in der gewohnten Weise des einmal bei der vornehmen Kaufmannswelt der alten Stadt festgestellten Tones den ersten Häusern gleichzustellen. Die Erziehung ihrer Tochter überließ sie hauptsächlich dem Pensionat, das die-

selbe bis zu ihrem fünfzehnten Jahre besuchte. Emilie lernte alles, was die Töchter der andern Familien ihres Standes lernten. Sie spielte Klavier, zeichnete, sang, wußte etwas von Weltgeschichte und Geographie, von Aesthetik und Litteratur, plauderte französisch, verstand etwas englisch, las Schiller, blätterte in Göthe und suchte französischer Romane habhaft zu werden. Auch verstand sie ziemlich richtig deutsch zu schreiben, und schrieb sogar, seit sie die Pension absolvirt, an einem Tagebuch. Doch geriethen diese geheimen Ergießungen oft in's Stocken, denn die Abende waren stets mit andern Dingen ausgefüllt, als mit dem Nachdenken über die Ereignisse des Tages und den dabei gehabten Empfindungen.

Frau Dykenbruck liebte sich zu unterhalten und brachte die Abende selten zu Hause und nie allein zu. Emilie, die einzige Tochter, mußte überall dabei sein, und ihr heiteres und lebhaftes Temperament erfreute sich an allem. Die Mutter, stolz auf die schöne Tochter, schürte den Hang zur Eitelkeit bei ihr, der jedem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren inne wohnt, bis Emilie wirklich eitel, nicht nur auf ihre persönlichen Reize, sondern auch eitel auf den Flitter wurde, mit dem ihre Mutter dieselben im Uebermaß umgab. Das von der Natur auch geistig begabte Mädchen vertändelte ihre schönste Zeit in oberflächlichen Spielereien und fand Geschmack an nichtssagenden Dingen. Die natürliche Güte ihres Herzens blieb ihr freilich, doch dieser beste Schatz jedes weiblichen Gemüthes konnte unter solchen Einflüssen sich nicht zu der Bedeutung erheben, die einem jungen Wesen in den Augen aller Verständigen den höchsten Reiz verleiht. Emilie Dykenbruck erschien demnach eben als ein heiteres und anmuthiges Mädchen, mit etwas Witz und Koketterie, einigem Gemüth und vieler Eitelkeit, gutmüthig, wo sich eine Gelegenheit dazu bot — doch ohne tieferes Gefühl und ohne besonders hervorragenden Geist. Doch so, wie sie erschien und beurtheilt wurde, feierte man sie, das schöne Kind eines reichen Hauses, im Uebermaß und überhäufte sie gleich bei ihrem ersten Erscheinen in der Gesellschaft mit Huldigungen aller Art. — Theobald war der Einzige, der ihr nicht schmeichelte, der Einzige, der ihr widersprach und ihrer Launen nicht achtete. Sie lebte daher auch in stetem Streit mit ihm; dennoch liebten sich die Geschwister, und man sah Emilie häufig an des Bruders Arm auf der Promenade; sie tanzte auch am liebsten mit ihm, und überall, wo die Mutter nicht an ihrer Seite erschien, bemerkte man sicher Theobald in ihrer Nähe.

So begleitete er sie auf den winterlichen Promenaden, die nicht nach der Mutter Geschmack waren, und da es Emilie ein Greuel war, im dicht verschlossenen Wagen zu fahren — denn sie liebte die freie Luft und Bewegung, — so suchte sie ihre Spaziergänge mit Theobald möglichst auszudehnen, um sich über die festgesetzte Stunde hinüber zu stehlen, in der Frau Dykenbruck täglich auszufahren pflegte. Gelang ihr das, so freute sie sich kindisch, der langweiligen Fahrt entgangen zu sein, und in diesen Stunden des Alleinseins unterhielt sie sich dann zu Hause immer ganz vortrefflich. Da musicirte, zeichnete oder las sie so ungestört, und — vielleicht gerade weil ihr dies selten wurde — gewährte es ihr erhöhten Genuß. Die gestohlenen Stunden hatten einen eigenen, geheimnißvollen Reiz, den sie empfand, ohne tiefer der Ursache nachzuspüren.

Seit einigen Wochen jedoch war es anders damit geworden. Ein Gast war in dem Dykenbruck'schen Hause eingezogen, der zwar wenig Störung und Veränderung in Emiliens Lebensweise brachte, allein ihre Gedanken mehr beschäftigte, als sich mit ungestörtem Lesen und Musiciren vertrug; denn dieser Freund Theobalds aus der Zeit seiner Handelsstudien in Amsterdam, wo sie Beide eine kurze Zeit in demselben Hause und zu demselben Zwecke sich zusammengefunden hatten, war ihr ein Räthsel, an dessen Lösung sie wider Willen studiren mußte. Der bleiche junge Mann war so gar nicht wie alle die anderen Herren, mit denen sie verkehrte. Er zog sich von den Vergnügungen zurück, die jene für die Quintessenz aller Lebensfreuden erklärten, und nahm selbst an all den Unterhaltungen wenig Antheil, die sie bis jetzt so sehr ergötzt hatten. Er blieb höchstens des Anstands halber eine Stunde bei Thee, Spiel und Tanz; das Theater besuchte er gar nicht, und im Concert lehnte er an einer Säule und hatte nur Sinn für die Musik — vergaß selbst gewöhnliche Galanterien gegen sie und Mama. Die meiste Zeit verbrachte er in seinem Zimmer, und er hätte ohne Zweifel die Gastfreundschaft des Hauses Dykenbruck gar nicht so lange in Anspruch genommen, wenn er nicht das Frühjahr zur Heimkehr hätte abwarten wollen und Theobald nicht mit der Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche die Söhne der alten Handelsstadt K. charakterisirt, in ihn gedrungen wäre, diese Zeit im Hause seines Vaters abzuwarten. Das Handelshaus Dykenbruck stand mit dem Hause des Gastes in langjähriger freundschaftlicher Geschäftsverbindung, weshalb man ihn auch mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen hatte. Doch vergebens

war Theobalds Bemühen, den etwas älteren Freund aus seiner ernsten, oft fast melancholischen Stimmung herauszureißen, und er sah endlich ein, daß, wenn er ihn nicht verscheuchen wolle, er ihn ungestört seinen eigenen Weg gehen lassen müsse.

Die verwöhnte Emilie verdroß des Gastes ernste Miene, verdroß es, daß er keine besondere Aufmerksamkeit für ihre kleine Person zeigte; doch gerade dieser geheime Verdruß veranlaßte sie immer wieder zum Nachdenken über ihn, und unwillkürlich gewann er ihr ein tieferes Interesse ab. Heute hatte sie ihn vergebens aufgefordert, mit ihr auf die Promenade zu gehen und gestern konnte er doch allein einen längeren Spaziergang machen. „Dein Freund ist doch gar zu langweilig," hatte sie zu Theobald gesagt, als sie mit ihm das Haus verlassen, dann aber sprach sie nichts mehr von ihm, denn Theobald machte gleich Miene, sich lustig über ihre gekränkte Eitelkeit zu machen. Sie suchte durch scherzhafte Bemerkungen ihren Aerger zu überwinden, in einem raschen Gang ihn zu verbergen und durch Lachen ihre fröhliche Laune zu bekunden. Sie sah dabei unter dem lichten Schleier reizend aus, mit den von der kalten Luft hochgerötheten Wangen, den Grübchen darin und den weißen Zähnchen, die aus dem lachenden Purpurmund blitzten. Die blauen Augen funkelten lebhafter als sonst, und das blonde gekräuselte Haar umfaßte wie ein goldener Rahmen die blendend weiße Stirne. Ihre zierliche Gestalt war in einen kostbaren Pelz gehüllt, die kleinen Hände stacken in einem Muff, doch als genire sie diese Haft, kamen sie, bald die eine, bald die andere, mit dem feinen Spitzentaschentuch zum Vorschein.

Schon mehrmals war dem Geschwisterpaare heut auf seinem Wege ein ältlicher Herr, ein Fremder, mit einer jungen schönen Dame begegnet. Das Aeußere dieser, ihre Schönheit, ihr kostbarer Anzug mußte auffallen, und Emilie, noch mehr aber Theobald betrachteten sie mit neugierigem Interesse. „Wer die nur sein mögen?" fragte Emilie den Bruder, und meinte, er müsse es wissen, da er sich ja für alle schönen Damen interessire. Er aber gestand, daß es ihm leid sei, diesesmal ihre Neugierde nicht befriedigen zu können, er sähe die Fremden heute zum erstenmal, werde sich jedoch bemühen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. In diesem Augenblick hatte Erich Rullmaier sie erreicht, ein eifriger Verehrer Emiliens und ein näherer Bekannter Theobalds. Er könne sicher sagen, wer die schöne Fremde sei, behauptete Theobald, sobald er seiner ansichtig

wurde, denn ihm entgehe nichts in der Stadt, er besitze das Talent, von allem unterrichtet zu sein, fast noch früher, als es sich ereigne. Dagegen protestirte Erich, gestand aber doch, daß er schon gestern von der schönen Fremden einiges erfahren habe.

„Und sie kam erst heute an — hab' ich nicht Recht?" fiel Theobald lachend ein. — „Nein, gestern mit dem letzten Zug kam sie an," entgegnete der Alleswisser eifrig und fuhr ebenso fort: „Ich war zufällig noch im Hotel du Rhin und sah sie ankommen. Da mir die Erscheinung der Dame wie ihres Begleiters auffiel, blieb ich, bis ihre Namen in das Fremdenbuch eingetragen waren." — „Und wer ist es?" fragte Emilie neugierig. — „Ein englischer Baronet Namens Willisson, und die schöne Dame soll seine Tochter sein — Miß Rose Willisson." — „So, seine Tochter?" sagte Theobald gedehnt und meinte, sie gleiche eher einer bevorzugten Freundin des alten Herrn als einer zärtlichen Tochter." — „O, pfui, Theobald!" rief Emilie verweisend. „Wie kannst du nur immer gleich Schlimmes denken!" — „Weil ich das Schlimme gewöhnlich interessanter finde; du nicht auch, Erich?" — Der Gefragte kam in einige Verlegenheit und zuckte die Achseln. — „Ach, ihr seid Einer wie der Andere!" grollte Emilie; „leichtsinnig, frivol, man sollte sich gar nicht mehr mit euch jungen Modeherren befassen, da ihr unser Geschlecht nur immer herabzusetzen sucht." — „Ei, mein Gott, Fräulein Emilie, wie können Sie solches behaupten? Sie, die Angebetete, die so Hochverehrte!" rief Erich mit pathetischer Galanterie. — „Ach was, angebetet, hochverehrt! Die Männer können uns gar nicht tief genug verehren, uns, die wir in jeder Hinsicht so weit über ihnen stehen! Ja, ja, lache nicht, Theobald, auch Mama sagt das — wir sind tausendmal besser als ihr, und besonders als du, der du noch gar nicht nach des Vaters Sinn geworden bist und viel zu wenig dich mit den Büchern im Comptoir beschäftigst. Wir wissen das, spricht Papa auch nicht davon — wir sehen scharf."

„Wie altklug sie predigt!" lachte Theobald überlaut, und Emiliens Wange färbte sich noch röther; sie wollte etwas erwidern, doch eben bogen sie um die Ecke und vor ihnen stand — der Fremde und seine schöne Begleiterin. Emilie schloß den schon geöffneten Mund und sah scharf durch den dichten Schleier, welcher über das Gesicht der Dame fiel — ein großes dunkles Auge schaute sie flammend an, so flammend, daß sie davor zurückbebte und mit angehaltenem Athem und gesenktem Blick an der Fremden

vorüberging. — „Das war sie — Miß Rose Willisson," sagte Erich, und Theobald machte sogleich einige mokante Bemerkungen über den grimmig dreinsehenden Alten und die stolze Donna an seiner Seite. Emilie ärgerte dies, und rasch ihren Arm aus dem des Bruders ziehend, eilte sie mit einem flüchtigen Gruße gegen Erich davon, ihrem Hause zu, das ganz in der Nähe lag.

„Du hast sie verscheucht mit deinen Witzen," seufzte Emiliens Verehrer; „du bist zu unzart in Gegenwart der Damen." — „Die meisten lieben ein derberes Wesen mehr, als Sentimentalität; merke dir das, Erich! Mit deinem Schmachten eroberst du Emiliens eigensinniges Herzchen nicht." — Erich seufzte und blickte gen Himmel, Theobald sagte dem Freunde lachend Adieu und folgte seiner Schwester in das Haus — doch ging er dem Comptoir zu, während sie die Treppe in den ersten Stock hinauf sprang, im Vorzimmer Hut und Pelz abwarf und dem kleinen Salon zueilte, indem sie eine Stunde allein zu sein hoffte, denn Frau Dykenbruck mußte bereits ausgefahren sein. Sie hatte mit Theobald einen langen Spaziergang gemacht.

In dem Salon war es durch die Sammtgardinen, die seine Fenster fast ganz umhüllten, bereits etwas dämmerig. Emilie bemerkte nicht gleich den Gast des Hauses, der neben dem hohen Porzellanofen in einem Sessel ruhte. Erst als er sich ein wenig erhob, ihr guten Abend zu sagen, erkannte sie ihn, und in einiger Verlegenheit bemerkte sie, sie habe geglaubt, Mama hier zu finden. „Frau Dykenbruck ist ausgefahren, doch schon frühzeitig, und wird wohl bald zurückkehren," erwiderte er ruhig, indem er sich wieder in seinen Sitz zurücklehnte. — Emilie trat an den Tisch mit Büchern und Mappen und blätterte in diesen und jenen. Sie schellte und befahl Licht, auch den Thee bereit zu halten bis Mama käme; er müsse heute früher eingenommen werden, da sie das Theater besuchen wollten. „Werden Sie uns nicht einmal dahin begleiten, Herr Merfeld?" fragte sie den Gast.

„Ich werde es heute thun," gab er zur Antwort, indem er sich erhob und zu ihr trat; dann fragte er, ob noch Platz in ihrer Loge sei, indem er sonst nach einem Billet schicken wolle. — „Theobald kann Ihnen seinen Platz abtreten," gab Emilie schnell zur Antwort und fuhr eifrig fort: „Es kostet ihn ohnehin immer ein halbes Opfer, uns in's Theater zu begleiten, denn Mama besteht darauf, daß er bis zu Ende aushält,

und er entfernte sich immer lieber gleich nach dem ersten Akt, um zu seinen Freunden in den geistreichen Klub zu eilen. Da haben Sie wirklich einen guten Geschmack, daß Sie Theobald nicht dahin begleiten, denn es mag dort oft recht toll zugehen. Daß Sie aber so gar keine Geselligkeit lieben, Sie, noch so jung — das befremdet mich oft," fügte das Mädchen hinzu. — „Sie wissen, ich habe in meinem „jungen" Leben schon gar Schmerzliches erfahren, und dann stimmt mich eben eine verfehlte Reise trübe." — „Sie waren in Frankreich und England?" — „Ja, seit anderthalb Jahren — umsonst!" — „Haben Sie unglückliche Spekulationen unternommen, wenn ich fragen darf?" — „Ich halte mich allen kaufmännischen Geschäften fern."

Eine Pause trat ein, dann sagte er, indem er Emiliens Hand ergriff: „Entschuldigen Sie den unangenehmen Gast. Theobald trägt die Schuld, daß er so lange in Ihrem Hause verweilt." — „Und wir alle tragen Schuld, daß es Ihnen so wenig darin gefällt!" setzte Emilie mit leicht durchklingendem Verdruß hinzu. — „Nein, das wahrlich nicht," versicherte Alfred aufrichtig.

Der Gast des Hauses Dykenbruck war der junge Mann, den wir in dem einsamen Thale kennen gelernt, der jüngere Sohn des Handlungshauses Merfeld in H. Sein Vater hatte ihn nach dem Tod der Mutter, deren verzärtelter Liebling er war, nach Holland gesandt, um ihm dort Geschmack an den kaufmännischen Geschäften beibringen zu lassen. Allein Alfred hielt es nicht lange in dem neblichten Klima aus; kränkelnd kehrte er zurück, und nach seines Vaters Tode, der bald darauf erfolgte, vermählte er sich mit Emma, einer jungen Waise, die eben die Pension verlassen hatte, und zog sich mit ihr in das idyllische Thal zurück, um dort seiner Liebe und seinen schwärmerischen Phantasien zu leben. Doch kaum zwei Jahre dauerte dies träumerische Glück. Emma starb, wie wir wissen, und Alfreds verständige Schwester sandte ihm Ernestine, die ihr Freundin geworden war, zum Trost und zur Stütze. Anderthalb Jahre waren verflossen, seit er Ernestine verlassen, um die Spur ihrer Tochter aufzusuchen, die ihr trotz der hingebenden Liebe ihres Mutterherzens entrissen worden.

Ernestinens Gatte, dem sie sehr jung noch durch den Willen ihres Vaters verbunden worden, war einer jener frivolen und gewandten Männer, die kurze Zeit zu täuschen verstehen. Ernestinens Vater sah zu spät

ein, daß er das Glück seines Kindes nicht reiflich genug bedacht. Er starb aus Kummer darüber, und das reiche Erbe, das er der Tochter hinterließ, war ganz geeignet, die schlimmen Leidenschaften ihres Mannes zu mehren. — Er verschwendete, statt zu erwerben, sein Geschäft ging rückwärts. — Ernestine mit ihren Vorwürfen und ihren gramerfüllten Zügen wurde ihm lästig. — Die hübsche Französin, welche er als Erzieherin Selma's in's Haus gebracht, bestärkte ihn in dem Entschluß, seine Gattin zu verlassen und so viel als möglich von ihrem Vermögen nach England zu bringen, um später mit ihr und Selma dahin zu entfliehen. Das junge Mädchen, eitel und genußsüchtig, ließ sich ganz von der schlauen Hortense einnehmen, die ihren Launen huldigte und ihr in Gemeinschaft mit ihrem Vater alle möglichen Vergnügungen zu machen suchte. — Ernestinens edle Seele durchschaute die Absicht von Hortense's Betragen nicht, erkannte nicht einmal das verbrecherische Verhältniß, in dem diese mit ihrem Manne stand. Zu spät sah sie die ganze Wahrheit ein. Ihre äußere Stellung war vernichtet, die Schande eines betrügerischen Bankerotts folgte dem entflohenen Gatten nach, der ihr Kind und die Geliebte mitgenommen. Selma, nur Selma wollte sie wieder haben, aber umsonst blieben alle ihre Nachforschungen. Ihr Gatte mußte wohl seinen Aufenthaltsort öfters wechseln, und erst nach einigen Jahren erhielt sie die Kunde, daß er sich eben in Paris befinde. Sie eilte dorthin, ihre letzte Habe dafür verwendend. Was sie dort erdulden mußte, ist uns bereits bekannt.

Alfred, der drei Jahre später nach Paris kam, um womöglich nähere Erkundigungen einzuziehen, konnte nichts weiter erfahren, als daß Ernestinens Gatte mit Hortense und Selma nach England zurückgekehrt sei. Er ging zunächst nach London und erfuhr nach längerem Aufenthalt, daß ein Deutscher Namens Mertens häufig lustige Gesellschaften besucht habe, daß er eine schöne Freundin und eine noch schönere Tochter bei sich gehabt, und als ihm alle Mittel ausgegangen, in der gewohnten Weise fortzuleben, sei er mit Hinterlassung vieler Schulden plötzlich verschwunden. Man vermuthe, er sei nach Amerika übergeschifft, woher ihm aber die Mittel dazu geworden, wisse man nicht und nehme eben an, seine Geliebte und Tochter hätten sie ihm verschafft. Die Letztere sei später, doch nur flüchtig wieder in London gesehen worden, doch ihn und Hortense habe man nicht wieder erblickt. — Alfred durchreiste die ganze Insel und forschte überall nach

Selma, allein vergebens; nirgends zeigte sich eine Spur von ihr, so daß er zuletzt annehmen mußte, sie sei ihrem Vater von neuem nach Amerika gefolgt. Freilich war es nicht einmal gewiß, ob Mertens dorthin gegangen, und gegründete Zweifel blieben immer noch. Alfred beschloß deshalb, durch einige Handlungshäuser, an die er empfohlen war, in den Hauptstädten Amerika's Erkundigungen einziehen zu lassen, und fand sich nur eine Spur von Selma, so wollte er über den Ocean schiffen, um Ernestine sein Versprechen zu halten. Auch von Deutschland aus sollte nachgeforscht werden; er beabsichtigte, seinen Bruder zu thätiger Mithülfe zu veranlassen und, bis Nachrichten eingetroffen, wieder in der Heimat zu leben. Vor allem verlangte es ihn jetzt, Ernestine ungestört zu sprechen, sie zu trösten und sie seines fortdauernden Eifers für ihre Sache zu versichern, die bis jetzt leider so wenig Aussicht auf Erfolg bot. — Er schrieb an Ernestine, daß er mit den ersten wärmern Lüften im Thale eintreffen werde, sie solle sich dann auch mit Emma dorthin auf den Weg machen, es verlange ihn, sie zuerst und allein wiederzusehen.

Die andauernde kalte Witterung hielt ihn unterwegs auf und ließ ihn länger in K. verweilen, als er beabsichtigt hatte. Er wollte nur einige Tage bei Theobald bleiben, den er, trotz ihres verschiedenen Wesens, während der Zeit ihres Beisammenseins in Holland lieb gewonnen hatte. Theobald war eine gute, frische Natur, die wohl etwas beeinträchtigt wurde von der Städteluft und dem Glück des Reichthums, aber dennoch überall ihre bessern Seiten herausstellte. Er hatte sich zuvorkommend an den stilleren Haus- und Geschäftsgenossen in Holland angeschlossen und suchte ihm den ihm höchst unangenehmen Aufenthalt dort zu erheitern und seine Versehen im Geschäfte, wo es nur anging, wieder gut zu machen. Alfred war ihm dankbar dafür, gewann ihn lieb — und wenig gehört ja in jungen Jahren dazu, ein leichtes Freundschaftsband zu schürzen. — In kurzer Zeit nannten sie sich Freunde. — Theobald freute sich herzlich, Alfred wieder zu sehen. Er hatte seit ihrem Zusammensein in Holland wenig von ihm gehört, und was er hörte, hatte ihn theils geärgert, theils betrübt. Daß Alfred so jung sich schon vermählte, fand er unbegreiflich, und daß er sich mit einer jungen Frau so ganz von der Welt und sich selbst von allen Geschäften zurückzog, über alle Begriffe unverständig. Als Emma starb, was das Haus Merfeld dem Hause Dykenbruck in aller Form anzeigte, bedauerte er ihn eine Weile, dann aber hielt er es

für ein Glück, das dem Schwärmer widerfahren, und hoffte, er werde nun etwas praktischer und brauchbarer für's Leben werden. — Doch kümmerte er sich nicht weiter um Alfreds Geschick, er überließ es dem Zufall, ihn davon zu benachrichtigen; statt dessen kam das Erwünschtere: Alfred selbst — freilich gar nicht in der Verfassung, wie er es für einen jungen Wittwer für nöthig hielt, und er suchte ihn deshalb in seinem Hause zu halten, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern. Allein des Freundes düstere Stimmung wollte nicht recht weichen, und auch, was er im Stillen gehofft, Emiliens reizende Persönlichkeit schien keinen tiefern Eindruck auf ihn zu machen. Uebrigens hielt sich Alfred noch am meisten im Salon der Frau Dykenbruck auf und unterhielt sich am häufigsten, wenn auch stets ruhig und ernst, mit Emilie.

Heute wurde ihre Unterhaltung etwas lebhafter. Emilie freute sich über Alfreds Willfährigkeit, das Theater zu besuchen. Ihr Herz pochte rascher, ihr süßes Auge glänzte strahlender, und ihre Stimmung wurde eine so glückliche, daß sie mit dem ernsten Merfeld zu scherzen versuchte, und siehe, es gelang ihr, ihm ein heiteres Lächeln abzugewinnen. Dennoch kam es ihr vor, als ob ihn zuweilen eine plötzliche Unruhe befalle und er dann nur scheinbar noch ihren Worten lausche. Sie wollte ihn eben geradezu darum befragen, da fuhr Frau Dykenbruck an, und die etwas corpulente Dame trat gleich darauf ein.

Frau Dykenbruck sprach sehr gerne, drum sprach sie auch sehr viel, und der Gast, der hauptsächlich nur zuhörte, war ihr darum ein sehr angenehmer geworden. Gleich bei ihrem Eintritt überschüttete sie ihn und Emilie mit einer wahren Flut von Neuigkeiten und Erlebnissen, die sie bei einigen Besuchen erfahren, so daß Emilie kaum des Gastes löblichen Entschluß, sie in's Theater zu begleiten, einschalten konnte. Kaum war es jedoch gelungen, als Frau Dykenbruck Alfred fast zärtlich umarmte und ausrief: „So wird doch das Haus Dykenbruck nicht ganz zu schanden mit seiner Gastfreundschaft! Mußte man doch seither glauben, wir bemühten uns gar nicht, Sie, das Glied einer so verehrten Familie, zu unterhalten, und Sie langweilten sich bis zur Melancholie bei uns! Konnte doch nicht einmal Emilie Ihnen ein freundliches Lächeln abgewinnen, das verwöhnte Kind, um das sich alle bemühen!“ — „Ach, Mama, ich wollte, Erich und die Andern bemühten sich gar nicht so viel um mich; es fängt nachgerade an, mir recht langweilig zu werden,“ fiel Emilie schnell ein. —

„Kokettire nicht mit allzugroßer Bescheidenheit, Triumphe erfreuen jedes junge Mädchen! Und weshalb auch nicht? Nicht wahr, Herr Merfeld?" erwiderte Frau Dykenbruck mit einem eiteln Blick auf die reizende Tochter.

Alfred sah fast mitleidig auf Emilie, deren Wangen sich in die tiefste Glut tauchten, indem er sagte: „Diese eitlen Triumphe, so wenig Gewicht sie an und für sich auch haben, sind doch etwas gefährlich, besonders für ein noch so junges Mädchen." — „In welcher Weise?" fragte Emilie rasch und fast heftig. — „Weil sie leicht den Geist verflachen und den Blüthen des Herzens ihren besten Duft rauben," gab er ruhig zur Antwort. — Die Glut entwich von Emiliens Wangen, doch ihr Auge flammte trotzig auf; allein plötzlich füllte sich sein blauer Spiegel mit Thränen, und rasch sich von Alfred abwendend und der Thüre zugehend, sagte sie: „Ich will Toilette für's Theater machen." — „Nimm die Coiffure mit blau, den weißen Burnus, und vergiß den Fächer mit den blauen Federn nicht, er paßt allein zu dieser Coiffure!" rief die eitle Mutter der Davoneilenden nach, dann zu Alfred sich wendend, fuhr sie gesprächig fort: „Sie ist wirklich viel zu wenig eitel! Sie thun ihr sehr Unrecht, wenn Sie glauben, die vielen Huldigungen, die ihr werden, wirkten ungünstig auf sie ein. So schön sie ist, eben so klug ist sie auch, und viel gefühlvoller, als sie sich den Anschein gibt. Schreibt sie doch selbst ein Tagebuch, und wie schön singt sie die Wahnsinnsarie aus den Puritanern! Nein, wahrhaftig, das Kind wird noch lange nicht genug anerkannt, so sehr auch die ganze Männerwelt bezaubert von ihr ist." — Dieses und ähnliches plauderte Frau Dykenbruck. Alfred unterbrach sie nicht, und es war zweifelhaft, ob er überhaupt darauf achtete oder so damit übereinstimmte, daß ihm keine Entgegnung einfiel.

Die glückliche Mutter schöpfte eben frischen Athem zu neuen Lobeserhebungen ihres jungen Ichs, wie sie Emilie in zärtlichen Aufwallungen nannte, als diese wieder eintrat, und — mit heiterem Gesicht. — Die blaue Coiffure stand aber auch allerliebst zu dem blonden geringelten Durcheinander der Haare, die kühn in die Höhe gestrichen das rundliche Gesicht noch voller erscheinen ließen; der weiße Burnus mit den blauen Quasten sah reizend dazu aus und hob die Anmuth des rosigen Antlitzes noch mehr hervor. — Emilie wußte, daß sie sehr schön war — hatte es ihr doch die Kammerjungfer so oft vorgesagt, bis ihr Nachdenken über Alfreds herbe Worte dem Anschauen ihres Bildes gewichen war. — Er

muß dich so schön wie die ganze Welt finden, sagte sie sich, als sie in den Salon zurückeilte; wie sie aber eingetreten war und fragend in sein blasses, ernstes Gesicht schaute, verwischte sich der heitere Ausdruck des ihren wieder und eine ihr unbegreifliche Verstimmung wollte sich ihrer bemächtigen: das verwöhnte Kind eines reichen Hauses, der Liebling einer beschränkten, zärtlichen Mutter, nur gewöhnt an Huldigungen, vermochte nicht, sich über den Tadel zu erheben, der zuweilen aus Alfreds Auge sie traf. Vergebens suchte sie diesen Eindruck wegzuscherzen, er brannte immer heftiger und schmerzlicher in ihrem Herzen nach, und alles, was bisher ihr Leben erfreut hatte, fing an, den Reiz für sie zu verlieren. Sie gestand sich dies selbst nicht aufrichtig ein, sie wollte dem Gast keinen so bedeutenden Einfluß auf sich einräumen, aber — was half ihr Sträuben dagegen! Das junge Herz bewegten die ersten Schläge der Liebe, die im Widerstand bekanntlich nur erstarken und die gerade bei verwöhnten Naturen durch Widerstand oft zu einer seltenen Kraft und Ausdauer sich stählen.

Noch sagte sich Emilie nicht, daß sie Alfred liebe, dafür war ihr Stolz und ihre Eitelkeit noch zu mächtig, denn er, er liebte sie ja sicher nicht, er war kaum freundlich gegen sie, und heute Abend, wo er zum erstenmal zutraulicher geworden, mußte diesen kleinen Triumph gleich seine herbe Bemerkung wieder zu schanden machen. Auch jetzt, wo sie doch gewiß so reizend als nur je einmal aussah, verrieth sein Blick nicht die leiseste Bewunderung. Lag denn alles Gefühl und selbst jeder Sinn für die Schönheit bei der gestorbenen Gattin begraben? — Emilie fragte sich dies, und der Gedanke, so treu geliebt zu werden, sei doch wohl ein hohes Glück, wohl das höchste im Leben, — reihte sich ihr unwillkürlich daran, und unwillkürlich stieg ihr Interesse an Alfred immer mehr. Stiller als gewöhnlich saß sie im Wagen, der sie mit Alfred und ihrer Mutter in's Theater brachte, und die letztere fragte wiederholt, was ihr denn fehle, daß sie so ernsthaft sei. — Noch nie hatte sie eine Frage so gepeinigt, und sie wurde fast unartig gegen ihre Mutter; da aber traf sie wieder Alfreds Auge, so ernst und vorwurfsvoll, daß es sie Mühe kostete, nicht in Thränen auszubrechen. Sie wußte nicht, ob aus Schmerz oder Zorn.

In der Loge saß er dicht hinter ihr; sein Athem berührte ihren Nacken, von dem der Burnus zurückgefallen war. Es wurde ihr glühend heiß und der Fächer vermochte nicht die erhitzte Wange zu kühlen. Frau

Dykenbruck bemerkte mit eitler Befriedigung die auf ihre Loge gerichteten Lorgnetten, Emilie aber hatte heute nicht Acht darauf und fast eben so wenig auf die Musik, die jetzt begann. Auch Alfred schien zerstreut, und so oft eine Logenthüre sich öffnete, sah er auffallend scharf dahin. Emilie bemerkte es und richtete in etwas eifersüchtiger Erregung auch ihr Glas stets dahin, wo sein Blick verweilte.

Der erste Akt begann. Frau Dykenbruck machte zuweilen einige taktartige Bewegungen mit der Hand oder dem Kopfe, wohl um ihr musikalisches Gemüth zu bekunden. Emilie blickte mechanisch auf die Bühne, Alfred, wie in Gedanken versunken, vor sich nieder. — Da bewegte sich die Thüre der Fremdenloge — Alfred und Emilie blickten zu gleicher Zeit dahin und sogleich nahmen auch viele Operngucker und Lorgnetten diese Richtung. Der Fremde mit seiner schönen Begleiterin trat ein. Sie war im schwarzen Atlaskleide, mit schwarzen Spitzen in dem dunkeln Haar, in dessen reiche Flechten eine Camelie gesteckt war, gehalten von Brillanten. Der weit entblößte Hals und Nacken war nur leicht von einem feinen Spitzentuche bedeckt. Die schöne Dame sah einige Augenblicke mit kaltem Blick über den Zuschauerkreis hin, dann ließ sie sich langsam nieder, nahm ihr Glas und fixirte die Bühne. Doch als genüge ihr nicht, was sie hier sehe, legte sie es bald läßig zur Seite und lehnte sich wie müde in ihrem Sitze zurück.

Alfred war bei ihrem Erscheinen in eine so unruhige Bewegung gerathen, daß es Emilie nicht entgehen konnte. Erstaunt sah sie auf den sonst so wenig erregbaren Mann, und ein unnennbarer Schmerz durchzog ihre Brust, — der erste, der ihr junges Herz wirklich berührte. — Alfred hatte keinen Blick, kein Wort mehr für sie, keine Aufmerksamkeit für die Musik, die ihn doch sonst fesselte. Unverwandt sah er nach der Fremdenloge und brennend heftete sich sein Auge an die schöne Fremde. — Er war ihr wohl schon auf seiner Reise begegnet, er kannte sie gewiß, denn jetzt sah auch sie nach ihm her und — Emilie täuschte sich nicht — ein leichtes Roth flog über ihre blasse Wange.

Als der Vorhang fiel, fragte Emilie mit einiger Anstrengung Alfred, ob er die schöne Dame in der Fremdenloge schon früher gesehen. — Er zuckte bei dieser Frage etwas zusammen und erwiderte dann, daß er ihr heute Morgen begegnet sei. — „Ich dachte, Sie hätten sie schon irgendwo auf Ihrer Reise gesehen — in England vielleicht?“ — „Ist es eine

Engländerin?" fragte er gespannt. — „Miß Rose Willisson, der alte Herr soll ihr Vater sein." — „Wer sagte Ihnen dies?" — „Freund Erich, der Alleswisser, ein Bekannter Theobalds." — „Wie lange sind die Fremden schon hier?" — „Gestern Abend kamen sie an, hörte ich." — „Und werden sie längere Zeit hier bleiben?" — „So weit reicht meine Wissenschaft nicht. Fragen Sie Erich," versetzte Emilie kurz und beugte sich über die Brüstung der Loge, gleichsam um dem Gespräch über diesen Gegenstand ein Ende zu machen.

Alfreds sichtliches Interesse an der schönen Fremden verletzte sie namenlos. Sie wäre gerne auf und davon gesprungen — nur fort aus ihrer Nähe! — Beengend legte es sich auf ihre Brust, Thränen wollten ihr in's Auge steigen, und sie war froh, als der Vorhang wieder in die Höhe ging; fest hielt sie das Glas an die umflorten Augen, aber ihr Ohr lauschte nicht der Musik, lauschte nur nach Alfred hin, so scharf, so fein, als ob es selbst jede seiner Bewegungen erlauschen müsse. Zog er eben nicht etwas aus der Brust? — Rasch wandte sie sich um — er sah auf ein Medaillon nieder, während alles entzückt einer Bravourarie der Prima Donna lauschte, und die Fremde sah nach ihm her und schien das Auge nicht wieder von ihm wenden zu können. — Er blickte jetzt empor — nach ihr — dann wieder auf das Medaillon, und ein Strahl der Freude verklärte seine ernsten Züge wunderbar schön. Emilie, ihrer nicht mehr mächtig, flüsterte ihm zu: „Das Bild der Geliebten — dort sie selbst."

Jetzt erst bemerkte er, daß sie ihn beobachtet, und sein Gesicht verfinsterte sich. Doch als er sie ansah und eine Thräne in ihrem Auge zu bemerken meinte, fragte er weich: „Erkennen auch Sie in diesem Kindergesicht jene schöne Dame wieder?" Und er reichte ihr das Medaillon mit Selma's Bild. Hastig faßte sie es und prüfte seine Züge, dann stammelte sie: „Es ist dasselbe Auge, derselbe Mund, ebenso schön — es ist auch derselbe Ausdruck — hochmüthig — kalt, und doch bezwingend!" — „Das macht die Seele, die in der Tiefe dieses Auges ruht!" erwiderte Alfred nachdenklichen Tons. — „Welche Beziehungen aber walten zwischen diesem Bild und jener Dame?" konnte Emilie nicht unterlassen zu fragen. Da fiel eben der Vorhang wieder und Frau Dykenbruck brach in Bewunderung über die erste Sängerin aus. Auch kamen jetzt Erich und noch einige andere Anbeter Emiliens in die Loge, um sich nach dem Befinden

der Frau Dykenbruck zu erkundigen und nebenbei ihrer schönen Tochter gangbare Galanterien zuzuflüstern.

Wie verwünschte Emilie diese gestattete Freundlichkeit des Besuches der Loge während des Zwischenaktes! Was sie sonst amusirte, ja was sie vermißt haben würde, es peinigte sie jetzt namenlos. Dieses fade Intermezzo — es paßte so wenig zu diesem schmerzlich interessanten Theaterabend — so wenig zu ihrer innern Bewegung — so gar nicht zu Alfreds Seelenstimmung! —

Er erhob sich auch und verließ die Loge, als sei es ihm unmöglich, die faden Redensarten der Löwen des Tags länger mit anzuhören. Emilie kam innerlich ganz außer sich, und als gar Erich versprach, im nächsten Zwischenakt sie wieder zu unterhalten, wurde sie unfreundlich und verbat sich seine und seiner Freunde fernere Besuche in der Loge — sie störten ja jeden Eindruck der Vorstellung damit. Ihr saures Gesichtchen scheuchte die beleidigten Anbeter von hinnen, doch Alfred kam erst wieder, als der Akt längst begonnen hatte. Er setzte sich ganz stille an seinen Platz. Emilie hoffte auf den nächsten Zwischenakt und warf nur zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihren Nachbar und die Fremde, die sie und ihn scharf fixirte. War es nun, daß sie sich von ihnen beobachtet sah und Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, oder fesselte sie das schöne ernste Gesicht des jungen Mannes und Emiliens jugendlich frische, anmuthige Erscheinung? — Wie gerne hätte Emilie ergründet, welches geheimnißvolle Interesse Alfred an dem Bilde und der Fremden nahm! —

Er sah jetzt nicht mehr freudig aus, wie zuerst, — der Ausdruck seines Gesichtes war nicht nur wieder ernst, er war selbst kummervoll geworden. Schmerzlich zuckte es um seinen Mund, so oft er nach der Fremden hinsah, und seine Hand umfaßte krampfhaft das Medaillon. — „Sie sind so tief bewegt,“ sagte Emilie endlich halb fragend zu ihm, als der Vorhang wieder gefallen und sie ihre Mutter mit einer Nachbarin in ein Gespräch über die Oper und einige Theater- und Stadtneuigkeiten verloren sah. Alfred sah zu ihr auf und bemerkte eine so innige und schmerzliche Theilnahme in ihrem Gesicht, daß er davon überrascht wurde. Und seinen Arm auf die Lehne ihres Stuhles legend und sich ganz nahe zu ihr hinbeugend, sprach er: „Es ist ein schmerzliches Geheimniß mit diesem Bilde und jener Dame verknüpft, wenn wirklich beide identisch sind. Gebe der Himmel, daß es so ist und ich dieses Kind in dem schönen Weibe dort

wiederfinde!" — „Dann wäre wohl Ihre Reise keine verfehlte mehr?" erwiderte Emilie mit banger Ahnung. — „Nein, dann hätte ich gefunden, was ich seit mancher Zeit vergeblich gesucht! Doch, liebes Fräulein, es ist hier der Ort nicht, Ihnen diese Sache näher zu erklären. Es findet sich wohl später eine passendere Gelegenheit dazu, und vielleicht bedarf ich Ihrer Theilnahme, selbst Ihrer Hülfe, wenn —."

Frau Dykenbruck wandte sich eben um, richtete einige Fragen an Alfred und stellte ihn Frau von Paloff, ihrer Logennachbarin, vor. Es wurde Emilie nicht mehr möglich, noch Weiteres von Alfred zu erfahren. Die Fremde verließ mit ihrem Begleiter vor Beginn des letzten Aktes das Haus; Alfred machte gleichfalls Miene aufzustehen, da flüsterte ihm Emilie zu: „Ich weiß, wo sie wohnt! Im Hotel du Rhin. — Bleiben Sie, es würde auffallen, wenn Sie uns jetzt verließen." — Er blieb und nahm auch noch geduldig einen Abendimbiß bei Frau Dykenbruck ein, dann aber eilte er, jede weitere Unterhaltung ablehnend, in sein Zimmer und überließ sich eine Weile den stürmischen Empfindungen, welche die Möglichkeit, in der Begleiterin des alten Herrn Selma zu finden, in ihm hervorrief. — Konnte der angebliche Engländer nicht Selma's Vater sein, den irgend ein Zufall oder — ein Verbrechen wieder reich gemacht? — Und wenn er es war, konnte er die Tochter dem Vater entreißen, ohne vielleicht eine große Gefahr über diesen heraufzubeschwören? Aber wie konnte Ernestinens Gatte es wagen, wieder nach Deutschland zurückzukehren, selbst unter fingirtem Namen? —

Zweifel der verschiedensten Art bestürmten Alfreds Seele, die nun schon seit so langer Zeit mit Selma's Rettung sich beschäftigt hatte. Ernestinens Tochter, welche die Mutter selbst ihm als eine Verführte, Verlorene geschildert, war ihm zu einer romantischen Erscheinung geworden, die das schöne Kinderbild tief in sein Herz und seine Phantasie einprägte. Der Anblick der blendenden Erscheinung, die Ernestinens Kinde so auffallend ähnlich sah, mußte ihn darum auch mächtig erschüttern, besonders jetzt, wo er eben im Begriff stand, fast hoffnungslos zu der Mutter zurückzukehren. — Er mußte um jeden Preis Gewißheit erlangen, doch konnte er nicht gleich einig mit sich werden, auf welche Weise dies geschehen sollte. Sollte er Theobald und seine Schwester in das Geheimniß ziehen? — Ihre Hülfe und besonders Theobalds Gewandtheit konnten ihm nützlich werden. Aber durfte er das Geheimniß preisgeben, war es nun

Selma's Vater oder — er schauderte bei dem Gedanken — ihr Geliebter, der sie begleitete? —

Es wurde ihm so bang und beklommen bei all den Möglichkeiten, die lebhaft wie noch nie vor ihm auftauchten, daß er den Hauptschlüssel, den Theobald ihm gleich in den ersten Tagen zu beliebigem Gebrauch übergeben, zum erstenmal ergriff, um hinauszueilen, die heiße Stirne, die glühende Brust in der kalten Nacht zu kühlen. — Er kam an das Ufer des Rheins, in die Nähe des Hotels, das sie bewohnte. Im ersten Stocke bemerkte man noch an einzelnen Fenstern Licht, auch an den weißen Rouleaux vorübergehende Schatten. — Gefesselt durch den Gedanken an sie — blieb er hier stehen, gelehnt an die Ecke eines gegenüber liegenden Gebäudes.

Der Mond trat zwischen grauen Wolken hervor, badete sein Licht in den vom Eis befreiten Stellen des Flusses und leuchtete hell in die Straße hinein, die Alfred von dem Hotel schied. Da hob sich eines der herabgelassenen Rouleaux langsam in die Höhe und eine schlanke Gestalt in weißem Nachtkleide wurde sichtbar. Sie öffnete das Fenster. Ihre Haare hingen aufgelöst wie ein dunkler Schleier um sie her. Sie hob das Haupt zu dem mondbeglänzten Himmel empor, dann neigte sie es abwärts, der schimmernden Wasserfläche zu, und ihre Hände falteten sich über ihrer Brust. — Alfred trat in die Straße hinaus und starrte hinauf zu ihr, die er für Ernestinens Tochter hielt, und seinen Lippen entfloh laut der Name „Selma". — Sie sah erbebend zu ihm nieder, während ihre gefalteten Hände sich lösten, gleichsam als wollte sie die Arme diesem Ruf entgegen strecken. — „Selma, Selma!" rief er wieder zu ihr auf. — „Wer ruft diesen Namen?" klang es in zitternden Tönen zu ihm herab. — „Ein Freund Ihrer Mutter," antwortete er, näher tretend. — Da machte sie eine abwehrende Bewegung, trat hastig zurück und schloß das Fenster.

Das Licht erlosch. Vor Alfreds Auge dunkelte es. Die Wolken hatten sich wieder über den Mond gezogen und thürmten sich dichter und dunkler über ihn und die noch lichten Himmelsstellen her. War es ein Traum nur, daß er sie so deutlich gesehen, ihre Stimme gehört? — Sie, Selma — Ernestinens Kind? — Sie mußte es sein — jeder Zweifel entschwand ihm; der Name Selma hatte sie zu sichtlich erschüttert, doch, warum die Nennung ihrer Mutter sie erschreckt? — Sie fühlte sich wohl

schuldig diesem theuren Namen gegenüber? — Doch, das sprach für sie, ihr Herz war der Mutter noch nicht verloren! — Nur beschäftigt mit ihr, durcheilte Alfred planlos die stillen Straßen, fast der einzige Wanderer noch in ihnen.

Eine fast dämonische Leidenschaft für das schöne Weib, in dem er Ernestinens Tochter erkannte, die längst mit geheimnißvollem Reiz seine Phantasie und seine Sinne beschäftigt hatte, erwachte plötzlich in ihm. Vergebens sträubte sich eine innere Stimme dagegen, trat Emma's verklärte Gestalt, Emiliens flehendes Auge, Ernestinens ernster, warnender Blick zwischen ihn und sie. Ihre Schönheit triumphirte, die erwachte Leidenschaft blieb Siegerin. — Alle seine Pulse fieberten, — er hätte sie an das heftig klopfende Herz drücken mögen und zu ihr flehen, um das höchste Liebesglück. — Ihre Schuld verklärte er mit dem Nimbus des Unglücks. Sie zu retten und dann von ihr zu hören: „für dich hast du mich gerettet!“ war das glühende Verlangen seiner Sinne, das er zur Herzenssehnsucht erhob. So, seiner nicht mächtig, durchstürmte er die kalte Nacht — getrieben von einer Empfindung, die ihm bis jetzt fremd geblieben. Seine Liebe zu Emma war das erste schwärmerische Jugendgefühl einer sentimentalen und reinen Natur, war gleichsam ein Herzenskultus, dem er fern von der kaltfühlenden Welt einen unantastbaren Altar zu errichten gedachte. Emma, ein zartes, hingebendes Wesen, theilte diese Empfindungen, die in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens von keiner rauhen Berührung gestört wurden, eben so wenig sich aber auch zu einer Leidenschaft steigerten, der früher oder später mit wenig Ausnahmen die menschliche Natur, besonders die männliche, ihren Tribut zahlen muß. Alfred hatte in süßen und schmerzlichen Erregungen geschwärmt; sein weiches Gemüth hatte sich darin gefallen und die Leidenschaft ihm ferne gehalten; nun aber machte sie ihre Rechte an sein ganzes Leben geltend, und vielleicht eben deßhalb mit um so größerer Macht, weil sie so lange von sanfteren Empfindungen gefangen gehalten worden.

Es war eine gefährliche Mission, besonders für ein weiches Gemüth, der Retter einer schönen Gefallenen zu werden! Ernestinens ruhiges und edles Herz, dem jede heftige Leidenschaft fremd war, ahnte davon nichts, als sie Alfreds Trübsinn mit dieser Aufgabe zu zerstreuen gedachte. Auch stand der junge Freund mit seiner hingebenden Liebe für die todte Gattin ihr viel zu hoch, um ihn einer solchen Leidenschaft für fähig zu halten.

Ueberhaupt — so schmerzliche Erfahrungen Ernestine auch schon gemacht, diese eröffneten ihr doch keinen weiterfassenden Blick in die Verhältnisse der Welt und des Lebens. Ihr Gemüth, fromm und demüthig, wagte nicht, von dem Selbsterlebten weitere Schlüsse zu ziehen, wie es nicht geschaffen war, gegen das ungerechte Geschick anzukämpfen, das ihr Gatte über sie heraufbeschwor. Selbst die Mutterliebe gab ihr nicht die nöthige Kraft zum handeln, und sie erlag der Anstrengung und dem Schmerz, als sie den ungetreuen Mann und das leichtsinnige Kind wiederfand. Kaum wurde damals ihr Leben gerettet; dann aber ergab sich ihr demüthiges Gemüth in die höhere Schickung, und mit sanfter Ruhe ertrug sie, was sie nicht zu ändern vermochte.

Sie war freundlich, liebenswürdig und aufopfernd in einem Grade, daß sie die Herzen der Frauen leicht gewann. So wurde sie aus der Gesellschafterin bald die Freundin von Alfreds Schwester, die dem trostlosen Bruder und dem verwaisten Kind keine bessere Stütze zu finden wußte. Daß in Ernestinens Seele die Hoffnung nicht ganz erlosch, ihr Kind wiederzufinden, es wenigstens vor gänzlichem Untergang zu bewahren, und sie Alfred, den sie gerne seinem Schmerz entrissen hätte, damit beauftragte, liegt in der Mutterliebe und ist durch Ernestinens reinen Sinn gerechtfertigt. — Alfreds Schwester, der Ernestine alles mittheilte, war zwar erfreut, daß der Bruder, den sie sehr liebte, sich entschlossen, den trüben Aufenthalt bei Emma's Grabe zu verlassen; allein welterfahrener als Ernestine, machte ihr der Zweck seiner Reise doch allerlei geheimes Bedenken und sie wünschte im Stillen für ihn und ihre Freundin, er möchte die Verlorene nicht wiederfinden. Sie sah für Ernestine nur schmerzliche Aufregungen voraus und konnte ihre Hoffnung theilen, in der Vereinigung mit Selma noch Glück zu finden. — Für Alfred hätte sie in der Begegnung mit einer schönen Verlorenen nichts befürchtet. Ja, sie würde es fast gerne gesehen haben, wenn er irgend ein Liebesverhältniß angeknüpft hätte, nur sollte es nicht Ernestinens Tochter sein. Mit dieser wünschte sie Alfred in keinerlei näherer Verbindung, die leicht bedeutungsvoll für ihn werden konnte. Es war ihr darum ganz lieb, als Ernestine ihr mittheilte, Alfred kehre ohne alle Spur von ihrer Tochter zurück. Sie hielt sie nicht ab, an einem der ersten wärmeren Tage in das Thal abzureisen, bat sie jedoch, Alfred zu bestimmen, recht bald mit ihr hieher zu kommen. — —

Nachdem Alfred bis zum Morgengrauen in den Straßen von K. umhergewandelt, kehrte er in das Dykenbruck'sche Haus zurück und versuchte einige Stunden zu ruhen. Er kam nicht zum Frühstück. Emilie war besorgt um ihn und konnte ihre Unruhe nicht verbergen. — Theobald lachte sie aus und freute sich im Geheimen, daß der ernste Alfred sich doch endlich entschlossen, eine Nacht zu durchschwärmen, doch schwieg er wohlweislich gegen seine Schwester davon. Er hatte erfahren, daß Alfred erst gegen Morgen nach Hause gekommen, wollte jedoch Emiliens gute Meinung von des Gastes äußerster Solidität durchaus nicht mit dieser Entdeckung beeinträchtigen, denn er trug sich im Stillen mit dem Gedanken, aus den Beiden doch noch ein Paar zu machen. Er wußte sich keinen lieberen Schwager, und Alfreds Vermögensverhältnisse waren ganz geeignet, den Glanz und die Geschäfte des Dykenbruck'schen Hauses noch bedeutend zu heben. Wurde Alfred zugänglicher für die Freuden des Lebens, so war es nach seiner Meinung um so leichter, ihn an Emilie zu fesseln; darum besonders freute ihn die geheime nächtliche Fahrt des Freundes, und er konnte sein Vergnügen darüber kaum verbergen, als derselbe zum Mittagstisch kam, während Emilie sich über Alfreds zerstörtes Aussehen entsetzte.

Erich kam zum Dessert und brachte als neueste Neuigkeit mit, daß die schöne Engländerin, die gestern so großes Aufsehen im Theater gemacht, heute in aller Frühe K. schon wieder verlassen habe. — „Und welchen Weg nahm sie?" fragte Alfred, sich erhebend. — „So viel ich hörte, reisten sie Rhein abwärts," erwiderte Erich gleichmüthig. — „Mit dem Dampfboot?" fragte Alfred. — „Ich weiß es in der That nicht. Indessen — wahrscheinlich, — doch zogen sie vielleicht auch die Eisenbahn vor. Schade, daß solche verdächtige Gäste sich nicht von den Telegraphen befördern lassen können!" — „Waren diese Leute denn verdächtig?" fragte Emilie rasch. — „Sie sahen wenigstens abenteuerlich genug aus, um verdächtig zu erscheinen." — „Wie so? — Die schöne, prächtig gekleidete Dame, und ihr Vater, ein ehrwürdiger, alter Herr?" — „Ein ehrwürdiger Vater!" lachte Erich zweideutig. „Wahrscheinlich nur ein nachgemachter Vater und Engländer dazu, wie sie eine Miß Willisson. — Man hat im Hotel eine heftige Scene nach Mitternacht belauscht; doch das ist nicht zum Wiedergeben in Gegenwart der Damen. Ich erzähle dir's im Kaffeehaus, Theobald, und auch Ihnen, Herr Merfeld, wenn Sie uns dahin begleiten wollen."

Alfred, der unruhig umhergegangen, schüttelte zu dieser Aufforderung nur den Kopf, — verächtlich, wie es Erich vorkam. Das beleidigte ihn und etwas piquirt sagte er: „Sie sind wohl zu müde dazu, da Sie erst mit Tagesanbruch zur Ruhe gelangten?“ — Ueber Alfreds Gesicht flammte ein Roth der Entrüstung, doch erwiderte er nichts. Er empfahl sich rasch und ging auf sein Zimmer, schellte einem Diener und packte mit dessen Hülfe schnell seine Sachen zusammen. Dann ließ er sich bei Frau Dykenbruck melden, die eben mit Emilie ausfahren wollte, und eröffnete der staunenden Frau des Hauses, daß er heute Abend noch abreisen werde. Sie fand das höchst übereilt — unschicklich selbst — gar nicht in der Ordnung, ganz unmöglich. Aber Alfred blieb trotz allen Einwänden und trotz Emiliens tiefem Erblassen dabei. — Er reist ihr nach — sagte diese sich, und Zorn und Schmerz benahmen ihr fast den Athem. Alfred bat, sich nicht an seine Abreise zu kehren und die gewohnte Spazierfahrt ja nicht zu unterlassen. — „Wir werden sie abkürzen,“ gab Frau Dykenbruck zu, und bestand darauf, daß Alfred noch den Thee mit ihnen trinke, um sich vor der kalten Nachtfahrt zu erwärmen.

„Könnten Sie Ihre Abreise nicht bis morgen verschieben?“ fragte Emilie leise und zitternd. — „Ich muß heute noch fort,“ gab er bestimmt zur Antwort. — „Ihr nach!“ hauchte sie leise, und die schöne Fremde kam ihr wie eine böse Fee vor, die ihn an einem Zauberband sich nachziehe. — „Der Wagen wartet,“ meldete der Bediente — und Emilie eilte, einen schmerzlich fragenden Blick auf Alfred zurückwerfend, ihrer Mutter nach.

„Ich bin ihr einige Aufklärung schuldig,“ sprach Alfred vor sich hin. Dann aber bedachte er, daß sie noch so jung und ein Blick in diese Verhältnisse nicht räthlich für sie. Zudem sagte ihm ein innerer Instinkt, daß es sie schmerzen würde, seine heftige Leidenschaft für Selma zu errathen. „Je eher ich scheide, desto besser ist es,“ meinte er, und rasch ordnete er vollends alles Nöthige an, um mit Extrapost während der Nacht längs des Flusses dieselbe Strecke zurückzulegen, die das Dampfboot etwa am Tage zurückgelegt hatte. Er erkundigte sich selbst noch im Hotel du Rhin nach den Fremden, und was er vermuthete, wurde ihm bestätigt, daß sie mit dem Schnellboot, das bis Holland fuhr, abgereist seien. Er nahm einen schnellen Abschied von der Familie Dykenbruck, von der nur Emilie seine plötzliche Abreise sich zu erklären wußte.

Das junge Mädchen war von da an wie umgeändert, sie krankte an der unerwiederten Liebesempfindung ihres jungen Herzens, die sie eigensinnig darin festhielt, und in dem Unerreichbaren das einzige Glück ihres Lebens erkennend, wurden ihr alle gebotenen Genüsse gleichgültig. Das heitere und eitle Kind des reichen Hauses wurde ernst und nachdenklich und kam unter dem Weh seiner Seele zu der Einsicht, daß so, wie sie war, Alfred sie unmöglich habe lieben können, und sie fand eine süßschmerzliche Befriedigung darin, sich wenigstens dem Ideal ihres Herzens würdig heranzubilden. Frau Dykenbruck schüttelte anfangs bedenklich den Kopf zu Emiliens stillerem Wesen, doch bald sagte sie sich, daß sie längst gewußt, welch gediegenen Kern die schöne Hülle ihrer Tochter berge, und sie machte auch bald andere darauf aufmerksam. Und in der That, Emilie, die man früher nur allerliebst gefunden, gewann in der Meinung aller, besonders der edler Denkenden, die das eitle Mädchen früher nur des Anstands halber beachteten.

Theobald blickte tiefer in der Schwester Herz; es verdroß ihn, daß sie den unempfänglichen Freund darin festhielt, er tadelte sie in seinem Innern darum, und dennoch gewann er sie lieber und schloß sich inniger als früher an sie an. Das wirkte günstig auf ihn zurück. Seine freie Zeit füllte sich nach und nach unwillkürlich mit gehaltreicheren Unterhaltungen als seither aus, und auch der alte Dykenbruck wurde mit den Comptoirarbeiten seines Sohnes immer zufriedener und meinte, der Freund in Holland werde frühzeitiger Recht bekommen, als er es selbst gehofft, und Theobald werde noch in jungen Jahren ein ganz vortrefflicher Kaufmann werden. —

Nach einer anstrengenden Nachtreise erreichte Alfred so viel, daß er erfuhr, der Engländer und seine schöne Begleiterin hätten nur eine kurze Strecke das Dampfboot benützt, dann einen Wagen genommen und wären landeinwärts gereist. Was blieb ihm übrig, als zurückzukehren und von dort aus ihre Spur zu verfolgen. Es gelang ihm auch bald, diese zu entdecken. Der Fremde hatte nicht weit von einer größern Stadt ein Landhaus gemiethet und dasselbe mit seiner Tochter und der ihn begleitenden Dienerschaft bezogen. Auch hier nannte er sich Willisson, und sein Paß ließ keinen Zweifel zu. — Wie es sich mit seiner Begleiterin verhielt, konnte Alfred nicht genau erkunden. Man gab ihm kurze Antworten und bedeutete ihn, daß man vornehmen Reisenden nicht so neugierig nach-

forschen dürfe. Er nahm seinen Aufenthalt in der nahegelegenen Stadt, und wandelte von da täglich dem Landhause zu, das mitten in einem Garten stand, den eine ziemlich hohe Mauer umgab, von einem eisernen Gitterthore verschlossen. Im Sommer mußte der Aufenthalt reizend sein, jetzt sah er trübe aus, wie die ganze Landschaft, die unter Sturm und Regen mit dem hartnäckigen Winter rang.

Noch hatte Alfred keinen Vorwand gefunden, unter dem er in dem abgeschlossenen Hause Einlaß begehren konnte, und vergeblich harrte er auf eine günstige Gelegenheit, Selma zu sehen. Der Baron schien seine schöne Freundin mit Argusaugen zu hüten; dennoch erblickte Alfred sie endlich einmal, als er dicht an dem Gartenthor vorüber ging. Sie sah ihn durchdringend an, — er hob die Hände flehend zu ihr auf; sie machte eine zustimmende Bewegung, dann wandte sie sich rasch um und ging dem Hause zu. — Am andern Tag, als er wieder dem Landhause zuschritt, kam ein zerlumpter Knabe auf ihn zu, bettelte und sah ihn dabei listig an, indem er ihm ein Zettelchen zusteckte, dann eilends davon lief. Auf dem Papierstreifen stand mit kaum leserlicher Schrift: „Heute Nacht um zwölf Uhr an der Gartenmauer hinter dem Pavillon.“ —

War es von ihr oder eine Falle, die man ihm legte? — Wie dem auch sein mochte, er beschloß zu kommen, und er kam, dicht in einen Mantel gehüllt, zur bestimmten Stunde an den bezeichneten Ort. Lange blieb alles still um ihn her; doch endlich vernahm er leichtes Geräusch in seiner Nähe. Erkennen konnte er nichts, aber ein leises: „Sind Sie da?“ drang an sein Ohr. „Selma!“ erwiderte er, gleichsam als Losungswort, und eine weiche Hand faßte die seine und zog ihn mit sich fort durch ein niederes Pförtchen. — War sie es selbst? Doch nein, so dunkel es auch war, erkannte er, daß Selma es nicht sein konnte, die sich so vorsichtig und schlangenartig mit ihm durch die schlüpfrigen Wege des Gartens wand. — Sie standen vor dem dunkeln Hause. Seine Führerin machte Halt und schien nach allen Seiten hin zu lauschen, dann sprach sie leise: „Es ist sicher; kommen Sie!“ Und sie drückte behutsam eine angelehnte Thüre auf, faßte ihn und schob ihn eine schmale Treppe hinan, indem sie ihm zuflüsterte: „Um Gotteswillen nur leise, so leise als möglich!“ — Es mußte die Treppe sein, die zu den ökonomischen Räumlichkeiten führte, denn er betrat jetzt, wie es ihm vorkam, eine Vorrathskammer und von da ein kleineres Zimmer. Hier bat ihn seine Führerin,

ein wenig zu warten. Sie selbst entfernte sich, kam aber sogleich wieder, und bald befand er sich in einem matterleuchteten Vorzimmer, dessen Läden verschlossen waren. Er sah jetzt seine Führerin genauer an; es war ein noch ziemlich junges Mädchen — wohl die Dienerin von Miß Rose. — Sie öffnete eine Thüre und bedeutete ihn, einzutreten, die Miß werde bald kommen.

Das Gemach war elegant, fast überreich ausgestattet und durch eine hängende Lampe etwas heller als das Vorgemach beleuchtet. Schwere Damastgardinen verbargen die Fenster gänzlich, wodurch der Raum ein etwas düsteres Aussehen gewann, trotz den vielen blinkenden Gegenständen, die umherstanden. Eine zusammengezogene Portiere schloß den Eingang in ein anstoßendes Zimmer. Alfred heftete den brennenden Blick dorthin, denn von da mußte sie ja wohl kommen. — Doch plötzlich stand sie hinter ihm; unhörbar war sie auf dem weichen Teppich von einer andern Seite ihm genaht und ihr Gruß traf sein Ohr, ehe er sie sah.

Erbebend wandte er sich um und trat einen Schritt zurück, geblendet von ihrer Schönheit. Lächelnd sah sie ihn an, dann fragte sie ihn: „Was wollen Sie von mir? — Warum verfolgen Sie mich?“ — Er suchte sich zu fassen. Er gedachte Ernestinens und der Aufgabe, die er zu lösen hatte. Mit möglichster Ruhe antwortete er ihr: „Ich bin ein Abgesandter Ihrer Mutter.“ — Da verfinsterte sich ihre Stirne, indem sie erwiderte: „Sie sprechen die Unwahrheit! Meine Mutter ist längst gestorben.“ — „Sie sind doch Selma, Ernestinens Kind? Sie müssen es sein — es ist nicht anders möglich!“ rief er. — „Und wenn ich's wäre — was kümmert Sie das — was Ernestine, daß Sie das arme Weib aus dem Grabe heraufbeschwören?“ — „Aber sie lebt ja, Selma — sie lebt in meinem Hause — ist meine beste Freundin!“ — „Ernestine lebt — Selma's Mutter — sie lebt, lebt wirklich noch?“ stammelte die schöne Dame erbleichend. Ihr ganzer Körper erzitterte und zusammenbrechend sank sie auf einen Stuhl. — „Wer sagte Ihnen, daß sie gestorben?“ fragte Alfred erschüttert.

„Mein Vater und sie — die — mein ganzes Unglück verschuldet!“ stieß sie krampfhaft hervor, jede Täuschung vergessend. — „Und Sie glaubten es, glaubten der falschen Schlange so leicht?“ erwiderte Alfred vorwurfsvoll. — „Damals vertraute ich ihr noch unbedingt — vertraute ihr — bis — bis sie mich verließ, um mit meinem Vater nach Amerika

zu entfliehen! Doch sprechen Sie, ist es denn wirklich Wahrheit, daß meine Mutter noch lebt — bei Ihnen lebt — so geht es ihr also wohl?" Thränen unterbrachen Selma's Worte; dann brach sie in heftige Anklagen gegen sich selbst aus, daß sie die Mutter in Paris verlassen. Gewissensqual habe sie gefoltert, seit ihr Hortense gesagt, ihre Mutter habe es vorgezogen, in Paris zu bleiben und sei später dort gestorben. Sie habe ihr dies mitgetheilt, als sie darauf gedrungen, über das Schicksal ihrer Mutter Gewißheit zu haben, ehe ihr Vater Europa verlasse. „Ach, damals," fuhr sie fort, „war es eine schwere und doch wiederum so leichtsinnige Zeit für mich! — Ich glaubte die Verpflichtung zu haben, meinen Vater vor dem Verderben retten zu müssen — und für mich selbst, ach, da hatte ich nur den Wunsch, das gewohnte, unterhaltende Leben fortzusetzen." — Sie stockte, dann aber fuhr sie entschlossen fort: „Ich schaffte meinem Vater die Mittel, in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Er nahm Hortense mit sich, ich mußte zurückbleiben, ich war der Preis seiner Rettung, und des Barons Reichthum mein — Glück."

Sie verhüllte einen Augenblick ihr Gesicht. Alfreds Herz zog sich beklommen zusammen, doch schon fand seine Leidenschaft tausend Entschuldigungsgründe für sie, und ihre Hand fassend, sprach er leise und bewegt: „Decken wir einen Schleier über Vergangenes — es ist dahin. Die Zukunft gehört uns, Selma. Ihre Mutter harrt mit liebendem, vergebendem Herzen Ihrer. Halten Sie meine Hand recht fest — sie soll Sie zu der theuren Mutter geleiten." — „Zu ihr, — nimmermehr!" rief Selma, ihre Hand Alfred entziehend, und fuhr leidenschaftlich fort: „Wie könnte ich es wagen, in ihr reines Auge zu schauen, ich, die verlorene Tochter, die sie verließ — aus Schwäche — aus Leichtsinn, aus Genußsucht und Eitelkeit! O, nimmermehr zu ihr — die Scham würde mich vernichten! Ach, sie weiß es ja nicht und kann es auch nicht glauben, daß keine rechte Lebenslust mehr bei mir einkehren wollte, als man mir gesagt, sie sei gestorben, — denn ich, ich klagte mich trotz meines Leichtsinns, trotz meines Vaters und Hortense's Versicherungen an, sie sei durch meine Schuld gestorben, — weil ich sie in Paris verlassen! In den Genüssen eines luxuriösen Lebens, denen ich mich hingab, suchte ich meine Herzensangst zu bewältigen. — Umsonst, sie kehrte immer wieder! — Es duldete mich nicht mehr in dem Schlosse des Barons, — er führte mich nach London — dort begegnete ich einigen bekannten Gesichtern — sie riefen mir zu,

alle, alle: „Leichtsinnige, du hast deine Mutter getödtet!“ Ich bestimmte den Baron, mit mir nach Italien zu reisen, doch auch sein blauer Himmel entzückte mich nicht. Wir beschlossen, nach Schottland zurückzukehren, auf eine Besitzung des Barons.

„Als wir durch Deutschland kamen, war mir's, ich müsse hier bleiben. Wie ein namenloses Heimweh kam es über mich — dann zog es mich wieder zu der Mutter Grab — nach Paris, doch darauf ging der Baron nicht ein. — Meine Launen und gereizte Stimmungen fingen an, ihn zu geniren. Er drang darauf, nach England zurückzukehren, doch reisten wir nur langsam; ich wollte vor dem Sommer nicht nach Schottland kommen. Wir trafen in K. ein. — Ich begegnete Ihnen, Ihre auffallende Bewegung, als Sie mich sahen, fiel mir auf. Ich faßte Sie näher in's Auge und — Ihr Anblick ergriff mich — ich wußte nicht recht warum. — Abends im Theater sah ich Sie wieder, bemerkte, wie Sie und die Dame neben Ihnen sich mit mir beschäftigten; Ihre Aufregung entging mir nicht, und das regte mich selbst so auf, daß ich das Theater verlassen mußte. Ich ging an Ihrer Loge vorüber und erkundigte mich, wer sie inne habe, erfuhr aber nur, daß es die Loge der Dykenbrucks sei. In unser Hotel zurückgekehrt, konnte ich keine Ruhe finden. Ich öffnete das Fenster — ich hörte den Namen Selma rufen — aus Ihrem Munde — ich erkannte Sie sogleich wieder. Da nannten Sie sich einen Freund meiner Mutter, und wie eine gespenstische Anklage klang das Wort zu mir herauf. —

„Als ich das Fenster geschlossen, warf ich mich laut schluchzend auf mein Lager. So fand mich der Baron, der mein angstvolles Stöhnen im anstoßenden Zimmer vernommen. Er rief nach Hülfe. — Ich weiß nicht mehr, was ich alles zu ihm sagte, aber es müssen heftige und vorwurfsvolle Worte gewesen sein, denn er kam ganz außer sich und bestellte auf den nächsten Morgen die Abreise. Unterwegs suchte ich ihn zu besänftigen und zu bestimmen, einige Zeit an einem stillen Orte mit mir zu bleiben, bis meine Gemüthsverfassung wieder eine andere geworden sei. Ich schrieb sie dem Zustand meiner Nerven zu, und — er willigte endlich, wenn auch widerstrebend, in mein Verlangen ein. Ich wollte mich fassen, mit der Vergangenheit mich so gut als möglich abfinden und zusehen, welche Lebensgenüsse des Barons Reichthum mir noch möglich machen würde. Da sah ich Sie wieder — sah Sie täglich diesen Garten um-

schleichen. — Was konnte Sie so an meine Schritte fesseln? — Ich mußte es wissen um jeden Preis. Aber nur schwer ist meiner Hüter Wachsamkeit zu umgehen, und ohne das Mädchen, das ich bestach, wäre es mir unmöglich geworden, Sie zu sprechen. Ich wagte alles, weil ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Sie näher kennen zu lernen. Wie Ihre Nähe mich bewegt, wie Ihre Nachrichten von meiner Mutter mich tief erschüttern, sehen Sie aus meiner Beichte, aus der Offenheit meiner Bekenntnisse. Ich werde diese Stunde nimmer vergessen, und die Erinnerung an Sie wird mich begleiten und mir theuer bleiben, so lange ich lebe."

„Wie, verstehe ich Sie recht? Sie wollen mir nicht zu Ihrer Mutter folgen? Zu dieser edlen, sanften Mutter, die mich aussandte, Sie zu suchen, Sie in ihre Arme zurückzuführen!" rief Alfred. — „O, glauben Sie, es ist besser, sie sieht mich niemals wieder! Was soll dieser Sturm in ihrem stillen Leben, das bei Ihnen ja nur ein freundliches sein kann? Stören Sie ihr Dasein ja nicht mehr durch Erinnerungen an mich — deren Leben ein so beflecktes ist! — Sagen Sie ihr, ich sei gestorben — ja, ja, das sagen Sie ihr! Sie wird eine kurze Zeit weinen, dann die beste Beruhigung für ihr Mutterherz darin finden; und — wenn ich Sie um etwas bitten darf — o, so bitte ich Sie inständig, ersetzen Sie ihr das verlorene Kind."

„Selma, Sie müssen mir folgen! Selma, ich lasse Sie nicht mehr! Sie sind nur eine Verführte, eine Unglückliche — keine Schuldige! Sie klagen sich selbst viel zu hart an. Ihr Wiederfinden kann Ihre Mutter nur beglücken, wie es mich beglückt. — Drum fort mit allen Schatten, die auf Ihrem Leben lasten, und das volle Licht des Himmels fällt auf Sie, und bewundernd, liebend stehen wir vor Ihnen — die Gottes Meisterhand so herrlich gebildet hat — so herrlich, daß auch die Sünde ihren Glanz nicht trüben kann." Alfred hatte unter diesen Worten den Arm um Selma's vollen Nacken gelegt. Ihr thränenumflortes Auge sah ihn fragend, hoffend und heißverlangend an, und seiner nicht mehr mächtig, flüsterte er in den gebrochenen Tönen nicht mehr zu bewältigender Leidenschaft: „Ich liebe dich, schönes Weib, mit unnennbarer Glut; dich zu besitzen, verlangt mein ganzes Sein; ich will dich retten, nicht für die Mutter allein, auch für mich, du allein kannst das verlorene Glück mir ersetzen — reich ersetzen! — Ach, wie ich dich liebe, Selma, wunderbares, schönes Weib!" Er neigte sein Haupt an ihre Brust; — er empfand den stür-

mischen Schlag ihres Herzens, ihr glühender Mund berührte seine Haare, und fester umschlang er sie und begehrte: „Sei mein und entfliehe mit mir.“

Da stürzte Dorit herein, erschrocken — athemlos, und rief: „Der Baron kommt hieher — wir sind verloren, wenn er den Herrn hier findet!“ — „O, fort, fort, retten Sie sich!“ drängte Selma entsetzt. — „Und Sie, Sie wollen hier bleiben, hier, ohne mich, in der Gewalt des Barons?“ entgegnete Alfred, in dessen Liebesglut ein kalter Schauer sich mischte. — „Was soll, was kann ich thun?“ flehte sie schwankend und in Todesangst. — „Entfliehen der Schande, Unglückliche, und gälte es dein Leben!“ rief er und faßte ihre Hand und zog sie nach dem Ausgang hin. — „Dort hinaus!“ rief Dorit, die Portiere aufreißend, und Alfred, Selma nach sich ziehend, stürzte von dannen. — Er fand instinktartig die enge Treppe, die er heraufgekommen, und sie gewannen ungehindert den Ausgang aus dem Hause, doch die kleine Pforte in der Gartenmauer wollte sich in der Dunkelheit nicht finden lassen.

Selma, verwirrt, halb betäubt, tastete gleich ihm unsicher umher. Da wurde es plötzlich helle um sie; Lichter flackerten, Stimmen wurden laut, und Alfred ward von hinten gepackt und durch einen schweren Schlag zu Boden gestreckt. Das Bewußtsein entschwand ihm gänzlich.

Als er wieder zu einiger Besinnung zurückkehrte, fand er sich ganz durchnäßt und halb erstarrt in einem tiefen Graben liegen. — Der Tag graute bereits, doch war der Horizont so mit Nebel und Regen umhüllt, daß er nicht unterscheiden konnte, wo er sich befand. Keinenfalls konnte er sehr weit von dem Landhause entfernt sein, denn man hatte ihn ohne Zweifel von dort hieher getragen, vielleicht in der Meinung, er sei eine Leiche. —

Nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, aus dem Graben herauszukommen, und mühsam kam er vorwärts. Er fühlte heftigen Kopfschmerz und eine unbezwingliche Erschlaffung in allen seinen Gliedern. Er sah sich nach menschlicher Hülfe um, doch so weit er um sich schauen konnte, zeigte sich niemand auf den öden Feldern. Vergebens suchte er sich zu orientiren; da vernahm er in der Ferne das Rasseln eines Wagens — dort mußte also ein Fahrweg sein — und er folgte der Richtung des Schalles. Der Himmel lichtete sich jetzt ein wenig und er erkannte einige Gegenstände, die ihm als Wegweiser dienten. Das Landhaus lag nach seiner Berechnung etwa eine Stunde seitwärts, und er schlug diese Richtung

jetzt ein. Die Chaussee lief längs der einen Seite des Gartens hin — sie war ziemlich befahren, — bei Tag konnte ihm dort keine weitere Gefahr mehr drohen, und wäre es auch gewesen, er hätte dennoch dahin wandern müssen. Selma's Geschick sollte, mußte sich jetzt entscheiden oder sie war wieder verloren für ihn, für Ernestine. Er wollte mit den ersten Besten, die ihm begegneten, in das Haus eindringen, vor diesen Zeugen den Baron anklagen, Selma zu sprechen und ihm zu entreißen suchen; sie im Nothfall unter den Schutz des Gesetzes stellen.

Aber niemand begegnete ihm, still und einsam war es um den Garten, wie ausgestorben das Landhaus. Da fuhr ein mit vier Postpferden bespannter Wagen an seinem Thore an und sogleich that es sich auf und Selma, geführt von dem Baron, trat heraus, ein Diener und Dorit folgten ihnen nach. — „Selma, Selma!“ rief Alfred verzweiflungsvoll und stürzte, seine letzten Kräfte anstrengend, auf den Wagen zu. Doch schon hob der Baron Selma in denselben, und in rasender Eile fuhr er dahin.

Alfred stürzte kraftlos zusammen. Einige vorübergehende Landleute hoben ihn auf und brachten ihn in die Stadt. — Er erkrankte und genas erst nach mehreren Wochen wieder. — Noch auf dem Krankenlager ließ er nach dem Baron forschen, konnte aber nichts in Erfahrung bringen, als daß er abgereist, sein zurückgebliebener Diener seine Angelegenheiten geordnet habe und ihm dann nachgefolgt sei. Wohin, war nicht zu ermitteln, und nur Vermuthungen waren es, daß der Baron seinen Weg nach Belgien genommen. — Alfred war es wahrscheinlicher, daß er mit Selma nach England zurückgekehrt sei. Sobald er nur irgend hergestellt war, reiste auch er wieder dorthin, konnte aber durchaus nichts von einem Baron Willisson erfahren. Dieser hatte wohl für seine Reisen auf dem Kontinent seinen Namen geändert. Kurz, Alfred kehrte hoffnungsloser und viel unglücklicher als das erste Mal in die Heimat zurück.

Es war indessen Spätherbst geworden, so lange hatte er England und Schottland durchstreift. Ernestine schrieb er die Einzelnheiten seines Zusammentreffens mit Selma nicht, nur daß er ihre Spur gefunden und wieder verloren habe. Es bangte ihn, der armen Mutter ein getreues Bild von Selma und ihrem Geschick zu entwerfen, mit so vortheilhaftem Märtyrerschein er beides auch zu umgeben trachtete. Die Thatsachen, die in Selma's Vergangenheit lagen und die ihm in ihrer Nähe mehr nur

wie ein schweres und unverschuldetes Unglück erschienen waren, blieben eben doch eine peinliche und schwer zu rechtfertigende Schuld vor dem Sinn eines reinen Weibes, vor dem Ehrgefühl eines Mannes, wie vor dem Urtheil der Welt. Wie sollte er Ernestine ihr Verhältniß zu dem Baron schildern, wie ihre Geständnisse der Mutter wiedergeben? — Hatte sie ihm auch von Selma wie von einer verführten Seele gesprochen und schimmerte auch die Angst hindurch, in ihr eine tief Gesunkene wieder zu finden, war er doch überzeugt, daß sie im Innersten ihrer Seele es anders hoffte, daß sie das junge Mädchen noch immer vor dem schlimmsten Falle durch die Nähe ihres Vaters bewahrt glaubte, wenigstens dies hoffen und glauben wollte.

Nun aber gestand Selma selbst ein, daß sie ihr Leben der Schmach hingegeben, freilich um den Vater zu retten, aber doch auch, um selbst in gewohnten Genüssen fortleben zu können. Seine Leidenschaft, von ihrer Gegenwart beherrscht, entschuldigte dies alles, er war selbst geneigt, fern von ihr, sie schuldlos zu finden — sie aber schuldlos zu schildern, selbst der Mutter gegenüber, war schwer, wenn nicht unmöglich. Das empfand er immer mehr, je näher er der Heimat kam und Ernestine, die seiner im Thale wartete, bei seinem Kind und bei Emma's Grab zu finden hoffen durfte.

Es waren wunderschöne Herbsttage, als Alfred den Rhein aufwärts kam. Ueberall heiterer Sonnenschein und heiteres Leben, auf der Ebene und an den Bergen, wo die Winzer ihre lohnende Arbeit singend vollführten. Der Himmel glänzte so herrlich blau über dem schönen Strome, die Luft wehte so erquickend, als wolle sie jedem stärkend Körper und Seele durchwehen. Ueber der alten Stadt mit ihren vielen Thürmen lag der röthliche Widerschein des purpurnen Abendroths, als das Boot sich ihr nahte, auf dem Alfred sich befand. Er neigte wie zum Gruße das Haupt gegen die rosig beleuchtete Stadt und dachte an das Geschwisterpaar im Dykenbruck'schen Hause. Es wollte ihn dahin ziehen zu — Emilie, zu Theobald; doch was sollte er in seiner jetzigen Stimmung bei ihnen? — Auch trieb es ihn unaufhaltsam zu Ernestine, die seiner gewiß mit schmerzlichem Verlangen harrte, und er reiste weiter, so weit, als es an diesem Tage noch möglich war.

Das Wiedersehen im Thale war ein erschütterndes. Ernestine wollte von ihrem Kinde hören und Alfred erzählte ihr die Wahrheit, doch mit

so bestechenden Farben und von dem Hauche seiner Leidenschaft so durchweht, daß Ernestine mit Schrecken Alfreds entflammtes Herz gewahrte. Sie überwand in der Sorge um ihn die Bestechlichkeit des Mutterherzens, das gerne seinen Worten gelauscht, gerne in dem gefallenen Kind nur ein unglückliches, ein schuldloses erkannt hätte. — Sie suchte mit blutendem Herzen Alfreds Selbsttäuschung zu zerstören und ihm mittelbar die Unmöglichkeit einer beglückenden Liebe zwischen ihm und einer Gefallenen vorzuführen. — Er verstand sie recht wohl, sein Ehrgefühl begriff ihre Gründe — und die lebhafte Erinnerung hier, an Emma, an das milde, süße Glück mit ihr, die Nähe seines holden Kindes mit dem unschuldigen Auge der geliebten Mutter — alles das ließ ihm seine Leidenschaft für die schöne Gefallene als seiner nicht würdig erscheinen. Dennoch aber vermochte er sie auch hier nicht ganz zu beherrschen, und ein heißes Verlangen nach Selma's Besitz blieb mit allen den Qualen widersprechender Zweifel in ihm haften.

Ernestine wollte, Alfred solle mit ihr und dem Kind den Winter in der Stadt bei seiner Familie verbringen. Es war der lebhafte Wunsch von Alfreds älterem Bruder, der das Geschäft des Vaters fortführte, daß er thätigen Antheil daran nehmen solle. Seine Lebensweise, die ihm so gar keinen reellen Werth zu haben schien, war ihm längst ein Greuel, und er hoffte, wenn er seiner nur erst einmal recht habhaft werden könnte, ihn dann auch festzuhalten und ihm praktischere Lebensansichten beizubringen. Die Reisen, zu denen ihn Ernestine bestimmt, schienen eine versprechende Einleitung dazu; ihren Hauptgrund kannte er freilich nicht, nur Alfreds Schwester ward durch Ernestine davon unterrichtet und sie schwieg wohlweislich gegen den strengen Bruder davon. — Ernestine hatte versprochen, gewiß mit Alfred für den Winter in die Stadt zu kommen. Sie hoffte das auch, allein Alfred wollte sich lange nicht dazu verstehen, doch endlich willigte er ein, die strengsten Wintermonde mit ihr und dem Kind bei seiner Schwester zu verbringen.

Sein Bruder bemächtigte sich sogleich seiner mit Zuvorkommenheit und ermüdete nicht, das geschäftliche Leben ihm mit bunten und ansprechenden Farben auszumalen, besonders ihm die kaufmännische Thätigkeit, mit ihrem Weltverkehr, ihren großartigen Spekulationen und ihrem Einfluß auf alle Verhältnisse recht zu veranschaulichen. Alfred hörte ihm erst nur aus Gefälligkeit zu, nach und nach fesselte dies und das seine

Aufmerksamkeit und zerstreute ihn. Als der Winter zu Ende ging, hatte sein Bruder plötzlich eine Geschäftsreise für ihn, die er ihn dringend bat zu unternehmen, da er selbst nicht abkommen könne, und er gerade diese Sache nicht fremden Händen anvertrauen möge.

Alfred wollte nicht darauf eingehen; wie er jedoch vernahm, daß das Geschäft in London abzumachen sei, willigte er ein, denn längst schon trug er sich wieder mit dem Gedanken, dort noch einmal nach Selma zu forschen. Seine Schwester und Ernestine durchschauten den Grund seiner Willfährigkeit, obgleich Erstere nicht ahnte, welch leidenschaftliches Interesse er an Ernestinens unglücklicher Tochter nahm. Sein Bruder sah nur den Anfang eines thätigeren Lebens für Alfred darin und hoffte ihn nach und nach ganz für ihr Geschäft zu gewinnen und ihn damit seinen unseligen Schwärmereien und seinen unpraktischen Neigungen zu entziehen, sowie ihn dann auch später wieder passender, als es das erstemal geschehen, zu verheirathen. — Die einzige Tochter des Dykenbruck'schen Hauses kam ihm hiebei in den Sinn, und er wußte es so einzurichten, daß Alfred Geschäfte halber einige Tage in K. verweilen mußte. — Ihm selbst kam diese kleine Geschäftseinschaltung nicht unangenehm. Er freute sich, Theobald und Emilie wiederzusehen, und erzählte bei dieser Gelegenheit Adele und Ernestine Verschiedenes aus dem Dykenbruck'schen Hause, und besonders verweilte er mit Interesse bei Emilie, dem verzogenen, doch guten und anmuthigen Kind desselben.

Der Abend war schon vorgerückt, als Alfred in K. ankam, und schon war es recht dämmerig, wie er in das Dykenbruck'sche Haus eintrat. Niemand bemerkte ihn; sein Gepäck hatte er im Gasthof gelassen, er wollte für die wenigen Tage nicht bei Dykenbrucks wohnen, aber sogleich hinzugehen, mochte er nicht versäumen. Unbemerkt kam er bis an die Thüre des kleinen Salons, in dem zu dieser Stunde gewöhnlich Emilie und ihre Mutter zu finden waren. Er klopfte an — doch kein „Herein" erfolgte; dennoch öffnete er die Thüre und sah sich allein in dem Gemach. Es war dunkel hier, aber nebenan durch eine Thürspalte schimmerte ein Lichtstrahl. Er kam aus einem Kabinet, das Emilie sich angeeignet und das sie scherzend ihr „geheimes Kabinet" nannte, wenn sie neugierige Gäste von dem Eintritt abhalten wollte. Daß sie nur ungern hier jemand einließ, wußte Alfred, und hielt es eben für eine ihrer Launen, in der seine Neugier zu ihrem Verdruß sie nie gestört hatte.

Heute näherte er sich der Thüre und drückte sie langsam weiter auf. Er wollte Emilie überraschen, nicht belauschen, doch unwillkürlich blieb er stehen. Sie saß mit dem Rücken der Thüre zugekehrt ganz vertieft vor einem Bilde, das sie dem Anschein nach selbst gezeichnet hatte, denn noch hielt sie den Griffel in der Hand. Da sah sie auf und erblickte in dem gegenüber hängenden Spiegel Alfred in dämmerigem Umrisse, und mit einem Aufschrei, mehr des Schreckens als der Freude, sprang sie auf und starrte auf seinen Widerschein. Da rief er ihr einen Gruß zu und stand bei ihr, faßte ihre Hand und bat um Vergebung, daß er so unangemeldet eingetreten. Sie vermochte kaum etwas passendes zu erwidern. Sie sah vor sich nieder, auf das Bild, und hastig wollte sie es in eine Mappe bringen, doch ihre Hand war so unsicher — er erkannte sein eigen Bild, das sie vor seinen Blicken zu verbergen trachtete, und die Ahnung, sie liebe ihn, durchzog sein Herz mit widerstreitenden Empfindungen. So standen sie eine Weile schweigend neben einander. Unwillkürlich heftete sich sein Auge prüfend an ihre Gestalt. Sie erschien ihm größer und schlanker als sonst, ihr Gesicht schmaler und minder frisch, doch ausdrucksvoller und lieblicher; auch der Ton ihrer Stimme kam ihm, als sie jetzt mit ihm zu sprechen begann, weicher und melodischer vor.

Ihn fand sie dagegen wärmer und freundlicher als früher, und bald nachdem die erste Befangenheit sich verloren, saßen sie vertraulich plaudernd nebeneinander. Er vergaß ganz, nach ihrer Familie, selbst nach Theobald zu fragen. Wie eine liebe, vertraute Freundin kam sie ihm vor, und als sie seiner schnellen Abreise gedachte, erzählte er ihr, als verstände sich das von selbst, von Ernestine und dem Zweck seiner damaligen Reise — von Selma — so weit er es mit ihrer Jugend und ihrem reinen Auge verträglich fand. Dies Auge leuchtete dabei immer heller auf. Daß er ihr vertraute, war ja ein Beweis, daß sie an Werth für ihn gewonnen — und führte ihn nicht ein edles Interesse der schönen Selma nach? — Freilich war seine Stimme tief bewegt, als er von ihr sprach, und auch in seinen Zügen lag ein Ausdruck, den sie früher nie bemerkt, in seinem Auge eine Glut, die sie schmerzen wollte. — Was er ihr von Ernestine und seinem Kinde erzählte, that ihr dagegen unendlich wohl. Diese Frau hätte sie kennen lernen mögen, dieses holde Kind küssen, ja es gar nicht mehr aus ihren Armen lassen. — Doch das sagte sie ihm nicht, aber

allerlei Pläne, wie es möglich machen, Beide einmal zu sehen, durchkreuzten ihren Kopf, ihr Herz. —

Einige Stunden gingen so dahin, niemand störte sie, und sie dachten gar nicht daran, daß sie die andern ganz vergaßen. Erst als ein Diener eintrat und fragte, ob das Fräulein hier oder im Speisezimmer das Abendbrod einnehmen wolle, fiel es Emilie ein, wie sie alle Form, ja geradezu den Anstand bei Seite gesetzt habe, und hoch erröthend wollte sie sich entschuldigen, doch Alfred fiel ihr in die Rede und sagte ihr, daß er noch nichts so liebenswürdig an ihr gefunden, als eben dieses.

Sie befahl, das Abendessen für sie und Herrn Meerfeld im Speisezimmer aufzutragen und erklärte ihm, daß sie allein zu Hause sei, die Eltern wären mit Theobald in Gesellschaft gegangen, sie habe es vorgezogen, hier zu bleiben — sie liebe so ungestörte Stunden über alles. — „Und ich störte Sie!" warf er ein. — Sie schüttelte das Haupt und ihr Blick sagte ihm, wie gerne sie ihm dieses vergebe. Er blieb, so lange es der Anstand erlaubte, und gab ihr dann Grüße für Theobald und die Eltern auf. Sie war unzufrieden, daß er im Gasthof abgestiegen, und er mußte versprechen, jede freie Stunde bei ihnen zu verbringen.

Das that er denn auch; doch so ungestört und so vertraulich wie am ersten Abend traf er nicht mehr mit Emilie zusammen. Dennoch waren sie sich bewußt, daß sie sich viel näher gekommen seien, und als er wieder geschieden, lächelte sie unter Thränen: „Nun ist er doch mein Freund geworden!" — Nach einiger Zeit, als Ernestine wieder im Thale angekommen war, erhielt sie ein langes Schreiben von Emilie Dykenbruck, und sie correspondirte von da an mit dem jungen Mädchen, das sie durch ihre lieben Briefe bald recht innig in ihrem Herzen aufnahm. Alfred erfuhr nichts von dieser Correspondenz, Emilie bat darum, auch blieb er viel länger in England, als seine Geschäfte erforderten. Er erledigte diese zwar zur Zufriedenheit seines Bruders, allein sein langes Ausbleiben war desto weniger nach dem Wunsch desselben, und auch Adele kam darüber in Besorgnisse. Selbst Ernestine war nicht einverstanden damit; sie konnte es kaum noch wünschen, daß Alfred Selma finden möge und bat ihn wiederholt, nicht länger nach ihr zu forschen, es vielmehr der Vorsehung zu überlassen, die Unglückliche ihr wieder zuzuführen.

Doch Alfred kehrte trotz dieser Bitten nicht zurück, und der Herbst hatte bereits wieder seine bunten Irisfarben in das grüne Thal eingewoben,

als er dort anlangte, jedoch ohne alle Nachricht von Selma. Er hatte auch diesesmal ihre Spur nicht aufzufinden vermocht, trotz seiner anhaltenden Bemühungen darum. Ernestine bat ihn, den Bruder über sein langes Verweilen in England damit auszusöhnen, daß er sich den Winter mehr mit den Geschäften seines Hauses bekannt mache und einigen thätigen Antheil wenigstens daran nehme. — Alfred empfand, daß, wolle er nicht wieder einer trüben Stimmung ganz anheimfallen, eine bestimmte Thätigkeit ihm nothwendig sei, und so wenig auch noch Handelsspekulationen und was damit zusammenhing ihm zusagten, beschloß er dennoch, seine Abneigung dagegen zu überwinden und sich mehr damit vertraut zu machen. Nach kurzem Aufenthalt verließ er das Thal wieder, und Ernestine folgte ihm mit Emma bald in die Stadt nach.

Alfred wurde ruhiger und auch heiterer, das reellere Leben, mit dem er sich nach und nach mehr befreundete, wirkte wohlthuend auf seinen Geist und sein überreiztes Nervensystem ein. Sein Körper erstarkte unter den Beschäftigungen, an die ihn sein Bruder mit der Konsequenz eines festen Wollens zu binden verstand, und der erweiterte Blick in die Großartigkeit des geschäftlichen Lebens mit seiner tiefen Weltbedeutung gewann unwillkürlich ihm ein stets lebhafteres Interesse dafür ab. Seine Mutter, deren verzärteltes Wesen er geerbt, hatte ihm von Kindheit an einen Widerwillen gegen das Geschäft seines Vaters beigebracht, weil sie selbst sich unglücklich fühlte, an einen Mann gebunden zu sein, dessen praktische Lebensansichten sie verletzten und dessen warme Hingabe an sein Geschäft ihr als ein Verbrechen an ihrem Leben erschien. Sie war eine jener weichen, sentimentalen Naturen gewesen, die statt in frischer, natürlicher Luft in künstlich erwärmter emporwuchs und so ihre beste Kraft einbüßte, ihre besten Gefühle in kränkelnden Gefühlsspielereien verlor. — Der älteste Sohn, wie die Tochter, die Beide dem Vater ähnlich waren, entzogen sich, wie selbstverständlich, dem Einfluß der mütterlichen Erziehung, während der bedeutend jüngere Alfred, als eine zartere Pflanze, ängstlich von ihr bewacht und gehütet wurde. Sie war kränklich, weshalb ihr Mann sich scheute, den Liebling ihr zu entziehen, und erst als sie todt war, legte er die väterliche Hand auf ihn, doch nun auch nicht mit dem liebreichen Druck, der nöthig gewesen wäre, den Sohn sich zu gewinnen. Er sandte ihn mit strengen Befehlen nach Holland und mußte ihn aus Gesundheitsrücksichten bald wieder zurückrufen. So blieb Alfred bis zu seinem Tod

ihm ein unliebsamer Gegenstand, den er verdrießlich darüber zuletzt sich selbst überließ.

Nach des Vaters Tode entzog sich Alfred allen Geschäften seines Hauses und baute sich von einem Theil des mütterlichen Erbes in dem stillen Thale an, um dort in süßem Liebesglück zu schwärmen. — Sein Bruder gewann darum auch keinen Einfluß auf ihn, bis jetzt, wo Alfred selbst zu der Einsicht gekommen, daß sein Leben verloren gehen werde, wenn es ihm nicht möglich sei, es in anderer Weise aufzufassen, als seither geschehen war. — Er versuchte dies, und der Anfang war versprechender, als er selbst gehofft. Zwar kamen Tage und Stunden, in denen er in seine Träumereien verfiel oder auch von der Leidenschaft für die verlorene Selma gepeinigt wurde. Dann schloß er sich in seinem Zimmer vor jedermann ab und kam erst wieder zum Vorschein, wenn er die schlimme Stimmung überwunden hatte. Sie kehrte seltener, je mehr Geschmack er an der Arbeit gewann, der nützlichen, reellen Arbeit, deren Werth er jetzt erst einsehen lernte, — der verweichlichte Sohn des Reichthums und verschrobener Empfindungen. So ging der Winter zu Ende; Alfreds Bruder trug sich mit dem Plane, ihn vor einer Rückkehr in das stille Thal zu bewahren und schlug ihm zu diesem Zweck eine überseeische Geschäftsreise vor. Zu seiner Freude ging Alfred ohne viele Einwände darauf ein, und der Zeitpunkt wurde festgestellt, an dem er nach der neuen Welt abreisen sollte. —

Ernestine theilte dies Emilie mit und bat sie, während Alfreds Abwesenheit sie im Thale zu besuchen. — Statt der Antwort hierauf, kam eine telegraphische Depesche aus K. an Ernestine mit der Aufforderung, ohne Säumen dahin zu kommen. Die Unterschrift war von Theobald; und eine ernstliche Angst um Emilie erfüllte Ernestine und Alfred. Er beschwor sie, sogleich dem Rufe zu folgen, und schon nach einer Stunde befand sie sich auf dem Weg nach K. — War Emilie tödtlich erkrankt? — Sie konnte sich kaum etwas Anderes denken. Daß das junge Mädchen Alfred liebe, war ihr aus ihren Briefen klar geworden, doch es lag in ihrer Denk- und Empfindungsweise so viel gesunder Sinn, daß sie kaum annehmen konnte, Liebesschmerz habe sie krank gemacht.

In ängstlicher Aufregung betrat sie das Dykenbruck'sche Haus. Der alte Herr empfing sie mit verlegener, doch nicht kummervoller Miene und befahl, eilends Emilie oder seine Frau zu rufen. — Emilie kam und

umarmte heftig weinend die noch nie gesehene Freundin. „Was ist's? Was soll ich hier?“ fragte diese betroffen. — „Fassen Sie sich — ich konnte Sie nicht vorbereiten, Ihnen nicht schreiben — jede Stunde war Gewinn,“ erwiderte Emilie, und während sie Ernestine durch einige Zimmer mit sich fort zog, indem sie ihren Arm liebreich um sie legte, sagte sie: „Sie finden ein theures, verlorenes Gut bei mir wieder.“ — „Selma?“ stammelte die ahnende Mutter. — „Ja, Selma, Ihr unglückliches Kind.“ — „Wie ist das möglich! Doch wo, wo ist sie?“ — „Hier, arme Mutter,“ sprach Emilie beklommen und öffnete eine Thüre. — Auf einem weißen Lager lag Selma, bleich, verstört, mit offenen, unruhig blickenden Augen und ohne klares Bewußtsein.

„Mein Kind, mein Kind, Selma!“ rief Ernestine in schmerzlicher Freude. „Ich habe dich wieder, ich halte dich in meinen Armen! — O, nun ist alles gut.“ — Selma horchte auf, starrte die Weinende an — tastete mit ihren zitternden Fingern über sie hin und sprach langsam und feierlich: „Er hat dich aus dem Grabe gerufen zu Selma, die er liebt. — Du bist meine Mutter, ja, du bist meine Mutter — o, o, vergib Selma ihre Sünden!“ Dann verfiel sie in Fieberphantasien, die für ihr Leben fürchten ließen. — Die Erklärung, wie sie hieher gekommen, wie das alles zusammen hing, mußte auf eine ruhigere Stunde verschoben werden.

Selma's Zustand war der im Steigen begriffene Paroxismus eines lebensgefährlichen Fiebers. Ernestine wich nicht mehr von der Seite ihres Kindes, und auch Emilie war nur mit Mühe zu Ruhestunden aus dem Zimmer der Kranken zu entfernen. Der Arzt hatte sie, schon ehe Ernestine angekommen, für verloren erklärt, doch schien es, als ob die Gegenwart ihrer Mutter wunderbar wohlthätig auf sie einwirke. Es kamen ruhigere Tage, die Kranke verfiel häufig in Schlummer, und in diesen Stunden theilte Emilie, was sie von ihren letzten Schicksalen wußte, Ernestine mit.

Selma war eines Abends in das Dykenbruck'sche Haus gekommen und verlangte dringend, die Tochter desselben zu sprechen. — Ihr zerstörtes Aussehen machte die Diener stutzig und man theilte statt Emilien Theobald das Begehr des fremden Weibes mit, die mehr einer Abenteurerin, als einem Besuche glich. — Theobald, etwas neugierig gemacht, kam auf den Corridor, wo Selma einer Antwort Emiliens harrte. — Ihre

Züge, obgleich zerstört, kamen ihm bekannt vor, doch hatte er sie früher zu flüchtig und nur unter dem Schleier gesehen, um sie wieder zu erkennen. — Er wollte sich in ein Gespräch mit ihr einlassen; sie aber verlangte statt aller Antwort nach Fräulein Dykenbruck, und Theobald, etwas ungehalten darüber, sagte kalt und vornehm, daß für solche Damen seine Schwester nicht zu sprechen sei. Selma's Haupt senkte sich trostlos und der ganze Ausdruck ihrer Haltung drückte solchen Schmerz aus, daß Theobald Mitleid fühlte und sie theilnehmender fragte, was sie denn eigentlich von Emilie wolle und ob er ihr nicht helfen könne.

Sie schüttelte nur das Haupt, als vermöge sie nicht mehr zu sprechen. Da kam Emilie, von einer geschwätzigen Dienerin unterrichtet, daß Theobald eine fremde, sonderbar aussehende Frau, die nach ihr verlangt habe, eben im Begriff sei, die Treppe hinabzuweisen. — Sie sah Selma, als diese eben ihr Haupt wieder erhob und den flehenden Blick auf Theobald richtete, erkannte sie, und ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entfloh ihrem Munde. Selma sah jetzt nach ihr hin und Emilie streckte die Hand ihr entgegen und sprach: „Sie sind Selma, Ernestinens Tochter — Alfreds Freundin! Kommen Sie!“ — Und Theobald zurückweisend, führte sie den sonderbaren Gast in ihr Zimmer und schloß es ab. Sie wollte erst allein hören, was Selma in diesem Zustand zu ihr führte.

Und sie erfuhr, daß diese nach ihrem Zusammensein mit Alfred von dem Baron nach Schottland geführt worden war, wo er sie längere Zeit wie eine Gefangene gehalten. Daß Alfred sie dort nicht entdeckte, schrieb sie hauptsächlich dem Umstand zu, daß der Baron auf seiner Reise einen andern Namen angenommen hatte, als den er in Schottland führte. Auch bewachte er sie sehr sorgfältig, selbst nach ihrer Aussöhnung mit ihm. Sie war nach ihrer Unterredung mit Alfred entschlossen gewesen, ihm zu trotzen und die erste Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen. Der schöne, blasse, junge Mann hatte sie bei seinem ersten Erblicken gefesselt, der Theaterabend, sein Erscheinen unter ihrem Fenster, sein Umspähen des Landhauses sie bis zur Aufregung interessirt. Ihn zu sprechen, vertraute sie einer zweideutigen Dienerin, die sie im entscheidenden Augenblick, um sich zu retten, verrieth. Alfreds Leidenschaft glühte in ihr nach; sie gedachte sich dem Baron für immer zu entziehen und ein anderes Leben zu beginnen, und hätte sie die Erinnerung an ihre Mutter mit wahrhaftiger, tiefer Reue erfüllt, wäre ihr Gefühl für Alfred ein reineres gewesen, sie

hätte sich vielleicht die Kraft erhalten oder vielmehr errungen, dem Baron Achtung abzugewinnen und ihrem seitherigen Leben mit einem kühnen Entschluß für immer zu entgehen. — Aber gewöhnt, nur dem Augenblick sich hinzugeben, erfüllte es sie bald mit Schrecken, was mit ihr werden solle, wenn sie den Baron verlasse. — Wo fand sie ihre Mutter, wo Alfred — und konnte sie denn noch glücklich bei ihnen werden? —

In Reue und treuer hingebender Liebe konnte sie, die Gefallene, kein Glück mehr erkennen. — In den Kreisen, in denen ihre Mutter und Alfred lebten, war für sie kein passender Platz mehr zu finden, keine Freude, und Opfer zu bringen hatte sie nie gelernt. Als sie sich dem reichen Mann verkaufte — beschönigte sie das eigene Verlangen mit der nothwendigen Rettung ihres Vaters, weil sie sich ihrer Handlung innerlich schämte. — Glücklich fühlte sie sich in diesem Verhältniß nur kurze Zeit. Drum war ihr Leben ein beständiges Jagen nach Zerstreuung und Genuß, abwechselnd mit Langeweile, üblen Launen und einer nicht zu besiegenden Gewissensqual über den vermeintlichen Tod ihrer Mutter, den Hortense ihr vorgelogen, um den Gedanken ganz in ihr zu ersticken, je wieder zu dieser zurückzukehren. Wäre ihre Flucht mit Alfred gelungen, so hätte wohl der Einfluß ihrer Mutter sie für immer einem schmählichen Leben entzogen und das Bessere ihrer Natur wäre ohne Zweifel zu einem freieren Walten gelangt. —

Auf dem Schlosse des Barons entfaltete sich ein fröhliches Leben. Jagden und lustige Gesellschaften verkürzten die Tage. Selma war die Königin dieser Feste, gefesselt durch eine goldene Kette. Selma, die Freundin des reichen Herrn, lachte und scherzte mit seinen Gästen, ihr Witz und ihre Talente würzten das Mahl, ihre Schönheit entzückte und fesselte sie. Aber dennoch hatte Selma ihre unglücklichen Stunden, denen sie nicht zu entgehen vermochte. Wenn der Morgen graute und sie sich zur Ruhe niederlegte und immer noch kein Schlaf ihre müden Augen zudrückte, da sah sie die Mutter mit klagendem, trauerndem Blicke neben sich, fühlte sie Alfreds Verachtung, der ihr zurief: „Unwürdige, nicht einmal die sinnliche Leidenschaft verdientest du, die deine Schönheit mir einflößte!“ — Da konnte sie dann in heftiges Weinen ausbrechen, ihr Geschick, sich selbst verwünschen, aber die leichtsinnige Gewohnheit siegte immer wieder. — Der Einfluß, dem ihre Erziehung und ihr Naturell unterworfen gewesen, übte fort und fort seine unselige Macht über sie aus

und vergebens blieb das Ringen der edleren Empfindungen ihrer Seele. — Es war ein zu ungleicher Kampf, dem die liebende Macht aus der Ferne keine genügende Stütze sein konnte.

Da schritt das Schicksal mit seiner strengen Entscheidung in das gesunkene Leben dieses von der Natur so schön begabten Daseins ein und übte seine unbezwingbare Macht über dasselbe aus. — Mitten in der Lust eines fröhlichen Gelages ereilte der Tod den Baron, und Selma, deren Zukunft er so wenig wie sie bedacht, sank von der Beherrscherin des Schlosses unter seine geringste Dienerin herab. — Die erwachsenen Kinder des Barons, die sein Verhältniß mit ihr von ihm entfernt und dem Vater entfremdet hatte, haßten sie und ließen sie ihren ganzen Haß und die verächtliche Stellung, die sie eingenommen, schwer empfinden. Ohne alle Existenzmittel hieß man sie das Schloß verlassen; Hohn und Spott begleiteten, die erniedrigensten Anträge verfolgten sie. — Nur noch im Besitze einiger Brillanten, die sie zufällig an dem Tage trug, an dem ihre zweideutige Herrlichkeit zu Ende ging, entfloh sie der Schmach, die sie von allen Seiten umgab. — In Alfreds Nähe hatte sie zum erstenmal die schwere Wucht dieser Schmach ihres Lebens empfunden, doch im Drang der Umstände, in den sie umgebenden Verhältnissen überwand sie es wieder, bis auf peinliche Mahnungen daran. Nun aber, ausgestoßen aus dem Kreis und den Unterhaltungen, in denen sie zu leben gewohnt war, verfolgt von der Verachtung, verhöhnt, verspottet, erschien ihr ihr seitheriges Leben in seiner ganzen schmählichen Bedeutung, und jetzt erst fiel die ganze Schwere derselben auf ihre Seele, die viel minder verdorben, als verführt und eingelullt von der Sünde war.

Die Frage um die Zukunft trat zum erstenmal, einem Schreckgespenst gleich, vor sie hin. Nur zwei Wege öffneten sich ihr, der eine führte zum niedrigsten Verderben, der andere in den Schooß ihrer Mutter, als Reuige, als Büßende. — „Zu ihr, zu ihr!“ rief eine innere Stimme, rief das Herz ihr zu, das noch in Liebe für die Mutter schlug. „Aber bei ihr findest du auch ihn, der besser von dir dachte,“ mahnte die Scham, und sie hätte sich und ihr ganzes Leben in den Schooß der Erde für immer bergen mögen. — Sie kam nach London, müde gehetzt von äußeren Qualen und dem Kampf ihres Innern. — Hier mußte sich ihre Zukunft entscheiden; sie konnte hier bleiben, sie war ja noch so jung und so schön! Noch lag ein langes Leben vor ihr. Sie schaute mit prüfendem Blick um

sich, da sah sie ein elendes Wesen an ihrer Seite — nicht viel älter als sie — bleich, verwelkt — ein Bild des Elends, der Schande. Schaudernd wandte sie sich ab, eilte, ihre wenige Habe zu verwerthen und schiffte sich nach Holland ein, um von da nach Deutschland zu kommen. Dort angelangt, warfen sich ihr tausenderlei Hemmnisse in den Weg. Es fehlten ihr die nöthigen Ausweise, und die Abenteurerin mußte sich manches harte Wort, manche rohe Behandlung gefallen lassen. Sie mußte bitten — bestechen, um nicht schmählich festgehalten zu werden.

Sie wollte zunächst nach K., um dort im Dykenbruck'schen Hause Erkundigungen nach dem Freund ihrer Mutter und wo möglich nach ihr selbst einzuziehen. Kannte sie doch weder ihren Aufenthaltsort, noch Alfreds Namen. In der kurzen, hastigen Stunde ihres Beisammenseins kam die Rede nicht darauf. Der Name Dykenbruck war ihr von dem Theaterabend her noch im Gedächtniß. Dort allein wußte sie den Weg zu erkunden, auf dem sie zu ihrer Mutter gelangen konnte. Und zu ihr, zu ihr allein wollte sie jetzt. — Ein namenloses Grauen vor ihrer Vergangenheit hatte sie erfaßt, eine unbeschreibliche Angst vor der Zukunft. — Die Mutter, die Mutter allein sollte ihr sagen, was nun beginnen nach diesem Abschnitt eines befleckten Lebens! —

Doch nur mühsam, unter ungewohnten Leiden und Entbehrungen, gelangte sie nach einer gräßlichen Wanderung nach K. — Ihre Mittel waren schon an der Grenze Deutschlands erschöpft, und es kostete sie eine fürchterliche Ueberwindung, in ihrem elenden Zustand das Dykenbruck'sche Haus zu betreten. Nur der Tochter desselben, deren anmuthiges Bild ihr noch deutlich vorschwebte, wollte sie sich entdecken. Daß es ihr gelang, Emilie zu finden, und wie sie von ihr aufgenommen wurde, wissen wir.

Emilie wollte sogleich an Ernestine schreiben, doch Selma bat sie, es nicht zu thun, ihr nur eine Nacht der Erholung zu gönnen, dann wolle sie selbst hin zu ihr und zu ihren Füßen Vergebung und Trost sich erflehen. Aber Selma erholte sich nicht. Emilie, welche die Unglückliche nicht mehr von sich ließ, hatte einen harten Kampf deshalb mit ihrer Mutter zu bestehen, die es geradezu für unmöglich erklärte, eine solche abenteuerliche Person im Hause zu behalten. Das Mädchen setzte es dennoch durch. Selma blieb und erkrankte so heftig, daß eine Weiterreise ganz unmöglich war. Der Arzt erklärte den Zustand für sehr bedenklich und Emilie beauftragte Theobald, an Ernestine zu telegraphiren, sie

schleunigst hieher zu rufen, die Ursache jedoch nicht zu erwähnen. Sie zweifelte nicht, daß sie einem so dringenden Rufe dennoch Folge leisten werde, und dachte sie damit jeder Erklärung bei Merfelds zu überheben.

Ernestine benützte jedoch die erste ruhige Stunde, an Adele und Alfred zu schreiben und ihnen das Ereigniß, welches sie nach K. gerufen, so weit es brieflich möglich war, zu erklären. Alfred wurde dadurch einer peinlichen Angst um Emilie überhoben, dagegen aber von Selma's Geschick und dem Kummer ihrer Mutter auf das schmerzlichste ergriffen. Er bat um häufige Nachrichten und erhielt sie. Selma genas unter der Pflege ihrer Mutter scheinbar wieder. — Ernestine und Emilie erfreuten sich darob, doch des Arztes erfahrener Blick wurde nicht getäuscht; ein langsam verzehrendes Uebel blieb zurück, das seine Wissenschaft nicht zu beseitigen vermochte. Ernestine, die an eine Wiederkehr zu Alfreds Kind denken mußte, da er bald die große Reise antreten wollte, drängte sich die peinliche Frage um die nächste Zukunft Selma's auf. Emilie, die sie gerne bei sich behalten hätte, durfte diesen Vorschlag ihrer Mutter nicht machen, denn schon die leise Andeutung eines längeren Verweilens, als es die Christenpflicht bei einer Kranken erforderte, wurde von ihr mit Entrüstung zurückgewiesen. Es war nicht Mangel an Gutmüthigkeit von Seiten der Frau Dykenbruck, noch weniger eine ökonomische Rücksicht, es war allein das Gerede, das sich in der Stadt über die sonderbare Mildthätigkeit ihres Hauses verbreitete.

Erich, der Alleswisser, brachte nämlich heraus, daß die kranke Verwandte, für die Frau Dykenbruck in ihrer Verlegenheit Selma ausgegeben, und die schöne Fremde, die als Miß Rose Willisson flüchtig in K. gespukt, eine und dieselbe Person sei, und das war eine so seltsame Entdeckung, daß Erich, der ohnedies alles eher als schweigen konnte, es bald Diesem, bald Jenem im Vertrauen mittheilte und es dadurch zu einem pikanten Stadtgespräch mit allen möglichen Zusätzen und Vermuthungen wurde. Frau Dykenbruck, der dies nicht verborgen blieb, gerieth darüber in eine wahre Verzweiflung, als ob die ganze Ehre und das Wohlsein ihrer Familie auf dem Spiele stehe. Selbst Theobald, der sich viel weniger um solche Dinge kümmerte, fand es doch ganz in der Ordnung, daß man Selma möglichst bald aus dem Hause entferne, und machte den praktischen, doch von Emilie mit Entrüstung zurückgewiesenen Vorschlag, sie einstweilen in das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern zu bringen.

Ernestine entging es nicht, daß durch Selma ein Mißbehagen im Hause herrschte, und noch wußte sie nicht, wohin mit der kränkelnden, gemüthskranken Tochter. Sie war noch unschlüssig, ob sie an Alfred deshalb schreiben und seine Meinung darüber hören solle, als er selbst in K. eintraf und sie bat, Selma in das Thal zu bringen, sie bei sich zu behalten, bis sie vollkommen hergestellt und wieder erstarkt sei; dann, meinte er, werde sich schon eine Bestimmung für ihr Leben finden lassen, vorerst sei ja darüber doch nichts zu entscheiden. Er selbst werde erst gegen Neujahr wieder zurückkehren; allein Adele habe ihm versprochen, während dieser Zeit mit Ernestine zu berathen, was wohl das Beste für Selma's Zukunft sein werde. — Seine Leidenschaft für Ernestinens Tochter hatte in der Thätigkeit seines jetzigen Lebens längst ihre dämonische Macht über ihn verloren. Zwar schlug sein Herz bei Nennung ihres Namens noch immer heftiger, allein die Nachrichten, die er von der letzten Zeit ihres Lebens erhalten, aus dessen Schuld ihm Ernestine kein Hehl machte, wirkten doch so bestimmend auf ihn ein, daß er sich selbst sagte, er dürfe nicht länger einer Leidenschaft sich hingeben, die sich mit seinem Ehrgefühl nicht vertrage.

Mit ziemlicher Ruhe betrat er an Ernestinens Hand Selma's Gemach. Wie verändert fand er sie — sein ganzes Gefühl ging in Mitleid mit ihr auf und in dem Wunsch, ihr Leben noch möglichst zu lichten. — Er bot ihr mit freundlichen Worten den Aufenthalt im Thale an. — Sie fühlte deutlich den Unterschied seiner Empfindung von damals und jetzt, und ein trübes Lächeln verzog ihren Mund. — Nach kurzem Besinnen dankte sie ihm für seinen Vorschlag und erklärte, daß sie entschlossen sei, wenn sie ihr dazu helfen wollten, in eine klösterliche Pension sich für immer zurückzuziehen. Sie fügte hinzu, daß sie sich fähig fühle, zu reisen, und wenn sie ihr eine Wohlthat erzeigen wollten, ihr, der völlig Armen, so möchten sie berathen, in welchem Kloster ihre Aufnahme als Pensionärin am besten zu vermitteln sei. Erstarke ihre Gesundheit wieder, so könne sie dann dort vielleicht durch Unterricht in einzelnen Fächern nützlich werden und sich ihren Unterhalt erwerben.

Alfred und auch Emilie machten Einwendungen gegen diesen Plan, doch Selma beharrte dabei, und es blieb nichts übrig, als ihr zu willfahren. Ernestine hörte schweigend zu und weinte stille Thränen. Sie sah die zerstörten, bleichen Züge Selma's, in die der kalte Vernichter des Lebens

seine unvertilgbaren Linien gezogen, und es wurde ihr plötzlich zur Gewißheit, daß sie ihr Kind bald ganz verloren haben werde. Das schmerzlich zusammengepreßte Herz fand keine Worte mehr und stille nahm sie hin, was beschlossen wurde.

Als Alfred abgereist war, sprach Selma tonlos zu ihr: „Jetzt reisen auch wir, Mutter; du bringst mich an den Ort meiner Bestimmung, eilst dann zu Alfreds Kind und hütest ihm diesen theuren Schatz bis — bis er wiederkehrt.“ — —

Der Herbst war abermals in Alfreds Thal eingezogen, doch noch prangten seine farbenreichen Blumen in ihrem prächtigsten Glanze. Sie standen so stolz emporgerichtet, als sollten sie ewig leben, und doch konnte ein einziger Nachtfrost sie tödten, ein rauher Sturm ihre schönen Kelche brechen. Aber wer möchte bei dem warmen Sonnenschein und dem heitern blauen Himmel daran denken! Man freute sich ihrer bunten Pracht und vermißte kaum den fehlenden Duft, dieses süße Attribut des Frühlings. Es war so warm wie an einem Maitage. Ernestine mit Alfreds Kind und Emilie, die seit einigen Wochen zum Besuche gekommen, suchten den Schatten auf. Frau Dykenbruck hatte endlich den Bitten der Tochter nachgegeben und ihr erlaubt, zu Ernestine zu reisen, ehe diese wieder in die Stadt zog und Alfred von Amerika zurückkehrte.

Das junge Mädchen, in dessen Herzen sich eine unvertilgbare Liebe für Alfred festgesetzt hatte, fühlte sich ganz glücklich, an dem Orte zu verweilen, der ihm so theuer war, und die süßesten Gefühle durchdrangen sie, wenn sie sein holdes Kind im Arme hielt. Mit wahrer Seelenangst dachte sie an baldiges Scheiden. Frau Dykenbruck mahnte daran, allein bis jetzt umsonst. Emilie verschob ihre Abreise von Tag zu Tag.

Und wie schön war es auch in dem Thale, gar heute, wo der Himmel in so prächtigem Blau darüber stand! Noch nie hatte das Stadtkind so wunderbar schöne Herbsttage gesehen, sie hätte ewig hier bleiben mögen, so froh, so mild gestimmt. Der Schmerz ihrer Liebe löste sich hier in eine sanfte Freude auf. Und konnte sie nicht sein Kind an das Herz drücken, es nicht mit ihren Liebkosungen überhäufen? Ach, wie liebte sie doch das kleine Wesen, das so lieblich war und ihm so nahe stand! — Auch Emma's Grab besuchte sie öfters und pflanzte Blumen darauf und erzählte dem Kind von seiner Mutter im Himmel. Doch wenn es nach

dem Vater fragt, sagte sie nur: „Du mußt ihn recht zärtlich lieben, denn auch du bist sein Liebstes auf Erden.“

Heute beschäftigte sie sich ausschließend mit dem Kinde; sie überließ gerne Ernestine ihren Gedanken — es war ein Brief von Selma gekommen. Die Kleine lief geschäftig hin und her und pflückte Blumen zu einem Kranz, den Emilie binden sollte. Sie hieß das Kind die zierlichen Wiesenblümchen pflücken, weil sie nicht gerne den Garten seines letzten Blumenschmuckes beraubt sah. Emma, die Emilie liebte und ihr deshalb leicht gehorchte, füllte ihren Schooß hauptsächlich mit Vergißmeinnicht. — Einige verspätete Rosen brach sie aber doch ab und legte sie schelmisch lächelnd hinzu, indem sie sagte: „Der Kranz wird sonst nicht schön genug für dich.“

Als er fertig war, setzte ihn Emilie dem Kinde auf, dann hob sie es auf ihren Schooß und erzählte ihm Märchen. Emma hörte ihr erst mit großen Augen zu, dann wurden sie kleiner und kleiner, bis sie sich endlich ganz zuschlossen. — „Das holde, süße Kind!“ flüsterte Emilie, und küßte leicht sein bekränztes Köpfchen. Mit wahrer Wonne hielt sie das schlafende kleine Wesen im Arm und getraute sich nicht, die kleinste Bewegung zu machen. Ihr Auge füllte sich mit süßen Thränen, und immer wieder hauchte sie einen leisen Kuß auf das rosige Gesichtchen nieder. — Da kamen leichte, rasche Tritte durch den Garten. „Das ist Alfred!“ rief Ernestine, rasch sich erhebend; dann warf sie einen schnellen und besorgten Blick auf ihre junge Freundin, deren Wangen erbleichten und errötheten. Doch unbeweglich blieb sie sitzen. Das schlafende Kind und die bangen Herzensschläge in der eigenen Brust hielten sie gefesselt.

Man erwartete Alfred erst viel später zurück und jedenfalls zuerst in der Stadt. Er hatte jedoch seine Geschäfte schneller beendet, und seine Sehnsucht nach Ernestine und seinem Kinde trieb ihn vor allem andern in das Thal. — Wie überrascht war er, Emilie bei ihnen zu finden, aber freudig überrascht; und welch ein rührend lieblicher Anblick war sie: hier unter den Eichen mit seinem Kinde im Arm, statt des Grußes ihn leise bittend, die Kleine ja nicht zu erwecken. — Dann stand sie behutsam mit ihrem Schatze auf, warf einen bittenden Blick auf ihn und schritt dann eilig, doch vorsichtig von hinnen. Ernestine erklärte ihm jetzt Emiliens lieben Besuch und ihre Freude darüber, ihre innige Liebe zu dem Mädchen, dessen gute Natur einen so herrlichen Sieg erfochten über die

Verwöhnung des Reichthums und die schlimmen Einflüsse einer oberflächlichen und unverständigen Erziehung.

„Die Liebe,“ setzte Ernestine hinzu, „hat sie die Schätze der eigenen Brust erst kennen gelehrt und sie sind ihr größter Reichthum geworden.“ — „Die Liebe?“ sprach Alfred ihr nach und fragte bebend: „Emilie liebt — wen liebt sie denn?“ — „Sie können das fragen, Alfred, Sie? — Sehen Sie denn nicht, mit welch zärtlicher, ja mütterlicher Liebe sie Ihr Kind umschloß?“ — „So liebt sie mich? — Wirklich, wirklich, Ernestine? Emilie liebt mich?“ — „Ja, Sie, Alfred. Das volle Glück des Lebens öffnet Ihnen seine Thore.“ — „Und Emma?“ sprach er langsam mit einem Blick nach oben. — „Segnet diesen Bund,“ fiel Ernestine ein. — „Und Selma, wie geht es Selma; was können wir für die Arme thun?“ fragte er, Ernestinens Hand ergreifend, als wäre es unrecht, sich glücklichen Gefühlen zu überlassen, wenn ihr Herz betrübt sei.

Sie verstand seine zarte Rücksicht und drückte ihm dankbar die Hand. „Sie schreibt ruhig — fast heiter; sie ist zufrieden,“ sagte sie dann, ihm Selma's Brief gebend. — Während er ihn las, ging sie in's Haus, nach Emilie zu sehen. Sie fand sie in ihrem Zimmer mit Packen beschäftigt. Sie wollte fort, sogleich fort; sie konnte und wollte nicht länger hier bleiben, wenn er da wäre, nicht allein weil es der Anstand so gebot, sondern vielmehr, weil sie sich unfähig fühlte, ihre Liebe ihm zu verbergen, hier, wo sie so glücklich gewesen, wo sie stillselig seiner gedacht! — Nein, so verstellen konnte sie sich nicht, nicht ihm nur Freundschaft zeigen, wo ihr ganzes Sein in Liebe sich ihm hingab — unbezwinglich — für immer und ewig! — Sie mußte fort, der Gefahr entfliehen, der eigene Verräther ihres Herzens zu werden. Sie durfte sein Leben nicht damit beschweren, denn sie glaubte ja nicht daran, daß ihre Liebe ihn glücklich machen könne.

Ernestine widersprach ihr nicht, als sie von möglichst schneller Abreise sprach, nur stellte sie ihr vor, daß sie heute nicht mehr reisen könne, es würde zu sehr auffallen, am meisten Alfred. Sie solle morgen im Lauf des Tages scheiden und heute ihr Nichtmehrerscheinen mit den Vorbereitungen dazu entschuldigen. Bis morgen werde sie ruhiger sein; sie wollten dann zum Frühstück unter den Eichen sich zusammenfinden. Emilie mußte ihrer Freundin Recht geben und suchte sich möglichst für den Abschied zu sammeln. —

Millionen Thautropfen hingen noch an den Blättern und Blumen und funkelten wie Brillanten, als Emilie langsam durch den Garten kam, um Alfred und Ernestine unter den Eichen zu treffen. Den Kranz, den sie gestern für Emma gewunden und der des Kindes Haupt entfallen, als sie mit ihm davon eilte, hatte Alfred gefunden und ihn an eine Ranke des Epheus befestigt, der die Bäume umschlang. Er glänzte so frisch von dem Nachtthau befeuchtet, als ob die Blumen neu erstehen wollten. Ernestine sah mit lächelndem Blick zu dem schönen Kranze auf, als Emilie bleich und mit trübem Auge sich nahte. — Sie war gefaßt, ruhig, doch die durchweinte Nacht konnte sie nicht verbergen.

Alfred las sein Glück darin, und von schöner Hoffnung belebt, ging er der Zögernden entgegen. — Ernestine nahm den Kranz und drückte ihn auf Emiliens Haupt, dann sagte sie: „Das Kind fehlt uns noch, ich will es holen," und ging, Alfred und Emilie allein lassend. Als sie mit Emma an der Hand wiederkehrte, hielt Alfred seine Braut umschlungen, die weinend und lachend, voll des unaussprechlichsten Glückes das liebliche Gesicht an seiner Brust verbarg. „Habt auch Emma lieb!" rief das Kind. Und sie hoben es in ihren Armen empor und küßten und herzten das holde Geschöpf.

Nun war ihr Glück vollkommen. Auch Ernestine weinte Thränen der Freude, doch so schwach ist das menschliche Herz, auch das beste — der Gedanke: Selma, ihr Kind — an Emiliens Stelle — zog, ein jäher Schmerz, durch ihre freudige Theilnahme. — Doch nur einen Augenblick trübte dies egoistische Sehnen ihr reines Gemüth. Sie vergaß selbst auf Stunden den stillen Kummer ihres Mutterherzens, und in freudig bewegten Worten theilte sie Alfreds Verlobung Selma mit. —

Alfred blieb von da an in thätiger Theilnahme an den Geschäften seines Hauses und lebte den größten Theil des Jahres deshalb in der Stadt, doch kein Sommer vergeht, in dem er nicht wenigstens einige Zeit mit Emilie in dem Thale zubringt. Das sind dann immer sehr glückliche Tage, belebt durch die Heiterkeit der jungen Frau und der Kinder fröhliches Getreibe. Alfreds dahingeschwundenes, allzuzartes Liebesglück erstand ihm durch Emilie frischer und kräftiger wieder, was seine Dauer verbürgt.

Ernestine trennte sich kurze Zeit nach Alfreds Vermählung von ihnen. Selma bedurfte der Mutter, sie war wieder bedenklicher erkrankt, und

Ernestine blieb von da an bei ihrer Tochter. Auch als Selma zur ewigen Ruhe eingebettet war, trennte sie sich nicht von dem Ort, wo diese gestorben. Sie hütete das Grab, das friedlich das verloren gegangene Leben ihres Kindes in sich aufgenommen, und sie betete hier für ein beglückteres Wiedersehen jenseits, — betete um Vergebung für Selma — um Vergebung für sich, die sie nicht thatkräftig genug gewesen, das Leben ihres Kindes vor Verführung und Sünde zu wahren. Sie erfuhr noch, daß ihr Gatte in Amerika im Elend gestorben, Hortense in tiefster Versunkenheit dort lebe. Ihnen zu vergeben, war der letzte Kampf ihres Lebens. — Sie that es sterbend, und ruht nun im Frieden neben ihrem Kinde.

Niedersächsische Volkssagen.

Mitgetheilt

von

Adolf Beneke.

3.

Das Lüneburger Klageweib.

Wenn der Sturmwind heulend dahinbraust, wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde gespannt hat, wenn die Wolken wie gepeitscht am Himmel dahin jagen und nur selten ein Stern herniederlugt, — dann zieht das Klageweib mit dem Todtenhaupte, aus dem die tiefen Augenhöhlen gespenstisch scheinen, gehüllt in weite Leichentücher, die lang hinter ihm herflattern, dahin durch die weiten Heidestrecken der Lüneburger Lande. Und kommt die Gestalt an ein einsam gelegenes Bauernhaus, dann hebt sie die Riesenarme und, ein entsetzliches Klagen und Stöhnen beginnend, streckt sie dieselben über das Gebäude aus. — In einem solchen, von dem Klageweibe berührten Hause muß noch vor Ablauf eines Monats der Insassen Einer sterben.

4.

Von den sieben Trappen.

In der Feldmark des in der Nähe von Hannover liegenden Dorfes Benthe befinden sich sieben aufrecht dastehende Steine, von denen die Sage also meldet:

Einst ging ein Bauer mit seinem Knechte über's Feld, als Letzterer plötzlich sprach: „Herr, wann wollt Ihr mir denn endlich meinen rück-

ständigen Lohn zahlen?" — „Wie," rief der Bauer zornig, „habe ich dir den Lohn, so ich dir schulde, nicht schon längst gegeben?" — „Nimmer habt Ihr das gethan, Herr!" entgegnete der Knecht. — Da verschwor sich der Bauer, der freilich noch in des Knechtes Schuld stand, hoch und theuer dennoch, alles gezahlt zu haben, und rief zum Schluß heftig: „So ich dir deinen Lohn nicht gegeben, so mag mich die Erde beim siebten Schritte verschlingen." — Und von dannen gingen die Beiden. Doch kaum hatte der Bauer sieben Schritte gethan, als sich ein donnerähnliches Getöse und Krachen erhob, die Erde sich öffnete, der Meineidige in den Schlund stürzte und nimmer wieder gesehen ward.

Zum Andenken an diesen Vorfall errichtete man später an derselben Stelle die Steine und nannte dieselben: „die sieben Trappen."

5.

Der Stein auf der Diepenauer Heide.

Auf der Heide bei Diepenau in der Grafschaft Hoya im Hannöverschen lag noch vor wenigen Jahren ein großer Stein, auf dessen einer Seite dem schauenden Auge ein ausgehauenes Kreuz sichtbar war, indeß die andere Seite den Eindruck von den fünf Fingern einer Riesenhand zeigte. Von diesem Steine spricht die Sage also:

Vor vielen hundert Jahren, als über den meisten deutschen Gauen noch das Heidenthum herrschte und das Christenthum erst geringe Wurzeln geschlagen, lebte in der Diepenauer Heide eine kleine Christenschaar, die sich hier vor den Verfolgungen der alten heidnischen Germanen geborgen hielt. Doch die Götter der Letzteren verriethen den Zufluchtsort der kleinen Christenschaar, und die Verfolgungen begannen von neuem. Bei denselben ergriff nun einer der Heiden den fraglichen Stein, um diesen auf die Verfolgten zu schleudern. Doch Christus, dies vom Himmel erschauend, sandte einen Engel hinab, und derselbe schlug auf den zum tödtlichen Wurfe emporgehobenen Stein das Zeichen des Kreuzes, also daß dieser aus den plötzlich kraftlos werdenden Händen des Heiden matt auf die Erde sank. Erschreckt ob des Wunders flohen die Verfolger eilends von hinnen und auch deren Götter, die ihre Kraft erlahmen sahen, gaben von der Zeit ihre Macht über diese Gegend auf.

Mein Feldzug im Jahre 1813.

Von

K. v. Suckow.

III.

Bei Bautzen verwundet.

So näherten wir uns allmälig jenen Ebenen Sachsens, wo in wenig Tagen in der Nähe des gedachten Städtchens Bautzen die erste Schlacht geschlagen werden sollte, an welcher auch unsere Division, ich möchte sagen, so bluttriefend sich betheiligen mußte. Am 18. in der Nähe des Spreeflusses angekommen, sah man, daß beide Ufer mit Artillerie, Infanterie und Reiterei reichlich garnirt waren und daß uns demnach ein heißer Kampf erwarte.

So standen die Sachen, als sich mein Regiment von der, wenigstens für mich in meinen Schafhürden ganz unblutigen Expedition nach Luga, mit der Division wieder vereinigte. Auch die Armeecorps von Macdonald, Oudinot und Marmont waren nun in die Linie ein- und gegen die Spree vorgerückt, worauf gleichzeitig unsere Division im Verein mit der des Generals Morand den ebengedachten Bewegungen folgte. Zu unserer aller großen Schadenfreude gelang es daher dem Herrn Morand für diesmal nicht, seine Division, wie er dies gern und oft mit Erfolg übte, dem herkömmlichen Ausdruck nach hinter der Hand zu behalten. Zu dieser Rolle mochte wohl heute die italienische Division aus früher schon erwähnten Gründen ausersehen gewesen sein; wenigstens hörte ich diese guten Jünglinge des Südens weder „dio mio!" schreien, noch kamen sie uns überhaupt früher zu Gesicht, als bis später sich das ganze Armeecorps auf der Höhe bei dem Dorfe Guaritz vereinigte.

Nachdem, durch unser Artilleriefeuer genöthigt, der Feind das linke Ufer des Flusses verlassen hatte, wurde die Division befehligt, einen zwischen Gurig und Nimschütz gelegenen Hügel im Verein mit einer französischen Brigade zu besetzen. Eine schwere Aufgabe. Man denke sich zwischen uns und dem Operationsobjekt eine baumlose Ebene von Wiesboden, vielleicht etwa 1200 Schritt lang, und ringsum vor uns die nahen Anhöhen wahrhaft gespickt mit feindlichen Artilleriegeschossen aller Art, und wir dagegen in halb geöffneten Kompagniecolonnen marschirend, von welchen mein Regiment fast die äußerste Tete bildete. Zuerst schützte uns in etwas ein sanfter Hügel und verbarg uns einigermaßen den Blicken des Feindes, weshalb derselbe einstweilen nur gleichsam blindlings dorthin feuern konnte, wohin er uns etwa supponirte. Aber was half das! Dieser unglückliche Hügel verflachte sich immer mehr, als wir noch lange nicht unser Ziel erreicht hatten, und endlich, in einem schönen Moment, dessen ich mich heute noch sehr gut erinnere, standen wir jedes Schutzes baar auf dieser baumlosen Ebene, in der Entfernung von wenigen hundert Schritten von überall her mit preußischen Kanonen umgeben, dem Feinde zur beliebigen Verfügung. Denn hatten wir auch einige Artillerie, so konnte diese doch gegen die vom Feinde besetzten Höhen mit nur wenigem Erfolg operiren.

Alle preußischen Geschütze konzentrirten ihr Feuer nun auf unsere unglückliche Division, jedoch, Dank der geringen Erfahrung ihrer wahrscheinlich noch ungeübten Artilleristen, mit so wenigem Erfolg, daß man diese Kanonade mehr eine excentrische als eine concentrische nennen konnte, indem eine Masse von Kugeln ihr Ziel verfehlten und rechts, links, vor und hinter uns aufschlugen. Nur diesem glücklichen Zufall hatten wir es zu verdanken, daß wir für heute noch mit einem blauen Auge davon kamen; denn hätten uns alle Kugeln getroffen, welche uns gütigst zugedacht waren, es möchte von der ganzen Division weder Mann noch Maus davon gekommen sein.

Es war eine schwere halbe Stunde für uns, bis wir diese verhängnißvolle Anhöhe, wie begreiflich nicht ohne Verlust, erreicht hatten, und dennoch gab es während derselben auch einen tragi-komischen Moment in meiner Nähe. Man hatte, wahrscheinlich als Wegführer, Boten u. s. w., einen unglücklichen Bauern mitgenommen, der demnach ein sehr unfreiwilliger Zeuge dieses Gefechtes sein mußte. Die Todesangst peinigte den

armen Menschen arg. Bei jedem Kanonenschuß, mochte er auch noch so entfernt von uns sich entladen, warf er sich zu Boden und schrie: „Ach Harre Jäsus, meine Harren!“ und endlich, als ihm das ewige Niederfallen und wieder Aufstehen denn doch zu ermüdend sein mochte, er auch vielleicht die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß je weniger er über das Erdreich erhaben sei, ihm desto weniger die Gefahr drohe, getroffen zu werden, so stand er gar nicht mehr auf, sondern kroch wie ein Hund auf allen Vieren neben uns her. — Mich dauerte der arme Bursche und ich ließ deshalb bei dem betreffenden Vorgesetzten anfragen, ob man ihn nicht entlassen dürfe, was denn auch um so schneller bewilligt wurde, da man bei Beginn des Gefechtes des armen Teufels vermuthlich völlig vergessen hatte.

An unserer Anhöhe siegreich angekommen, nahmen wir dort Stellung, mit Ausnahme vom 9. Regiment und meinem Bataillon, welche sogleich das rechte Ufer der Spree besetzten. Aber unsere Leistungen des 20. Mai waren nur ein unbedeutendes Vorspiel der uns für den folgenden Tag beschiedenen. Schon am frühen Morgen wurde die Division, namentlich jene eben erwähnten drei Bataillone, von der nun zwar in die zweite Linie zurückgezogenen, aber immer noch im Schußbereich auf einer zweiten Anhöhe aufgestellten feindlichen Artillerie beschossen. So standen die Sachen gegen Mittag des 21. Mai, als die ganze Division den Befehl erhielt, die Spree zu überschreiten und die jenseits vom Feinde besetzte Höhe im Verein mit einer französischen Brigade anzugreifen.

Während wir hinter einer leichten Anhöhe gedeckt da standen und, unsere Aufgabe erkennend, den Befehl zum Angriff erwarteten, herrschte so eine gewisse, dem alten Soldaten wohlbekannte feierliche Ruhe und Stille; mancher Kamerad gab seinem Freunde vielleicht noch den letzten Händedruck und theilte den Rest des Inhaltes seiner Feldflasche mit ihm, wohl in Vorahnung, daß er desselben später nicht mehr bedürfen werde. So that mir ein hochgeachteter Vorgesetzter, der Major von Reinhardt unseres Regimentes, der mich mit einem ledernen Becher voll Weines labte und dabei äußerte: „Da, trinken Sie, lieber Suckow, mit mir; wer weiß, ob wir je wieder zusammen trinken!“ Der Brave hatte Recht! Denn fünf Minuten nach begonnenem Angriff wurde er nahe vor mir tödtlich verwundet vom Pferde geschleudert und starb bald darauf an seinen Wunden.

Der Befehl zum Angriff traf ein und wir mußten unserer, wenn auch nur sanften Anhöhe Valet sagen, welche uns den Blicken der feindlichen Artilleristen entzogen hatte, um rechtsschwenkend uns wieder ohne allen Schutz auf einer kahlen Ebene wie auf einem kolossalen Präsentirteller zur beliebigen Verfügung der feindlichen Artillerie zu stellen. Und wahrlich, dieselbe machte davon den umfassendsten Gebrauch! Haubitzen und Kanonen schleuderten ohne Zahl ihre Geschosse auf unser Häuflein, ohne daß wir, wie natürlich, vor der Hand etwas dagegen thun konnten; denn einmal waren wir ja noch nicht im Bereich unseres klein Gewehrfeuers, und endlich ist es wohl nicht rathsam, sich bei Erstürmung eines Operationsobjektes unterwegs lange mit schießen aufzuhalten. Zwar betheiligte sich auch unsere Artillerie lebhaft mit ihrem Feuer; aber was half dies, da es die feindliche nicht hindern konnte, uns nach Belieben zu bedienen!

Kühnen Schrittes rückten wir, wenn auch mitunter des mörderischen Feuers wegen etwas schwankend, so doch, zur Ehre unserer braven Burschen sei es gesagt, ohne einen Augenblick zu stutzen diesem feuerspeienden Berge entgegen. Etwa noch zweihundert Schritte von unserem Ziele entfernt, erschallte laut die uns so wohlbekannte Stimme des Generals von Stockmayer. „Vorwärts, Kinder," rief er, „jetzt laden sie Kartätschen!" worauf die ganze Colonne wie elektrisirt mit lautem Hurrah im gesteigerten Schritt der todbringenden Anhöhe zueilte und sich derselben trotz aller von dorther uns entgegen geschickten Kartätschen glücklich bemeisterte. Doch für mich bedurfte es der Kartätschen nicht mehr, damit ich plötzlich hors de combat gesetzt werde. Eine tückische Granate, einer jener Nachzügler, die dem Kartätschfeuer vorausgingen, leistete mir diesen Liebesdienst. Mitten in meiner Kompagnie fiel dieses Ungethüm nieder, platzte hier, tödtete und verwundete mehrere Mann, wobei auch ich mich betheiligen mußte, indem ein Stück der Kugel meine linke Brust so unsanft berührte, daß ich halb bewußtlos zu Boden fiel und demnach die ganze Sturmcolonne auf dem Wege zum Siege über meinen zerquetschten Leib sich Bahn brechen mußte. Erst nachdem alles vorübergezogen war, kam ich wieder zur Besinnung und konnte mich mit Hülfe eines jener barmherzigen Brüder wieder aufrichten, wie es bei solchen Gelegenheiten immer deren gibt, die unter dem Vorwand der Theilnahme und Unterstützung für die blessirten Kameraden so beiläufig auch ihr theures Ich in Sicher-

heit zu bringen suchen, und mich mit großer Anstrengung zur Ambulance schleppen lassen.

Hier herrschte denn nun bereits eine sehr große, wenn auch sehr traurige Geschäftigkeit unter dem Präsidio unseres ebenso thätigen als geschickten General-Armeearztes von Köllreuter, meines einstigen Reisegefährten bei jener nächtlichen Mondscheinwanderung im Walde während des Rückzuges in Rußland. Da stand er, dieser Schreckensmann, von mehreren Assistenten umgeben, mit allen Marterwerkzeugen, deren es bedarf, die unglücklichen Verwundeten von ihren zerschossenen und demnach nicht mehr nöthigen Armen und Beinen zu erlösen oder dieselben im glücklichsten Fall einer sehr schmerzhaften Reparatur zu unterziehen. Da stand er in voller Thätigkeit, umgeben von Amputirmesser, Säge und Scheere, in Mitte der Menge der um ihn versammelten Verwundeten, ihnen so manchen Schmerzensschrei auspressend, mit aufgestreiften Hemdsärmeln und angethan mit einer blutrothen Schürze zur Schonung seiner Uniform, welche Schürze aber nicht gerade den günstigsten Eindruck hervorrief und deshalb bei späteren, sich noch oft in diesem Feldzug ergebenden ähnlichen Gelegenheiten auf den allgemeinen Wunsch bereitwilligst mit einer Schürze von schwarzem Wachstaffet vertauscht wurde, denn die rothe glich doch gar zu sehr jenem „Blutrichter".

Manchen guten Kameraden sah ich hier unter der Säge und dem Messer sich krümmen, von welchen Marterwerkzeugen ich jedoch, Dank der Unbedeutendheit meiner Wunde, verschont blieb, indem ein einfacher Verband derselben nach der Erklärung unseres Aeskulaps einstweilen genügend sei. — Unter meinen Leidensgefährten begegnete ich auch einem mir wohlbekannten Lieutenant, der bei meinem Eintritt in die Königlichen Dienste mir als jener muthige Kämpe bezeichnet wurde, der, ein Koloß von Figur, vor einigen Jahren, veranlaßt durch eine Wette, einen Zweikampf mit einem Bären der Königlichen Menagerie nicht nur unternahm, sondern das Ungethüm auch siegreich bewältigte. Freund K. war wie gesagt auch unter den Verwundeten dieses Tages und fand ich ihn in Erwartung einer Operation, bittere Thränen vergießend, auf der Erde hingestreckt. Durch Theilnahme für den vermeintlich so schwer verwundeten Kameraden veranlaßt, näherte ich mich ihm, um nach der Beschaffenheit seiner Wunde zu forschen; worauf er mir unter erneuter Thränenflut klagte, daß er eine Fleischwunde durch den Schenkel habe. Ich konnte

mich hierauf nicht enthalten, ihn halblächelnd zu fragen, wie ein Mann, der mit einem Bären gerungen habe, eine nach dem gewöhnlichen Verlauf so unbedeutende Verletzung so verzweiflungsvoll aufnehmen möge, — worauf mir der gute K. ganz barsch erwiderte: „Ja, aber die Bären schießen einem keine Löcher in den Leib!“ Ein psychologisches Räthel, das da lösen mag, wer kann: auf der einen Seite so viel Muth, auf der anderen so klägliche Weichlichkeit! —

Ich schied von meinem, seiner Einbildung nach so unglücklichen Kameraden in der vollen Ueberzeugung, ihn bald wieder zu sehen und ihm zu seiner Genesung beglückwünschen zu können. Und so war es denn auch! K. trat nach Verlauf von kaum zwei Monaten, von dem so gefürchteten Loch in seinem Leibe vollkommen geheilt, wieder in seine Kompagnie zurück und wohnte dann nicht nur dem Ende des diesjährigen Feldzuges, sondern auch dem ganzen nächstfolgenden des Jahres 1814 in Frankreich im besten Wohlsein bei.

Nachdem nun eine Masse Verwundeter auf dem Verbandplatze absolvirt, das heißt einstweilen genähet, bepflastert, doch glücklicherweise, so viel ich mich erinnere, niemand amputirt worden war, zog diese traurige Karavane mit Hülfe aller möglichen Transportmittel unserer Spitalstadt Bautzen zu. Hier ein elender Bauernwagen, beladen und fast immer überladen mit Verwundeten; daneben eine Reihe gutmüthiger sächsischer Bauern mit ihren Schubkarren, die je einen dieser Unglücklichen auf diesen einräderigem Transportwagen expedirten; dazwischen Fußreisende, hinkend, mit verbundenem Kopf, oder einen Arm in der Schlinge tragend. Es war ein trauriger Anblick, diese Masse junger Menschen in solchem Zustande zu sehen. Allein dies konnte nicht anders sein, denn unser Verlust in dieser Schlacht war sehr groß. Zählten wir doch nur an Offizieren 5 Todte und 45 Verwundete, unter letzteren 2 Generale, wobei der Divisions-Kommandant General-Lieutenant Graf Franquemont. Sonach war das Offiziers-Korps mehr als dezimirt in einer Schlacht! Denn sicher betrug die Zahl der von ihnen fechtenden vor Beginn derselben bei Weitem nicht 450 Köpfe!

Auf einem elenden Bauernwagen, in Gesellschaft von vielleicht einem halben Dutzend Kameraden, hielt ich meinen Einzug in Bautzen, nachdem auf dem Wege dorthin bei der geringsten Erschütterung unserer Equipage vielfache „O weh!“ und „Ach!“ aus unserer Mitte erschallt waren. Diesen

schmerzte sein verletzter Fuß, jenen sein Arm und einen dritten vielleicht der Kopf. — Unsere Hospitalstadt, denn sie war ja heut wohl den Württembergern einzig und allein für ihre Verwundeten angewiesen, wenigstens erinnere ich mich nicht, andere dort gesehen zu haben — war schon ziemlich überfüllt, doch gelang es mir mit dreien meiner Leidensgefährten, worunter zwei von meinem Regiment, durch die Vermittelung des bereits dort anwesenden zum Hospital kommandirten Regiments-Arztes von Scheerer ein leidliches Unterkommen bei einem ehrlichen Seifensiedermeister zu finden. Ein großes quadratförmiges Zimmer wurde uns angewiesen. In jedem der vier rechten Winkel desselben stand ein Bett, also ein genügender Raum für vier Hospitaliten. Unsere Einrichtung dort war bald getroffen, denn wir hatten einstweilen noch gar nichts einzurichten, da die Bedienten mit unserer Bagage voraussichtlich erst morgen eintreffen konnten.

Am ersten Abend ging es deshalb auch sehr kleinlaut bei uns zu. Alles klagte und jammerte über Schmerzen; und dazu mußten wir bei dem Auskleiden, in Ermangelung eines dienstbaren Geistes, uns trotz unserer eigenen Gebrechlichkeit einander die nöthige Hülfe leisten, wobei man denn wieder wie begreiflich manche „O weh!" und „Ach, ach, nur langsam!" vernahm. Doch die Nacht ging ruhig vorüber, wenn auch keiner von uns nach so viel Aufregung und bei so vielen Schmerzen sich eines erquickenden Schlafes zu erfreuen gehabt haben mochte.

Was kann ich von diesen langweiligen nächsten Tagen, welche nun folgten, sagen! Da lagen wir in unserem Quadrat bei Plaudern, Tabakrauchen und, ehrlich gestanden, gehörigem Essen und Trinken; denn der Magen war bei uns allen im normalsten Zustande. Sämmtlich nicht schwer verwundet, konnte die Mehrzahl von uns das Bett wieder verlassen. Dem Einzigen, der dasselbe hüten mußte, wurde unser großer Familientisch vor sein Lager geschoben und dann, um die Zeit zu tödten, oft schon am frühen Morgen zu dem Buche der vier Könige gegriffen. Was sollten wir auch treiben in unserer tödtenden Langeweile, welche uns, aber erst seit der Erhebung von unserem Lager beschlichen hatte! Um uns durch Lecture die Zeit zu vertreiben, dazu fanden wir, immer noch an unser Zimmer gebannt, keine Gelegenheit, abgesehen davon, daß in dem damals unbedeutenden Städtchen, welches sich aber seitdem in jeder Beziehung so bedeutend emporgeschwungen hat, außer der Bibel und dem Gesangbuch

wohl nur wenig von solcher Unterhaltung zu finden gewesen sein dürfte. Die Lecture der Zeitungen war vollends nichtig, da sie alle unter französischer Censur standen und eigentlich nur ein negatives Interesse erregten.

Hatten wir württembergischen Blessirten dieses einzigen Tages, im Betrage von mehr denn 800 Mann, dem Städtchen auch für längere Zeit eine bedeutende Augmentations-Mannschaft geliefert, so war doch in den ersten Wochen wenig gesteigerter Verkehr dadurch in den Straßen desselben zu bemerken, denn es lag alles im Bette, um sich heilen zu lassen, von leichten oder schweren Wunden! Erst nach einigen Wochen, als die nun halb Genesenen sich nach und nach hinauswagten, um sich der freundlichen Frühlingslüfte zu erfreuen, begann es lebhafter zu werden; ja, es bildete sich zwischen uns und den Einwohnern Bautzens ein überaus freundlicher geselliger Verkehr, durch dessen Veranlassung einigen Kameraden, von ihren körperlichen Wunden kaum geheilt, nun so tiefe Herzenswunden geschlagen wurden, daß sie von solchen nur genesen konnten, nachdem sie sich unter die Fahnen des Gottes Hymenäos hatten einreihen lassen. Dadurch wurden zwei liebenswürdige Sächsinnen unserem Schwabenlande gewonnen.

Zur Lecture.

Allerlei.

Krahner, Eros und Psyche. Wittenberg. Kölling. 1861.

Wir wollen mit dem Verfasser, den wir wohl ohne Besorgniß, zu irren, im geistlichen Stande suchen dürfen, und der es in diesem Büchlein unternommen hat, Wahrheiten der christlichen Heilslehre im antiken Gewande darzustellen, nicht über die Zulässigkeit dieses Beginnens, vom ästhetischen Standpunkte aus, rechten. Daß ein solches Unternehmen der Entschuldigung bedürfe, scheint er selbst gefühlt zu haben, wenn er es in der Vorrede damit zu rechtfertigen sucht, daß „bei Vielen das Entscheidendere in den Vorhallen christlicher Erkenntniß geschehe, als im Heiligthume selbst". — Dem klassischen Alterthum war die Allegorie fremd; die Mythologie Homers lehrt uns nur symbolische, keine allegorischen Göttergestalten kennen. Insofern der Mythus von Amor und Psyche, unsres Wissens zuerst von Apulejus mitgetheilt, einer späteren Zeit angehört und uns die Läuterungen der menschlichen Seele im allegorischen Gewande vorführt, mag er sich immerhin auch zu einer Behandlung im christlichen Stile eignen. Gleichwohl müssen wir bekennen, daß uns die Schlagwörter der christlichen Sittenlehre: „Erkenntniß", „Heil" und die auf jeder Seite mit besonderer Betonung wiederholte „Einfalt" in dem antiken Stoffe ebenso fremdartig berühren, wie die Schleier, die der Verfasser den Charitinnen umgehängt hat. Wenn wir beim Lesen der Erzählung, die in vier Abschnitten: „Psyche's Erwählung und Einfalt", „Psyche's Entzweiung und Fall", „Psyche's Wiederbringung" und „Psyche's Erhöhung", der Mittheilung des Apulejus ziemlich treu folgt, Aehnliches empfanden, was wir etwa bei dem Anschauen einer griechischen

Statue in einem gothischen Tempel fühlen würden, so wollen wir andrerseits gern zugeben, daß die Darstellung des Verfassers, trotz des etwas schwerfälligen Parabelstiles, von poetischer Begabung zeugt, und glauben, daß der einfach schöne Mythus auch in dieser Behandlung zarte Seelen erfreuen, daß er, grade in dieser Gewandung, mystische Seelen erbauen wird. —

Fr. Bodenstedt, Epische Dichtungen. Berlin. Decker. 1862.

Der Verfasser hat durch frühere Werke und namentlich durch seine allbekannten Lieder des Mirza Schaffy bewiesen, daß er unter den vielen heutigen Bewohnern und Besuchern des deutschen Parnasses einer der wenigen Auserwählten, daß er ein Dichter ist. Wenn gleichwohl die Lecture der vorliegenden Gedichte uns kalt ließ, so wollen wir daraus nicht ihm, dem geschätzten Dichter, einen Vorwurf machen, finden vielmehr den Grund und die naturgemäße Erklärung in der gewählten Gattung des Dichtens. Es ist einmal der Charakter der rein erzählenden Poesie, daß sie nicht begeistert, nicht die Herzen entzündet und fortreißt. Wenn sie demnach unsrem Geschmacke nicht zusagt, dem Ideale, das wir von dem Berufe des ächten Dichters hegen, nicht entspricht, und wenn wir Gedichte der uns vorliegenden Gattung nicht für zeitgemäß halten, so dürfen wir gleichwohl dieser Gattung der Poesie ihre Berechtigung um so weniger absprechen, als Meister, wie Wieland, Goethe, Platen, in ihr geglänzt haben. Mit diesem objektiven Maßstabe gemessen, können wir den drei Gedichten unsre Anerkennung nicht versagen. Voll poetischer Gedanken, in wohllautenden Versen, in edler, an einzelnen Stellen schwungvoller Sprache geschrieben, schließen sie sich den erwähnten Vorbildern in würdiger Weise an. Das erste derselben, „Andreas und Marfa", ein Epos in sieben kurzen Gesängen aus der Zeit des grausamen Czaren Iwan Wassiljewitsch, dessen Brautwahl, nach einer alten russischen Chronik, den stofflichen Hintergrund bildet, erscheint, wie nach Umfang und Inhalt, so auch an künstlerischem Gehalte als das bedeutendste. Die wohllautende Form der Stanzen scheint nach Byrons Muster gebildet. Der poetische Stoff hätte sich vielleicht in der kürzeren Form einer Romanze mit ergreifenderer Wirkung behandeln lassen. Das zweite Gedicht, „Der Edelfalk", ist ein orientalisches Märchen von humoristischer Färbung, ähnlich den Wieland'schen Dichtungen in diesem Genre, während das letzte, „Nino",

dessen ernster Inhalt uns gleichfalls in die Fabelwelt des Ostens führt, namentlich auch in der äußeren Form der Sprache und des Versbaues, an Platen erinnert.

H. v. Plehwe, Shakespeare's Hamlet. Hamburg. Boyes u. Geisler. 1862.

Die Uebersetzung wurde uns mit der Empfehlung zugesandt, daß sie ihre Aufgabe in „würdiger" Weise gelöst habe. Wir vermögen diesem Lobe nicht unbedingt zuzustimmen, obwohl wir gern anerkennen, daß der Verfasser mit Fleiß und Liebe und, wie dies aus seinem Werke unzweifelhaft hervorgeht, mit Nachdenken gearbeitet hat. Um aber den Shakespeare würdig zu übersetzen, dazu gehört unsres Erachtens mehr, als die erwähnten Eigenschaften; dazu bedarf es zuerst und vor allen Dingen eines vollkommenen Verständnisses des großen Dichters. Wir müssen leider bekennen, daß wir ein solches in der vorliegenden Arbeit nicht überall im gewünschten Maße gefunden haben, und mit diesem Vorwurfe zusammenhängend, daraus hervorgehend, müssen wir ihr den zweiten machen, daß sie uns ihren Zweck verfehlt zu haben scheint. Wir haben in der Uebersetzung des Hamlet von Wilhelm Schlegel ein Meisterwerk, das den Anforderungen der deutschen Leser vollkommen entspricht, das, ein möglichst idealer Ersatz des Originals, dem es sich im Geiste wie in der äußeren Form getreu anschließt, gleichsam National-Eigenthum aller gebildeten Deutschen geworden ist. Sehen wir nun neben dieser eine neue Uebersetzung erscheinen, so ergibt sich dieselbe, logisch, als mindestens überflüssig, es sei denn, daß sie beabsichtige, etwas Besseres an die Stelle des Gegebenen zu setzen — und daß dies geschehen sei, vermögen wir, bei aller Würdigung der Verdienste des Verfassers, nach einer gewissenhaften Vergleichung beider Uebersetzungen und des Originals nicht zu behaupten. Die Beschränkung des Raumes verbietet uns eine näher eingehende Motivirung unseres Urtheils, doch wollen wir ein paar Stellen wenigstens anführen, die uns, als schlagende Belege, grade in die Augen fallen. Der Schluß des ersten Aktes lautet bei Schlegel:

Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! u. s. w.

in der neuen Uebersetzung:

Schmach, zu denken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken!

Das Ohr verlangt hier den männlichen Reim, der sich auch im Original findet, und wird von dem weiblichen Reime des Verfassers gradezu verletzt. Derselbe setzt bisweilen willkürliche Schlußreime an das Ende einer längeren Rede, die bei Schlegel, getreu dem Originale, ohne Reim endet. Am verfehltesten erscheint uns aber grade das, was nach des Verfassers, in den Schlußbemerkungen ausdrücklich ausgesprochener Absicht, eine Verbesserung sein soll, daß er nämlich das ganze Stück in ununterbrochene fünffüßige Jamben gesetzt hat. Grade die Abwechslung in dem monotonen, stelzenhaften Fortlaufe dieser Rhythmen wirkt wohlthuend auf unser Ohr und ist, mit glücklichem Geschick und Takt, vom Dichter stets an richtiger Stelle gewählt. Man lese nur gleich die erste Scene des Stückes, die Ablösung und Begrüßung der Wachtgefährten, ihren Bericht über die Geistererscheinung, in dem frischen, natürlichen Tone bei Shakespeare und Schlegel; man vergleiche damit unsres Uebersetzers einförmig gespreizte Jamben, und man wird uns zustimmen. Noch schlagender in dieser Beziehung erscheint uns der Anfang von Hamlets erstem Monologe, der bei Schlegel lautet:

O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging, und löst' in einen Thau sich auf!
— Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! —

und in der neuen Uebersetzung:

O möchte doch dies allzufeste Fleisch
Sich lockern, schmelzen und in Thau sich lösen!
O hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Dem Selbstmord gegenüber aufgestellt!
O Gott! O Gott! wie schaal, matt, seicht und nichtig
Erscheint mir doch —

diese Stelle unter der rhythmischen Feile des Herrn von Plehwe, gegenüber der ungebundenen Kraft des Originals, die Schlegel, so glücklich, einfach und groß wiedergegeben hat!

Dergleichen Beispiele finden sich auf jeder Seite. Ja, Herr von Plehwe geht so weit in seinem metrischen Despotismus, daß er sogar die

Clowns-Scenen in seine fünffüßigen Jamben zwängt, zu deren burleskem Charakter das pathetische Versmaß gradezu widersinnig wirkt. Wenn dem Uebersetzer das eigene Gefühl nicht sagte, daß er hier einen ästhetischen Mißgriff beging, so hätte ihn doch die Pietät für den Dichter von seiner Ballhornisirung abhalten sollen, der, als ächtes Genie, überall auch den rechten Ausdruck und die rechte Form zu finden wußte.

Als natürliche Folge des unnatürlichen Verszwanges finden sich eine Unzahl Flickwörter, um die fehlenden Versfüße herzustellen, und schlechte Verse, zehnmal mißlautender als der in seiner unregelmäßigen Abwechselung grade melodisch fließende und durch den natürlichen Rhythmus des Dichters in seiner Gesetzlosigkeit geregelte, dem jedesmaligen Charakter der Rede angepaßte Versbau. Kann man schlimmere Verse lesen, als folgende:

Hamlet.
Mein Herr! ich habe eine Neuigkeit
Für euch. Als Roscius ein Schauspieler
In Rom war —
Polonius.
Gnädiger Herr! Die Schauspieler
Sind da.
Hamlet.
Pah! Pah!
Polonius.
Auf meine Ehre!
Hamlet.
Nun — u. s. w.?

Als gewissenhafte Kritiker dürfen wir es übrigens nicht unerwähnt lassen, daß der Autor seine Wahl der jambischen Verse quand même in einer besonderen Anmerkung zu rechtfertigen sucht, können uns jedoch mit seinen Motiven, die er in der Verschiedenheit der englischen und deutschen Sprache und in dem Umstande sucht, daß „der geniale Dichter die Bühne im Auge hatte, während diese Uebersetzung vorzugsweise für einen Kreis von Lesern bestimmt ist“ (?) nicht einverstanden erklären.

Als einen ferneren Mißgriff des Uebersetzers müssen wir es bezeichnen, wenn er durch Klammern diejenigen Stellen bezeichnet, die, nach seiner Meinung, als unwesentlich für den Gang des Stückes bei der Aufführung wegfallen können. Die völlig unveränderte, völlig unverkümmerte Aufführung eines klassischen Stückes scheint uns leider in der Praxis

unausführbar; man muß es eben dem Ermessen eines verständigen Regisseurs überlassen, den Anforderungen der Bühnengerechtigkeit einerseits und denen des Stückes, wie es der Dichter geschaffen, als eines ungetheilten Kunstwerkes, andererseits gerecht zu werden und bei den nothwendigen Streichungen und Veränderungen ein künstlerisches Maß zu halten. Vorschläge über diesen Punkt von Seiten des Dichters scheinen gerechtfertigt; dem Uebersetzer könnte man sie allenfalls zugestehen, zumal sie auf den Werth der Uebersetzung selbst nicht von direktem Einflusse sind. Aber ein eigenthümliches Licht wirft es doch auf das Verständniß des Uebersetzers für seinen Autor, wenn er mit diesen Klammern als unwesentlich z. B. die ganze Scene bezeichnet, in welcher Hamlet die Gefährten auf sein Schwert schwören läßt, Stillschweigen über das Gesehene zu bewahren. Abgesehen davon, daß dieses sonst unnatürliche Verschweigen dadurch motivirt und die Scene somit für das Verständniß des Stückes selbst nothwendig wird, ist sie, wie schon Goethe im „Wilhelm Meister" andeutet, grade bei der Aufführung eine der ergreifendsten, wenn „der alte Maulwurf unter der Erde seine Schuldigkeit thut". Aber wie wenig Gewicht unser Uebersetzer darauf legt, das Schauervolle, Gespensterhafte in den Scenen des Geistes zur Geltung zu bringen, sehen wir aus dem gewiß nicht geringfügigen Umstande, daß er überall, wo von der Erscheinung des Gespenstes die Rede ist, das in seiner Unbestimmtheit so charakteristische, so schaurige „es" des Originals (it comes, etc.), das Schlegel natürlich stets beibehalten hat, ganz unmotivirt jedesmal in das individualisirende „er" verwandelt.

Außer den gerügten könnten wir noch manche andere Mängel anführen. Doch müssen wir, um gerecht zu sein, auf der andern Seite anerkennen, daß wir auch manche Stellen gefunden, die uns mindestens ebenso gut wie die Schlegel'schen gefielen, daß sich neben den zahlreichen holprigen auch viele schöne Verse finden, daß im Allgemeinen die Sprache eine würdige, dem großen Originale angemessene ist. Mit der Emendation des Uebersetzers, der in der Schlußscene „hot" für „fat" lesen will und diesen Vorschlag in den Schlußbemerkungen auf geistvolle Weise motivirt, können wir uns nur einverstanden erklären. Originell ist die Uebersetzung des ersten Wortspieles: a little more than kin and less than kind durch: „ein wenig zu viel Sohn, doch nicht versöhnt", obwohl das Schlegel'sche: „mehr als befreundet, weniger als Freund" den Wortsinn des Originales

getreuer wiedergibt. Weniger gelungen erscheint das Wortspiel des Clowns: Adam war der erste Edelmann, weil er zuerst arms (Arme, Wappen) führte, bei Schlegel: weil er zuerst „armirt“, d. h. mit Armen versehen war, vom Uebersetzer durch ein ähnliches, aber dem Sinne nach anderes ersetzt: weil er der Erste war, dem „Arme“ dienen mußten. Die Schwierigkeit, die Wortspiele wiederzugeben, wächst auch durch den Zwang der metrischen Verse an Stelle der Prosa, und doch sind diese Wortspiele, die in der neuen Uebersetzung zum Theil verloren gehen, wenn sie auch dem Geschmacke unserer Zeit oft albern und seicht erscheinen mögen, für den Witz des Shakespear'schen Zeitalters charakteristisch, daher eine treue Uebersetzung sie wiedergeben oder möglichst ersetzen muß, so weit es die Verschiedenheit der Sprache irgend gestattet.

Im Allgemeinen könnten wir die Uebersetzung des Herrn von Plehwe lobend und mit Freuden begrüßen, wenn wir nicht eben schon eine bessere besäßen. —

Rode, Ludwig der Fromme. Berlin. Decker. 1862.

Eine wunderbare Kunstschöpfung, der gegenüber unser Urtheil in Verlegenheit geräth. Die Wahl des Stoffes scheint uns von vornherein keine glückliche, und die Ausführung, die uns durch ein Labyrinth unendlich langer und breiter Scenen führt, in deren, für das Fortschreiten der Handlung meist ganz zwecklosem Wirrwar, wir zuletzt nicht mehr aus noch ein wissen, spricht allen Regeln der Kunst und des guten Geschmackes Hohn. Dabei ist der Verfasser so weit entfernt von der Genialität, die den Zwang der Regeln tief verachtet, daß er, im Gegentheile, uns allzuhäufig noch unter das Niveau der Mittelmäßigkeit herabsinkt. Unter der Fülle von einigen dreißig Personen, meist Bischöfen und Mönchen, die alle reden und nichts thun, findet sich kein einziger wirklich dramatischer Charakter, obwohl einer von ihnen wiederholt ein „Titan“ genannt wird; kein einziger Charakter scheint überhaupt seiner Anlage gemäß ausgeführt. Die Sprache ist oft trivial; manche Scenen und Gedanken sind gradezu unästhetisch; es finden sich Anachronismen von fast unglaublicher Naivetät. — Und bei allen diesen schweren Mängeln kann gleichwohl unser Urtheil einen Augenblick in Verlegenheit sein? Bei alledem stehen wir an, über ein solches Machwerk erbarmungslos den Stab zu brechen? — Ja, begreife es, wer kann! Es finden sich unter diesem poetischen Wust Goldkörner,

Goldkörner ächter Poesie: schwungvolle Verse, ganze Scenen voll ergreifender Gedanken, vorgetragen in einer edlen, begeisterten Sprache. Die letzte Rede Ludwigs des Deutschen, mit der er, das deutsche Reich antretend, das Stück schließt, entspricht, wenigstens in ihrem Anfange — denn gegen das Ende fällt auch sie leider schwächlich ab — allen Anforderungen, die wir an eine wahre Dichtung stellen, zu stellen berechtigt sind: erhaben in Inhalt und Ausdruck zwingt sie das kalte Urtheil des Verstandes zu freudiger Anerkennung, indem sie das Herz entzündet. Und so stehen wir vor dieser räthselhaften Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Dramas, auf dem so mancher Stümper an der heiligen Muse gefrevelt, staunend, zweifelnd, ob sich wirklich so heterogene Elemente in Einem Geiste vereinigen können, oder ob etwa gar unter dem vermuthlichen Pseydonym des Verfassers zwei verschiedene Dichter vereinigt sind? —

Blumengeschichten für denkende Mädchen von 10—12 Jahren. Von der Verfasserin der „Mädchenträume" u. s. w. St. Gallen. Scheitlin u. Zollikofer. 1863.

Die gute Absicht dieser Erzählungen und die anspruchslose Form der Ausführung entwaffnen die Strenge der Kritik gegenüber einer Verfasserin, der wir ein poetisches Gemüth in keinem Falle absprechen dürfen. Dieselbe mag ja wohl besser, als wir, wissen, wie und was Mädchen von 10—12 Jahren „denken". Wir erlauben uns nur an das zu erinnern, was vor einiger Zeit in diesen Besprechungen über die Angabe eines bestimmten Alters bei Kinderschriften gesagt worden. In Bezug auf das auf dem vorliegenden Titel speciell vorgeschriebene wollen uns manche, dem politischen und socialen Leben entnommenen Motive und Wendungen zu hoch erscheinen, während wieder anderseits die naive Einfalt und der sich in lauter Diminutiven bewegende Stil einiger Geschichten kaum noch für jemand passen dürfte, der „denkt". —

C. W. Rimestad, Zwei Weltbegebenheiten. Deutsch von Henrik Helms. Leipzig. L. Wiedemann.

In dieser, 280 Octavseiten zählenden Brochure bewundern wir in gleicher Weise das reiche, gründliche Wissen des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten und seinen politischen Scharfblick, wie die geist- und lebensvolle Darstellung, in der er uns die Früchte seines klaren, philoso-

phischen Denkens auf ebenso interessante wie belehrende Weise vor Augen führt. Die beiden Weltbegebenheiten sind, wie sie die Titel der beiden Abschnitte des Buches bezeichnen: die Eroberung Pekings und der Zerfall der Amerikanischen Union. Aber nicht nur diese wichtigen Vorgänge der neuesten Geschichte im Osten und Westen unseres Erdballes werden uns geschildert und in ihren Ursachen und weittragenden Folgen vorgeführt, wir sehen vor unseren Augen ein vollständiges welt- und culturhistorisches Entwicklungsbild der betreffenden Welttheile und Nationalitäten aufgerollt, durch interessante geographische und statistische Mittheilungen beleuchtet, und dasselbe gewinnt noch anziehenderes Leben durch die Gegensätze und Vergleiche, in welche der Verfasser die beiden, in getrennten Abschnitten behandelten Vorwürfe gleichwohl zu bringen weiß. Die gezogenen Consequenzen, namentlich des zweiten Abschnittes, in welchen dem Fortbestehen der Union kein günstiges Prognostikon gestellt wird, sind durch die neuesten Ereignisse zum Theil schon überholt und bestätigt worden. —

Drei Lebenserfahrungen. Nach dem Englischen von E. Mirus.

Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von Henrik Helms. — Beide Bücher: Leipzig. Wiedemann.

Wir stellen diese beiden, in demselben Verlage erschienenen Schriften, deren Titel uns seltsamer Weise nur die Uebersetzer, nicht die Verfasser nennen, trotz ihres verschiedenartigen Inhaltes, zusammen, weil wir gleichwohl einige Beziehungen zwischen beiden zu finden glauben, in Folge deren sie sich aus Einem Gesichtspunkte betrachten lassen. Beide geben uns Bilder aus dem socialen Leben der Gegenwart in der Form eines kurzen Romans, ohne eigentlich Romane zu sein und auch, ohne diesen Titel zu beanspruchen. Wir finden da keine großartigen Gedanken, keine spannenden Verwickelungen, keine Scenen von gewaltig ergreifender Wirkung, mit einem Worte nichts Blendendes, vielmehr ist die größeste Einfachheit in Anlage und Ausführung das charakteristische Merkmal beider Erzählungen. Dennoch fühlen wir uns von beiden, grade in ihrer Anspruchslosigkeit, angezogen, und beide erwecken unser Interesse und wissen es zu erhalten durch die lebenswahre, mit treffenden, oft feinen Zügen entworfene Zeichnung der Charaktere, denen wir gerade so, wie wir sie

hier sehen, oft genug im täglichen Leben begegnet zu sein uns erinnern, sowie durch die lebendige Vorführung charakteristischer Uebelstände und Krankheiten in den gesellschaftlichen Zuständen unserer Zeit. Dies darf namentlich von dem englischen Werke gelten, das wohl dem zuletzt angeführten Umstande hauptsächlich die große Zahl seiner Auflagen verdankt und als das bedeutendere schon deshalb erscheint, weil es dem oft behandelten Stoffe neue, charakteristische Seiten und Gesichtspunkte abzugewinnen wußte, während das Dänische uns einfach die nicht grade neue Geschichte einer armen Waise gibt, die, durch die Ungunst äußerer Verhältnisse gezwungen, vornehmen und minder gebildeten Leuten zu dienen, alle Kränkungen, die ihr von der Herzlosigkeit derselben zu Theil werden, mit Resignation und in solchen Situationen üblichem Gottvertrauen trägt. —

B.

Eine Seereise.

Aus dem Tagebuch des Candidaten der Theologie Christian Gottlieb Biedermann.

Von

Eduard Tittmann.

„Sieh, sieh!“ riefen wir zugleich, Walther und ich, als wir eines Vormittags den Gipfel einer Anhöhe erreicht hatten, „sieh, sieh!“ und überrascht standen wir still. Vor uns lag das weite Meer. — „Dorthin müssen auch wir,“ sagte endlich Walther und zeigte auf einen schwarzen Punkt in der Ferne, an dem wir die Umrisse eines Schiffes nur undeutlich erkannten. — „Dorthin müssen auch wir,“ wiederholte ich, etwas tiefer als gewöhnlich Athem schöpfend, denn nicht ohne einiges Gewicht fiel mir auf einmal der Gedanke auf's Herz, daß wir da hinten hinaus sollten, wo man gar kein Land mehr sah, und dies in einem bretternen Gebäude, aus dem man bei Sturm oder Feuersgefahr keinen andern Ausweg hat als in's Wasser.

Was Walthers Gedanken bei dieser Gelegenheit waren, habe ich nicht gefragt; aber da er, während wir nach dem unten liegenden Havre hinabstiegen, gegen seine sonstige Gewohnheit, eine ziemliche Weile schweigend neben mir herging, so zweifle ich nicht, daß auch er seine ganz besonderen Betrachtungen angestellt hat. Das Erste, was er in Havre that, nachdem wir für unser einstweiliges Unterkommen gesorgt hatten, war ein vortreffliches Frühstück zu bestellen. Er meinte, und so hatte er überall gemeint, wohin wir nur kamen, dies müßten wir hier noch an uns wenden; und da ich einmal die Zeche zu bezahlen hatte, so aß und trank ich tüchtig mit.

Hierdurch zu einem außerordentlichen Unternehmen hinlänglich vorbereitet, brachte ich meinen Anzug in bestmöglichste Ordnung, steckte den Empfehlungsbrief meines französischen Bäschens zu mir und ging damit gerades Weges zu Madame Marie Victoire Rochefort, wo ich auch, nachdem ich einem artigen Kammermädchen meinen Namen dreimal hatte wiederholen müssen, als Monsieur Piremal angemeldet und vorgelassen wurde. Madame Marie Victoire Rochefort war ein wohlbeleibtes, ehrwürdiges Mütterchen mit einer großen Spitzenhaube und einem Kleid von schwerer schwarzer Seide. Sie steckte, als ich eintrat, ihre Brille als Zeichen in ein Buch, das sie aus der Hand legte, schob eine große graue Katze von dem Sopha, auf dem sie saß, und lud mich sehr artig ein, an deren Stelle neben ihr Platz zu nehmen.

Da mir außer dem Deutschen nichts geläufig war, als das Lateinische, und Madame Rochefort nur französisch verstand, so wollte es mir anfänglich nicht recht gelingen, ihr deutlich zu machen, was ihr die Ehre meines Besuches verschaffte. Endlich half der Empfehlungsbrief uns beiden aus der Verlegenheit, und kaum war dieser erbrochen, als die gute Frau auch schon ganz Gesprächigkeit und Menschenfreundlichkeit wurde. Sie war auf's höchste erfreut, wieder einmal etwas von ihrer lieben Nichte zu hören, und voller Ungeduld zu erfahren, was sie schrieb; hatte aber unter dem Lesen so viel zu fragen, zu erzählen und zu erklären, daß es eine gute Weile währte, ehe sie mit dem Schreiben zu Ende kam.

Hierauf gab sie mir in einem Athem hunderterlei gute Rathschläge für Amerika, wo sie mit ihrem verstorbenen Mann, der dort ein ansehnliches Vermögen erworben, eine lange Reihe von Jahren gelebt hatte, versprach mir Empfehlungsbriefe an einige junge Leute, wie sie sich ausdrückte, mit denen sie vor dreißig Jahren in Neu-York bekannt gewesen, und entließ mich nicht eher, bis ihr Neffe herbeigekommen war, welcher mich begleiten mußte und mit dessen Hülfe auch schon in der nächsten halben Stunde im Zwischendeck eines zur Abfahrt nach Neu-York bereitliegenden Packetschiffes für mich und Walther Plätze gefunden waren.

Es war mit einem eigenen Gemisch von Empfindungen, daß ich jetzt, das erstemal in meinem Leben, einen Seehafen betrat. Von allen Eindrücken, die ich in früher Jugend empfangen, hatte ich keinen so unverwischt in spätere Zeiten mit hinübergenommen, als den, welchen Schilderungen des Seelebens auf mich gemacht hatten. Die Jahre waren längst

verflossen, wo ich in kindischer Wißbegier über Campe's Schriften und Richters Reisen alles um mich herum vergessen konnte; aber das Interesse an Meeren und Schiffen und fernen Ländern, das sie in mir erweckt, und eine gewisse geheimnißvolle Sehnsucht war mir geblieben. Da war ich nun mit einem Male mitten in das Reich meiner Träume versetzt. Gleichsam ein Vorhang rollte sich vor mir auf, und was ich dunkel dahinter geahndet, zeigte sich leibhaftig vor mir.

Was aber auch immer meine Erwartungen von Seeschiffen gewesen waren, so hatte ich mir sie nicht gedacht. Ihre haushohen Masten mit all dem Tau- und Segelwerk kühn gen Himmel gestreckt, lagen die ungeheueren Gebäude in stiller Majestät vor mir, wie gewaltige Riesen, die nach Sturm und Gefahren ausruhen, um auf's neue Sturm und Gefahren zu suchen. Mit stummer Ehrfurcht betrachtete ich die Kiele, die die entferntesten Gewässer durchschnitten und Plätze berührt hatten, die mir sonst, wenn ich ihre Namen auf der Landkarte las, märchenhaft unerreichbar erschienen. Die Sprache der verschiedensten Völker hörte ich sprechen, und Menschen von allen Farben, schwarze, braune, gelbe, weiße, sah ich durcheinander, wie wenn Himmelsstriche, die tausende von Meilen auseinander liegen, zu einem Völkercongreß Repräsentanten hierher geschickt hätten.

Dann traten mir im Contraste mit der Wirklichkeit alle die kindischen Bilder vor die Seele, die ich mir einst als Knabe vom Seeleben geschaffen hatte, und unter einer Lava von jüngeren Eindrücken fand ich frisch und wohlbehalten ein Herculanum und Pompeji alter Erinnerungen aus den Knabenjahren. Ich dachte an die Schiffe, die ich mir damals in unsrem Pfarrgärtchen aus allerhand Gegenständen zusammengebaut, an die eingebildeten Beschwerden und Gefahren, die ich darin bestanden, und an den Kummer über manchen Schiffbruch, den ich wirklich erlitten, wenn die ordnende Hand meines Vaters das Vorder- oder Hintertheil meines Dreimasters zu den übrigen Gartenstühlen in die Laube gestellt hatte, oder wenn ich mich meines Tauwerks beraubt fand, das seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß mit Wäsche behängt und mit meinen Masten gestützt worden war. — Ein Bild aus der Vergangenheit rief das andere hervor, und wie Glieder an Glieder zur Kette, so reihte sich hier, an der Pforte eines neuen, wichtigen Lebensabschnittes, Erinnerung an Erinnerung.

Hinter allem aber, dem Vergangenen und Gegenwärtigen, das mir vor Seele und Auge schwebte, stieg hell und erwärmend die Hoffnung

empor, die Hoffnung auf bessere Tage. Und wem leuchtete auch nicht wenigstens ein Strahl der Hoffnung, wenn er Schiffe sieht, die die ganze Welt zu unsrer Heimat machen und uns überall hin die Wege bahnen, wo nur Gottes Sonne scheint? — Vier Empfehlungsbriefe hatte ich in der Tasche, als ich am folgenden Tage von Madame Rochefort zurückkehrte, die mit herzlicher Rührung von mir Abschied genommen hatte. Vier Empfehlungsbriefe! Und ich hätte an dem günstigen Ausgang meines Unternehmens zweifeln sollen? — Eine deutliche Idee, wozu sie mir eigentlich nützen würden, hatte ich zwar nicht; aber ein dunkles Gefühl sagte mir: „Biedermann, jetzt bist du geborgen!“ — Im Triumphe zeigte ich Walther meinen Schatz, und mit andächtiger Neugier gingen wir daran, den vierfachen Talisman näher zu betrachten.

Der erste Brief trug die Adresse eines französischen, der zweite die eines deutschen Kaufmanns in Neu-York. Der dritte war an Cyrus Wilson. Nun hatte ich bisher nur zwei Cyrus gekannt, einen älteren und einen jüngeren, beides Perser. Natürlich war es daher, daß ich mir keinen dritten sehr verschieden von jenen vorstellen konnte, welche Xenophon beschreibt, und als ich nun vollends fand, daß der vierte Brief an Hector O'Flaherty gerichtet war, so wurde es mir, als sollte ich mit beiden Beinen gerades Weges in's classische Alterthum hineinspringen. Ich war daher in rosenfarbener Laune, als ich noch einige Zeilen des Abschieds an meinen Vater und Caroline schrieb, und nachdem diese zur Post befördert waren, installirten wir uns mit Sack und Pack auf unsrem Schiffe, welches Tags darauf abfahren sollte.

Als wir am andern Morgen unsre düstern Schlafstellen verließen, war auf dem Verdeck alles schon Leben und Bewegung. Man kam, man ging, man rannte durch- und gegen einander, man brachte Koffer, Hutschachteln und Reisesäcke geschleppt, man befahl, man fluchte, man lachte, man schalt. Das Letzte, was uns bisher noch mit Europa verbunden hatte, das Brett, auf dem man zum Schiffe gelangte, ward endlich hinweggenommen, und unter Jubel und Gesang zogen die Matrosen die Segel auf. Leise nur spielte anfänglich der Wind damit, wie ein geschickter Fechter zuerst bedächtig prüft, wo seinem Gegner am besten beizukommen ist. Dann legte er sich stärker hinein, und sanft begann das Schiff am Ufer hinzugleiten.

Was nur von Passagieren an Bord war, hatte sich bei unsrer Ab-

fahrt auf dem Verdeck versammelt und stand dort in bunten Gruppen neben- und bunt durcheinander. Herren von anglosächsischem Blute mit gespreizten Beinen und Herren von anderer Abkunft in graziöserer Stellung. Männer mit dunkeln Haaren und Gesichtern, in blauen Blousen und seitwärts aufgesetzten Zipfelmützen, und Männer mit hellen Haaren und Gesichtern, in Kattunjacken und gerade aufgesetzten Zipfelmützen. Frauen in seidenen Kleidern und Hüten, mit zierlichen Schultern und schlanker Taille, und Frauen in Puffjacken und bloßen Köpfen, mit breiten Schultern und ohne Taille. Manche winkten mit seidenen Taschentüchern, manche mit kattunenen und manche mit der Hand, ihrem angeborenen Taschentuche; alle aber blickten mit frohen oder traurigen, viel- oder nichtssagenden Gesichtern noch einmal auf das letzte Stückchen des alten Europa, das wir eben verließen. — Bald jedoch entwickelte sich dieses bunte Durcheinander. Die im Zwischendeck Reisenden verließen das Hintertheil des Schiffes, welches den Kajütenpassagieren vorbehalten blieb, und hier wie dort, in geregelteren Gruppen, gesellte sich Gleiches zu Gleichem.

Unter denen, welche mit uns das bescheidene Loos einer Ueberfahrt im Zwischendeck theilten, befand sich ein kleines, rundes Männchen, das wegen seiner besondern Höflichkeit sogar mir, einem Kandidaten der Theologie, sogleich von Anfang herein aufgefallen war. Ging man auf ihn zu, so machte er schon von fern Platz, und hörte er jemand hinter sich herkommen, so sprang er auf die Seite und bat um Entschuldigung. Auch pflegte er, wenn er mit dem Kapitän oder mit einem andern Schiffsbeamten zu sprechen hatte, den Hut tief abzuziehen, wiewohl diese Art von Höflichkeitsbezeigung gerade für ihn mit einiger Beschwerde verknüpft war.

Es waren nämlich die Haare seines Hinterhauptes, welche bei ihm, außer ihrer eigentlichen Funktion, zugleich die Stelle derjenigen zu vertreten hatten, die ihm oberhalb der Stirn fehlten, sehr lang und nach vorn gekämmt. Dagegen nun war an und für sich nichts einzuwenden, denn was ein Ort nicht selbst producirt, bezieht er ganz richtig von einem andern. Recht praktisch war aber dieser Grundsatz in vorliegendem Falle nur bei ruhigem Wetter; denn wurden die vorgekämmten Haare in einem Winde, wie er bei unserer Abfahrt wehte, vom Hute entblößt, so folgten sie ihrer natürlichen Neigung nach hinten und dann gab es für unsern höflichen Herrn nichts, als zu kämmen und zu streichen.

Uebrigens mochte derselbe ein hoher Vierziger sein. Sein volles rothes Gesicht, durch eine lange, gebogene Nase von gleicher Farbe in zwei Halbmonde getheilt, sah freundlich und selbstgefällig aus einem olivengrünen, bis oben hinauf zugeknöpften Mantel heraus, dessen Entstehungsjahr augenscheinlich in eine frühere und zwar in diejenige Periode der Geschichte dieses Kleidungsstückes fiel, in der dasselbe, wie eine Menge kleiner, stufenweise über einander gesetzter Kragen bewiesen, hauptsächlich zu einer soliden Bedeckung der Schultern bestimmt war. Der große Aufwand von Tuch aber, den die vielen kleinen Kragen nöthig gemacht hatten, war nicht ohne übeln Einfluß auf andere Theile des Mantels geblieben, und es war damit wie mit unsern Staaten — was oben zu viel war, fehlte unten. Während er sonach ziemlich viel von ein paar Beinen unbedeckt ließ, welche gegen die, im gewöhnlichen Leben einmal angenommene Schönheitsregel, ziemlich kurz und etwas stark gebogen waren, zeigte er weiter oben die kleine, dicke Gestalt seines Eigenthümers zu deutlich, als daß diese, namentlich von der Rückseite betrachtet, einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge hätte machen können.

Walther und ich hatten schon mehrmals bemerkt, daß uns dieser Reisegefährte aufmerksam betrachtet hatte, wenn wir im Gespräche an ihm vorüber gegangen waren. Endlich trat er auf uns zu, zog, indem er sich so verneigte, daß sein Körper einen rechten Winkel beschrieb, den Hut ab und redete uns mit den Worten an: „Erlau'm Se, härn Se! Se wär'n meine Frage nich vor unbescheiden erklärn. Nähm Se's nich iewel! Sein Se nich aus Sachsen? — Je, das is ja recht scheen," fuhr er fort, nachdem wir bejahend geantwortet hatten, „ich hab's gleich — aber bedecken Se sich doch! — ich hab's gleich an Ihrer Sprache gehärt, daß mir Landsleite sein." — „Sind Sie auch aus Sachsen?" fragte ich. — „Zu dienen," erwiederte er mit einer sehr hohen Stimme. „Ich bin der Kofmann Pumpelius aus Dräsen. Nich der Pumpelius vum Margte; Friedrich August Pumpelius vun der Scheffelgasse." — Wir freuten uns in der That, in Herrn Friedrich August Pumpelius einen Landsmann zu treffen, und da er uns versicherte, seine Frau, die schon ein wenig Heimweh habe, würde „och änne herzliche Frehde" haben, uns zu sehen, so ließen wir uns recht gern von ihm einige Schritte weiter führen, wo Madame Pumpelius mit ihren übrigen Angehörigen saß.

Außer Vater und Mutter bestand die Familie aus Mamsell Paulinchen

Pumpelius, Fritzchen, einem kleinen, Tävchen, einem kleineren, und Heinchen, einem ganz kleinen Pumpelius. — Madame Pumpelius, eine große starke Frau, die einmal recht hübsch gewesen sein mußte, gab, indem sie uns begrüßte und die Gefühle aussprach, die uns ihr Mann bereits angekündigt hatte, einen Beweis, daß ihre Zunge eben so lebhaft war, als ihre großen dunkeln Augen, und Mamsell Pumpelius, bei welcher Walther sogleich einige galante Redensarten anzubringen wußte, erinnerte mich durch ihr Erröthen an das Brockhaus'sche Conversationslexicon von 1827, nach dessen Zeugniß Unschuld und Sittenreinheit in Dresden zu Hause sind.

Zunächst gab das, was uns zur Auswanderung veranlaßt hatte, Stoff zur Unterhaltung, und alle stimmten wir in der Hauptsache darin überein, daß wir, mit den Verhältnissen in der Heimat unzufrieden, in Amerika bessere zu finden hofften. Herr Pumpelius, welcher in seiner Vaterstadt Zucker, Kaffee, Reis und so weiter in beliebigen kleinen Quantitäten an das consumirende Publikum verabreicht hatte, variirte das gemeinschaftliche Thema durch die Bemerkung, daß dort jemand mit einer zahlreichen Familie bei einem Geschäfte, wie das seinige, nicht mehr als ehrlicher Mann bestehen könne, und nachdem er dies durch verschiedene Beispiele erläutert und Madame Pumpelius bemerkt hatte, daß die Obrigkeit eine zu große Konkurrenz verbieten solle, kam er durch eine ganz natürliche Gedankenfolge auf seine Kinder zu sprechen.

„Von meiner Pauline hier," sagte er, „will ich nicht reden. Töchter kosten Einem nie so viel wie Söhne. Aber obgleich sie schon ein hübsch großes Mädchen ist, hat sich zu Hause immer noch keine passende Partie für sie finden wollen." — Paulinchen wurde roth und blickte verlegen auf ihren Strickstrumpf; Madame Pumpelius seufzte ein Jawohl, und ich seufzte auch, denn ich dachte an Caroline, die auch schon ein hübsch großes Mädchen war.

„Aber da ist zum Beispiel mein Fritzchen," hub Herr Pumpelius wieder an, „der ist erst vierzehn Jahr alt und doch habe ich schon manchen schönen Thaler Schulgeld für ihn ausgegeben. Einer kommt einem schon hoch genug zu stehen, und ich habe ihrer vollends drei. Dies hier ist mein zweiter," fuhr er fort, indem er den nächsten Pumpelius in den Vordergrund schob. „Nun, Tävchen, nun? — Nimm doch dein Mützchen ab! Mußt hübsch artig gegen die Leute sein, Tävchen! — Das ist Ihnen ein wilder Teufel! Der hat's hinter den Ohren!" — Hierbei machte Herr

Pumpelius mit der Hand eine Bewegung dicht hinter seinem eigenen rechten Ohr. „Die Leute sagen auch immer, das wird der ganze Vater.“

„Und der soll mir ähnlich sehen,“ fiel hier Madame Pumpelius ein, indem sie einen rothbackigen Knaben von ungefähr sechzehn Monaten, offenbar den hübschesten von allen, in die Höhe hob. — „Wenigstens hat er schöne schwarze Augen,“ bemerkte Walther. — „Sehr verbunden für's Kompliment,“ erwiderte Madame Pumpelius mit einem Lachen, das wie Geringschätzung der ihr gemachten Schmeichelei herauskommen sollte, wendete sich aber von nun an bei allem, was sie sagte, mehr an Walther, als an mich. — „Ein liebes Kind!“ sagte dieser. — „Ein liebes Kind!“ sagte ich. — „Und immer so fromm!“ setzte Paulinchen hinzu. — „Ja, es weint nie,“ bestätigte die Mutter.

Ich hatte aber schon bemerkt, daß Heinchen, erschreckt durch so viele Leute, die mit allerhand Liebkosungen auf ihn eindrangen, ein ziemlich langes Gesicht zog, und bald folgten auch ein paar Laute, die mir wie unverkennbare Vorboten nahen Weinens vorkamen. Auch Madame Pumpelius mußte dies denken, denn mit den Worten: „Je, Heinchen, du wirst doch nicht?“ fing sie an, ihn zu wiegen und schwenken. Heinchen war auch wirklich sehr bald wieder zufrieden gestellt. — „Ja, du bist mein Engel,“ schmeichelte Madame Pumpelius, als der Kleine wieder kicherte und auf ihrem Arme zappelte. Es wurde aber unsere Aufmerksamkeit durch ein paar Matrosen von dem Knaben abgezogen, welche hoch am obersten Segel des Mittelmastes ein gefährliches Klettern begonnen hatten.

Mehr als ich und wir alle schien sich jedoch Herr Pumpelius für das zu interessiren, was über ihm vorging. Er verließ den Platz, auf dem er gesessen hatte, und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Brustwehr, um besser in die Höhe sehen zu können. In dieser Beziehung war sein Standpunkt auch höchst glücklich gewählt. Da aber der Wind stark genug ging, um ein Schiff, wie das unsrige, fortzublasen, und ohnedies ein Hut, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, nicht recht fest sitzt, wenn der, welcher ihn aufhat, in die Höhe blickt, so kam es, daß Herr Pumpelius noch gar nicht lange nach oben gesehen hatte, als er sich mit einemmal ohne Kopfbedeckung befand. Er griff zwar, so wie er nur seinen Verlust bemerkte, ganz flink hinter, über und neben sich in der Luft herum, aber umsonst; der Hut fiel in's Meer, und wie Herr Pumpelius vorhin nach oben geblickt hatte, so blickte er jetzt nach unten, und

wie wir ihn vorhin von vorn gesehen hatten, so sahen wir ihn jetzt von hinten. — „Von der andern Seite wird er wiederkommen," rief ein französischer Matrose vom Maste herab, und alle lachten.

Herr Pumpelius ergriff die beste Partie und lachte mit, wiewohl man ihm recht gut ansehen konnte, daß ihn der Vorfall verdroß. Auch bemerkte er bald darauf: wenn gleich der verlorene nur sein Alltagshut gewesen wäre, so ließe man doch nicht gern etwas ohne Noth abhanden kommen. Doch als die Wolke dieses ökonomischen Gedankens am sonst heitern Himmel seines Gemüthes vorübergezogen war und er durch den Sonntagshut, den Paulinchen herbeigeholt hatte, sein Haupt gegen Wind und Wetter wieder geschützt fühlte, wurde er munter, wie zuvor, und begann recht lustig über seinen Unfall zu spotten. Der Hut, bemerkte er, indem er mich mit dem Elbogen stieß und schalkhaft kichernd nach seiner Frau schielte, thäte ihm hauptsächlich deshalb leid, weil er ihn von einer hübschen Frau auf der Rosmaringasse gekauft hätte. — „Wenn du mit deinem Glatzkopf nur nicht von hübschen Weibern sprechen wolltest!" gab Madame Pumpelius etwas ärgerlich zur Antwort. — Herr Pumpelius aber war durch eine derartige Bemerkung nicht aus seiner guten Laune zu bringen. „Bist doch froh gewesen," erwiderte er, „als du mich zum Manne bekommen hast!" Und da er über diesen seinen Witz ganz außer sich gerieth, so lachten auch Madame Pumpelius, Paulinchen, Fritzchen, Tävchen und sogar Heinchen Pumpelius.

Inzwischen hatte sich der Wind verstärkt und das Schiff fing munter an zu tanzen. Bald hob es sich vorn, bald hinten, bald legte es sich auf die rechte Seite, bald auf die linke, und abermals, während wir auf ebenem Boden Mühe hatten, uns auf den Beinen zu halten, bestieg ein Trupp Matrosen die schwankenden Masten. — „Das sind ja Kerle wie die Katzen!" rief Herr Pumpelius, und voll Bewunderung akrobatischer Kunstfertigkeit, stellte er sich ein zweites Mal an die verhängnißvolle Brustwehr. — „Bleib' hier, Pumpelius! Du willst gewiß auch diesen Hut noch verlieren," warnte seine Frau in etwas gebieterischem Tone.

„Da kennst du mich schlecht," antwortete er mit zuversichtlicher Miene, indem er auf den Deckel seines Hutes schlug, daß dieser ihm weit in's Gesicht fuhr, und sich, den Elementen zum Trotze, mit Schultern und Hacken förmlich zwischen Brustwehr und Verdeck einklemmte. — Aber in dem nämlichen Augenblick hob sich das Schiff mit der Seite, auf welcher

Herr Pumpelius stand, hoch in die Luft und neigte sich dem zu Folge auf der entgegengesetzten in einem entsprechenden Grade. Dadurch kam es beinahe senkrecht zu liegen und Herr Pumpelius, nachdem ihm die Hacken ausgegangen waren, in's Rutschen. Er selbst gelangte zwar, die Beine vornweg, wohlbehalten, obgleich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, mitten in der Schiffsküche an, woselbst verschiedene Gegenstände, in die er sich verwickelte, seiner Weiterreise ein Hinderniß in den Weg legten. Aber der Sonntagshut, der sich gleich anfänglich von ihm getrennt hatte, ging weiter und rollte, indem er muthwillig alles übersprang, was ihm im Weg lag, zu einer Oeffnung der entgegengesetzten Brustwehr hinaus — in's Wasser. — „Er wird den andern holen wollen, den Sie verloren haben," rief der französische Matrose abermals von oben herab.

„Du machst aber auch alles gar zu dumm," sagte Madame Pumpelius höchst verdrießlich, und Herr Pumpelius kroch kleinmüthig aus der Schiffsküche hervor, rieb den hinteren Theil seines Mantels, der ihm als Rutschschlitten gedient hatte, und klagte: „das ist aber doch wirklich zu ärgerlich!" Und ärgerlich war es auch; denn von allen seinen Kopfbedeckungen blieb ihm nunmehr nichts übrig, als eine alte Sackmütze, welche bereits Tävchen unter die Hände gekommen war, der einen langen Stock daran befestigt hatte, um damit, wie er hoffte, kleine Seefische zu fangen.

Das Schwanken des Schiffes, das sich der Garderobe des Herrn Pumpelius schon so verderblich bewiesen hatte, sollte bald für uns alle verhängnißvoll werden. Schon verschwand ein Passagier nach dem andern vom Verdeck, und manche, in verdächtiger Stellung gegen die Brustwehr gelehnt, blickten mit bleichen Gesichtern hinaus in's weite Meer. — „Ich bin sicher, die Seekrankheit nicht zu bekommen," sagte Walther, nachdem er uns lachend auf einen Mann aufmerksam gemacht hatte, der sich nicht weit von uns erhob und blaß wie der Tod derselben Brustwehr zuschwankte. — „Auch ich glaube ganz gewiß davon verschont zu bleiben," erwiderte Herr Pumpelius. „Die Seekrankheit kommt doch nur von der schaukelnden Bewegung des Schiffes her, und das Schaukeln habe ich immer ganz besonders gut vertragen können. Ich und meine Frau haben uns immer auf der Vogelwiese schaukeln lassen, bis den Leuten der Athem ausging." — „Ich auch, ich auch!" riefen einstimmig die Kinder. — Dabei nahm aber Herr Pumpelius, was mir einigermaßen auffiel, sein frisch gestopftes und eben erst angezündetes Pfeifchen aus dem Munde, indem er

behauptete, es müsse etwas Uebelriechendes an seinen Tabak gekommen sein. —

Walther machte sich nun daran, zu erklären, daß die Seekrankheit vom Gehirn ausgehe, und die Art, wie er dies that, setzte uns seine Theorie außer Zweifel; denn er drückte sich ziemlich confus aus, sprach langsamer als gewöhnlich, dehnte die Wörter, schluckte bisweilen, stockte öfters und endlich schwieg er ganz still, drehte sich um und eilte dem Platze zu, wo jener stand, über den er sich vorhin lustig gemacht hatte. — „Sehen Sie, sehen Sie!“ rief Herr Pumpelius und zeigte mit erzwungenem Lachen auf Walther.

Ich sah aber nicht auf Walther, sondern auf den Sprechenden selbst, mit dessen Gesichte in kurzer Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Es war jetzt wenigstens um ein Drittel länger als zuvor, und, selbst die Nase nicht ausgenommen, weiß wie Kreide. Auch blieb ihm ein anderes „sehen Sie“, was er begonnen hatte, im Munde stecken, und ohne ausgeredet zu haben, stand er auf und nahm seinen Platz neben Walther. Bald folgte ihm Madame Pumpelius, ihr Heinchen auf dem Arme, dann Tävchen, dann Fritzchen, und zuletzt schloß Paulinchen die Reihe der Familie.

Ich sah diesen Vorfällen ruhig und in stiller Ergebung zu. Gelacht habe ich nicht dabei, das weiß ich. Gern hätte ich der armen Madame Pumpelius das Kind abgenommen, aber in dem Zustand, in dem auch ich mich eben befand, vergeht einem alle Galanterie. Nur die Verwandtenliebe vermochte er, wenigstens in der Familie meines Landsmannes, nicht zu ersticken; denn obgleich Madame Pumpelius genug zu thun hatte, sich selbst und Heinchen zu halten, so griff sie doch mit ihrer freien Hand bald in ihres Mannes Mantelkragen, bald nach Tävchen, wenn sich dieser oder jener nach ihrer Meinung zu weit über die Brustwehr hinauslehnte, und Tävchen hatte Fritzchen, und Fritzchen hatte Paulinchen, und Paulinchen wieder Fritzchen beim Kleide. Selbst Herr Pumpelius, wiewohl er von allen am meisten zu leiden schien, blieb nicht ohne Sorgfalt für die Seinigen, nur daß er, wenn er nach Madame Pumpelius griff, statt ihres Kleides, ihr Umschlagetuch erfaßte, das ohnedies schon ganz locker auf ihren Schultern hing.

Auch ich blieb nicht lange ein bloßer Zuschauer bei diesem rührenden Schauspiele. Mit einem Gefühle, als hätte das Schicksal Jammer und

Elend der ganzen Welt, von ihrer Erschaffung an bis auf unsere Zeiten, mit einem Male mir aufgeladen, schwankte auch ich zur Brustwehr und stellte mich, jede andere Rücksicht außer Augen setzend, neben Paulinchen Pumpelius. Um aber durch meine Beschreibung nicht etwa auch noch den geneigten Leser in einen der Seekrankheit ähnlichen Zustand zu versetzen, verschweige ich die Jammerscenen im Zwischendeck, wo dreiundneunzig Personen, die Kinder nicht mitgerechnet, von denen ein reichlicher Segen an Bord war, die Wirkung dieses Uebels mehr oder weniger zu empfinden hatten, und bemerke nur noch, daß mir diese Leidenszeit ewig unvergeßlich bleiben wird.

Walther, der sein Lager über mir hatte, versicherte, daß er zu Hause geblieben sein würde, hätte er auch nur entfernt einen solchen Zustand geahnt, und wenn ich das Nämliche auch nicht gerade laut werden ließ, so war ich wenigstens nicht fern davon, es zu denken. Walthers Jammerlaute und meine Jammergedanken wurden durch die tiefe Stimme eines breitschulterigen Polen accompagnirt, welcher unter uns lag und hoch und theuer schwur: er wolle nie wieder zu Wasser nach Europa zurückkehren, und lieber der letzte Tambour in Polen sein, als der erste Admiral in England.

Als ich nach mehreren Tagen, an einem sonnigen, ruhigen Morgen, das erste Mal wieder auf dem Verdecke saß, war es dort, wie es bei der Auferstehung sein mag. Wie dem Grabe entstieg dem Schiffsraum eine abgemagerte Gestalt nach der andern mit blassem, hohlem Todtengesichte und trank mit vollen Zügen die Wonne eines neuen Lebens. Aber noch ein paar Tage und die Spuren der gehabten Drangsale waren fast bei allen verschwunden.

Der gesunde Appetit, mit dem Herr Pumpelius nach überstandener Seekrankheit gesegnet war, hatte seine Frau und Paulinchen veranlaßt, gleich anfänglich, soweit es die Verhältnisse gestatteten, ihre ganze Fertigkeit in der Kochkunst zu entwickeln, und es konnte niemand entgehen, daß die Familie meines Landsmannes, welche überhaupt die wohlhabendste im ganzen Zwischendeck war, von allen den besten Mundvorrath führte.

Der kräftige Geruch ihrer Suppen, die Wohlbeleibtheit ihrer Magen- und Cervelatwürste, der Duft ihrer vortrefflichen Schinken und so weiter schien jedoch hauptsächlich auf Zwei einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Von diesen war der Eine ein junger freundlicher Hühnerhund,

der Andere ein grämlich aussehender, ungefähr sechs und dreißig jähriger Mann, sein Herr. Beide hatten, ein Jeder nach seiner Art, sogleich von allem Anfange ihre Lüsternheit nach jenen Vortrefflichkeiten deutlich zu erkennen gegeben. Ersterer, indem er sich während der Mahlzeiten zwischen Herrn und Madame Pumpelius kauerte und mit dem Schwanze wedelnd seine ehrliche Schnauze bald dieser, bald jenem auf den Schooß legte; Letzterer, indem er alle diejenigen Mienen, Geberden und Bewegungen machte, durch welche civilisirtere Geschöpfe zu erkennen geben, daß sie gern mitessen möchten.

Eines Tages leisteten ich und Walther, nachdem wir selbst gegessen hatten, der Familie Pumpelius während ihrer Mahlzeit Gesellschaft; denn dieses Recht glaubten wir uns durch allerhand Hülfeleistungen erworben zu haben, mit denen wir Paulinchen beim Kochen an die Hand zu gehen pflegten. Der Hühnerhund und sein Herr fanden sich wie gewöhnlich ebenfalls ein. Beide würden sich jedoch auch dies Mal wahrscheinlich nichts weiter geholt haben, als einen ungestillten Appetit und respective den einen oder andern Schlag auf die Schnauze, wäre ihnen der Zufall nicht zu Hülfe gekommen. Es stieß nämlich Herr Pumpelius beim Zulangen an eine Schüssel, und als diese wieder an eine Gabel stieß und die Gabel zu Boden fiel, sprang der lüsterne Herr hinzu, hob sie auf und überreichte sie mit einer galanten Verbeugung der Madame Pumpelius, die damit gegessen hatte. Diese Artigkeit wurde natürlich durch einen verbindlichen Dank belohnt, und nunmehr, während hin und her noch einige weitere Worte gewechselt wurden, faßte auch der Fremde, wie zuvor sein Hühnerhund, zwischen Herrn und Madame Pumpelius Posto.

Herr Pumpelius, der es bei seiner großen Höflichkeit kaum übers Herz zu bringen schien, jemand, mit dem er sprach, beim Essen einen bloßen Zuschauer bleiben zu lassen, auf der andern Seite aber nie etwas, wobei Familieninteresse ins Spiel kam, auf eigene Gefahr zu unternehmen gewohnt sein mochte, sah fragend nach seiner Frau. Diese aber, die als kluge Hausfrau zu gut wußte, daß ein Vorrath, der nur für Sechs berechnet ist, unmöglich für Sieben reichen kann, antwortete durch einen verneinenden Blick, und hierauf schob er sich ein großes Stück Brod in den Mund, da dieser einmal zur beabsichtigten Einladung geöffnet war.

Unter der Pause, die während dieser Zeichensprache entstand, schien die Ungeduld des Hundes und seines Herrn den höchsten Grad erreicht

zu haben, und recht gut konnte man es beiden ansehen, daß nur eine sorgfältige Dressur sie abhielt, gerades Weges zuzubeißen. Endlich bemerkte der Herr, der die Gabe der Sprache voraus hatte: „Sie scheinen da einen ganz delikaten Schinken zu essen.“ — „Er ist recht gut,“ versetzte Madame Pumpelius trocken. — „Recht gut,“ wiederholte Herr Pumpelius etwas freundlicher, und hierauf gab es eine anderweitige Pause.

„Ich, für meinen Theil,“ hub der Fremde wieder an, „bin gar nicht glücklich bei meiner Verproviantirung gewesen. Aber so geht es uns armen Junggesellen überall, da wir niemand haben, der für uns sorgt.“ — Paulinchen warf einen Blick auf den Sprechenden und ihre Miene hinterher schien zu sagen: „Wenn du bis jetzt ein armer Junggeselle gewesen bist, so hast du auch alle Aussicht es ferner zu bleiben.“ — „Sie sind noch nicht verheirathet?“ fragte Madame Pumpelius sichtbar erfreut, dem Gespräch eine andere Richtung geben zu können. — Der Fremde aber, wahrscheinlich aus der entgegengesetzten Absicht, antwortete ganz kurz verneinend und kam ohne weitere Umschweife abermals auf den Gegenstand seines Appetites zu sprechen.

Dies war zu viel für Herrn Pumpelius. Länger konnte er sich nicht halten und mit einem Male sprengte sein Anstandsgefühl alle Schranken. „Ist Ihnen nicht gefällig zu kosten?“ fragte er, ohne seine Frau anzusehen. Um jedoch seine Verpflichtung gegen ihren Willen mit den Erfordernissen der Höflichkeit möglichst in Einklang zu bringen, schnitt er ein Stückchen herunter, das sich mehr durch Zierlichkeit als durch Größe auszeichnete. — „Delicat,“ sagte der Fremde, indem er mit dem Munde schmatzte, „auf Ehre delicat, und wenn mich etwas mit der Grille aussöhnen könnte, die mich abhielt, meinen Platz in der Cajüte zu nehmen,“ — hier sahen wir alle den Sprechenden groß an — „so wäre es dieser vortreffliche Bissen, den ich eben Ihrer Güte verdanke. Wir hatten zu Hause einen Koch —.“ — „Haben Sie vielleicht eine Speisewirthschaft gehalten?“ fragte Herr Pumpelius.

Der Fremde lächelte geheimnißvoll und erwiderte: „Ja, ich und Wirthschaft! Wollte Gott, ich hätte wirthschaften gelernt! — Also um wieder auf unsern Koch zu kommen. Herr Baron, pflegte er zu mir zu sagen —.“ — „Aber, wollen Sie denn nicht Platz nehmen?“ unterbrach ihn hier Madame Pumpelius. „Es geht zwar eng genug her, aber wir finden doch ein Plätzchen für Sie. Die Herren sind so gut, ein wenig

zuzurücken.“ — Diese letzteren, an mich und Herrn Pumpelius gerichteten Worte, waren jedoch leichter gesagt als ausgeführt. Um den Speisenden so wenig als möglich Platz zu rauben, saß ich ohnedies schon auf der äußersten Kante des Koffers, auf dem Herr Pumpelius der Tafel oder vielmehr der Kiste, auf der das Essen aufgetragen war, präsidirte, und als dieser vollends anfing, die Anordnung seiner Frau in Ausführung zu bringen, blieb mir nichts übrig, als aufzustehen. — „Es thut mir leid,“ sagte Madame Pumpelius entschuldigend, setzte jedoch sogleich ohne sich weiter um mich zu bekümmern hinzu: „Du, Pumpelius, rücke noch ein wenig hin!“ Und diese Weisung befolgte der arme Mann auch wirklich so gewissenhaft, daß er mit der einen Hälfte seines Körpers ganz ins Freie zu schweben kam.

Der Herr Baron verbat sich alle Umstände auf das dringendste, weil er außerdem augenblicklich gehen und sich das Vergnügen an der Gesellschaft Theil zu nehmen, versagen müsse; da aber Madame Pumpelius so gehorsamst bat und Herr Pumpelius so aufrichtig versicherte, daß er ganz bequem säße, so ließ er sich endlich bewegen, Platz zu nehmen.

„Unser Koch pflegte also zu sagen,“ fuhr er fort, nachdem er sich zurecht gesetzt hatte, „Ihre Schwester, die Frau Gräfin —.“ — „Pauline, hole dem Herrn Baron einen Teller,“ befahl hier Madame Pumpelius. — „Und mein silbernes Besteck im rothsaffianenen Etui,“ setzte Herr Pumpelius hinzu, und nachdem der neue Gast bedauert hatte, daß er der Mamsell so viel Mühe mache, und Herr Pumpelius beklagt, daß er dem Herrn Baron mit nichts Besserem aufwarten könne, und Madame Pumpelius versichert, daß der Herr Baron, wenn er ihnen einmal in Neu-York die Ehre anthun wolle, zwar nur bürgerliche Kost, aber doch schmackhafteres Essen finden würde, befand sich dieser hinter einem Teller mit einem Stück Schinken darauf, das für Zwei hinreichend groß gewesen wäre. Auch arbeitete er mit dem silbernen Besteck aus dem rothsaffianenen Etui so herzhaft darauf los, daß er darüber ganz und gar vergaß uns mitzutheilen, was ihm der Koch von seiner Schwester, der gnädigen Frau Gräfin erzählt hatte.

„Sehen Sie nur!“ rief Madame Pumpelius, nachdem sie zu wiederholten Malen ihrem Heinchen etwas zugeflüstert hatte, „sehen Sie nur, der Kleine macht Ihnen ein Fingerchen! Da, da macht er Ihnen noch eins.“ — „Ein liebes Kind,“ murmelte der Baron mit vollen Backen,

„seinem Vater wie aus den Augen geschnitten." — „Hörst Du es? Ich habe immer gesagt, daß er mir ähnlich sieht," triumphirte Herr Pumpelius mit einem bedeutungsvollen Blick auf seine Frau. — „Ja, es ist wahr, mein Fräulein," versicherte der Baron, zu Paylinchen gewendet, welche die gethane Behauptung mit ungläubigem Lächeln angehört hatte. — „Zu viel Ehre für meine Tochter," sagte Herr Pumpelius, „wir sind nur bürgerlich." — „Doch nicht so ganz," fiel Madame Pumpelius ein, „die Pumpelius haben sich früher von Pumpelius geschrieben." — „Es ist freilich ein wenig lange her, aber es ist in der That der Fall gewesen," bekräftigte Herr Pumpelius nicht ohne einige Wichtigkeit.

„Was Sie da nicht sagen, meine Gnädige," versetzte der Baron, indem er mit dem Teller spielte, der unterdeß leer geworden war, und kaum waren seine letzten Worte heraus, so lag auch schon ein anderes Stück Schinken vor ihm, größer, noch viel größer als das erste. — „Bitte Sie um Gottes Willen! Wo soll ich mit alle dem hin?" rief der Baron, und in der That, obgleich derselbe im Bezwingen von eßbaren Gegenständen keine gewöhnliche Fertigkeit gezeigt hatte, so war es doch eine augenscheinliche Unmöglichkeit, daß er über dasjenige Herr werden konnte, was ihm vorgelegt worden war.

Aus Rücksicht gegen den vornehmen Gast wurde etwas länger getafelt, als gewöhnlich, und während sich Herr und Madame Pumpelius sonst, bei ähnlichen Gelegenheiten, hauptsächlich mit mir und Walther unterhalten hatten, so richteten sie sich dies Mal fast ausschließlich an den Baron. Auch bewegten sich Beide in gewählteren Ausdrücken als gewöhnlich, und namentlich brachte Madame Pumpelius Redensarten zum Vorschein, die ich von ihr bis jetzt noch nicht gehört hatte. Unter andern fiel das Gespräch auf das Erlernen des Englischen. Walther, ich und der Baron behaupteten, daß es damit seine großen Schwierigkeiten habe, und hierin stimmte uns auch Madame Pumpelius bei, welche offen gestehen mußte, daß sie es in ihrem Leben nicht lernen werde. Ueberdies müsse man, sagte sie, beim Englischsprechen den Mund gar zu weit aufreißen, wozu sie, als ein Frauenzimmer, sich nicht entschließen könne.

Herr Pumpelius aber, der diesem allen mit dem klugen Lächeln desjenigen zugehört hatte, der eine Sache besser versteht, bemerkte mit selbstgefälliger Miene: ihm sei das Englische gar nicht schwer geworden, wiewohl er es ohne alle Beihülfe eines Sprachlehrers erlernt habe. „Wenn

man ein wenig Französisch kann," sagte er, „und das sprach ich, ohne mich zu rühmen, wenigstens während des Krieges so gut als Deutsch, und wenn man sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, so wird einem das Ding gar leicht. Kurz, wer Französisch kann, der lernt das Englische spielend." — Mit Neid und einem tiefen Seufzer betrachtete ich Herrn Pumpelius, als er sprach; denn ob ich auf den Kopf gefallen wäre oder nicht, ließ ich zwar für den Augenblick dahin gestellt sein, so viel war jedoch gewiß, daß ich sehr wenig Französisch konnte und daß mir das Englische bisher gar sauer geworden war.

Auch Madame Pumpelius sah ernst aus und seufzte. Jedoch aus andern Gründen, wie es mir schien; denn während sich ihr Mann über seine Art, fremde Sprachen zu erlernen, verbreitete, war der Baron damit beschäftigt, bei weitem den größten Theil aller der vortrefflichen, zuletzt erhaltenen Bissen, welche die zuvorkommenden Geber für einen freiherrlichen Magen bestimmt hatten, Stück für Stück seinem Hühnerhunde in die Schnauze zu stecken. Herr Pumpelius aber war in diesem Augenblick von dem erhebenden Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Sprachkenntniß so sehr durchdrungen, daß er wahrscheinlich noch Aergerem gleichgültig zugesehen haben würde, und die Redeseligkeit wuchs bei ihm in dem nämlichen Grade, in welchem sie bei seiner Frau abnahm.

Vom Französischen kam er auf die Franzosen und von den Franzosen auf eine große Bombe, die ihm bei der Beschießung seiner Vaterstadt unmittelbar vor der Nase geplatzt war. Dies wieder brachte ihn auf den Kaiser Napoleon, dem er einst auf der Straße begegnet, wobei er, Pumpelius, von ihm, Napoleon, zuerst scharf angesehen und zuletzt freundlich gegrüßt worden war; und da Madame Pumpelius, ehe dieser Titel und Name sie zierte, zu denjenigen dreihundert patriotischen Jungfrauen gehört hatte, die im Jahre 1815 dem, aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Landesvater entgegen gezogen waren, so ging er von welthistorischen Ereignissen auf die Specialgeschichte seiner Verheirathung über und erzählte uns ausführlich, wie und wo er seine würdige Gattin zuerst gesehen und gesprochen, wie er sie lieb und noch lieber gewonnen und zuletzt zu seiner Lebensgefährtin gemacht hatte. An diesem Thema nahmen auch wieder Madame Pumpelius und Paulinchen lebhaften Antheil. Erstere, indem sie eifrig widersprach, wenn ihr Mann gewisser Avancen erwähnte, die sie ihm als Mädchen gemacht haben sollte, und Letztere, welche mit dieser

Periode der Lebensgeschichte ihres Vaters bereits sattsam bekannt zu sein schien, indem sie schon lange vornweg alles bekicherte, was wir hinterher erst noch zu hören hatten.

Nach diesen und ähnlichen Gesprächen wurde die Tafel aufgehoben; das heißt, die Kisten und Koffer, an und auf denen die Gesellschaft gesessen hatte, wurden bei Seite geschoben, und da sich Herr Pumpelius auf die alte medicinische Regel berief: post coenam stabis etc., die er einige Umlaute und willkürliche Veränderungen im Casus abgerechnet ganz verständlich recitirte, so stiegen wir sammt und sonders auf das Verdeck.

Dort kamen wir gerade zu rechter Zeit, um einen Zug Meerschweine zu beobachten, die sich mit drolligen Purzelbäumen unserem Schiffe entgegen wälzten. Dies war wieder eine Erscheinung, die Herrn Pumpelius im höchsten Grade interessirte, und da keiner von uns im Stande war, ihm über die sonderbaren Thiere nähere Auskunft zu geben, so wendete er sich an den ihm am nächsten stehenden Matrosen. „Mister Matrose," rief er, „Mister Matrose! Sein das Fische, Mister Matrose, Fische?" — „Yes, Sir!" antwortete der Gefragte, dem das Wort Fische und der, auf die Meerschweine hindeutende Zeigefinger keinen Zweifel über den Sinn der gethanen Frage übrig lassen konnte.

Hierdurch war aber Herrn Pumpelius Wißbegierde noch keineswegs gestillt. Er hielt den Matrosen, der sich nach gegebener Auskunft wieder entfernen wollte, beim Aermel fest und that mit großer Hastigkeit allerhand Fragen, die ich natürlich nicht verstand, weil ich, wie schon bemerkt, damals noch sehr unvollkommen im Englischen war, über deren Sinn aber auch der Matrose nicht recht ins Klare zu kommen schien, denn mit den Worten: „nixt versteh", ging er wieder an seine Arbeit und ließ Herrn Pumpelius über die Naturgeschichte des Meerschweins im Dunkeln. So viel glaubte jedoch unser Freund mit Sicherheit schließen zu können, daß der Gefragte, weil er kein Englisch verstände, ein Schwede oder ein Portugiese sein müsse. Da sich aber, einige Tage später, etwas ganz Aehnliches auch bei einer französischen Unterhaltung zutrug, in die sich Herr Pumpelius verwickelte, so entstand in mir der Verdacht, daß sich dieser am Ende wohl gar über seine Fertigkeit in den neueren Sprachen täuschen könne. — —

„Wer nur der dort sein mag," sagte Herr Pumpelius zu mir, als wir eines Morgens auf dem Verdeck saßen, und zeigte auf einen jungen

Mann, der nicht weit von uns mit einem Buche in der Hand Platz genommen hatte. Auch ich hatte denselben schon öfters mit großem Interesse betrachtet. Er war von besonders vortheilhaftem Aeußeren und ein schwermüthiger Zug milderte wohlthuend den Ausdruck von Kühnheit und Energie auf seinem schönen Gesichte. Still und in sich gekehrt, hatte er bisher alle Bekanntschaft mit seinen Reisegefährten vermieden, und ein großer majestätischer Hund von neufundländischer Race, der nie von seiner Seite wich und auch jetzt zu den Füßen seines Herrn gelagert, mit kluger Wachsamkeit beobachtete, was um diesen herum vor sich ging, schien beinahe das einzige lebende Wesen zu sein, mit dem er sich abgeben mochte.

„Ein schöner Mann," fuhr Herr Pumpelius fort. — Madame Pumpelius stieß Paulinchen und Paulinchen stieß Madame Pumpelius an. „Es ist ja auch Paulinens stille Liebe," platzte diese endlich heraus. — „Das ist nicht wahr, Mutter!" fiel Paulinchen zürnend ein, wurde aber dabei roth, wie ein Purpurröschen. — Walther, der ihr seit einiger Zeit recht ernstlich den Hof gemacht hatte, bemerkte dies mit augenscheinlichem Mißfallen, und da er an dem Unbekannten selbst nichts auszusetzen hatte, so spottete er wenigstens über dessen Hund. — „Ei, Herr Walther," sagte Madame Pumpelius, die sich an dem Ausbruch einer Eifersucht, die ihr nicht entgangen war, zu ergötzen schien, „der Hund ist in seiner Art eben so schön wie sein Herr." — „Und das gewaltige, stille Thier," setzte ich hinzu, „das noch niemand hier behelligt hat, paßt eben so gut zu dem Unbekannten, wie der schmarotzerische Hühnerhund zum Baron."

„Da haben Sie Recht," sagte Herr Pumpelius mit gedämpfter Stimme, nachdem er sich zuvor versichert hatte, daß kein Unberufener meine Bemerkung gehört haben konnte. Und schon seit einiger Zeit hatte sich bei der ganzen Familie eine Unzufriedenheit mit unserer vornehmen Bekanntschaft kund gegeben. Obgleich sich nämlich der Baron unten im Schiffsraum immer äußerst zuvorkommend gegen uns alle zeigte, fanden wir doch bald heraus, daß oben auf dem Verdeck sein Benehmen ein ganz verschiedenes war. Dort unterhielt er sich meistentheils mit einigen Kajütenpassagieren, und wenn er in solcher Gesellschaft war, so ignorirte er uns entweder ganz oder behandelte uns, selbst Madame Pumpelius nicht ausgenommen, mehr mit einer gewissen herablassenden Vertraulichkeit, als mit demjenigen Tone, dessen sich Gleichgestellte gegen einander bedienen. Nur zu einer Zeit am Tage, er mochte sein, wo er wollte, that er dies

nicht — zur Zeit des Mittagsessens. War zu vermuthen, daß Paulinchen bald mit kochen fertig war, so knüpfte er mit Herrn oder Madame Pumpelius ein Gespräch an, und wurde das Signal zum Essen gegeben, so nahm er wohl gar, gleichsam als Einlaßkarte, Heinchen auf den Arm, wenn er dessen habhaft werden konnte. Auch hatte er dadurch bis jetzt seinen Zweck noch immer erreicht. Jedesmal erhielt er eine Einladung und das silberne Besteck in dem rothsaffianenen Etui. Nur wurden nach und nach die Stücke kleiner, die ihm Madame Pumpelius vorlegte, die Geschichten kürzer, die Herr Pumpelius erzählte, die Püffe aber kräftiger, die der Hühnerhund im verstohlenen bekam.

Herrn Pumpelius Vorsicht, bei seiner und meiner oben angeführten Bemerkung, war diesmal ganz an ihrem Platze. Der Baron war in der That nicht fern von uns gewesen, als wir sie machten, und kaum hatte Herr Pumpelius seine Worte gesprochen, so trat jener vor Paulinchen und stellte ihr ein paar junge Herren aus der Kajüte mit so übertriebenem Ceremoniell vor, daß seine Absicht, sich und seiner Gesellschaft einen Spaß zu machen, nicht zu verkennen war. Auch begannen sogleich die Fremden, von denen der Eine gut, der Andere nur gebrochen deutsch sprach, Paulinchen mit einer solchen Masse von Artigkeiten zu überschütten, daß sich das arme Mädchen vor Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte.

Ich fühlte jetzt sehr wohl, daß es an mir war, die Zudringlichen zurecht zu weisen. Aber der Himmel weiß, wie es kam, — ich war im ersten Augenblick wie versteinert, und ehe ich mich, da ich nicht zu derb ausfallen wollte, auf eine passende Rede besann, hatte schon der oben eingeführte Unbekannte die Rolle des Vertheidigers übernommen. — „Die Herren," sagte er mit sehr bestimmtem Tone, „die Herren werden ernstlich ersucht, ihre Artigkeiten für die Damen der Kajüte aufzusparen und die unserigen hier unbehelligt zu lassen. — Sie werden mich verstanden haben," fuhr er fort, als ihn die Angeredeten erstaunt anblickten; „Ihre Zudringlichkeit ist beleidigend."

Eine verdiente Zurechtweisung, die mit Anstand und Entschlossenheit geschieht, wird selten ihren Zweck verfehlen, und so versicherten denn auch Paulinchens Belagerer, es sei keineswegs ihre Absicht gewesen, zu beleidigen, und zogen sich nebst dem ganz verblüfften Baron unter allerhand Entschuldigungen zurück.

„Das war recht!" rief Madame Pumpelius und säumte nicht, mit

einigen Sechsunddreißigpfündern aus der wohlmontirten Batterie ihrer anzüglichen Redensarten ein lebhaftes Feuer auf die Weichenden zu eröffnen. — „Wenn das nur keine unangenehmen Folgen nach sich zieht," bemerkte Herr Pumpelius. — „Wir hätten die Kerle prügeln sollen," meinte Walther, der sich bis jetzt bei dem ganzen Vorfall mäuschenstill verhalten hatte. — Paulinchen aber sagte gar nichts. Ihre großen blauen Augen hob sie erst dankend zu ihrem Beschützer empor, dann fielen ihre Blicke zu Boden und dort blieben sie. Leicht war zu errathen, was in diesem Augenblicke in ihr vorging. Der Same der Liebe ist in jedes junge Herz gestreut. Ein belebender Sonnenstrahl weckt ihn zum Keime, und die belebende Sonne für ein weibliches Herz ist Männlichkeit.

Ich selbst konnte mich nicht enthalten, den Fremden zu bewundern, dessen kräftige Gestalt der Zorn so schön gehoben hatte, und deßhalb wurde es mir leicht, ein Gefühl von Neid zu bekämpfen, das mich anwandeln wollte. Nichts glich aber der Verbindlichkeit, mit der Madame Pumpelius dem Beschützer ihrer Tochter für seine Hülfe dankte. Dieser jedoch wußte mit großer Gewandtheit dem Gespräche eine andere Richtung zu geben und zog sich, nachdem er Heinchen hatte bewundern müssen, den ihm Madame Pumpelius zu diesem Zwecke vorgestellt hatte, nach einer einsamen Stelle des Schiffes zurück. Dort nahm er, wie vorhin, sein Buch zur Hand, schlug es indeß, wie durch unangenehme Gedanken gestört, bald wieder zu und blickte sinnend hinaus in's Meer.

Hatte Madame Pumpelius an dem Fremden schon früher Wohlgefallen gehabt, so fand sie ihn nunmehr wunderschön. Sie konnte seine feurigen dunkeln Augen, sein reiches braunes Haar, sein regelmäßiges ovales Gesicht und seine hohe schlanke Gestalt nicht genug loben und war vollkommen überzeugt, daß wenn der unverschämte Mensch, wie sie sich ausdrückte, der ihnen mit seinem Hunde bisher das Essen weggeschnappt habe, wirklich ein Baron sei, der Unbekannte wenigstens ein Herzog sein müsse.

Wir alle wünschten natürlich, etwas Näheres über ihn zu erfahren, und da ich hoffte, dies würde mir gelingen, wenn ich wieder ein Gespräch mit ihm anknüpfte, so trat ich zu ihm und begann damit, ihm für seinen Beistand nochmals den Dank der Familie zu bringen. — Der Unbekannte antwortete mir sehr artig. „Ihren Dank," sagte er, „kann ich nicht mit gutem Gewissen annehmen. Wenn sich die Fremden aus der Kajüte eine

Unart gegen die Dame offenbar nur deshalb erlaubten, weil sie sich im Zwischendeck befindet, so bewiesen sie durch ihr Benehmen eine Nichtachtung aller derer, die auf gleiche Weise reisen. Es war daher die Handlung, die Sie die Güte haben, mir so hoch anzurechnen, nicht ganz uneigennützig, und indem ich die Zudringlichen zurecht wies, that ich nichts, als daß ich eine Beleidigung rügte, die eben so gut mich selbst betraf."

Alles, was der Fremde sonst noch sprach, trug dazu bei, meine Achtung zu vermehren. Den eigentlichen Zweck meines Kommens verfehlte ich aber, denn über seine früheren Lebensverhältnisse, auf die ich einige Male anspielte, erhielt ich nur ausweichende Antworten. Nur so viel erfuhr ich, daß sein Name, der wirkliche oder angenommene, Ernst war. Ueberdies wurden wir bald gestört in unserem Zwiegespräche, denn es fand an einem Platze statt, in dessen Nähe ein kleiner, untersetzt gebauter Mann mit einem ungeheueren Backenbarte und einem Kinn, das wohl seit vierzehn Tagen mit keinem Schermesser in Berührung gekommen sein mochte, mit Stiefelputzen beschäftigt war.

Aus der großen Fertigkeit, die er dabei an den Tag legte, konnten wir leicht erkennen, daß es ein Mann von Fach war, den wir die Bürste führen sahen; und daß seine Beschäftigung eine solche war, die den rechten Arm besonders in Anspruch nimmt, bewies schon ein langer Riß in seinem stark abgetragenen Rocke, der sich von der betreffenden Achselhöhle bis weit über den Rücken erstreckte. Der Mann war augenscheinlich schon eine Weile bemüht gewesen, sich uns bemerkbar zu machen. Bald hatte er gepfiffen oder ein Liedchen geträllert, bald eine Art von Selbstgespräch gehalten und uns dabei angesehen, und durch jeden frisch geputzten Stiefel, den er der Reihe von spiegelblankem Schuhwerke, die vor ihm aufgepflanzt stand, auf derjenigen Seite beifügte, die uns die nächste war, verkürzte er den Raum zwischen uns und ihm.

Ernst, der, wie er mir später erzählte, schon einmal von ihm angeredet worden war, machte Miene, sich mit mir zu entfernen. Dazu ließ es aber jener nicht kommen. „Ach, meine Herren," hub er in französischer Sprache an, indem er beide Hände, die linke mit einem Stiefel, die rechte mit der Bürste, sinken ließ, „wie hätte ich je denken können, daß ich einmal mitten auf dem Atlantischen Ocean Stiefel wüchsen würde! Aber ein Mann, der ein wenig Charakter hat, muß mit Freuden alles für's Vaterland dulden. Doch würde es in der That schlimm um mich

stehen, wenn die Herren Franzosen in der Kajüte mir nicht ein paar Sous zu verdienen gäben." — Ich muß bekennen, daß es mir in diesem Augenblicke nicht recht gelingen wollte, das Wohl Frankreichs mit der Beschäftigung des Sprechenden auf dem Ocean in Zusammenhang zu bringen. Aber das Räthsel war bald gelöst.

„Sie sehen in mir einen politischen Flüchtling, meine Herren," fuhr jener fort. „Ja, meine Herren, ich leide mit so vielen andern Braven für die Sache des großen Mannes, die nach den neulich zu Straßburg stattgefundenen Ereignissen auf lange Zeit danieder liegen wird. Der Prinz ist kühn und entschlossen. Das ist ihm nicht abzusprechen. Aber," rief er mit einem Seufzer und bedeckte sich das Gesicht mit der Bürste, „aber wie kopflos hat er gehandelt! — Können Sie sich denken, meine Herren, daß wir, die wir an der Spitze der Bonapartisten in Paris standen, — und wir alle waren Leute, die ein wenig an's Pulver gewöhnt sind, das kann ich Ihnen sagen. Ich zum Beispiel habe bei Austerlitz, Wagram und an der Moskowa gefochten. Ja, meine Herren, ich war nicht älter als sechzehn Jahre, da ich das erste Mal die Kugeln pfeifen hörte. — Können Sie sich denken, sage ich, — nur durch einen Zufall erfuhren wir, daß etwas der Art im Werke war. Durch einen reinen Zufall!" — „Nun?" fragte Ernst, der des Französischen vollkommen mächtig war und sich jetzt an der Erzählung des kleinen Bramarbas zu ergötzen schien.

„Eines Tages, zu Anfang des October," hub dieser wieder an, „stehe ich auf dem dritten Pfeiler des Pont neuf. Dort hatte ich in der Regel mein Etablissement. Da tritt ein Herr in einem langen Ueberrock zu mir. Er zeigt stillschweigend auf seine Stiefel, mit denen er eben in eine Pfütze getreten zu sein schien. Ich, mit Bürste und Wichse, gehe sogleich an's Werk. — „Die Stiefel sind noch nicht wie sich's gehört," sagt er in verdrießlichem Tone. Ich glaubte mein Bestes gethan zu haben, denn, wie Sie wissen werden, meine Herren, ist es eine reine Unmöglichkeit, nasse Stiefel so glänzend zu bringen wie trockene. Jedem muß dies einleuchten, wenn er auch vom System selbst nicht das mindeste versteht. Doch fange ich auf's neue an zu bürsten. — „Ich glaube gar, Sie wollen den Fleck da lassen, ungeschickter Mensch?" fährt er mich wieder an und zeigt auf ein kleines, kleines Fleckchen, das ich an seinem rechten Stiefel übersehen hatte. — Meine Herren, ein Fleckchen, kaum so groß wie eine Erbse! — „Mein Herr," rufe ich, indem ich mich mit Würde emporrichte,

„ich dulde keine Beleidigung!“ Und dabei sah ich ihn so an. — Hier wiederholte der Sprechende die Miene, die er dem impertinenten Herrn im langen Ueberrock gemacht haben wollte, und sie war allerdings martialisch genug.

„Der Fremde,“ fuhr er fort, „tritt einen Schritt zurück und, indem er dabei seinen Ueberrock aufreißt, zeigt er das Band der Ehrenlegion in seinem Knopfloche. — „Ihr Kreuz schreckt mich nicht,“ rufe ich. „Dies Kreuz habe ich selbst vielleicht hundertmal mehr verdient, als mancher, der es trägt!“ — Und das ist wahr, meine Herren! Ich sage Ihnen, meine Herren, ist je eines Menschen Bravour unbelohnt geblieben, so ist es die meinige. — Oh, ich könnte Ihnen Beispiele erzählen, Beispiele, die — doch das würde zu weit führen.“ — „Und der Herr im langen Ueberrock?“ unterbrach ihn Ernst. — „Ja, um wieder auf den zu kommen,“ nahm der Kleine das Wort. „Ich fürchte Sie nicht, und Wagram und Austerlitz können erzählen, daß Furcht mir etwas Fremdes ist.“ — Da veränderte der Herr mit einem Male seinen Ton. „Verzeihen Sie, mein Braver,“ sagte er, „verzeihen Sie! Nie mag ich einen Veteranen der großen Armee beleidigen! Sie sind ein Freund des Kaisers und seiner Sache?“ — „Ob ich es bin!“ rief ich und legte die Hand auf's Herz. — „Nun, wohlan,“ fuhr er hierauf fort, „so müssen auch wir Freunde sein!“ Und hiermit reichte er mir die Hand.

„Ich ergriff seine Hand und schüttelte sie herzlich; denn das Andenken des großen Mannes hatte allen Groll in mir verscheucht, und sehen Sie, meine Herren, so machte die Gemeinschaft einer Sache aus Feinden Freunde. — Mit Neugier betrachteten uns die Vorübergehenden, und in der That, es muß ein imposanter Anblick gewesen sein, wie wir uns beide die Hände reichten. — Nunmehr that ich auch freiwillig, wozu mich früher keine irdische Macht bewogen haben würde, und ungeachtet aller Gegenvorstellungen kniete ich nieder, um das übersehene Fleckchen wegzubürsten.

„Es ist noch nicht aller Tage Abend,“ fuhr inzwischen mein neuer Freund in geheimnißvollem Tone fort, „und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo das Vaterland einen tapferen Arm, wie den Ihrigen, gebrauchen wird. Es bereiten sich Dinge vor,“ setzte er zögernd hinzu, während ich seinem Stiefel noch zwei bis drei Striche gab. „Denken Sie an das, was ich Ihnen sage. Sei ein jeder bereit, wenn die Stunde

schlägt!" — Hierauf drückte er mir ein Zwanzigfrankstück in die Hand und verschwand. Die Münze trug das Bild des Kaisers und mit Inbrunst drückte ich sie an meine Lippen."

„Aus bloßer Begeisterung für den Kaiser?" fragte Ernst. — „Und wenn auch etwas Freude über das Gold mit unterlief," antwortete lächelnd der Franzose, „so war dies wahrhaftig kein Wunder. Seit vierundzwanzig Stunden hatte ich nichts gegessen. Aber an's Hungern bin ich gewöhnt. Ich versichere Sie, meine Herren, daß ich einmal in Rußland drei Wochen lang nichts gegessen habe, als Schnee." — „Oh, Spaßvogel!" rief Ernst. — „Das heißt, wir fanden wohl ein Stückchen Pferdefleisch darunter, aber das war kaum der Rede werth. — Ach, dieser russische Feldzug! — Dieser russische Feldzug war der Wendepunkt auch in meiner Carriere! Ich sage Ihnen, meine Herren, hätte der große Mann diesen Fehler nicht gemacht, so hielte diese Hand den Marschallstab, so gewiß, als sie jetzt die Schuhbürste führt! — Aber diese Gedanken sind schmerzlich! — Kehren wir also wieder zu unserer Begebenheit zurück.

„Kaum ist geschehen, was ich eben die Ehre hatte Ihnen mitzutheilen, so eile ich zu meinen alten Kameraden. Wir beschließen, unsern Anhang, der nicht gering war, auf ein Ereigniß vorzubereiten, halten eine Versammlung und ich besteige die Rednerbühne. — „Tapfere Kameraden!" so begann ich, „das Vaterland ruft euch. Ein großer Augenblick ist gekommen. Die Zeit ist da, in der wir einen Tyrannen vom Throne stürzen müssen, um unter der Anführung eines Napoleon dem Vaterlande, ja der ganzen Menschheit die Freiheit zu bringen und der Welt Gesetze zu geben. Seht ihr nicht dort die Sonne von Austerlitz? — Abermals werden die tausendjährigen Pyramiden unsere Thaten bewundern, und wie zu einer Zeit, an die ihr euch alle noch mit Stolz erinnert, wird die Elbe und die Weser, die Weichsel und die Donau der erstaunten Nordsee von unsern Siegen erzählen!" — „Das nenne ich sprechen!" sagte Ernst, mannhaft das Lachen unterdrückend. — „War das nicht gut gesagt, meine Herren, he?" — „Ganz vortrefflich!"

„Oh, ich weiß eine Rede zu halten, wenn es noth thut. Es ist etwas vom Geiste des Kaisers in mir. — Wohlan, meine Herren, um die Sache kurz zu machen. Man trägt mich im Triumph von der Rednerbühne, ein tausendstimmiges Vive l'empereur erschallt, und von Stunde

an sind wir zu allem bereit. — Da wagt der Prinz ein Unternehmen in Straßburg, dessen unglücklicher Ausgang Ihnen leider nur zu gut bekannt sein wird. — Ach, meine Herren, wenn der Prinz meinem Rathe gefolgt wäre!“ — „Also standen Sie in direktem Einverständniß mit dem Prinzen?“ bemerkte Ernst mit schlecht unterdrücktem Lächeln. — „Nun, — das heißt,“ fuhr jener fort, „nicht gerade in direktem, — aber — kurz, ich hätte ihm einen Plan angeben wollen, einen Plan, meine Herren, der ihn so gewiß auf den Thron Frankreichs gehoben hätte, als ich François La Guerre heiße. — Doch genug, das ist für ein anderes Mal! —

„Inzwischen, weil man nicht wissen kann, welche Ergebnisse die eingeleiteten Untersuchungen liefern werden, habe ich es für gut befunden, auf ein paar Jahre mein Glück in Amerika zu versuchen, und dies, meine Herren, verschafft mir die Ehre Ihrer so angenehmen Bekanntschaft. — Freilich wird unsre Sache nunmehr auf längere Zeit schlummern müssen, denn die Partei ist zersprengt. Der Obrist Vaudrey wird wahrscheinlich erschossen, und ich und der Prinz sind auf dem Meere. — Für den Augenblick aber, meine Herren,“ so schloß Herr La Guerre seine Erzählung, „muß ich mich Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft entziehen. Meine Arbeit ist gethan, und die Herren warten auf ihre Stiefel.“ Hiermit packte er zusammen und eilte der Kajüte zu.

Nach dem Vorfalle, dem wir die Bekanntschaft mit Ernst zu verdanken hatten, war der Baron bei uns allen und namentlich bei der Familie Pumpelius in Ungnade gefallen. Ihm selbst konnte dies natürlich nicht entgangen sein und deshalb vermied er uns auch eine ganze Weile. Als er sich aber eines Tages, wie früher, zur Zeit des Mittagsessens genähert hatte, empfing ihn Madame Pumpelius mit studirter Kälte und bemerkte in einem höchst spitzen Tone, er solle sich nicht herablassen, mit ihnen zu sprechen, da er so viel besseren und vornehmeren Umgang haben könne. Der Baron suchte zwar aus dem ganzen Vorfall mit Paulinchen einen Scherz zu machen, und Herr Pumpelius, den das Auftreten seiner Frau in die augenscheinlichste Verlegenheit versetzt hatte, zeigte große Lust, darauf einzugehen; Madame Pumpelius aber blieb bei ihrem vorigen Rathe, indem sie mit besonderem Nachdruck noch hinzufügte, auch ihr Essen, müsse sie annehmen, wäre für den Herrn Baron viel zu schlecht, und so mußte denn dieser unverrichteter Sache wieder abziehen.

Dafür suchte er sich nunmehr bei den Kajütenpassagieren zu entschädigen, bei denen er zwar nichts zu essen, aber dann und wann etwas zu trinken bekam. Sie wurden von nun an seine ausschließlichen Gesellschafter, und, wie dorthin gehörig, ging er frei und offen auf demjenigen Theile des Verdeckes herum, welcher jenen vorbehalten ist. Uns Andere im Zwischendecke schien er nicht mehr zu kennen.

Eines Tages hatte das schöne Wetter die ganze Bevölkerung des Schiffes auf das Verdeck gelockt. Die Sonne schien so warm und freundlich und das Schiff glitt so sanft und unmerklich durch den wellenlosen Wasserspiegel, daß die Beschwerden der Seereise vergessen waren und Heiterkeit und Frohsinn alle Gemüther belebte. Die jungen Herren und Damen der Kajüte waren zu einem Contretanz angetreten. Die älteren, um sie herum gelagert, sahen ihnen zu, und mancher Blick, der zwischen Tänzer und Tänzerin gewechselt wurde, sagte deutlich, daß man durch eine Seereise nicht nur in den Hafen von Neu-York, sondern auch in den der Ehe befördert werden könne.

Unter den Zwischendeckspassagieren ging es nicht weniger munter und vergnügt her. Noch war keine Hoffnung getäuscht, noch lag die neue Welt, wie sie die Einbildungskraft gemalt, in glänzenden Farben vor den Augen eines jeden; noch wähnte man, das Bugspriet sei nur Glück und Freude zugekehrt, Noth und Sorge aber lägen dahinten, hinter dem Steuerruder. Einige saßen zusammen und sangen, Andere scherzten und lachten, noch Andere sahen all dem bunten Treiben mitten auf dem Ocean zu und hatten ihren Wohlgefallen an den Fröhlichen. Zu den Letzteren gehörte ich und Herr Pumpelius.

Mit der Behaglichkeit eines ruhigen und zufriedenen Gemüthes rauchte dieser sein Pfeifchen, und still und in seinen Gott vergnügt blickte er bald rechts auf die Tanzenden, bald links auf die Singenden und Scherzenden. Madame Pumpelius tändelte mit Heinchen. Fritzchen und Tävchen schnitzten Schiffe aus Baumrinde, und Paulinchen nähete ihnen Segel dazu.

Da wurden wir des Barons gewahr, der sich einer der tanzenden Damen näherte, mit welcher wir ihn schon früher einige Male hatten sprechen sehen. Diese wendete sich nach ihrem Tänzer und gab deutlich zu erkennen, daß sie der beabsichtigten Unterredung auszuweichen wünsche. Der Baron war eben im Begriff, sie anzusprechen, als der Kapitän zu

ihm trat und ihm etwas in's Ohr sagte. Ich bemerkte, daß er roth wurde, doch schien er sich nicht weiter um jenen zu bekümmern und machte auf's neue Miene, die Dame anzureden. Da faßte ihn der Kapitän beim Arme und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Ich wiederhole Ihnen jetzt zum letzten Male, daß Sie kein Recht haben, diesen Platz zu betreten. Gehen Sie, wohin Sie gehören!“ Und dabei zeigte er nach demjenigen Theile des Schiffes, auf den wir Zwischendecksreisenden angewiesen waren. Der Baron zuckte mit den Achseln und zwang sich zu einem Lächeln, wodurch er wahrscheinlich seine Beschämung verbergen wollte, that aber augenblicklich, wie ihm geheißen, stieg in den Schiffsraum hinab und blieb mehrere Stunden gänzlich unsichtbar.

Die tanzenden Damen, namentlich die von dem Betreffenden angeredete, gaben ihre Zufriedenheit mit dieser Zurechtweisung deutlich zu erkennen. Die Herren lachten, und zwei deutsche Handlungsreisende, mit denen der Baron viel umgegangen war, weil sie ihren Platz in der Kajüte hatten, geriethen ganz außer sich vor Vergnügen.

Auch unter den Zwischendeckspassagieren hatte diese Scene, welche Viele mit angesehen, große Schadenfreude hervorgerufen, und zwei von unsern Reisegefährten kamen ausdrücklich zu uns, um mit uns über den Baron zu lachen, der allgemein unbeliebt zu sein schien. Der Eine, in seiner schwäbischen Mundart, ergoß sich in treffenden, kernigen Witzen und ging dann weiter, um auch mit Andern über den Vorfall zu spotten. — „Wemmer awwer so'n Schwab redde heerd,“ sagte der Zurückgebliebene, ein Frankfurter, „do möcht' ains doch die Kränk kriege.“ — Still lächelte Herr Pumpelius vor sich hin. Endlich brach er in die Bemerkung aus: „Mir Sachsen sprechen doch 's reenste Deitsch. Das sagt ooch Adelung!“

Spät erst am Nachmittage, im Halbdunkel, thaten uns der Herr Baron die Ehre an, sich wieder zu uns zu gesellen. Schüchtern und bescheiden, nur ganz nach und nach, näherte er sich, und Mitleid und eine gewisse Genugthuung für sein früheres Benehmen, die wir in seiner gegenwärtigen Demüthigung fanden, ließen uns diesmal ihn nicht abstoßend behandeln. Das Hauptthema, über das er sich heute nicht ohne einige Lebhaftigkeit verbreitete, war, daß Amerika ein Land der Geldaristokratie sei, in dem nur der etwas zu bedeuten habe, welcher einen guten Rock trüge und Aufwand zu machen im Stande sei.

Während dieses Gespräches hatte Herr Pumpelius, namentlich aber Walther manche Stichelreden fallen lassen. Ernst, der zugegen gewesen war, machte Gegenvorstellungen, sowie der Baron uns verlassen hatte. „Man thut am besten," sagte er, „derartige Menschen von vorn herein zu ignoriren. Ist dies aber einmal nicht geschehen, so muß man sich auch bis zu einem gewissen Grade die Consequenzen gefallen lassen. Am wenigsten sollte man einen armen, unbedeutenden Teufel, der sich selbst lächerlich genug gemacht hat, durch Spott vollends zu Grunde richten."

Es half aber nichts. Der Baron war und blieb von nun an für Beide die Zielscheibe ihres Witzes, wogegen dessen Aufmerksamkeit mit jedem Tage zunahm. Er ließ Heinchen auf seinem Hunde reiten, hob Paulinchen die Stricknadeln auf, die sie fallen ließ, und verehrte Madame Pumpelius einen zerlesenen Taschenalmanach, dessen Kupferstiche er zuvor Fritzchen und Tävchen gezeigt und erklärt hatte. Auch fing Madame Pumpelius, die bisher seine größte Widersacherin gewesen war, bald an einzusehen, daß er zwar, wie wir alle, große Fehler an sich habe, im Grunde aber doch ein gutmüthiger Mensch sei; und da Herr Pumpelius diese Bemerkung schon längst gemacht haben wollte, so kam es, daß ich ihn eines Tages wieder mit der Familie zu Mittag speisen sah. Nur hatte er sich jetzt bei dieser Gelegenheit mit seinem Taschenmesser zu behelfen, da Madame Pumpelius wahrgenommen zu haben glaubte, daß das silberne Besteck von der Seeluft leide, wenn es aus dem rothsaffianenen Etui genommen würde, wie es denn überhaupt aus allem hervorging, daß er von nun an bloß aus Mitleid abgefüttert wurde. Man behandelte ihn, wie etwa ein armer Student behandelt wird, wo er einen Freitisch genießt.

Am siebenundzwanzigsten Morgen unsrer Fahrt erwachte ich ziemlich spät, denn ich war Nachts zuvor lange aufgeblieben, indem ich mit Ernst ein weitläuftiges Gespräch über die neuere Litteratur gehabt hatte, in welcher er sehr bewandert war. Er stellte namentlich die englische sehr hoch und sagte, wenn er sich mit ihr beschäftige, so sei es ihm geistig, wie er sich körperlich fühle, wenn er ein kräftiges Roast-beef äße, und er genösse davon mit vollem und reichlichem Appetite. In der französischen aber könne er nur herumstochern, wie in dem Desert.

Als ich mich umsah, bemerkte ich, daß alles leer war im Zwischen-

deck, und ich gewahrte nur Walther, welcher noch hart und fest schlief, wie es denn überhaupt seine Gewohnheit war, den halben Vormittag im Bette zuzubringen. Mir kam es vor, als ständen wir still, so war der plätschernde Ton, mit dem das Wasser an die Seite des Schiffes neben mir schlug, und eine Bewegung spürte ich ebenfalls nicht.

Ich fuhr in die Kleider, um mich oben umzusehen, und auf der Stiege zum Verdeck kam mir Herr La Guerre entgegen; er war recht schmuck rasirt und trug einen Rock, den ich noch nicht an ihm gesehen hatte, einen besseren, als der gewöhnliche. Ich fragte ihn, was es gäbe. „Eine Kleinigkeit," erhielt ich zur Antwort, „wir sind in Amerika, mein Herr!" — Mit einem Satze war ich auf dem Verdeck. Ja, — Land lag vor mir, das Land meiner Sehnsucht, Amerika! —

Der Mormonenheilige.

Aus den Papieren eines Polizeibeamten.

Mitgetheilt

von

A. Ritter.

Als ein verehrlicher Richter, der kürzlich gestorben ist, sich aber schon einige Jahre früher von der Gerichtsbank zurückgezogen hatte, einmal bei den Assissen den Vorsitz führte, kam der Fall eines Mannes, Namens Ruben Gill, zur Verhandlung, der angeklagt war, einen gewissen John Purcell auf offener Landstraße in mörderischer Absicht angegriffen zu haben. Dieser Purcell, ein Steuereinnehmer, der eine beträchtliche Geldsumme mit sich führte, war für todt am Weg liegen blieben, während der Räuber die Baarschaft an sich genommen und das Weite gesucht hatte. Gill wurde aufgegriffen und auf die eidliche Aussage des Beschädigten hin vor die Assissen gewiesen. Nun war der gelehrte Richter nachgerade sehr schwerhörig geworden, und am Tage, an welchem der Gill'sche Proceß zur Verhandlung kam, trat diese Schwäche besonders auffallend hervor. In seiner Ansprache an die Geschworenen, in welcher er seiner Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten nach Kräften Ausdruck lieh, beging er bei Aufzählung der Beweispunkte mehr als einmal ein Versehen, wodurch vielleicht die Geschworenen veranlaßt wurden, im Gegensatz zu der richterlichen Ausführung auf die Seite des Angeklagten zu treten; sie erklärten nämlich denselben nach kurzer Berathung für nicht schuldig, und dieser Wahrspruch wurde alsbald von dem Gerichtsschreiber in das Protokoll eingetragen. Nun aber kam die komische Seite der Sache. In der Ueberzeugung, die Jury könne ebensowenig an der Schuld

des Gefangenen zweifeln, als er selbst, nahm der Richter für ausgemacht an, daß Gill verurtheilt worden sei; er setzte daher die schwarze Mütze auf und begann, so viel ich mich noch erinnern kann, den Angeklagten ohne Weiteres mit folgenden Worten anzureden: — „Gefangener vor den Schranken, die Geschworenen, welche mit der größten Geduld und Aufmerksamkeit dem Zeugenbeweis und den Einreden Eures Vertheidigers gefolgt sind, haben sich zu dem Urtheil vereinigt, das in dem vorliegenden Falle allein vernünftigerweise möglich ist. Sie haben ihre Pflicht gethan, und es liegt mir nun ob, die meinige zu erfüllen. Das —"

Jetzt sprang der Gerichtsschreiber, der wie das übrige Auditorium einige Augenblicke ganz erstarrt zugehört hatte, auf, trat dem Richter an die Seite und rief ihm ins Ohr: „Nicht schuldig — der Wahrspruch lautet auf nicht schuldig!" — „Die Jury hat den Gefangenen der Gnade empfohlen?" versetzte der Richter, der sich noch nicht in die Sachlage finden konnte. „Ja, aber mit aller Achtung vor dem Schwurgericht, dies ist eine Empfehlung, die ich nicht unterstützen kann: Ich habe daher nur auszusprechen, daß —" Der Gerichtsschreiber hielt ihm jetzt ein Blatt Papier hin, auf das er die Worte geschrieben hatte: „Mein Lord, der Gefangene ist von dem Schwurgericht frei gesprochen." — Der ehrwürdige Richter wurde glutroth und stand eine Weile da wie aus den Wolken gefallen. Doch zog er sich noch ziemlich gut aus der Sache, indem er unter dem kaum unterdrückten Gekicher der Anwesenden mit den Worten schloß: „Ich habe nur die Ansicht des Gerichtshofs auszusprechen, welche dahin lautet, daß Ihr wahrhaftig ganz gut weggekommen seid, und ertheile hiemit den Befehl zu Eurer Freilassung." Dann eilte seine Herrlichkeit in einer keineswegs so würdevollen Weise, wie sonst, aus der Gerichtshalle. Die übrigen Kriminalfälle wurden von seinem Stellvertreter vollends abgemacht.

Ich war bei dem Gill'schen Processe nicht betheiligt; doch kann man sich denken, daß ein so lächerlicher Vorfall die Wirkung übte, das Gesicht und das Gesammtaussehen der Hauptperson meinem Gedächtniß dauerhaft einzuprägen; Ruben Gill mochte ungefähr vierzig Jahre zählen; er war ein ungewöhnlich großer, hagerer, muskulöser Mann mit hoher, gut entwickelter Stirne, stark vorspringender Adlernase, spürenden, grauen Augen, breitem Unterkiefer und grob geschnittenem Mund; auch breitete sich über sein Gesicht ein kaltes höhnisches Lächeln und gab demselben einen Aus-

druck, welcher auch den weniger geübten Beobachter einen scharfen Verstand und eine rücksichtslose Willenskraft bei dem Anstreben eines vorgesteckten Zieles nicht verkennen ließ. Er hatte fünf Jahre vor seinem vorerwähnten „haarscharfen Entrinnen" in Maidstone eine Mädchenschule eröffnet, aber durch die rohe Züchtigung eines Zöglings wegen eines unbedeutenden Fehlers alle seine Schülerinnen verloren. Nach dem Schluß seiner Anstalt trieb er sich unstät in der Gesellschaft herum, ohne daß jemand wußte oder sich darum kümmerte, wie er sich durchbrachte. Er war ein Wittwer, oder gab sich wenigstens für einen solchen aus, und hatte kein Kind.

Daß sein Hals der Schlinge des Henkers entgangen war, hatte er den eigenthümlichen Ansichten der Maidstoner Geschworenen von dem Werth eines Zeugnisses zu danken. Nach seinem Proceß zögerte er nicht, sich in dieser Gegend von England selten zu machen, und ich hatte den Mann während der nächsten vier Jahre, die er mir aus dem Gesicht gekommen, fast vergessen, als ich ihm unter Umständen, die für mich sehr interessant waren, auf dem südwestlichen Eisenbahnzug wieder begegnete. Er stieg auf der Ballingstoke-Station in einen Wagen erster Klasse, in dem auch ich aus dienstlichen Gründen reiste, und hatte drei Frauenzimmer bei sich. Wie ganz anders war die Figur gewesen, die er, als ich ihn meines Wissens zum letztenmal sah, auf der Anklagebank des Kriminalgerichts machte! Ein Anzug von dem schönsten schwarzen Tuch, die feinste, weißeste Leinwand, fleckenlose lakirte Stiefel — ja, sogar der Stock mit dem goldenen Kopf mußte mindestens zwei Souverains gekostet haben. Nachdem ich ihn im Allgemeinen gemustert, wandte ich meine Aufmerksamkeit seinen Begleiterinnen zu, steckte aber zuerst eine Brille mit blauen Gläsern auf, um, ohne Anstoß zu erregen, sorgfältiger beobachten zu können.

Der allgemeinen Aehnlichkeit nach zu schließen, mußten die Damen Schwestern oder nahe Verwandte sein. Die älteste davon hieß Staples, Miß Staples — denn so hörte ich Gill sie anreden. Sie mochte fünfunddreißig Jahre alt sein, hatte ein sanftes, geduldiges Gesicht und trug sich sehr sauber, aber einfach. Gegen Ruben Gill benahm sie sich mit großer Verehrung, vielleicht sogar Furcht, und dasselbe Gefühl schien auch von den beiden anderen Frauenzimmern getheilt zu werden, obschon bei der jüngsten, wenn ich mich nicht täuschte, nicht so fast der Respekt, sondern die Furcht das überwiegende Moment bildete. Dem Alter nach die

zweite Dame war noch blässer, noch unterwürfiger, als Miß Staples, und ebenso gekleidet. Susanna, die jüngste — es wurde mir bald klar, daß ich drei Schwestern vor mir hatte — besaß augenscheinlich ein viel lebhafteres Temperament, als die anderen; es brannte ein geheimes Feuer in ihr, das von Zeit zu Zeit helle Funken aussprühte und nur durch einen peinlichen Zwang so weit im Zaum gehalten wurde, um nicht in hellem Auflodern gegen Herrn Ruben Gill und seine Pläne Opposition zu machen.

Was mich einigermaßen in Verwirrung brachte und mich zugleich unterhielt, war der Umstand, daß Miß Susanna nach einigen Minuten halb zweifelnd in mir einen früheren Bekannten zu erkennen schien, obschon mir ihr hübsches, geistvolles, rundes Gesicht fremd war. Sie mochte indeß bald mit sich in's Klare gekommen sein, wo sie mich gesehen hatte und wer und was ich war. Ich entnahm dies aus einem plötzlichen Aufblitzen ihrer Augen, und unmittelbar darauf bemerkte ich, daß ihre Finger hastig von einem verschlossenen ledernen Reisesack, den sie trotz seiner ansehnlichen Schwere auf ihren Schoß nahm, eine Karte abzulösen sich mühte. — Während dies vorging und ich in scheinbarer Achtlosigkeit hinhorchte, wurde mir aus einzelnen hingeworfenen Sätzen und flüsternd ausgesprochenen Ermahnungen klar, daß Ruben Gill ein Mormonenheiliger und erst kürzlich von der Salt Lake City zurückgekehrt war, wo er sich unter den daselbst lebenden Schurken, Heuchlern und Thoren Ansehen erworben hatte — ferner, daß er England als Missionär durchreiste, um für die Mormonengesellschaft hübsche, vermögliche Frauenspersonen anzuwerben, die sich überzeugen ließen, daß sie nur durch die heilige Vielehe für das Paradies „besiegelt“ werden könnten. Die Fräulein Staples, die beiden ältesten wenigstens, waren seinem Einfluß erlegen und hatten eben unter seinem schützenden Geleit zum letztenmal, ehe sie England für immer verließen, einen Besuch in Basingstoke gemacht.

Ich glaube, daß ich unhöflich genug gewesen wäre, das vertrauliche Geflüster zwischen Gill und den beiden älteren Frauenzimmern mit einem ungestümen Ausfall gegen das „goldene Buch“, diesen schnöden Betrug des sogenannten Propheten Joe Smith, zu unterbrechen und mit einer warnenden Ansprache an den frommen Mormonen zu schließen, er möge sich vor dem Verbrecherbock in Acht nehmen, da es nicht immer so gut ablaufe, wie vor dem Maidstoner Schwurgericht, als sich noch zu rechter

Zeit Miß Susanna Staples in's Mittel legte. Wie ich nämlich eben losbrechen wollte, wußte sie mir geschickt, ohne daß es von jemand bemerkt worden wäre, die Karte in die Hand zu spielen, die ich sofort heimlich in meiner Brusttasche und der darin befindlichen Brieftafel versorgte; dann zog ich letztere heraus und blätterte darin, um mir neben anderen Papieren unbeachtet auch die Karte anzusehen. Susanna hatte mit einem Bleistift die Worte darauf geschrieben: „Sie sind ein Detective-Beamter; man hat mich auf Sie in dem Gasthaus von Leamington aufmerksam gemacht, wo Sie das Zeugniß einer Zimmermagd einholten. Ich wünsche Sie heute Abend um sieben Uhr in dem Strand am Ende der Waterloo-Brücke zu sprechen." Ich nickte ihr bejahend zu, zog mir dann die Reisemütze tief in's Gesicht und lehnte mich mit gekreuzten Armen in die Sitzecke zurück, als sei ich vollkommen gleichgültig gegen alles, was um mich vorgehe, und nur auf ein Schläfchen erpicht.

Ich verspätete mich bei dem Stelldichein um einige Minuten und fand Susanna Staples in fieberiger Ungeduld wartend. Sie hatte unter dem Vorwand, einer alten Freundin in der Waterloo-Straße einen Abschiedsbesuch zu machen, ihre Schwestern verlassen, und es blieb ihr, wenn sie Argwohn vermeiden wollte, nur eine halbe Stunde Zeit, sich mit mir zu berathen. In meiner Eigenschaft als Polizeibeamter lag ihre einzige Hoffnung, der einzige Ausweg, ihre Schwestern vor Befleckung und sich selbst vor dem Bettelstab zu bewahren. Während wir mit einander auf der Brücke hin und her gingen, erzählte sie mir ihre traurige, leider nur zu alltägliche Geschichte.

Ihr Vater, ein Wittwer, so weit sie sich mit Bestimmtheit zurückerinnern konnte, hatte viele Jahre ein gutgehendes Ellenwaarengeschäft außerhalb Bishops-Gate getrieben und war vor ungefähr achtzehn Monaten gestorben. Laut eines Testaments, das errichtet worden, ehe man an die damals noch nicht geborene Susanna dachte, sollte das ganze Eigenthum zuerst an seine Gattin, nach dem Ableben derselben aber an seine zwei Töchter Margareth und Selina kommen. Da der alte Herr eines schnellen Todes verstarb, so hatte er keine Zeit mehr gehabt, in dem Testament seiner stetigen Absicht gemäß eine Aenderung zu Gunsten des jüngsten Kindes anzubringen, obschon er noch in den letzten Augenblicken durch Zeichen zu verstehen gab, es sei sein Wille, daß seine Hinterlassenschaft an seine drei Kinder in gleiche Theile gehe. Staples war ein

gerechter, wohlmeinender Mann, aber, wie ich bald los hatte, in mancher Beziehung schwach und namentlich in religiösen Dingen sehr eigen gewesen; er ließ sich daher drei Monate vor seinem Hingang verleiten, regelmäßig in einem Bethaus von Stoke Newington den Vorträgen eines berühmten Mormonenpredigers und Heiligen anzuwohnen, der vor einiger Zeit aus der Salt Lake City nach England zurückgekommen war. Die Beredtsamkeit des Apostels bezauberte den Ellenwaarenhändler dermaßen, daß er ihn nach seinem Haus einlud, viel Geld an ihn verschwendete und ihn zu seinem Busensfreunde machte; auch zweifelte Susanna nicht, daß ihr Vater, wenn er länger gelebt hätte, all sein Eigenthum veräußert und sich mit seinen Töchtern nach der Mormonenstadt begeben haben würde. Eine nicht geringere Gewalt gewann der Heilige auch über Margareth und Selina, so daß diese sich ganz und gar von ihm leiten und beherrschen ließen. Herr Samson Baldwin säumte nicht, diesen gefährlichen Einfluß nach Kräften auszubeuten." — „Meinen Sie unter dem Samson Baldwin den Mann, den ich neben Ihren Schwestern in dem Eisenbahnwagen sah?" — „Allerdings." — „Dann kann ich Ihnen eine Mittheilung machen, die ihn schnell von der Höhe herunterstürzen wird, welche er in der Einbildungskraft Ihrer Schwestern einnimmt. Der Kerl heißt nicht Baldwin, sondern Ruben Gill, und ich war dabei zugegen, als er vor vier oder fünf Jahren in Maidstone auf Tod und Leben prozessirt wurde wegen Straßenraub und mörderischen Angriffs auf den Mann, den er beraubte. Allerdings lautete der Wahrspruch der Geschworenen auf nicht schuldig, aber die moralische Ueberzeugung von seiner Schuld war unwiderstehlich."

„Es nimmt mich nicht Wunder, etwas derart aus Ihrem Munde zu hören," versetzte das Mädchen, in Thränen ausbrechend, „denn es bestätigt nur die Meinung, die ich mir längst von diesem schlimmen, gewissenlosen Menschen gebildet habe; doch würde eine solche Benachrichtigung auf meine armen bethörten Schwestern keinen Eindruck machen. Ich höre ihn schon sagen: „der Name Gill war derjenige, den ich führte, als ich noch in den Zelten der Sünde wohnte, und Baldwin bin ich genannt von Brigham Young, dem hohen Priester der Mormonen in der Stadt der Heiligen." In Betreff des Uebrigen würde er triumphirend auf den Wahrspruch der Jury hinweisen. Was Sie mir mittheilen, kann daher meinen unglücklichen Schwestern, deren Herz so rein ist, wie das nur irgend einer

Jungfrau, nichts helfen; sie werden an Leib und Seele verloren gehen, durch diese satanische Verblendung in einen Abgrund von Schande gerathen und unter dem Namen von Mormonenweibern als hülflose, entehrte Wesen diesem Teufel in Menschengestalt verfallen. Oh, dies ist ein schrecklicher Gedanke! Können Sie sich auf nichts besinnen, Herr Detective," fügte sie fast ungestüm bei, „was uns zu retten vermöchte?" — „Für den Augenblick fällt mir nichts bei, Miß Staples. Wie viel Geld hofft dieser Mormonenheilige mit Ihren Schwestern zu erbeuten?" — „Ich weiß nicht genau die Kapitalsumme, aber die halbjährige Rente beläuft sich nach Abzug der Einkommenssteuer auf zweihundert und etliche vierzig Pfund, nicht viel weniger als fünfhundert Pfund im Jahr." — „Also ungefähr fünfzehntausend Pfund nach dem gegenwärtigen Stand der Consols. Auf mein Wort, ein schöner Fang für Ruben Gill, wenn es dem Spitzbuben gelingt, ihn einzuthun! Und Ihre Schwestern sind wirklich entschlossen, diese ungeheure Summe sammt ihren Personen dem Mormonenschelm zu übermachen?" — „Leider ja; und die liegende und fahrende Habe wäre längst verkauft worden ohne den hartnäckigen Widerspruch des Testamentsvollstreckers Oswald, der meinen Schwestern, wie der Mormonenapostel sagt, unter dem Vorwand technischer Hindernisse endlose Plackereien bereitet. Es scheint, daß er den Verkauf so lange hindern kann, bis Selina, die jüngste von meinen Schwestern, verheirathet ist. Diese Feierlichkeit wird nun am Montag über vierzehn Tage in der Heiligengrabkirche, Skinner-Street, stattfinden. Ein paar Tage später, sobald das Geld eingestrichen ist, soll Margareth Frau Baldwin die zweite werden. Oh, ich möchte mich selbst vor Wuth, Entrüstung und Abscheu zerreißen!"

„Wenn wir den Kerl ob der Begehung von Bigamie fassen könnten, so ließe sich vielleicht etwas machen." — „Aber man schreitet ja nur auf Klage der Benachtheiligten ein, und welche von den Weibern — daß Gott erbarm, Weiber! — würde gegen diesen Elenden auftreten? Er oder ein Bevollmächtigter, ein scheinheiliger Schurke von seinem Schlag, nimmt das Geld zu Handen, und die Sache ist abgethan." — „Und Sie — in welcher Lage werden Sie sich befinden?" — „Ich habe nur die Wahl, auch unter die Mormonen zu gehen oder hier zu verhungern. Eine liebliche Aussicht," fügte Susanna mit Bitterkeit bei; „aber ich will zehnmal lieber an Mangel, Elend und Krankheit zu Grund gehen, als mich der Gnade dieser Heiligen, die Gottes Fluch treffen möge, anheimgeben." — „Sie

sind ein braves Mädchen und ich ehre Ihren Geist. Aber Sie haben in der That nur Ihre Zeit verschwendet, indem Sie mich zum Vertrauten Ihrer Besorgnisse und Noth machten. Es scheint, daß die traurige Verblendung, die Ihre Schwestern gefangen hält, unheilbar ist, und so viel ich aus ihrem Benehmen wahrgenommen habe, wird man sich keine Hoffnung machen können, selbst von den zwei tollsten von allen Tollhausärzten ein Certificat herauszuschlagen, welches Sie ermächtigte, die beiden thörichten Geschöpfe in eine Irrenanstalt zu schicken. Wie kann ich nun in meiner Eigenschaft als Detectivebeamter irgend etwas Ersprießliches für Sie thun?" — „Ich denke doch, daß Sie im Stand sind, mir und auch meinen armen Schwestern zu helfen, wenn anders Charlotte Rawlings nicht im Irrthum war, als sie mir nach ihrer Rückkehr von London sagte, Sie seien so schlau wie ein Fuchs und so beharrlich wie ein Schweißhund, wenn Sie einmal eine Witterung hätten." — „Das mag sein, wenn ich einmal glücklich genug gewesen bin, die Witterung zu finden; aber in diesem Fall ist weit und breit keine Spur davon." —

„Vielleicht doch. Sie kennen das Mormonenversammlungshaus in Stoke Newington?" — „Ja, wenn Sie damit den großen Saal meinen; er ist früher ein Magazin gewesen und liegt in Abbey-Street, nicht weit von der Kirche des ehrwürdigen Herrn Lamb." — „Ganz recht. Samson Baldwin predigt bisweilen dort und wird es, soviel ich weiß, auch morgen Abend thun. Nun habe ich bemerkt, daß, wenn er dort functionirt, unter zehnen neunmal eine ältliche Frau, die früher schön gewesen sein muß und stets in achtbarer, letzter Zeit sogar in reicher Kleidung erscheint, auf ihn wartet, bis er aus dem Haus heraus kommt. Den Platz der „Gottesverehrung" betritt sie nie, und man hält sie für eine Katholikin, für die Angehörige eines Glaubens, welchem der Mormonismus wegen seiner Vielehe ganz besonders ein Greuel ist. Wenn sie ihn anredet, so geschieht es in drohender, trotziger Weise, und er schenkt ihr mit beängstigter, bittender Miene Gehör, um nach einigen hastigen Entschuldigungen ruhig mit ihr von hinnen zu gehen. Es ist jetzt vier Monate, seit ich sie zum erstenmal beobachtet habe. Samson Baldwin sagte meinen Schwestern — natürlich eine Lüge — sie sei ein zudringliches, verrücktes Geschöpf, und es bestehe zwischen ihm und ihr ein gewisses Band, von seiner Seite das reinste Gefühl des Mitleids, denn sie habe einmal in irgend einer Angelegenheit seiner Mutter einen wesentlichen Dienst geleistet. Was hieran

Wahres ist, weiß ich nicht, kann es auch nicht errathen, wenn ich nicht in's Blaue hineingreifen soll; doch fühle ich mich fest überzeugt, daß dieses sein Vorgeben nur aus Lug und Trug besteht." — „Wie sind Sie zu dieser Ueberzeugung gekommen, Miß Susanna?" — „Sehr einfach. Eines Abends, als meine Schwestern in die Mormonenversammlung gingen, regnete es stark; sie benützten einen Fiaker und ließen unterwegs auch den Apostel einsteigen. Ich hatte gerade in Tottenham einen Besuch gemacht. Kurze Zeit vor dem gewöhnlichen Aufbruch der Heiligenversammlung war das Wetter besser geworden, und ich dachte, ich könne eben so gut mit meinen Schwestern heimfahren, da ich ziemlich gewiß war, der Apostel werde sie auf dem Rückweg nicht begleiten. Es windete zwar noch sehr, aber der Himmel hatte sich aufgehellt, und wie ich an dem Ende von Somerford Grove vorbeikam, sah ich Baldwin mit dem „zudringlichen, verrückten Geschöpf" etwa zwanzig Schritte vor mir über die Straße herüber gehen. Die Frau gestikulirte ungestüm und sprach sehr laut und heftig. Ich schob ein eisernes Thor vor der Treppe eines Hauses zurück, an dem sie nothwendig vorbeikommen mußten, wandte ihnen den Rücken zu und senkte meinen Regenschirm, in der Hoffnung, ein oder das andere Wort aus ihrem Gespräch abzufangen. Dies gelang mir auch, und was ich hörte, hat sich für immer meinem Gedächtniß eingegraben.

„Ich erkläre dir noch einmal," sagte die Frau, „wenn ich finde, daß Laura nicht in New-York, sondern von dir dem Verderben preisgegeben ist, so wird mich all das Geld, das du diesem einfältigen Volk abschwindelst, und wären es tausend und tausend Pfunde, nicht hindern, gegen dich als Klägerin aufzutreten." Sie bogen dann in die nächste Straße ein und gingen sehr schnell. Meine auf's höchste gespornte Neugierde bewog mich, ihnen zu folgen. Sie schlugen die Richtung von Hackney Downs ein, trennten sich aber auf der Hälfte des Weges, und Baldwin kehrte zurück, nachdem er, wie ich vermuthete, einen Waffenstillstand errungen hatte. Ich trat bei Seite und ließ den Apostel an mir vorbeigehen, der, ohne auf mich zu achten, einige Flüche vor sich hin murmelte. Ich ging ihm weiter nach und fand, daß er sich gegen Islington hinwendete, das doch (denn er wohnte noch immer in Bishopsgate-Street) ganz aus seinem Wege lag; indeß ließ ich von meiner Jagd nicht ab, weil ich zu entdecken hoffte, wo er gelegentlich seine Nächte zubringe. Er blieb nämlich, wie ich wußte, oft von Haus fort unter dem Vorwand,

daß er Kranke besuche, in entfernten Meetings predigen müsse, und was dergleichen lügnerische Ausflüchte mehr waren. Endlich sah ich, daß er unfern von Battle-Bridge in eine gemeine Schenke eintrat. Meine Geduld ließ sich nicht so leicht ermüden. Es war Sonnabend, und ich wartete ab, bis das Wirthshaus um zwölf Uhr geräumt wurde. Der Apostel war sehr unsicher auf seinen Beinen, und es kostete ihn alle Mühe, sich vermittelst seines Regenschirms aufrecht zu halten. Ich folgte ihm behutsam und sah ihn endlich an einem Haus in Graysinnlane klopfen, dessen Glasthüre von innen mit einem rothen Vorhang verhüllt war. Er wurde mit einem lärmenden Lachen empfangen, ein Zeichen, daß man ihn hier gut kannte. Einige Minuten nach dem Verschwinden des Heiligen fragte ich einen Polizeidiener, was dies für ein Haus sei. „Ein Haus von üblem Ruf, Missis; aber vielleicht wißt Ihr dies eben so gut, wie ich," gab mir der unverschämte Mensch zur Antwort. Ich eilte nun nach Haus und fand meine Schwestern wegen meines langen Ausbleibens in schweren Nöthen." — „Sie sagten ihnen doch den Grund?" — „Nein, denn es würde mich doch nichts genützt haben. Der Apostel hätte versichert, daß ich mich in der Person geirrt und natürlich bei den Schwestern unbedingten Glauben gefunden. Ja, sie hegen eine solche erniedrigende Furcht vor ihm — und sie beschleicht in der Gegenwart dieses Kerls sogar mich — daß sie, selbst wenn ein Zweifel über seine vollkommene Heiligkeit in ihnen aufstiege, es nicht wagen würden, dies durch ein Wort oder einen Blick kund zu thun. Ach Gott, Herr Detective, Sie können sich nicht denken, wie weit und wie tief die abergläubische Sklaverei geht, in welcher schlaue Fanatiker aus allen Glaubensbekenntnissen hunderte von empfänglichen Frauenseelen zu halten wissen." — „Ich glaube, daß dies nur allzu wahr ist. Doch jetzt zur Sache — wie meinen Sie, daß dieser verstrickte Knäuel zu entwirren sei?"

„Der erste Punkt," sagte das geistvolle Mädchen, dem ein viel besserer Kopf auf den Schultern saß, als ihren mindestens um elf oder zwölf Jahre älteren Schwestern, „der erste Punkt ist, daß Herr Oswald, der den Apostel gerade so verabscheut, wie ich, und ihn nicht im mindesten fürchtet, in Betreff der Kosten sich nicht knauserig benimmt." — „Dies ist allerdings von Belang, sofern gegen Baldwin, alias Gill, keine Anklage auf ein von Staats wegen zu verfolgendes Verbrechen vorliegt: Wäre letzteres der Fall, so müßte ich ohne Honorar oder Belohnung

einschreiten, obschon selbst dann, wenn sich's um ungewöhnlich schwierige Arbeit handelt, ein Anfrischer selten weggeworfen ist." — „Ich kann mir dies denken, und wäre ich Ihnen nicht auf dem Zug begegnet, so würde ich morgen Herrn Oswald gebeten haben, sich von der Polizeidirektion gegen gute Belohnung einen tüchtigen Detective-Beamten zu erbitten. Doch jetzt zur Hauptsache. — Es hat sich in mir der Eindruck festgesetzt, daß die Frau, welche diesem Menschen aufpaßt, wenn er aus der Mormonenversammlung kommt, im Besitz eines Geheimnisses ist, das man nur zu entdecken braucht, um den Apostel in die Hände des Kriminalgerichts zu bringen. Denken Sie nur an die Worte: „Wenn ich finde, daß Laura nicht in New-York, sondern von dir dem Verderben preisgegeben ist" — ich deute mir dies so, wenn besagte Laura bewogen wurde, sich den Mormonen und ihren abscheulichen Satzungen anzuschließen — „so sollen mich tausend und tausend Pfunde deines ergaunerten Geldes nicht hindern, gegen dich als Klägerin aufzutreten." Glauben Sie wohl, daß der sogenannte Apostel nur hundert, geschweige denn tausend Pfunde ausgeben würde, wenn sich's nicht darum handelte, ihn vor dem Galgen oder mindestens vor den Galeeren zu bewahren?" — „Und Sie meinen, es könnte mir gelingen, diesem Geheimniß auf den Sprung zu kommen?" — „Ja; suchen Sie es herauszukriegen, und thun Sie für diesen Zweck, was Sie können — schmeicheln, drohen, bestechen Sie; Ihr Beruf ist ja so reich an Auskunftsmitteln."

„Geben Sie mir zunächst eine ausführliche Beschreibung des Weibes und ihres gewöhnlichen Anzugs. Ich will dann sehen, was sich weiter thun läßt." — „Sie hat in der letzten Zeit stets ein schweres schwarzseidenes Kleid und einen offenen Hut von demselben Stoff getragen. Von Figur ist sie groß, und an ihrem Kopf bemerkt man ein leichtes Zittern. Bisweilen hat sie ein Dienstmädchen bei sich, das stets einen gelben Shawl mit rother Bordüre und Balmarol-Stiefelchen trägt." — „Dies reicht aus, Miß Susanna. An mir soll's nicht liegen, wenn ich nicht morgen Abend dieser Dame nach Haus folge."

Der Apostel hielt am andern Tag keine Mormonenpredigt; er war unwohl, wie der Mensch sagte, der seine Stelle vertrat. Natürlich blieb ich nicht länger in dem Versammlungssaal — zum Glück, denn die Dame in Schwarz, die richtig die Jungfer im roth und gelben Shawl mit den Balmarol-Stiefelchen bei sich hatte, war, nachdem sie erfahren, daß der

gesuchte Heilige heute Abend nicht kam, eben im Begriff, wieder nach Haus zu gehen. Ich fand, daß sie den ersten Stock eines Bäckerhauses in Hackney bewohnte und den Namen Weston führte. — Am nächsten Mormonenmeetings-Abend trat Samson Baldwin auf; der Kerl hatte ein tüchtiges Mundwerk, und auch die drei Fräulein Staples waren da. Susanna schaute überall umher, um zu sehen, ob ich anwesend sei, erkannte mich aber nicht, obschon ich einen der vorderen Plätze einnahm. Ich hätte mich auch vor mir selbst schämen müssen, wenn ihr dies gelungen wäre, denn der luchsaugige Schurke auf der Kanzel würde alsbald unter seinen Zuhörern seinen Reisegefährten von der Südwestbahn erkannt und daraus wahrscheinlich Argwohn geschöpft haben.

Weder die Frau noch das Dienstmädchen stand diesmal außen auf der Lauer. Ich hörte einen Seufzer unendlicher Erleichterung aus der Brust Baldwins aufsteigen, welcher den Fräulein Staples in einen Fiaker half und selbst rasch wieder den Weg von Islington einschlug, bald aber nach rechts abbog, sich in die Green Lanes vertiefte und endlich in einem Wirthshaus von Southgate-Road beilegte. Dem Apostel war augenscheinlich nicht recht wohl zu Muth; er sprach, obschon nicht mit sonderlichem Behagen, dem Grog kräftig zu und mußte alle Augenblicke seine Pfeife frisch anstecken; auch bemerkte ich, daß er that, als lese er eine Zeitung, die er aber verkehrt hielt — lauter Anzeichen, daß sein Geist irgend wie peinlich beansprucht war. Er verließ das Wirthshaus etwas nach elf Uhr und begab sich schnurgerade — das heißt, so gerade, als es gehen wollte — nach seiner Wohnung in Bishopsgate-Street.

Es fand damals unter den Londoner Mormonen ein festlicher Exodus, eine Art geistlicher Feier statt; denn fast hundert Angehörige ihres Kreises hatten sich vorgenommen, mit dem Apostel und seinen zwei neuen Weibern (einschließlich der fünfzehntausend Pfunde baaren Geldes) in dem gleichen Schiff auszuwandern. So kam es denn, daß jeden Abend eine lästerliche Parodie des Gottesdienstes abgehalten wurde, wobei Baldwin gemeiniglich der Hauptredner war. Ich wohnte noch drei solchen Versammlungen an, aber weder Frau Weston noch ihr Mädchen kam wieder zum Vorschein. Ich schloß daraus, daß sie entweder krank sein oder sich mit dem Apostel gütlich verglichen haben mußte. Doch darüber konnte eine Nachfrage Auskunft geben. Nach der Predigt ging ich Baldwin regelmäßig nach; er trat unterwegs stets in eine Schenke, nie aber in die

nämliche ein. Inzwischen vergingen Oswald und Susanna fast vor Ungeduld, da ich nichts von mir hören ließ. Die letztere schrieb an die Polizeidirektion, welche ihr zur Antwort gab, daß ich in der Angelegenheit thätig sei und sie mich nur ruhig fortmachen lassen solle.

Ich hatte mich noch nicht lange in der Nähe des Bäckerhauses zu Hackney umgetrieben, als ich den Doctor Lovejoy an einer Seitenthüre klopfen sah. Nach etwa zehn Minuten kam er wieder heraus. Dieser Umstand war ein guter Vorwand, mit dem ich meine Nachforschungen einleiten konnte. Ich trat in den Laden, ließ mir eine Semmel geben, aß sie und nahm eine zweite in Angriff. Als endlich der Bäcker einige freie Zeit gewann, bemerkte ich gegen ihn, es scheine in Hackney viele Kranke zu geben, denn ich habe eben den Doctor Lovejoy aus seinem Haus kommen sehen; ob vielleicht auch in seinem Haushalt eine Epidemie, Grippe oder etwas derart herrsche. — „Nein, Gott sei Dank, es ist alles wohl," lautete die Antwort. „Doctor Lovejoy hat Frau Weston, meine Miethsfrau im ersten Stock, besucht." Sie leide nicht an der Grippe, fügte er bei, sondern eher an einer Gemüthskrankheit; sie sei geistig und körperlich sehr niedergedrückt, weil immer kein Brief aus New-York in Amerika komme, den sie schon seit drei oder vier Monaten jeden Tag vergeblich erwarte. — „Einen Brief von ihrem Mann — von ihrem Sohn?" — „Nein, von ihrer Tochter aus erster Ehe, Laura Wingfield. Ihr zweiter Mann lebt noch, ist ein Mormonenprediger und unter dem Namen Samson Baldwin bekannt. Weston ist der Mädchenname des armen Weibs, weil sie den eines notorischen Schurken nicht führen mag. Baldwin ist wahrscheinlich nicht der rechte." — „Sie fürchtet wohl, daß ihre Tochter todt sei?" — „Etwas Schlimmeres ihrer Meinung nach. Sie besorgt, der Apostel, der Heilige oder der Prophet, wie seine bethörten Anhänger den Hallunken nennen, habe ihre Tochter nach der Mormonenstadt gelockt, und glaubt als eifrige Katholikin, daß ihr Kind in diesem Fall auf ewig verdammt sei. Der Kerl gibt zu, er habe seine Stieftochter vor drei Jahren bewogen, ihn nach Amerika zu begleiten, versichert aber feierlich, sie sei nicht weiter als bis New-York mit ihm gegangen, wo sie sich in einer sehr achtbaren Familie aufhalte. Er sagt, er habe die Adresse vergessen, aber an seine New-Yorker Freunde, welche mit der gedachten Familie gut bekannt seien, geschrieben und sie ersucht, sie möchten nach Laura Wingfield sehen und sie auffordern, ihrer Mutter unmittelbar Nachricht

von sich zu geben. Der Spitzbube kann sich nicht genug wundern und thut gewaltig entrüstet über das Schweigen des Mädchens. Ist dies wohl etwas für das Detectivefach?" fügte der Bäcker, der mich gut kannte, lächelnd bei. — „Nicht gerade, es sei denn, daß Frau Weston im Stande wäre, mir Auskunft über ein in England verübtes Verbrechen zu geben, das mich berechtigte, seiner Heiligkeit auf den Zahn zu fühlen." — Da in Betreff dieses Punktes der Bäcker nichts zu sagen wußte und nun auch wieder weitere Kunden eintraten, so entfernte ich mich.

Samson Baldwin, alias Ruben Gill, hatte also ein noch lebendes Weib und konnte, sobald er mit Selina Staples aus der Heiligengrabkirche kam, wegen Bigamie verhaftet werden. Dies war etwas, aber noch nicht viel, da Selina Staples oder ihre älteste Schwester hierin kein Vergehen erkannt haben würden. Die Strafe konnte unter solchen Umständen nur gering ausfallen, und um die fünfzehntausend Pfund Oswalds Klauen zu entreißen, wurde ohne Zweifel eine Scheinverehlichung mit einem in den Anschlag eingeweihten unverheiratheten Mormonen abgekartet. Nichts ging leichter als dies. Ich sah also noch immer keinen Ausgang. Indeß, wer konnte wissen, was auftauchte, wenn ich beharrlich blieb, und so machte ich fort. Am nächsten „spirituellen Abend", an welchem der Apostel die geistlichen Uebungen leitete, trat ihm, als er den Saal verließ, Frau Westons Mädchen in den Weg. Er wollte sie bei Seite schieben; sie aber folgte ihm hurtig nach und drang ihm einen Brief auf mit der Erklärung, daß sie um diese und diese Zeit an einem genannten Ort eine Antwort haben müsse. Er riß den Brief auf und als er ihn beim Licht einer Gaslampe las, überflog ein grimmiges triumphirendes Lächeln sein Gesicht. „Hier ist das Geld, das Ihre Frau so dringlich verlangt," sagte er, dem Mädchen einige Goldstücke in die Hand drückend, „und bedeute Sie ihr, daß noch vor Ablauf der mir aufgegebenen vierzehntägigen Frist alle ihre Zweifel und Besorgnisse über Laura Wingfield zu Ende sein werden. Ich gebe ihr mein Wort für eine vollständige Befriedigung." Nach diesen Worten steckte er den Brief mit einer Art renommistischer Schwenkung in die Tasche und ging, wenn sein Schritt zu einem Urtheil berechtigte, fröhlichen Geistes von hinnen. Der erste Fiaker auf dem Stand wurde von ihm angerufen. Ich folgte seinem Beispiel und versprach dem Kutscher eine halbe Krone Trinkgeld, wenn er den Fiaker des Apostels nicht aus dem Gesicht lasse; doch müsse der

Anschein, daß wir ihm folgen, vermieden werden. „Verstehe," sagte der Mann, mich erkennend. „Alles recht."

Noch vor Ablauf von vierzehn Tagen sollten alle Zweifel und Besorgnisse der Frau Weston in Betreff ihres Kindes zu Ende sein. Das glaubte ich gerne. Es war Donnerstag Abend, und am nächsten Donnerstag Morgens gedachte der Apostel mit seinen zwei neuen Weibern und den hundert und so vielen Personen in der City von Baltimore, einem schönen Schiff, welches Baldwin ausschließlich für seine Reisegesellschaft gemiethet hatte, die Küste von England zu verlassen. Wenn ich jenen Brief in meine Hand bringen konnte, so ließ sich vielleicht die Waffe gegen den triumphirenden Schurken kehren. Aber wie dies angreifen? Es ging vielleicht, wenn ich einen etwas verbrauchten und gewagten Pfiff versuchte; aber wenn er fehlschlug? Nun, so mußte ich eben keck zu Frau Weston gehen und ihr rund heraus mittheilen, daß ihr Mann schon nach einer Woche England wahrscheinlich für immer verlassen haben werde. Aber glaubte sie mir wohl? Von der Thatsache konnte ich sie freilich leicht überzeugen; aber war sie in jenem weiblichen Wahnglauben, der die Hoffnung festhält, wo längst nichts mehr zu hoffen ist, zu bewegen, daß sie sofort mit einer Anklage gegen den Mormonenapostel hervortrat? Die Weiber sind, wo es ihre Männer gilt, wie schlecht und nichtswürdig diese auch sein mögen, gar ärgerliche, unzuverläßige Zeugen, und es hält schwer, auf solche Grundlage hin gegen ihre schurkischen Hälften ein Kriminalverfahren einzuleiten.

Der Fiaker machte vor einem Wirthshaus in East Smithfield Halt. In der Schenkstube befanden sich ungefähr ein Dutzend Personen, lauter Landleute, und vier davon, bei welchen der Apostel Platz nahm, unterhielten sich mit einem im Norden üblichen Spiel, das ich nie zuvor gesehen hatte. Zwei Partner saßen auf der einen, ihre Gegner auf der anderen Seite des Tisches. Zwölf Geldstücke, glaube ich — jedenfalls eine bestimmte Zahl — wurden zwei Spielern übergeben, die sofort unter dem Tisch die Münzen beliebig in ihren vier Händen vertheilten und dann diese geschlossen auf das Tischblatt legten. Die Gegner berührten dann eine oder mehrere von den geschlossenen Händen und gewannen oder verloren einen Point, je nachdem sie die Zahl der darin enthaltenen Münzen errathen oder nicht errathen hatten. Baldwin, der selbst ein Nordländer war, wurde bei dem Spiel, das er ohne Zweifel von seinen jungen Jah-

ren her kannte, warm und erklärte, daß er, wenn etwa einer genug habe, gern mitmachen würde. Ein Spieler war so verbindlich, ihm seinen Platz einzuräumen, und da ich jetzt meinen Mann wenigstens für eine Stunde beschäftigt wußte, so leerte ich mein Glas Grog und verließ das Zimmer. Ich hatte nicht weit zu gehen, um für die Partie, die ich zu spielen beabsichtige, die Theilnehmer zusammen zu bringen, und kehrte nach kurzer Frist wieder nach dem Wirthshaus zurück. Bald nach mir traten drei oder vier von unseren Leuten, natürlich in einfacher Kleidung, ein, ließen sich Grog geben und umstellten als neugierige Zuschauer den Spieltisch, an welchem Baldwin voll Eifer mitthätig war. Ich nahm in einer Ecke der Schenkstube Platz.

Das Spiel wurde bald lärmend, denn die Spieler tranken scharf, und die Unterhaltung, an der sich meine Leute durch Wetten betheiligten, nahm einen zank- und rauflustigen Charakter an. Bei einer Gelegenheit verlor Samson Baldwin ganz und gar seine Fassung und griff mit der einen Hand einen auf dem Tisch liegenden Satz auf, während er mit der anderen einem der neuen Ankömmlinge einen tüchtigen Schlag ins Gesicht versetzte. Darauf kam es zu einer allgemeinen Balgerei, welche damit endigte, daß Samson Baldwin und einer der Spieler nach der nächsten Polizeistation abgeführt wurde, der Apostel unter der Anklage der Körperverletzung gegen einen harmlosen Mann, dessen blutiges, geschwollenes Gesicht Zeugniß gegen den Uebelthäter ablegte. Ich und ein Kamerad nahmen den Heiligen in specielle Obhut und hielten ihn an beiden Armen fest, damit uns die Papiere in seiner Tasche gesichert blieben.

Die Anklage wurde zu Protokoll genommen und Baldwin trotz seines heftigen Sträubens und seiner Erbietungen, jede beliebige Summe als Bürgschaft oder als Caution für das Schmerzengeld, das man ihm auflegen könne, anzuweisen, in's Gefängniß abgeführt. Wir durchsuchten ihn und nahmen ihm sein Geld, seine Papiere und sein Taschenbuch ab, wobei der Inspektor ihm versicherte, daß er alles unangetastet zurückerhalten werde, wenn ihn am anderen Morgen der Friedensrichter entlassen sollte. Von den schriftlichen Sachen, die man zu zeitweiliger Verwahrung mir übergab, wurde ein Verzeichniß aufgenommen. Der Brief der Frau Weston befand sich darunter. Er war mit einem Umschlag und der Adresse Samson Baldwin versehen; sein Inhalt lautete kurz und entschieden, wie folgt:

„Gotteslästerlicher, abscheulicher Mormone — ich gebe dir von heute an noch vierzehn Tage Frist, mir eine glaubwürdige Kunde von meinem Kind Laura Wingfield zu schaffen — keinen Tag, keine Stunde weiter. Hast du mich bis dahin nicht vollständig über ihr Schicksal und über ihren Aufenthalt beruhigt, so gehe ich auf die Polizei und sage ihr, daß du Jakob Ray bist. Du weißt, was dies bedeutet.

Karoline Weston.

„Schicke durch die Ueberbringerin fünf Souverains. — K. W."

In dem Taschenbuch befand sich noch ein anderes beschmutztes Schreiben, welches in der empörendsten und gemeinsten Sprache den gottseligen Bruder des Absenders, Samson Baldwin, unterrichtete, jene Dirne, die Laura Wingfield habe, obgleich sie von Brigham Young selbst besiegelt worden, den Kommandanten der Unionstruppen, welche damals die Stadt der Heiligen besetzt hielten, bewogen, sie dem schändlichen Leben, wie sich die Thörin ausdrückte, zu entreißen, in das sie ihr Stiefvater unter den lügenhaftesten und schnödesten Vorwänden verstrickt habe. Sie sei mit dem Holofernes nach Kalifornien abgezogen und werde ohne Zweifel bald nach England kommen, um dort einen einfältigen Lärm zu machen.

„Weiß niemand, wer oder was der Jakob Ray war?" fragte ich jeden Polizeibediensteten, der mir jenen Abend in den Wurf kam. Doch keiner erinnerte sich, je von diesem Namen gehört zu haben. Gleichviel; Frau Weston konnte mir noch zu rechter Zeit aus dem Traum helfen. Ich hatte keine Furcht; der Brief aus der Stadt der Heiligen mußte ihre Lippen entsiegeln.

Die Person, welche die Verhaftung des Wilhelm Payn — so nannte sich nämlich der Heilige auf der Polizeistation — angetragen hatte, erschien am anderen Tag nicht vor dem Polizeigericht, um ihrer Klage Kraft zu geben. Es erfolgte deshalb der Befehl, den Verhafteten in Freiheit zu setzen und ihm seine Papiere zurückzugeben. Das letztere geschah. Eine Glut der Hoffnung, des Triumphs leuchtete auf seinen blassen Wangen, als er sich anschickte, das Amtszimmer zu verlassen, verschwand aber ebenso schnell wieder und machte einer Leichenfarbe Platz. „Dieser Mensch, Euer Ehren," sagte ich, meinem Mann in den Weg tretend, „ist ein entwichener Sträfling und heißt mit seinem wahren Namen Jakob Ray. Er stand vor elf Jahren wegen mit Gewaltthat verbundenen Einbruchs in York

vor Gericht und wurde zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Fünf Tage nach dem Spruch gelang es ihm, aus York-Castle zu entweichen."

Ein Sturm der Wuth und der Verzweiflung, in schrecklichen Flüchen sich entladend, brach von den Lippen des Schurken, sobald er der Rede wieder mächtig war. Er hieß nicht Jakob Ray, hatte diesen Namen in seinem Leben nie gehört, war nie in New-York verurtheilt worden, nie in New-York oder New-York-Castle gewesen, und so weiter. — „Sie können vermuthlich seine Identität beweisen?" sagte der Friedensrichter. — „Ja wohl; hier ist die Frau des Gefangenen."

Frau Ray, alias Weston stellte sich nun, eindrucksvoll wie eine Statue und unerbittlich wie das Schicksal, vor den Richter. Nachdem sie beeidigt war, sagte sie ruhig: „Dieser Mann, dessen Weib zu sein ich das Unglück habe, ist Jakob Ray. Er wurde vor elf Jahren wegen gewaltsamen Einbruchs in York zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Ich bin ihm behülflich gewesen, daß er fünf Tage nach dem Spruch von York-Castle ausbrechen konnte. Es leben in York und dessen Umgegend noch hunderte von Zeugen, die meine Aussage bestätigen werden."

Ich unterlasse es, die Verwünschungen aufzuführen, welche der tolle Mormone gegen sein Weib, den Gerichtshof, mich und die Menschheit im Allgemeinen ausstieß. Wir mußten zu fünf oder sechs über ihn herfallen, um ihn zu bewältigen und zu fesseln. Er wurde nach York geschickt, wo seine Identität bald erwiesen war, und dann zur Erstehung seiner Strafe ins Zuchthaus abgeliefert. Man sorgte dafür, daß er nicht wieder entsprang.

Hinter den Coulissen.

Von

Fr. Friedrich.

7.

Das Benefiz.

„Hol' Sie der Teufel mit Ihrer verdammten Quälerei!" ruft der Theaterdirektor Joneck einem jungen, ungefähr dreißigjährigen Mann, dem Komiker Springfeld, zu. „Hol' Sie der Teufel, wie kommen Sie nur auf die Idee eines Benefizes?" — Springfeld steht ruhig vor ihm. Die Rechte hat er gelassen in der Hosentasche stecken und in der Linken sucht er eine halb aufgerauchte Cigarre zu verbergen. Es kostet einen Thaler Strafe, wer in dem Theaterbureau — d. h. außer dem Director — raucht, und Springfeld kann solche theure Cigarren nicht vertragen. — „Das Benefiz steht in meinem Kontrakte," erwidert er ruhig. — „Dummes Zeug," brummt Joneck. „Ich gebe kein Benefiz mehr — aus Grundsatz nicht. Es war noch ein altes Formular, auf dem Ihr Kontrakt ausgefertigt wurde. Das Benefiz ist aus Versehen stehen geblieben!" — „Es steht aber darin!" entgegnet Springfeld mit derselben Ruhe. — Der Director springt aufgeregt empor. „Zum Kukuk, so lassen Sie es darin stehen oder streichen Sie es durch, wenn es Sie genirt. — Sprinfeld," fährt er ruhiger fort, „seien Sie doch vernünftig! Hier in diesem Neste ist noch nie ein Benefiz gegeben, noch nie. Ich weiß es zuverlässig aus dem Stadtarchiv und von der Haushälterin des Bürgermeisters. Man weiß hier gar nicht, was ein Benefiz ist. Sie würden sich lächerlich machen, mich, das ganze Theater!"

„Das ist mir alles gleichgültig," wirft Springfeld ein; „es steht in meinem Kontrakte." — Der Director weiß vor Entrüstung kaum ein

Wort zu finden. „Springfeld," ruft er endlich, „Mensch — Sie — Sie wollen auf den Kontrakt pochen? Sie, den niemand in der ganzen Stadt leiden kann, nicht einmal unsere letzte Choristin? Sie, der Sie nie eine Rolle lernen und mir schon manches Stück umgeworfen haben — Sie, der, als Sie zu mir kamen, vorgaben, Sie litten am vorübergehenden Podagra, der Sie beide Beine mit einem alten Tuche umwickelt hatten, und das alles nur, weil Sie keine Hose mehr hatten und das verbergen wollten; Sie, der Sie jetzt anständig — nobel — fein gekleidet gehen, der Sie das alles von meinem Gelde bezahlt haben — Sie wollen mir gegenüber auf den Kontrakt pochen?" — „Sie irren," wirft Springfeld mit dem ruhigsten und geduldigsten Gesichte ein, „dies Zeug ist noch gar nicht bezahlt! Uebrigens steht das Benefiz in meinem Kontrakte."

Der Director wirft ihm einen wüthenden, verachtenden, vernichtenden Blick zu. Mit langen Schritten geht er im Zimmer auf und ab. Seine Brust holt schnell, tief und keuchend Athem. Er überlegt, ob er den frechen Menschen selbst die Treppe hinabwerfen oder seinen Theaterdiener zu dem Zweck zu Hülfe rufen soll. Er könnte ihn erdrosseln und flucht im Stillen auf die Gesetze, die das einem Theaterdirector nicht einmal gestatten.

Endlich bleibt er vor ihm stehen und blickt ihm mit der Bemühung, gutmüthig auszusehen, einige Sekunden lang in die Augen. „Springfeld," spricht er, „ich will Ihnen drei Thaler geben, dann lassen Sie aber jede Idee an ein Benefiz schwinden und streichen das mir verhaßte Wort aus dem Kontrakte. Nun kein Wort mehr darüber — abgemacht!" — In Springfelds Gesichte verändert sich auch nicht eine Miene. „Ich bestehe auf meinen Konfrakt, wie Shylock auf seinen Schein," spricht er gelassen.

Die Wuth des Directors kehrt plötzlich zurück. „Sie bestehen darauf — Sie Mensch? Sie wagen es? Ich kündige Ihnen, ich jage Sie noch heute fort, oder spätestens morgen. Sie blamiren mein ganzes Personal. Ich kenne Sie — ich weiß um Ihre ganze Jugend, um Ihr ganzes Leben! Sie haben Ihr boshaftes Herz schon verrathen, ehe Sie geboren sind! Keinen Hund und keinen Apfelbaum haben Sie als Junge in Ruhe gelassen, zwei Lehrer zu Tode geärgert. Kaufmann, Friseur, Conditor und Seifensieder haben Sie werden wollen, und nichts haben Sie gelernt als Schuldenmachen und Ihren Director quälen!" Er hielt erschöpft inne,

denn er war schon eine Reihe von Jahren Theaterdirector, und selten stirbt ein solcher mit einer gesunden Lunge.

Springfeld hatte noch immer die Hand in der Tasche stecken. Um seinen Mund zuckte ein leises, kaum bemerkbares Lächeln. „Alles ganz richtig bis auf einige geringfügige Kleinigkeiten," erwiderte er. „Nur das Eine haben Sie noch vergessen: ich wollte auch Matrose werden, gab diese Laufbahn indeß nach einigen Monaten wieder auf, weil es auf dem Schiffe keine Aussicht zu Benefizen gab!" — „Mit Ihrem verdammten Benefize!" unterbrach ihn Joneck. „Gut, Sie sollen es haben, übermorgen Abend, nur damit Sie erkennen, daß niemand in der ganzen Stadt Sie leiden kann, damit Sie vor einem leeren Hause spielen und keinen Thaler einnehmen. Nun hole Sie der Teufel!" — Er verließ schnell das Zimmer, um an seiner Frau oder dem Theaterdiener seinen weiteren Unwillen auszulassen. — Springfeld lachte laut auf. Er hatte erreicht, was seine Absicht gewesen war. Alle Kräfte seines elastischen Geistes richtete er nun darauf, dies Benefiz im größten Maße auszubeuten. Der Plan dazu war längst in seinem Kopfe fertig.

Von dem Secretär, der zugleich die Stellung des Billeteurs inne hatte, ließ er sich eine genügende Anzahl Billets geben. Mit ihnen wollte er einen Theil seiner Schulden zahlen, zum wenigsten diejenigen seiner Gläubiger, welche ihn am meisten peinigten. Obenan stand sein Schneider, ein Mann mit einer unglaublich häßlichen Frau, vielen Töchtern, einer Glatze und einem mitleidlosen Herzen. Seit Jahren hatte er es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, die Charaktere seiner Gläubiger zu studiren und ihre Schwächen zu erforschen, denn täglich mußte er mit ihnen verkehren. An diesem Schneider drohte seine ganze Menschenkenntniß zu Schanden zu werden — nur das Eine hatte er ihm abgelauscht, daß er ungemein ehrgeizig und grob war. Zu ihm ging er, auf alles vorbereitet, selbst auf den gröbsten Empfang, denn Meister Stieglitz war nur gegen die Leute artig, die sofort bezahlten.

Er traf ihn in seinem Wohnzimmer, inmitten seiner Familie, mit dem Zuschneiden eines Rockes oder einer Hose beschäftigt. „Guten Morgen, lieber Herr Stieglitz," rief er in unbefangenster Weise. — Der Schneider wandte den Kopf nur ein wenig zur Seite und erwiderte, als er den Schauspieler erkannt hatte, ohne sich im geringsten in seiner Arbeit stören zu lassen, kurz: „Morgen". Das Wörtchen „guten" pflegte er bei

solchen Leuten zu verschlucken. — Springfeld ließ sich dadurch nicht beirren. „Bitte, bitte, bester Meister, lassen Sie sich durchaus nicht stören,“ fuhr er fort. „Ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar, unbezahlbar für einen Mann, der von der ganzen Stadt in Anspruch genommen wird. Bitte, bitte, keine Geschäftssache führt mich heute zu Ihnen!“ Er eilte zur Frau Stieglitz, küßte ihr mit dem gewinnendsten Lächeln die große Hand und fragte, wie sie mit ihren sämmtlichen Fräulein Töchtern geschlafen habe.

Die Frau verzog das Gesicht zu einem Lächeln, wodurch ihr Mund eine ganz abnorme Breite erhielt, und erwiderte, sie schlafe immer gut, eben so ihre Töchter. Sie höre nicht einmal mehr das laute Schnarchen ihres Mannes, das er sich nicht abgewöhnen könne. Stieglitz warf ihr einen unangenehmen Seitenblick zu. — „Lassen Sie — lassen Sie Ihren Herrn Gemahl,“ fiel Springfeld ein. „Ich versichere Sie, die größten Männer des Alterthums haben geschnarcht, z. B. Homer, der göttliche Sänger der Ilias und der Odyssee. Gott, wer am Tage so beschäftigt ist, der ist froh, wenn er sich des Nachts ungenirt gehen lassen kann, ich weiß das aus eigener Erfahrung; und man gewöhnt sich daran, es schläft sich dann sogar doppelt süß dabei!“

Ueber Meister Stieglitz Gesicht glitt ein schwaches Lächeln. Schnell benützte Springfeld diesen Moment. „Bester Meister,“ sprach er, „eine eigenthümliche Sache führt mich heute zu Ihnen. Ich weiß, daß Sie ein Freund der Kunst sind, die ganze Stadt nennt Sie einen Beschützer derselben, einen Mäcen, man gibt viel auf Ihr Urtheil — ich kann dreist behaupten — alles. Uebermorgen findet ein Benefiz für mich statt. Der Director hat es mir für meine Verdienste und Bemühungen um die Kunst bewilligt, obgleich Benefize hier keine Mode sind. Ich habe ein schönes, ein klassisches Stück gewählt, „Kieselack und seine Nichte vom Ballet“. Sie werden es kennen, dieses Stück. Es wird ungeheuer voll werden. Ich habe indeß sogleich an Sie gedacht, bester Herr Stieglitz, weil ich weiß, Sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, Ihrer Familie einen wirklichen Kunstgenuß zu verschaffen — ich habe sogleich eine Anzahl Billets für Sie reservirt — natürlich auf einen noblen Platz.“

„Ich gehe nicht in's Theater,“ fiel Stieglitz ein. — Die Stieglitzin drängte sich an ihren Gatten und zupfte ihn heimlich am Rocke. Springfeld bemerkte es. Der Erfolg seines Handkusses — die Frau seine Beschützerin — er wußte, daß er siegen mußte. „Sie müssen hineingehen,

Herr Stieglitz," fuhr er eifrig fort. „Was würde die Stadt sagen, wenn Sie mit Ihrer Familie fehlten! Ich habe bereits mehreren Freunden, erst noch auf dem Wege hieher dem Sohne des Bürgermeisters, erzählt, daß Sie schon im Voraus für Ihre ganze Familie Billets bestellt hätten. Ich habe Ihren Kunstsinn gerühmt, ich habe offen mein Bedauern ausgesprochen, daß ein Mann, wie Sie, nicht im Stadtrathe säße. — Herr Stieglitz, Sie dürfen mich nicht als Lügner darstellen! Und obenein kosten ja die Billets kein Geld, Sie ziehen mir den Betrag dafür von meiner Rechnung ab." — Wieder zupfte die Stieglitzin und der Schneider schien wankend zu werden. „Wie viel — wie viel Billets sind es denn?" fragte er zögernd. — „Zehn," fiel Springfeld schnell ein. „Natürlich zehn, für Ihre ganze Familie, acht für Ihre Fräulein Töchter, eins für Ihre Frau Gemahlin, eins für Sie. Natürlich — Sie können keiner Ihrer Töchter den Genuß entziehen. Wenn Sie indeß noch einige mehr wünschen, vielleicht für eine Cousine oder einige Bekannte — mit Vergnügen!"

Der Schneider war schon durch die Zahl zehn erschreckt, alle Lust schien ihm zu schwinden, indeß fiel seine Frau ein: „Natürlich, wenn wir einmal gehen, gehen wir alle." — Springfeld warf ihr einen dankenden Blick zu. Er würde sie zärtlich angeblickt haben, wäre sie nicht so fürchterlich häßlich gewesen.

Stieglitz befand sich in größter Verlegenheit. „Und was kostet das Billet?" fragte er langsam. — „Zwanzig Groschen," erwiderte Springfeld. — Der Schneider sprang erschreckt einen Schritt zurück. Zehnmal zwanzig Groschen — das vermochte er kaum auszurechnen. — „Ich habe gar nicht gewagt, Ihnen einen andern Platz anzubieten. Bedenken Sie, welchen Eindruck es machen muß, wenn Sie mit Ihrer ganzen Familie vorn an sitzen — neben Ihnen der Bürgermeister, der Postdirector, die ganze Noblesse — dort ist auch Ihr Platz."

„Nein — nein — ich gehe nicht!" rief Stieglitz, der jetzt endlich zu Athem gekommen war. „Ich sechs Thaler und fünfzehn Groschen für das Theater wegwerfen?" — „Sechs Thaler und zwanzig," berichtete ihn Springfeld mit größter Ruhe. — „Davon kann ich eine ganze Woche leben mit Frau und Kind," fuhr der Schneider aufgeregt fort. — Seine Frau zupfte wieder. „Aber, Stieglitz, es kostet ja kein baares Geld, bedenke!" flüsterte sie. — „Sie werden es nie bereuen, die wenigen Groschen der Kunst geopfert zu haben," fügte Springfeld hinzu.

„Groschen — Groschen — nein, Thaler kostet es," rief Stieglitz aufgeregt. „Ich bekomme so kein Geld von Ihnen — nun soll ich noch — ich thue es nicht!" — „Nun, einmal ist ja nicht immer," fiel seine Frau ein. — „Ganz recht, das ist auch mein Grundsatz," bemerkte Springfeld schnell. „Ein Mann, der sich das ganze Jahr abmüht, der muß sich auch ein Vergnügen gönnen — das erhält frisch. Er ist es sogar sich und seiner Familie schuldig. Es ist Pflicht für ihn. Bedenken Sie, wenn mich meine Freunde fragten: aber wo bleibt Herr Stieglitz? Er nicht einmal im Theater? Und ich müßte mit den Achseln zucken! Bedenken Sie!" — „Nun, ich dächte auch, der paar Thaler wegen," bemerkte die Stieglitzin. — Ihr Mann warf ihr einen Seitenblick zu, der den Muthigsten außer Fassung gebracht haben würde. „Und das Stück soll so schön sein," wagte eine der Töchter einzuwerfen. — „Wundervoll!" versicherte Springfeld, die Hand auf dem Herzen. „Ein Genuß, ein wirklicher Kunstgenuß! Also Sie nehmen die Billets, bester Herr Stieglitz. Ich wußte es ja im Voraus!"

Der Schneider schwieg. Seine Frau zupfte so nachdrücklich, daß er mit der Rechten unwillig hinter sich fuhr und ihre Hand zurückstieß. „Meinetwegen!" rief er endlich ärgerlich. „Aber, ich sage Ihnen —!" — „Bitte, bitte, keinen Dank!" unterbrach ihn Springfeld, der durchaus nicht neugierig war, den Nachsatz zu erfahren. „Ich habe es gern gethan, — eine geringe Mühe für mich. Doch die Zeit drängt — entschuldigen Sie, daß ich so schnell — indeß der Director —!" Er drückte der Frau hastig die Hand, machte einige noch hastigere Verbeugungen und hatte das Zimmer bereits verlassen, ehe der Schneider Zeit fand, noch etwas hinzuzufügen.

Außen preßte er die Hand auf den Mund, um nicht laut aufzulachen. Es war gelungen. Drinnen hörte er den Schneider heftig mit der Faust auf den Tisch schlagen und auf seine Frau losfahren, die immer hochmüthige Ideen im Kopfe habe und den Kukuk darnach frage, ob er das Geld verdiene oder nicht. Aber es sei das letzte Mal, und er schwöre —! — Springfeld vernahm nichts weiter, weil er das Haus verließ. Die schwerste Aufgabe war ihm geglückt. Auch seinen Schuster wollte er mit einigen Billets bezahlen. Der Mann war nicht ehrgeizig und grob, sondern gutmüthig, und lebte nach dem Grundsatze, wenn seine Schuldner liederlich seien, dürfe er sich dasselbe erlauben — leben und leben lassen,

wenn es nicht allzuviel kostete. Bei diesem Manne konnte es ihm nicht schwer fallen, und es fiel ihm auch nicht schwer.

In der heitersten Stimmung eilte er heim. Noch einen Plan hatte er im Sinn. Gelang auch der, so war ihm geholfen, und der Director ärgerte sich obenein. Ohne Zögern schritt er zur Ausführung. Einen kleinen Zettel beschrieb er und schickte ihn durch einen vertrauten Boten zu dem Tageblatte des Städtchens.

Mit gesperrter Schrift stand am andern Morgen in dem Blatte: „Eine Dame, der es an Gelegenheit fehlt, männliche Bekanntschaft zu machen, wünscht sich zu verheirathen. Sie befindet sich in dem besten heirathsfähigen Alter, ist nicht häßlich, und wenn es sich auch nicht geziemt, hier von ihren Tugenden zu reden, so kann doch versichert werden, daß sie keine Untugenden besitzt. Sie hat ein disponibles Vermögen von sechzigtausend Thalern und wird vielleicht schon in wenigen Jahren noch eine gleich große Summe erben. Bedingungen von ihrer Seite sind: ein anständiger Stand ihrer Bewerber, ein Alter von nicht über vierzig Jahren und Begleitung auf einer jährlichen größeren Reise. Strengste Discretion wird vorausgesetzt und zugesichert. Anträge werden angenommen bis Abends spät Poste restante, unter der Chiffre Marie. No. 9.“

Diese Annonce machte viel von sich reden. Jeder fragte: Wer kann das sein?“ An jede heirathsfähige und heirathslustige Dame wurde gedacht. Wen gab es denn in dem Städtchen, der ein Vermögen von sechzigtausend Thalern besaß? Niemand vermochte Auskunft zu geben. Der Redacteur und der Verleger des Tageblattes wurden unter der Hand gefragt, auch sie wußten nichts. Sie zuckten die Achseln. Ein Junge hatte die Annonce gebracht und bezahlt. In jedem Kaufmannsladen, an jedem Wirthstische, in jedem Hause wurde von dieser Annonce gesprochen. Einige heirathslustige und auch -fähige Damen fühlten sich sogar durch dieselbe beleidigt, obschon sie kein Vermögen besaßen. Manche hielten die Annonce nur für einen schlechten Witz.

Die disponiblen sechzigtausend Thaler spukten indeß dem größten Theile der männlichen Bevölkerung des Städtchens im Kopfe herum. Sechzigtausend Thaler — ganz anständig, selbst wenn die spätere Erbschaft ausblieb! Da konnte die Dame schon etwas häßlich sein, einen kleinen Auswuchs und einige Untugenden haben. Obschon alle, welche eine solche Frau hätten gebrauchen können, über die Annonce lachten und

behaupteten, sie würden nie einen solchen Weg einschlagen, so setzten sich die meisten heimlich nieder, schrieben einen Brief und sandten ihn ebenso heimlich unter der Chiffre „Marie, No. 9. Poste restante“ zur Post. Sämmtliche kaufmännische Commis des Städtchens und sogar verschiedene Lehrlinge, welche glaubten, sechzigtausend Thaler gebrauchen zu können, schrieben solche Briefe, ja sogar verschiedene Ehemänner. Traf sie das Glück, so konnten sie sich von ihren Frauen scheiden lassen. Manche hatte nur die Neugierde getrieben, einen Brief unter der Chiffre abzusenden, — manche machten sich einen Scherz. — —

Spät am Abend saß Springfeld auf seinem Zimmer und hatte einen großen Haufen Briefe vor sich liegen, wohl an zweihundert Stück, und auf seinem Gesichte schwebte das glücklichste Lächeln. Sein Plan war gelungen. Er hatte die Heirathsannonce einrücken lassen und vor ihm lagen die Bewerbungen. Mit lautem Lachen durchlas er sie. Welche Betheurungen und Schwüre einer aufrichtigen und treuen Liebe! Welche Versicherungen, die Dame mit den Sechzigtausend schon jetzt zu lieben! Wie kühn Mancher in seinen Hoffnungen auftrat, und wie schüchtern, bescheiden Andere wieder sich eine Anfrage erlaubten! Wie köstlich Manche ihr eigenes Porträt zeichneten und ihren Charakter schilderten! Es mußten bärtige Engel sein — schade, daß Springfeld manche von ihnen kannte und wußte, welche ungeheuren Lügen ihre Schilderungen enthielten. Colossale Lügen!

Es war ihm ein Hochgenuß, diese Briefe zu lesen. Plötzlich sprang er auf. In lautes, schallendes Gelächter brach er aus. Auch Joneck, der Direktor, hatte geschrieben! Auch er trug sich mit Scheidungsgedanken! Er konnte es ihm nicht verargen, und dennoch mußte er stets von neuem wieder lachen. Haha! Der alte praktische Fuchs selbst war auf die Leimruthe gegangen! Kostbar! Wenn er wüßte —

Nun ging Springfeld an die Arbeit. An jeden der Bewerber schrieb er folgende Zeilen: „Ehe Sie sich entscheiden und binden, sollen Sie die Dame sehen. Sie sitzt heute Abend im Theater zweite Loge links. Nochmalige Bitte um strengste Discretion. Marie.“

Der Morgen dämmerte schon, als er sämmtliche Briefe beantwortet hatte. Er hatte nicht Lust zum Schlafen. Zeitig sandte er die Briefe durch seinen vertrauten Boten zur Post. — Gegen Mittag ging er ins Theater. — Der Direktor lief aufgeregt im Kassenzimmer, wo schon jetzt

Billets für den Abend zu haben waren, auf und ab. „Unerhört!" rief er mehrere Male. „Fast das ganze Haus schon ausverkauft und sonst ist es nie zur Hälfte voll!"

Springfeld schlich an ihm vorüber. In ein Weinhaus ging er und dort blieb er bis zum Abend sitzen. Champagner trank er. Und am Abend hatte sich das Haus gefüllt, lange ehe die Vorstellung begann. Springfeld sah es durch das Löchlein im Vorhange und hätte die ganze Welt umarmen mögen. Dort der Stieglitz mit der Alten und seinen acht Töchtern! Wie breit sie sich machten! Und er sah so stolz darein. — Und dort und dort — überall die Heirathskandidaten. Ihre Blicke richteten sich nach der zweiten Loge links — die war noch leer.

Die Vorstellung begann. Springfeld spielte mit dem glücklichsten Humor, den er besaß. Zur Seite hinter der Coulisse stand Joneck. Von dort konnte er in die zweite Loge links sehen. Da trat eine Dame in die Loge, auf welche so viele Blicke gerichtet waren, und gleichzeitig hörte er einen lauten Fluch des Directors, denn — seine eigene Frau hatte er eintreten sehen. Wie mancher Fluch auch von den heirathslustigen Herren im Publikum ausgestoßen wurde — hörte er nicht.

In den Zwischenakten wich Springfeld dem Director aus, welcher in übelster Laune mit allen zankte und schimpfte, der Mann war fürchterlich an diesem Abende. — Und die übrigen Angeführten alle? — Sie schwiegen, um nicht ausgelacht zu werden. Daß Springfeld sie im Stillen auslachte, davon hatten sie keine Ahnung. Der Director hätte ihn vermuthlich wirklich erdrosselt, hätte er es erfahren. —

Das zweite Gesicht.

Eine Erzählung aus dem schottischen Hochland.

Von

Robert Willing.

Stark von Gliedern und leichten Fußes, mit krausen nußbraunen Locken, Wangen fest und roth wie Aepfel, und sterngleich funkelnden Augen, war Angus M'Lean ein Mensch, bei dem man wahrlich keine nervöse Krankheit gesucht haben würde. Und doch sagte seine Familie, er besitze die Gabe des zweiten Gesichts. Wir sind daran gewöhnt, diese „Kinder des Nebels", selbst wenn sie dem stärkeren Geschlecht angehören, als schwächliche, sogar weibisch hysterische Wesen uns zu vergegenwärtigen. Wir denken uns ihren Leib abgezehrt, ihre Nerven ohne Ton, und wenn sie in die nächste Welt hinüber sehen, so meinen wir, ihre Fleischhülle müsse von Krankheit bis zur Durchsichtigkeit dünn geworden sein. Angus M'Lean dagegen war kein nervös aufgeregtes, hysterisches Geschöpf, das selbst wie ein Gespenst herumging und auf jedem Kirchhof Gespenster sah, wohl aber ein wortkarger Mann, welcher nie von Dingen sprach, die nicht jedes Andern Auge auch sehen konnte, es sei denn, daß er damit etwas Gutes erzielen oder etwas Schlimmes abwenden wollte. Es mußte einer schon ein muthiger Freund oder Feind sein, wenn er es wagen mochte, Angus über seine Geisterseherei zu befragen. Wollte dieser etwas enthüllen, so that er es in einfachen, wahren Worten, welchen man nirgends anmerkte, daß der Sprecher sich einer geheimnißvollen oder wunderbaren Eigenschaft bewußt sei.

Ich erinnere mich, daß mir einmal, als ich noch ein junger, unerfahrener Mensch mit heißem Blut war, in Edinburg ein eigenthümliches

nächtliches Abenteuer zustieß. Mein Vater hatte mich nach Horns Schenke geschickt, um dort einen Viehhändler aufzusuchen, der ihm Geld zahlen sollte. Die Zahlung wurde an mich geleistet, und da die Summe sehr beträchtlich, dazu ich kein übermäßig starker Bursche war, so hätte ich sogleich wieder nach Haus gehen sollen. Die Schenke, in die mich mein Vater geschickt hatte, stand nicht eben im besten Geruch; aber ich kümmerte mich nicht viel um Gerüchte und freute mich als begeisterter junger Mensch über das Vaterland, das mir zu theil geworden war. — Mein Vater befand sich in einem so leidenden, schwer beweglichen Zustand, daß er mich seine Hände und Füße zu nennen pflegte. Wir hatten in Geldverlegenheiten gesteckt, deren Durchkämpfung unsere Standhaftigkeit auf eine schwere Probe setzte; aber die von mir eingenommene Summe sollte uns befreien und es meinem Vater wieder so leicht machen, als ein Mann mit mäßigen Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung überhaupt sich fühlen kann. Man begreift daher wohl, mit welcher Freude ich meine Sendung übernahm.

Ich hatte mein Geld schon in der Tasche und war eben im Begriff, ohne Säumen wieder nach Haus zurückzukehren, als mir ein großer bleicher Mann auffiel, der in dem Kaffeezimmer an einem Fenster saß und las. Ich zögerte einen Moment und machte mir Gedanken, mit was für einem Buch er sich wohl unterhalten mochte. Während ich nach ihm hin sah, schlug auch er die Augen auf und begegnete meinem Blicke, den er zu verstehen schien. Er machte das Buch zu, bezeichnete sich die Stelle, wo er gelesen, mit dem Daumen und sagte zu mir: „Junger Herr, Sie kennen vielleicht des Häuslers Sonnabend?“ — Nun war Burns mein Liebling und das angezogene Gedicht mit seiner Reinheit und Frömmigkeit mir besonders heilig. Ich lieh dieser meiner Ansicht mit der Begeisterung der Jugend Worte, und der Fremde schien mich gern anzuhören, bis er mich endlich mit einem tiefen Seufzer unterbrach.

„Fern von der Heimat,“ sagte er. „Dieses herrliche Wortgemälde führt mir das Theuerste von allem, was ich liebe, so deutlich vor die Seele, daß ich unwillkürlich von der tiefsten Wehmuth ergriffen werde.“ — Ich hatte Mitleid mit dem Mann.

Verwunde nie des Fremdlings Herz;
Ihn drückt ja schon der Sehnsucht Schmerz.

Diese Worte drangen mir tief durch die Seele, und ich vermochte mich

nicht von dem Herrn loszureißen, obgleich ich schon auf dem Heimweg hätte sein sollen. Endlich sprach ich vom aufbrechen. — „Mein junger Freund,“ sagte der Verehrer von Burns, „Sie werden mir doch nicht das Leid anthun, zu gehen, ohne mit mir auf das Andenken des schottischen Barden ein Glas geleert zu haben.“ Er sprach dies mit Wärme und Würde, so daß ich mich nicht loszureißen vermochte, sondern mich mit ihm zu einer Schüssel Punsch, gefertigt aus dem „Thau vom Ben Nevis“, niedersetzte. Nachdem ich ein Glas getrunken, wollte ich meinen anziehenden Freund verlassen; aber er wußte mich noch immer zu fesseln. Ich lauschte auf seine musikalische Stimme, während er Stellen aus Burns vortrug, und konnte des Lobes kein Ende finden. Mein Kopf ist nie sehr stark gewesen, und ich fürchte, das vaterländische Getränk und die vaterländische Poesie wurden für ihn bald zu viel. Ich erinnere mich noch, daß der Herr gegen mich bemerkte, „die schöneren Partieen möge er nicht vor dem gemeinen Pöbel vortragen;“ er machte mir daher den Vorschlag, ihm nach seinem Privatzimmer zu folgen, welches an das Kaffeezimmer stieß und mit weit mehr Eleganz als dieses ausgestattet war. Dort angelangt, schlug er ein Brettspiel auf und fragte mich, ob ich nicht spiele.

Vielleicht war mir dieser Zeitvertreib eben deshalb so lieb, weil ich zu Haus demselben nie nachhängen durfte; ich antwortete daher, daß mir nichts über diese Unterhaltung gehe, und wir begannen zu spielen. Ich war von dem Punsch und von den Ereignissen des Abends sehr aufgeregt, und eh ich mich's versah, hatte ich mich auf's Wetten eingelassen. Dies war so ganz natürlich gekommen, und ich fuhr fort, meines Vaters Geld zu setzen und das des Fremden zu gewinnen. Wenn ich nach einem gewinnenden Wurf das Geld des Herrn einstrich, so kam mir wohl die verwirrte Vorstellung, daß dies nicht der unschuldige Zeitvertreib, zu dem ich mich herangelassen, sondern ein wirkliches Hazardspiel sei; daher wollte ich das viele Geld, das ich dem Fremden abgewann, nicht nehmen; er aber zwang mir sein Geld auf mit der Erklärung, daß er ohne Bedenken das meinige genommen haben würde, wenn er es gewonnen hätte. Bereits lag ein schöner Haufen von Guineen neben mir, die ich durchaus wieder zurückgeben wollte, als er nun von mir zu gewinnen begann. „Recht so,“ sagte ich. „Es freut mich, wenn Sie Ihr Geld wieder zurückgewinnen. Ich will alles auf diesen Wurf setzen und noch zwanzig Guineen von dem meinigen dazu.“ — Während ich diese Worte sprach,

fiel eine schwere Hand auf meine Schulter nieder; aber ich stand zu sehr unter dem Einfluß des Punsches und des Spieleifers, um darauf zu achten.

„Gewonnen, bei allen Göttern!" rief der Herr. „Heraus mit Ihren zwanzig Guineen." — „Gewonnen, ja — aber mit falschen Würfeln und noch obendrein von einem Knaben, der seines Vaters Geld gegen einen Spieler von Profession setzt, nachdem ihn dieser betrunken gemacht hat," sagte die tiefe Stimme von Angus M'Lean, der zu mitternächtlicher Stunde unangemeldet in das Zimmer getreten war (die Räumlichkeit hatte nämlich einen halböffentlichen Charakter und wurde, wie ich später erfuhr, von diesem Gauner häufig zu Ausübung seiner schändlichen Praktiken genützt). Angus kannte das Haus gut, war aber von den Vorgängen jener Nacht so genau unterrichtet, daß er mich gefunden haben würde, wenn er gar nichts von der Schenke und ihrem Ruf gewußt hätte.

Als Angus von falschen Würfeln sprach, rief der Spieler: „Schändliche Lüge!" und versuchte zu gleicher Zeit, sie vom Tisch wegzustreifen; aber Angus kam ihm zuvor. Indem er sie ruhig in seine Tasche steckte, sagte er: „Ich will sie zum Beweis bei Handen behalten. Ihnen, mein Herr, steht es frei, nach Belieben mich zur Verantwortung zu ziehen." — Der entlarvte Betrüger strich sein Gold zusammen und schlich kleinlaut aus dem Gemach; Angus aber nahm mich beim Arm und versuchte mich fortzunehmen. Ich war in Folge des genossenen starken Getränks etwas unsicher auf den Beinen; doch machte die so gelegen kommende Erscheinung des Freundes in der Noth einen tiefen Eindruck auf mich, und der Gedanke, daß ich im Begriff gewesen, meinen armen Vater zu Grund zu richten, wirkte nach Art eines eiskalten Sturzbades ernüchternd auf meine Sinne.

„Du bist ein sauberer Patron," sagte er, nachdem er mich in die frische Luft hinaus gebracht hatte. „Muß ich solche Dinge an dir erleben? Läßst dich mit diesem Galgenstrick da ein und bist im Begriff, den letzten Nothpfennig deines armen Vaters an einen solchen Lump zu verspielen!" — Ich hörte ihn, vermochte aber seine Worte kaum zu fassen, da mir alles wie ein Traum vorkam. Angus brachte mich nach Haus und zu Bett, und ich benahm mich dabei wie ein zweijähriges Kind, das alles mit sich anfangen läßt. Als ich am anderen Morgen erwachte, saß Angus an meinem Lager. Er hatte mir eine Flasche Sodawasser gebracht, das meinen brennenden Durst kühlte und meinem wirren Kopf etwas zur

Ordnung verhalf. „Armer Schelm,“ sagte er; „weißst du noch, was du in der letzten Nacht getrieben hast?“

Eine unklare Erinnerung tauchte in mir auf, und aus ihren Bildern trat deutlich eine Vorstellung von dem Verderben, in das ich beinahe meinen Vater und meine ganze Familie gestürzt hätte, vor meine Seele. Ich hätte vor Scham und Schrecken vergehen mögen und glaube, daß in jenem Augenblick das ganze Schmerzgefühl sich meiner bemächtigte, das meinem Vater vorbehalten geblieben wäre, wenn nicht Angus sich mit starkem Arm zwischen mich und den heuchlerischen Schurken geworfen hätte, der mich so ganz in seine Gewalt zu bringen gewußt hatte. Nach einer Weile antwortete ich dem Frager, daß ich mich nur unbestimmt dessen, was mit mir vorgegangen, entsinnen könne. Erst nach einigem Nachdenken vermochte meine Erinnerung allmälig die früheren Abschnitte der Erlebnisse vom gestrigen Abend zu deutlicherer Gestaltung zu bringen.

„Aber wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, Angus, mich noch Nachts um zwölf Uhr in dem Horn aufzusuchen?“ fragte ich. — „Du sollsts erfahren,“ entgegnete er sehr ernst, „auf daß du erkennst, wie die Vorsehung über dir wacht. Ich hoffe, du wirst daraus die Lehre ziehen, dich nicht wieder versuchen zu lassen. Ich legte mich gestern Abend meiner Gewohnheit gemäß um zehn Uhr zu Bett und war schon eine Minute später eingeschlafen. Um elf Uhr erwachte ich an einem heftigen Herzklopfen und sah nun das Spielzimmer im Horn vor mir, in welchem du mit einem Spieler von Profession bei den Würfeln saßest. Ich sah, wie er dir mit geistigem Getränk zusetzte, sah die Würfel rollen und sah, daß sie mit Blei ausgegossen waren. Ich verwandte kein Auge von euch beiden, während er dich gewinnen ließ, und gedachte dabei deines armen Vaters, des Verderbens, das der Schurke für ihn vorbereitete. Alles dies vergegenwärtigte sich mir in einem Augenblick, wie man in einer Landschaft Häuser, Berg und Thal mit Blitzesschnelle überschaut; dann sprang ich von meinem Bette auf, kleidete mich so hurtig an, als es meine zitterige Aufregung gestattete, eilte, so schnell mich meine Beine trugen, nach dem Horn und legte dort meine Hand auf deine Schulter. Hätte dein Leben von meiner Eile abgehangen, so würde ich viel lieber der eigenen, als der des schnellsten Pferdes, das ich je sah, vertraut haben.“

„Sie haben mich vor lebenslänglichen Gewissensbissen und meinen Vater vor dem Verderben bewahrt, mein lieber Angus,“ versetzte ich;

denn mein Herz war zu voll, als daß meine Zunge einen passenderen Ausdruck zu finden vermocht hätte. — „Dein Dank gebührt nicht mir, sondern Gott, der mir diese Gabe verliehen hat,“ sagte Angus. „Es war das zweite Gesicht, Allan, das, wie alle andern Gaben, ein Geschenk von oben ist. Darum sind wir auch darauf angewiesen, sie weislich zu benützen. Schweig von der Sache, Allan, wie auch ich über deinen Unverstand reinen Mund halten will, und seien wir beide lebenslänglich der Vorsehung dankbar, die uns unter ihrer Obhut bewahrt.“

Obgleich dies vor vielen Jahren geschehen ist, habe ich doch den Vorfall früher nie jemand anvertraut. Ich wünschte, daß sich für diese und andere seltsame Erfahrungen meines Freundes eine bündige Erklärung fände. Wenn ich mit ihm darüber sprach, wußte er mir bloß zu erwidern: „Es ist meine Gabe, Allan. Sie hängt nicht von meinem Willen ab, und ich bin froh, daß dies nicht der Fall ist; aber wenn sie mir kommt, so geschieht es stets irgend jemand zum Frommen. Dafür danke ich Gott, und du thust's wohl auch, Allan; denn du hast wahrlich Ursache dazu.“

Mein Feldzug im Jahre 1813.

Von

K. v. Suckow.

IV.

Waffenstillstands-Freuden.

Als unsere Truppen nach meiner Verwundung noch mehreren ruhmreichen Gefechten beigewohnt hatten, namentlich dem bei Groß-Rosen, wurde, wie bekannt, am 6. Juni ein Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen die württembergischen Truppen die ihnen angewiesenen Kantonnirungsquartiere in Primkenau, einige Meilen von Glogau gelegen, bezogen. Bei allen Korps wurde diese lange Waffenruhe dazu benützt, das durch so viele Gefechte schwer heimgesuchte Material möglichst zu ergänzen und die streitbare Mannschaft, welche in wenig Wochen sehr bedeutende Verluste vor dem Feinde zählte, zu kompletiren. Es währte deshalb auch nicht lange, bis der Befehl in Bautzen eintraf, aus den nunmehr Geheilten ein sogenanntes Marschbataillon zu formiren und solches möglichst bald nach Primkenau in die Kantonnirung zu instradiren.

Glücklich pries ich mich, mich zu den nunmehr Geheilten zählen, in das erwähnte Marschbataillon (eigentlich aber ungefähr nur zwei Kompagnien stark) mich einreihen und demnach der Spitalstadt Bautzen Adieu sagen zu können. Nach wenigen Tagemärschen trafen wir in unserm Kantonnement ein. Hier fanden wir denn alles in schönster Ordnung wie im Frieden. Tägliches Exerziren und sonstige Uebungen in der Nähe des Städtchens; freundliche Gegend, wenn auch etwas sandig; freundliche Häuser und darin freundliche Menschen; aber letztere leider sehr arm, theils

wohl durch die lokalen Verhältnisse, theils aber auch durch die ewigen Hin- und Herzüge der Armeen bedingt. Damit die Offiziere wie die Soldaten einigermaßen sich einer genügenderen besseren Leibesnahrung erfreuen konnten, war die Einrichtung getroffen, daß einer unserer Marketender auf dem großen Platze des Städtchens eine Baracke aufgeschlagen hatte, in welcher er als Restaurateur förmlich à la carte speisen ließ. Diese Speisekarte bot freilich keine große Auswahl. Bouillon — von magerem Kuhfleisch — Kartoffeln, eine Wurst, etwas Käse und dazu ein Glas schlesisches Dünnbier — und man hatte sich durch die magere Colonne des Speisezettels glücklich durchgegessen. Bei den armen Einwohnern, selbst bei den sogenannten Honoratioren, waren auch die ebengenannten einfachen Ingredienzen zu einer Mahlzeit oft nur spärlich, oft gar nicht zu finden, wovon ich bald mich leider selbst überzeugen sollte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich zu meinem bisherigen Obersten von Spitzemberg beschieden, den wir durch seine Beförderung zum General nun aus unserer Mitte hatten scheiden sehen müssen, und der durch die Verwundung von drei Generalen nun der zweitälteste Befehlshaber war. Von ihm ward ich befehligt, das Platzkommando des Städtchens, ich weiß nicht mehr nach welchem Vorgänger zu übernehmen. — Nachdem ich mich diesen dienstlichen Weisungen nach bei dem hohen Senat Primkenau's selbst installirt hatte, sah ich mich vor allen Dingen nach einer, meiner hohen Funktion mehr entsprechenden Wohnung um, als jene es war, welche mir bei der Ankunft vor wenigen Tagen in der Hütte eines blutarmen Schreiners, der nichts hatte als Hobelspäne, angewiesen worden war. Ich begab mich deshalb auf die Mairie — Rathhaus sagte man damals, wie schon bemerkt, nicht, denn wir waren ja leider halbe Franzosen — um desfallsige Erkundigungen einzuziehen. So ein Billetamtsmann schlug mir als meine künftige Residenz das Haus des Herrn Bürgermeisters mit dem Bemerken vor, es seien erst vor einigen Tagen zwei Offiziere dort ausquartirt worden und daher die Wohnung bisher noch unbesetzt. Wie begreiflich säumte ich nicht, dieselbe sogleich für mich zu belegen, und suchte hierauf meinen Freund und Leidensgefährten von Bautzen her, den Hauptmann von Oeschler meines Regiments, der ebenfalls über seine Wohnung bitter klagte, auf, um ihm den Vorschlag zu machen, mit mir bei dem Herrn Bürgermeister vorlieb nehmen zu wollen.

Oeschler ging bereitwilligst auf meinen Vorschlag ein, und so bezogen

wir denn noch am späten Abend unsere gemeinschaftliche neue Wohnung. Die Lokalitäten derselben ließen nichts zu wünschen übrig: zwei, sogar tapezirte Zimmer gegen den großen, freundlichen Platz gelegen — was wollten wir mehr! Jedoch es ist ja ein altes wohlbekanntes Sprichwort: „man soll den Tag nicht vor dem Abend loben", dessen Wahrheit sich leider auch an uns bewährte. Schon am frühen Morgen des andern Tages zeigten sich Symptome, daß es mit unserer Leibesnahrung bei dem Herrn Bürgermeister nicht gar glänzend ausfallen werde; mit einem Worte, der uns servirte Kaffee war so schlecht, daß wir gerne darauf verzichteten, die Mokkabohne zur Bereitung desselben ferner von unserem Quartierträger zu beziehen, es vielmehr vorzogen, ein Privat-Kaffeebohnen-Magazin anzulegen, aus welchem die Köchin des Hauses jeden Abend das nöthige Quantum für den andern Morgen mit der stereotypen Redensart bezog: „ich muß mich ein paar Loth K o f f e ausbitten!"

Eine weitere Enttäuschung stand uns beim Mittagsmahl bevor, welches unser Bürgermeister durch folgende wohlgesetzte Rede eröffnete: „Ich muß die Herrn bitten, am heutigen Mittage nur mit Fastenspeisen vorlieb zu nehmen, denn ich habe über gar keine Geldmittel zu verfügen gehabt; morgen aber bekomme ich einen Thaler geborgt, und dann will ich auch für Fleisch sorgen." Dieser Vorfall, eben so wahr als unbegreiflich, mag am besten beweisen, welche Geldnoth zu dieser Zeit im Städtchen herrschte, wenn nicht anders unser Bürgermeister, der sich übrigens während unserer mehrwöchigen Anwesenheit in seinem Hause stets als Ehrenmann zeigte, die Unwahrheit gesagt hatte. Die gutmüthigen Menschen hatten viel Jammer in der letzten Zeit erfahren müssen, und dennoch gaben sie uns, die sie ja leider immer noch als Feinde betrachten mußten, alles, was sie vermochten.

Es wurde übrigens von Seiten unseres Corpskommando's dafür gesorgt, ihnen die Last der Einquartirung möglichst zu erleichtern. Niemand, vom General abwärts, durfte von seinem Quartierträger Wein verlangen; nur Kranke ausgenommen, denen der Genuß dieses Fluidums verordnet war, und die ein desfallsiges ärztliches, von mir vidimirtes Zeugniß vorlegten, waren ermächtigt, von der Stadtbehörde das ihnen verordnete Quantum zu beziehen. Kam es nun dann und wann vor, daß durstige Seelen an dieses vom Vaterlande her gewöhnte Getränk auch ohne mein Visum Anspruch machen zu können glaubten, und wurde so eine Streit-

frage vor mein Forum gebracht, so mußte ich leider immer, wenn es auch meinen besten Kameraden betraf, den Durstigen unbeweint entlassen.

Nach mehr denn sechsjähriger Napoleonischer Zwingherrschaft wurden bekanntlich durch die Demonstrationen der russisch-preußischen Armeen zu Anfang 1813 die kleinen Füstenthümer des Nordens von Deutschland, und zwar, in Folge der geographischen Lage, zuerst mein engeres Vaterland, das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, jener Geißel enthoben. Jahre lang — seit dem Gefecht bei Lübek unter General Blücher (im November 1806) — war dieses beklagenswerthe Ländchen fortwährend nicht nur durch französische Truppen und deren liebe Alliirten von allen Nationen überschwemmt, welche selbstverständlich auf dessen Kosten lebten und sich es wohl sein ließen, sondern der Gewalthaber entsetzte auch unsern ebenso humanen als beliebten Herzog Friedrich Franz seiner Regierung, die ihm erst nach dem Frieden von Tilsit zurückgegeben wurde, worauf er dann wie begreiflich dem Rheinbunde beitreten mußte. Dies war, wie man wenigstens behauptete, unter dem Vorwande geschehen, daß er den Russen im Jahre 1805 gestattet habe, sich in seinen beiden Ostseehäfen, Rostock und Wismar, auszuschiffen, um zur Schlacht von Austerlitz zu marschiren Und dieses hätte Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin verhindern sollen! — Das Land wurde während dieser Zeit förmlich von den Franzosen administrirt. Ein gouverneur général, Monsieur Laval, und ein intendant général, Monsieur Brémont, erschienen wie die Pilze über Nacht in der Residenzstadt Schwerin, und schalteten dort und im ganzen Herzogthume einstweilen nach Belieben. Durch den Beitritt dieser Fürsten zum Rheinbunde sahen dieselben sich genöthigt, ihre Streitkräfte zu vermehren, bedurften also demnach weitere Offiziere, die aber im eigenen Lande nicht zu beschaffen waren, weshalb sie sich genöthigt sahen, alle ihre Landeskinder, welche in den verschiedenen deutschen Armeen dienten, zu reklamiren, so auch uns in Württemberg. König Friedrich stellte es uns daher frei, den Aufforderungen unseres Vaterlandes zu entsprechen. Nur wenige meiner Landsleute verließen aber in Folge dessen den Dienst, und unter diesen vorzugsweise solche, welche durch verwandtschaftliche Bande in der heimischen Armee bestimmt, es vorzogen, in dieser zu dienen. So namentlich zwei Herren von Blücher, Verwandte jenes berühmten Feldmarschalls, unseres Landsmannes.

Auf die mir gestellte Wahl werde ich indessen erst später zurückkommen und wende mich nun wieder nach Primkenau. Hier lebte man während dieser kurzen Waffenruhe also wie im vollen Frieden, den man fast allgemein mit Sicherheit hoffte und voraussehen wollte. Sogar desfallsige kleine Wetten wurden unter uns mit einigen wenigen Ungläubigen gemacht. Da aber unsere vielen Mußestunden durch Exerziren, Paradiren und Wachedienst durchaus nicht ausgefüllt waren, so blieb uns nichts übrig, als der Besuch unseres improvisirten Kaffeehauses auf dem großen Platze.

Hatten nun unsere höheren Vorgesetzten diesen unseren Zeitüberflußjammer erfahren, oder laborirten sie vielleicht selbst daran, — genug, ich wurde zu dem General von Spitzemberg, dem Befehlshaber des Platzes, beschieden, und von ihm beauftragt, zur möglichen Beseitigung dieser Langweilepidemie mich nach der, wenige Meilen entfernten Stadt Glogau zu begeben, um dort womöglich eine Schauspielertruppe für unser Hauptquartier Primkenau anzuwerben — also nach dem römischen Grundsatze panem et circenses — Marketenderbude und Komödiantenbande! — Wie begreiflich, wurde mir hierdurch eine schwierige Aufgabe zu lösen gegeben! Man denke sich uns in Feindeslande, wo wir gerade nicht viel Verehrer zählten und wo, wenn sie überhaupt verfügbar waren, Jünger und Jüngerinnen Thalia's sich sehr besinnen mußten, den Feinden ihres Landes die Zeit zu vertreiben, um nach unserem Abmarsche vielleicht dafür von ihren patriotischen Landsleuten nicht fühlbar gezüchtigt zu werden, abgesehen davon, daß ein solches Unternehmen für einen Theaterdirektor vielfach gewagt gewesen wäre. Denn wer wußte, in welcher Bedeutung — als Feind oder Freund — sich das Publikum Primkenau's dabei betheiligen werde!

Doch ich unternahm diese zweifelhafte Glogauer Mission im Vertrauen auf meinen guten Stern, und wie wir hören werden, nicht mit Unrecht. In der Stadt angekommen, schlug ich mein Hauptquartier in dem ersten Hotel — ich meine „zum deutschen Hause“ — auf, um von hier aus, zuerst bei dem Besitzer desselben, nach disponiblen dramatischen Kräften seiner Stadt zu fahnden, und erhielt hierauf schon von diesem so genügend günstige Notizen, daß ich mich vor der Hand aller weiteren Fahndungen in dieser Beziehung enthoben erachten durfte. Es weilte

hier, so lautete der Rapport, eine Schauspielerbande unter der Direktion eines Herrn Wagner, die, der kriegerischen Zeiten wegen, schon seit Monaten fast gar keine Einnahme, wohl aber Jammer und Elend in einem solchen Grade zu leiden habe, daß sie um nicht verhungern zu müssen, fast ausschließlich von der Stadt unterhalten werde. Demgemäß wäre es erwünscht, wenn derselben anderswo eine Nahrungsquelle eröffnet werden könne. Der gefällige Gastwirth berief den Herrn Direktor, der sich denn auch ungesäumt mir vorstellte. Ein kleines, armselig gekleidetes Männlein trat bei mir ein, und freudestrahlend ward sein Gesicht, als ich ihm meine Absicht eröffnete, seine und seiner Gesellschaft dramatische Kunst in Anspruch nehmen zu wollen.

Herr Wagner, der, wie es mir schien und was sich leider nur zu bald bestätigte, mit seinem Augenlicht sehr brouillirt war, das heißt, der fast gar nichts sah, deklarirte sich mir als den Repräsentanten der Rollen zärtlicher Väter und erbot sich auch, die erste Liebhaberin und ditto Liebhaber vorstellen zu wollen, was ich dankbarlichst und voll Neugierde annahm, und mir hierauf auch diese anderen beiden Coryphäen der Gesellschaft vorstellen ließ. Heute noch überkommt mich ein unwillkürliches Lächeln, wenn ich daran denke, welchen Eindruck diese Gestalten auf mich machten. Die prima donna, Madame Schimmel, eine kleine feine Gestalt, deren Rücken aber nicht ganz den Regeln des Ebenmaßes entsprach, das heißt, sie hatte einen Höcker; — und nun Er, Monsieur, war leibhaftig der lange Peter von Itzehoe, ein hager aufgeschossener Bursche, dem wohl nur die ungleiche Länge seiner beiden langen Beine der Ehre beraubt hatte, in der preußischen Landwehr für König und Vaterland streiten zu dürfen, indem der Jüngling bedeutend hinkte. Möchten bei dem geneigten Leser vielleicht gerechte Zweifel über diese drastische Schilderung meines Theaterpersonales aufsteigen — ich setze es sogar voraus — so kann ich denselben nur entgegensetzen, daß noch viele Kameraden aus jener Zeit leben, denen ich es ruhig überlassen darf, die Vertreter der Wahrheit dieses Gemäldes zu sein.

Wohl nahm ich nach Beaugenscheinigung dieser Persönlichkeiten einen Augenblick Anstand, mein Hauptquartier Primkenau mit ihnen zu beglücken, denn standen ihre Kunstleistungen, wie zu vermuthen, im Einklange mit ihrer persönlichen Erscheinung, so war wohl von den ersteren

nicht viel zu erwarten. Doch man verlangte ja auch keine Helden und keine Rührscenen; man wollte einfach die Langweile verscheuchen, dabei, wie ich voraussetzte, herzlich lachen, und wie hätte man geeignetere Mannschaft zu letztgenanntem Zwecke finden können, als den Herrn Wagner et Kompagnie! Dies bestimmte mich denn auch, den Direktor zu veranlassen, an einem der nächsten Tage mit seiner Truppe nach Primkenau überzusiedeln, wozu er sich sehr bereit erklärte. Nur bat er um einen kleinen Vorschuß zur Bestreitung der Transportunkosten, der Theater-Garderobe und der Dekorationen von Glogau nach unserem Hauptquartier, was ich denn auch um so gnädiger gewährte, da mir eine sehr bescheidene Summe als dazu ausreichend genannt wurde.

Nach Primkenau zurückgekommen, war es nun meine erste Sorge ein Lokal, auch nur einigermaßen würdig eines Musentempels, zu suchen. Das war in diesem Landstädtchen, welches durchaus nur kleine einstöckige Häuser, Scheunen und Schafställe enthielt, keine Kleinigkeit. Einer der Schafställe, ein Besitzthum des hiesigen fürstlichen oder gräflichen Gutsbesitzers, vor der Hand unbenützt, indem die früheren wolligen Insassen desselben sich auf der Weide oder sonst irgendwo befanden, schien mir endlich hierzu am geeignetsten, und wurde deshalb durch die Vermittelung unseres Bürgermeisters, der sich, wenn er am Tage unserer Ankunft auch kein Fleisch serviren ließ, doch stets sehr gefällig erwies, gereinigt, um die Erinnerungen an seine früheren Bewohner möglichst zu vertilgen.

So war nun alles für die Erwarteten bereit, welche denn auch an dem anberaumten Tage pünktlich auf vier Leiterwagen eintrafen; auf den ersten beiden das Personale, auf den zwei folgenden die dorischen Tempel, schattigen Wälder und kühlenden Wasserfälle — mit einem Worte, die Dekorationen der Gesellschaft. Jetzt wurde unter der Leitung des Direktors und mit Hülfe unserer Kompagnie-Zimmerleute die Bühne konstruirt, welche, wenn auch bald beendet, dennoch schwerlich des Beifalls Mühldörfers, jenes berühmten Maschinisten in Mannheim, sich zu erfreuen gehabt haben würde, und es begannen die Vorstellungen, worauf alles sich freute. Denn wir waren jung und deshalb empfänglich für Laune und Scherz.

Daß es in diesen Vorstellungen sehr ungenirt zuging, darf ich wohl nicht erst sagen, war es ja doch ein Feldtheater, und im Felde pflegt

man die Formen der Etiquette etwas weniger streng zu beachten, als in der Garnison. Unser Marketender hatte sich vor dem Kunsttempel mit Lebensmitteln aller Art, kompakten und flüssigen, etablirt, welche denn auch, namentlich die fluida, während der Vorstellungen von dem anwesenden Publikum fleißig absorbirt wurden. So verstand es sich auch von selbst, daß alle disponibeln Tabackspfeifen in Brand waren, denn damals hatten uns noch weder die Stadt Mannheim im Großherzogthum Baden, noch die Insel Cuba in Amerika mit ihrem gewickelten Kraut, Cigarren genannt, unter ächten oder unächten pompösen Namen beglückt.

Daß unter diesen Umständen und von diesem Publikum während der Vorstellungen auf der Bühne, auch hier unten im Parterre oft mitgespielt wurde, und zwar häufig mit mehr Humor als bei jener traurigen Gesellschaft da droben auf der Bühne, ist wohl zu entschuldigen. So erinnere ich mich unter Anderem einer köstlichen Scene, welche beim ganzen Auditorium ein schallendes Gelächter hervorrief. Einem schon älteren Offizier, leidenschaftlichem Tabackraucher, war während der Vorstellung seine Pfeife ausgegangen und gerne hätte er doch seinen Hochofen wieder in Brand gesetzt, aber womit, da er keines Feuerzeuges mächtig war? — Er benützte also den Augenblick, wo in Theodor Körners „Nachtwächter" dieser mit brennender Laterne erscheint, und rief demselben laut zu: „O, Nachtwächter, gebe Er mir doch ein wenig Feuer!" — worauf der Angerufene ganz unbefangen an das Proscenium vortrat, seine Laterne öffnete, um den Bittsteller, der mit einem langen Fidibus bewaffnet war, seinem Wunsche gemäß zu bedienen. Jubelnder Beifall belohnte die Bereitwilligkeit und Geistesgegenwart des Nachtwächters.

Uebrigens hatte ich mir, indem ich die Veranlassung zu der Uebersiedelung der Theaterbande hierher war, manche unvorhergesehene kleine Sorge bereitet. Alle betrachteten mich als ihren Vertreter und Beschützer par excellence. Ihre kleinen Zwiste und Bedrängnisse, unter welch letzteren vorzugsweise der bei ihnen häufig herrschende Ueberfluß an Geldmangel die Hauptrolle spielte, sollte ich schlichten, beseitigen. So erinnere ich mich, daß eines Morgens die vorerwähnte Prima Donna, Madame Schimmel, der ich einst vertraut hatte, daß ich die Guitarre spielte und so sehr den erlittenen Verlust der meinigen während jenes Rückzuges durch die unwirthbaren Gefilde des russischen Czarenreiches beklage, bei mir ein-

trat, in der Hand eine Guitarre mit himmelblauem Bande geziert, und mir solche mit freundlichen Worten zur Benützung während unserer hiesigen Anwesenheit zur Verfügung stellte. Als ich nun ablehnend dankte, indem ich jetzt keine Zeit zu Musikstudien habe, folgte des Pudels Kern in nachstehender Petition: „Dürfte ich den Herrn Kommandanten nicht bitten, von der Stadtbehörde für unsere Gesellschaft ein paar Pfund Koffebohnen zu requiriren?“ welches Gesuch ich aus mehreren Gründen abschlug, namentlich aber auch wegen des Mangels an Patriotismus, welchen die Dame dadurch zeigte, daß sie auf Kosten ihrer Landsleute und mit Beihülfe von deren Feinden einen wohlfeilen Kaffee trinken wollte! —

Oft mußte ich ob meinen Beziehungen zu dieser Künstlerfamilie von meinen Kameraden einen Scherz hören. So nannten sie mich „Herr Theater-Intendant!“ und behaupteten, der Theaterdirector Wagner habe von mir die Weisung: die Vorstellungen nicht früher beginnen zu lassen, als bis ich in den Kunsttempel-Schafstall eingetreten sei. — Doch unseren Theaterfreuden wurde ebenso unerwartet als unwillkommen bald ein Ende gemacht. Der Waffenstillstand war abgelaufen, ohne erneuert zu werden und ohne, wie man allgemein hoffte, den Frieden zu bringen. Denn man hatte nun des ewigen Schlachtens und der ewigen Schlachten, wie wir solche fast seit zwei Jahren fort und fort erlebten, vollkommen zur Genüge, ja, ich glaube keck behaupten zu können, von dem Marschall bis zu dem Tambour hinab! Also neue Rüstungen hier und drüben, um zu erkämpfen, was der Waffenstillstand nicht bringen wollte — den endlichen Frieden!

In den ersten Tagen des August erhielt unsere Division den Befehl, sich marschfertig zu halten, und am 13. marschirten wir demnach von Primkenau zum großen Schrecken des Theaterdirectors ab. Händeringend kam er zu mir, um sich Rath zu erholen, was er nun beginnen solle, denn hier bleiben könne er nach unserem Abmarsche mit seiner Gesellschaft nicht mehr, indem er voraussehe, daß er zum Danke dafür, den Feinden seines Vaterlandes die Zeit auf angenehme Weise vertrieben zu haben, verschiedenen Mißhelligkeiten, vielleicht sogar der schlagendsten Art ausgesetzt sein werde. Ich rieth ihm, in unserer Gesellschaft dieses gefahrdrohende Primkenau zu verlassen, wozu ich die nicht zu bezweifelnde Genehmigung meiner Vorgesetzten im Voraus zusichern zu können glaubte.

Bereitwilligst nahm der geängstete Mann meinen Vorschlag an, und so sah man denn am Tage unseres Abmarsches im Gefolge königlich württembergischer Munitions- und Brodwagen diesen Führer des Thespis-karrens, letzterer beladen mit den vorerwähnten griechischen Tempeln, anmuthigen Wäldern, kühlenden Wasserfällen und friedlichen Bauernhütten, daher ziehen. Trotz meines guten Gedächtnisses kann ich mich nicht mehr entsinnen, wo uns diese unglücklichen Flüchtlinge verließen und was aus ihnen geworden ist. Allerdings ist übrigens diese Vergeßlichkeit wohl zu entschuldigen in dem Augenblicke, wo es sich für uns wiederum darum handelte, einer andern Schaubühne als jener im Schafstalle zu Primkenau anzuwohnen, — der der blutigsten Gefechte und Schlachten!

Zur Lecture.

Belletristik.

Otto Roquette, Erzählungen. Stuttgart. Bruckmann.

Der Herr Verfasser ist einer von denen, deren Bücher wir stets mit einer Art von Besorgniß in die Hand nehmen. Denn je bereitwilliger wir die heitere und schöne dichterische Begabung anerkennen, die er zumeist in seinem Erstlingswerk — „Waldmeisters Brautfahrt" — aber auch später in manchen seiner Gedichte und in Prosa-Schöpfungen bewies, desto weniger können wir leider verschweigen, daß uns in all diesen späteren Arbeiten hin und wider einerseits eine auffällige Unfertigkeit im Verein mit allerlei kleinen unnatürlichen und unwahrscheinlichen Zügen, andrerseits eine nicht minder auffällige Nüchternheit und Gesuchtheit entgegentrat. Der Verfasser veröffentlicht unseres Wissens nicht viel, im Gegentheil weniger fast als irgend einer von allen, welche jetzt als die Ersten im „deutschen Dichterwalde" genannt werden. Allein es wird, wie es scheint, dadurch leider nichts gebessert, das vorliegende Buch liefert davon auf's neue den Beweis. Am meisten hat uns entschieden das letzte Stück, „Macugnaga und der Monte Rosa", keine eigentliche Erzählung, sondern mehr eine Reiseschilderung, angesprochen. Es ist fließend und warmherzig geschrieben und enthält vortreffliche Naturschilderungen. In den fünf vorausgehenden Erzählungen aber findet man, wie wir oben gesagt, neben den einzelnen Schönheiten nicht weniger Unfertigkeit, Unwahrscheinlichkeit, Uebertreibung, Gesuchtheit und Nüchernheit. Man nehme z. B. die erste, „Der Freiwerber", und die doch wohl ein wenig gar zu verschrobenen beiden Lehrer, dazu den gänzlich unmotivirten Umschlag des geliebten Mädchens zu Gunsten des scheuen Liebhabers. — Man lese die fast nur gesuchten und nüchternen Unterhaltungen der zweiten Arbeit: „Bei Tische";

oder die Unnatur, die Uebertreibung, und wieder die unmotivirte äußere und innere Umstimmung in der dritten: „Johann“ — beiläufig gesagt, muß es unter den ältesten Erzählungen von George Sand eine geben, die einen ähnlichen Stoff behandelt, wie er behandelt werden muß, doch erinnern wir uns leider des Titels nicht mehr. Oder man nehme endlich die fünfte: „Der Maigraf“ — ein doch gar zu modern gehaltenes Gemälde aus dem Mittelalter. — Wir haben es bereits erwähnt und wiederholen es: neben, ja vor diesem allen finden sich auch Schönheiten genug, poetisch warme und heitere, innige und wahre Schilderungen, Entwickelungen, Scenen und Situationen; allein man gelangt eben nirgends zu ihrem ruhigen und reinen Genuß vor dem, was sich unmittelbar an sie herandrängt. — Von einer Empfehlung des Buchs kann hiernach leider keine Rede sein; das Interesse, welches es in uns erregt, ist zwar ein ernstes, aber kein erfreuliches.

Ernst Fritze, Novellen. 4 Bde. Hannover. Rümpler. 1863.

Gerade in diesen vier Erzählungen finden wir nun, so zu sagen im schärfsten Gegensatz, alles, was wir im vorhergehenden Buche zu tadeln oder zu vermissen hatten, auf das ansprechendste vermieden, auf das geschickteste verarbeitet. Ernst Fritze ist ein Schriftsteller, der nicht allein die poetische und künstlerische, sondern auch, um uns einmal so auszudrücken, die rein technische Begabung im hohen Maße besitzt, ohne die auf diesem Felde so wenig wie auf irgend einem anderen ein wirkliches, berechtigtes Kunstwerk geschaffen werden kann. Er ist Herr seiner Stoffe bis in's Kleinste, er läßt Menschen, Situationen, Lokalitäten und Gegenden vor uns erstehen, wie sie wirklich sind, wie wir sie entweder schon selber vor uns gehabt haben oder sie jeden Augenblick finden können. Wenn er uns in die heutige Gesellschaft blicken läßt, so sehen wir ihn selbst und finden auch uns in ihr zu Hause; führt er uns, wie er denn das liebt, zum Anfang des Jahrhunderts oder noch weiter zurück, so geht es uns ebenso, und die Klippe, welche hier so nahe liegt, die Uebertreibung, die Karikatur, zeigt sich stets vermieden. Der Verfasser weiß zu zeichnen und zu schildern, er versteht mit Vermeidung jeder Breite stets spannend, stets interessant und fließend zu erzählen und vor allem zu motiviren, so daß selbst Ungewöhnliches uns wahrscheinlich wird und natürlich erscheint. Wir wissen keine der vier Erzählungen besonders hervor-

zuheben. Sie sind gleich spannend, gleich anerkennungs- und empfehlungswerth.

Elise Polko, Neue Novellen. Vierte Folge. Leipzig. B. Schlicke. 1863.

Indem wir annehmen, daß die hier gebotenen Novellen wirklich neue, d. h. erst neuerdings geschriebene, sind — wir kannten bisher nur die zweite: „Il Tempesta" — halten wir es noch mehr als bei der vor einem Jahre erschienenen dritten Folge für unsere Pflicht, die Verfasserin auf das allerernstlichste von der Bahn abzumahnen, welche sie seither immer entschiedener verfolgte. Wir wissen freilich nicht, ob diese Mahnung, selbst wenn sie beherzigt würde, noch etwas fruchten könnte, da der Schritte von der früheren Höhe herunter schon gar zu viele geschahen und ein Umkehren auf solchem Wege zu den Dingen gehört, die man leider am seltensten zu beobachten hat. Zurückhalten aber können wir diese Mahnung dennoch nicht, denn es ist in unseren Augen die Pflicht einer ehrlichen Kritik, ein Talent, wie es Elise Polko früher so oft, eigentlich in jedem Buche bewies, auf die Abwege aufmerksam zu machen, auf welche es sich — verrannte. „Il Tempesta" enthält doch noch einzelne Züge von einem wirklichen herben und derben, frischen und wilden Leben. Die drei übrigen Geschichten sind aber nichts als ein Conglomerat von Sentimentalität, ausschweifender Phantasie, laxer Lebensanschauung, Unnatur und einer Weichlichkeit, die den Leser mit einer Art von Verzweiflung nach einer einzigen ein wenig harschen und barschen Stelle, nach einem einzigen — sit venia verbo! — handfesten Fluch verlangen läßt, denn diese Weichlichkeit, wenn sie einigermaßen erträglich werden sollte, würde ein scharfes Gegengift verlangen. Diese Frauen, welche unpraktisch, weichlich und unlustig ihrer einmal übernommenen Pflicht nachzuleben, überall anstoßen und sich selbst stoßen, armselige Gatten haben, welche sie und ihren Werth und ihr Herz nicht verstehen, die von den Rechten des eigenen Herzens, der „hohen" Liebe reden und dagegen jedes andere Recht zurückstellen, die endlich ihre Pflicht vergessen und ihrem „Herzen", d. h. im Grunde ihrer ungeregelten Phantasie und ihrer innern Haltungslosigkeit folgen, — die Frauen sind bekanntlich nicht neu, ebenso wenig wie die von ihnen verlassenen oder die von ihnen erkorenen jämmerlichen Männergestalten. Die Gräfin Hahn hat vor Zeiten in dergleichen Erkleckliches geleistet. Aber miserabel bleiben sie trotzdem, ja sie werden hier um so

miserabler, da diese hohlen, unwahren und frivolen Gestalten nicht einmal durch die Neuheit, als reine Monstra, mehr interessiren. Es wundert uns, daß man nicht den Versuch macht, einer solchen Frau einmal einen tüchtigen Gatten gegenüberzustellen, an dem sie sich endlich wieder aufrichten und zur Besinnung kommen könnte. Das wäre, wo nichts Neues, doch einmal nichts so oft Geschildertes und jedenfalls etwas Würdigeres. — Wir können zum Schluß die Verfasserin nur nochmals bitten, daß sie, wo sie es noch vermag, innehalten wolle auf dieser Bahn, auf der endlich selbst ein Talent, wie sie es uns früher zeigte, und selbst hier noch stellenweise verräth, den Autor nicht vor immer weiterem Sinken schützen kann.

Louise Otto, Kunst und Künstlerleben. Novellen. Bromberg. Roskowski. 1863.

Die fünf Novellen des Bändchens sind gut erfunden und ansprechend geschrieben. Wir können keine von den vier ersten besonders hervorheben; die fünfte: „Ein weiblicher Ahasver", hat uns am wenigsten angesprochen. Es sind auch wieder ein so überaus schwächlicher Mann, eine emancipirte und eine verschrobene Frau darin — was will man mit solchen „Charakteren" zu Stande bringen? — Die erste Novelle, „Paul Flemming", ausgenommen, „machen" die übrigen unserem Sinne nach ein wenig gar zu viel in „Volk" und „Zukunftsmusik". Doch das ist Geschmackssache.

Th. Messerer, Gemüthliche Dorfgeschichten. München. Fleischmann's Buchhdlg. 1862.

Wir sind dieser Schriftstellerin mehrmals, wenn auch meistens auf dem Gebiete der Jugendschriften begegnet und haben ihre Gaben fast stets auf das allerrühmendste besprechen können. Wir freuen uns, auch über die vorliegenden fünf kleinen Geschichten — es sind im Grunde gleichfalls Erzählungen für die Jugend — wieder ein ähnlich günstiges Urtheil fällen zu dürfen. Voll Wärme, Gemüth und Herz, einfach und maßvoll, vermögen sie ihre Leser sicher auf das freundlichste zu fesseln und zu befriedigen.

Theodor Storm, Auf der Universität. Münster. Brunn'sche Buchdruckerei. 1863.

Eine Geschichte, mit dem weichen und träumerischen Reiz, der Poesie,

der Naturwahrheit geschrieben, welche dieses Schriftstellers Gaben stets ausgezeichnet haben. Gegen den Titel haben wir aber zweierlei einzuwenden; einmal ist er bereits dagewesen, etwas, das man bei einem Buche nie übersehen sollte; und zweitens paßt er nicht. Denn wenn die kleine Geschichte auch während der Studienjahre ihres Erzählers ihre Entwickelung und ihr Ende findet, so liegen die hübschen Eingangspartieen, ja der wirkliche Schwerpunkt des Ganzen, doch weit hinter diesen Jahren.

Graf Grabowski, Militärische Humoresken. 2. Theil. Potsdam. Döring. 1862.

Das Büchlein enthält drei kleine Geschichten aus dem Soldatenleben, keck, frisch und rasch weg erzählt und daher auch eines günstigen, erheiternden Eindrucks sicher. Das zweite Stücklein: „Aus den Erinnerungen eines alten Fuchses" ist uns zum Theil ganz vortrefflich erschienen.

Heinrich Röckner, Zwei Weihnachten. Danzig. Kafemann. 1863.

Eine kleine Erzählung aus den Erinnerungen eines — jüdischen — Arztes, die uns fast gemahnen will, als sei sie ein Erstlingswerk ihres Verfassers. Darin soll aber, wenn es wirklich der Fall, keineswegs ein Tadel ausgesprochen sein. Das Büchlein hat uns durch Wärme hier, durch Frische da im Gegentheil außerordentlich angesprochen, durch eine gewisse Ursprünglichkeit, die man eben leider in den späteren Büchern der meisten Autoren nicht mehr trifft.

Fr. Gräfin Schwerin, In einem Bildersaal. Danzig. Kafemann. 1863.

Diese Erzählungen oder vielmehr Skizzen, die nur zur Erläuterung der beigegebenen kleinen Illustrationen geschrieben zu sein scheinen, sind allein für Frauen bestimmt — „die Männer sollen von unserer Unterhaltung gar nichts zu hören bekommen," sagt die Verfasserin. Wir wissen nicht, ob dieser Wunsch etwa durch die Ahnung veranlaßt worden, daß das Buch in den Augen eines ruhig prüfenden und urtheilenden Mannes allerdings sehr unbedeutend erscheinen müsse, aber wir fürchten, daß auch die Frauen, welche sich bei ihrer Lecture zu einem Urtheil erheben, nicht günstiger darüber denken werden. Wir haben kaum ein oder zwei unter den zehn „Bildern" gefunden, welche auch nur ein wenig höher oder tiefer

greifen. Gradezu komisch aber wirkt es, wenn die Verfasserin sich in ihren Schilderungen auf die kleinen Illustrationen beruft und von uns verlangt, daß wir bei ihren Gestalten diese oder jene Kleidung, diesen oder jenen Ausdruck oder Gott weiß was noch sonst beobachten sollen, während man schon Mühe genug hat, diese Gestalten selbst zu entdecken. Man sehe z. B. No. 3, oder No. 6, die „Sommerlandschaft" mit dem „Mann da oben auf der Höhe" und der „Frauengestalt", die am Bord des davon segelnden Schiffes lehnt. —

Alfred Meißner, Charaktermasken. 3. Bd. Leipzig. Grunow. 1863.

Wir können auch über diesen Band nur unser früheres Urtheil abgeben, daß er, wie sich das bei diesem Verfasser ja von selber versteht, viel Vortreffliches und Interessantes bietet. Nur müssen wir auch hier, wie schon öfters, bekennen, daß uns für die „Ironie", von der z. B. das erste Stück, „Die Enthusiasten", durchdrungen ist, jedes Verständniß fehlt, und daß uns bei diesen Arbeiten schon um dessentwillen nie recht wohl wird, weil wir fast nicht eine einzige mit Wärme und Liebe geschrieben finden. Schöpfungen des Dichters sind die Geschichtchen, Anekdötchen u. s. w. nicht, sondern nur, wie wir sie bereits hießen — Arbeiten, daher auch sehr charmant und sogar vortrefflich, aber bei Leibe nicht wirklich anziehend und erquicklich.

Ernst Fritze, Solitude. 2 Thle. Wien. Markgraf u. Comp. 1863.

Diese zwei Bändchen, welche den 18. Jahrgang des Albums aufs Würdigste eröffnen, bringen uns eine Schloßgeschichte aus dem Anfang des Jahrhunderts, wie der Verfasser sie gern erzählt und, was das Beste ist, vortrefflich zu erzählen versteht. Die Novelle behandelt einen reichen und interessanten Stoff auf das ansprechendste und geschickteste. Die Menge von Personen, welche darin auftreten, sind lebensvoll, frisch und charakteristisch gezeichnet. Jan, der Holländer, seine Mutter, Henrika die Blankeneserin, die freiherrliche Familie Wendemark, der Prinz mit seiner heimlichen Gattin in der Solitude, und was sich nun von allen Seiten daran schließt, bilden einen Kreis, wie wir ihn in einem Buche gleichen Umfanges nicht leicht so reich, so scharf individualisirt und in allen seinen Gliedern so nothwendig fürs Ganze bei einander finden möchten. Wir geben dem Buche unsere wärmste Empfehlung mit.

Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Von der Verf. der „Mädchenträume". St. Gallen. Scheitlin u. Zollikofer. 1863.

„Die Verfasserin hat in einem wechselvollen Leben so viele Bilder menschlicher Schicksale an sich vorüber gehen sehen," sagt sie in der Vorrede, und fühlte sich in Folge dessen gedrungen, „dem ihr geistesverwandten Frauenkreise einige dieser Lebensbilder vorzuführen." Das wäre nun ganz schön und gut, hätte man sich nicht bei Ansicht des Titels von vornherein allerlei Bedeutendes versprechen müssen und sähe sich nun im Büchlein selber nicht gründlich enttäuscht. Titel sind eben nicht gleichgültig, und hier wäre sicher ein bescheidenerer, weniger verheißungsvoller am Platz gewesen. Denn diese „Zeitgenossen" sind dem großen Publikum allerdings sehr unbekannt, und wir wissen nicht recht, ob sie nicht am Ende demselben auch besser unbekannt geblieben wären, so unbedeutend sind sie, so dürftig, wenn auch noch so gut gemeint, sind diese Schilderungen aus ihrem Lebensgange.

Dr. Heinrich Pröhle, Deutsche Sagen. Mit Illustrationen. Berlin. U. Frank. 1863.

Da der Herausgeber als einer der eifrigsten Forscher und taktvollsten Erzähler auf diesem Gebiete längst rühmlich bekannt ist, können wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß die Sammlung uns eine bedeutende Zahl wahrhaft poetischer und schöner, aber auch sehr interessanter Sagen bietet, von denen manche hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Ein Anhang: „Anmerkungen und Sachregister" vereint alles, was diese Sammlung auch wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen läßt. Der Illustrationen, auf die wir freilich keinen Werth legen, sind nicht viele und überdies sind sie auch nicht grade rühmenswerth.

Th. Colshorn, Die deutschen Kaiser. Leipzig. Hörnecke 1863.

Der Verfasser erzählt in außerordentlich ansprechender, einfacher und doch dem Gegenstand würdiger Weise kurz von den deutschen Kaisern, der Geschichte ihr Recht erweisend, die Sage stets herbeiziehend. Wir empfehlen das Buch als eins der unterhaltendsten und lehrreichsten, welche man besonders der heranwachsenden Jugend zu bieten hat. Einen Hauptvorzug erkennen wir darin, daß es durch und durch gut deutsch ist, was wir leider nicht immer ähnlichen Büchern nachzurühmen haben.

Der Alte im Giebelhause.

Eine Geschichte

von

E. Lohberg.

1.

Ein stiller, schwüler Sommerabend lag auf den dunklen Giebelgassen einer mittelgroßen Provinzialstadt Norddeutschlands. Aus den langsam über den Himmel dahinziehenden finstren Wolken trat dann und wann der Halbmond hervor und beleuchtete die hohen Thürme und Kirchen mit ihren grünlich schimmernden Kupferdächern, die alterthümlichen, in niederländischem Stil gebauten Häuser mit ihren spitzen Giebeln und weit vorspringenden schmalen Erkern, die hie und da vor den Thüren stehenden Linden und die steinernen Brunnen auf dem großen freien Platze inmitten des Ortes, deren Plätschern träumerisch durch die tiefe Sommerabendstille schallte; das Wagengerassel in den Straßen war längst verstummt, das geschäftige Treiben in den Werkstätten und Läden war beendet, und alle Hände ruhten von der Arbeit. Hin und wider saßen die Bewohner der alterthümlichen Häuser auf den steinernen Bänken unter den Linden vor der Thür, während andere von einem Spaziergange durch die Umgebung der Stadt oder aus ihren vor den Thoren gelegenen Gärten langsamen Schrittes heimkehrten.

Auf Einen schien der herrliche Sommerabend nicht den geringsten Eindruck zu machen. Es war der Bewohner eines etwas altfränkisch möblirten Zimmers im ersten Stock eines stattlichen Giebelhauses an dem größten freien Platze der Stadt, ein hagerer Sechziger, dessen scharfmarkirte Gesichtszüge eine fast stoische Ruhe zeigten. Er saß in einem Lehn-

stuhl neben einem großen Tische, rauchte behaglich aus einer langen Pfeife und kramte in mancherlei Papieren, die er aus einem vor ihm stehenden blechernen Kasten genommen hatte. Nachdem er dieselben sorgfältig gemustert, ergriff er die Feder und schrieb einige Zeilen, sah wieder einige Papiere durch, zeichnete abermals einige Bemerkungen auf und lehnte sich endlich sinnend zurück, wobei seine Züge einen heitern, beinahe freudigen Ausdruck annahmen.

Der Alte in dem stattlichen Giebelhause war ein Kaufmann aus der Hauptstadt Namens Albert Gerstein, der früher ein ausgedehntes Geschäft betrieben, dasselbe aber schon seit mehr als fünfzehn Jahren aufgegeben hatte, — wie die Einen sagten, wegen großer Geldverluste, nach der Behauptung Anderer aber in Folge glücklicher Spekulationen, durch die er so reich geworden sei, daß er ein bequemes und behagliches Leben führen könne. Aus der Art und Weise seines Auftretens und aus seiner ganzen äußeren Erscheinung ließ sich indessen kein Schluß auf seine finanziellen Verhältnisse ziehen; er lebte still und eingezogen, machte keinen Aufwand, legte sich aber auch keine Entbehrungen auf. Das Leben, welches er führte, war ganz das eines launenhaften, eigensinnigen Hagestolzen; jedermann würde ihn auch für einen solchen gehalten haben, wenn nicht allgemein bekannt gewesen wäre, daß der junge Tuchhändler Otto Gerstein, dessen Haus am äußersten Ende des gleichen Platzes lag, der Sohn des Alten war. Früher hatte er einen jungen Burschen in seinem Dienst gehabt, der den Posten eines Schreibers, Bedienten und Auslaufers bei ihm versehen; nachdem er denselben aber wegen grober Fahrlässigkeiten und Unredlichkeiten fortgejagt, hatte er eine alte Haushälterin angenommen, die für ihn sorgte, so gut sie konnte.

Das Verhältniß, in welchem er zu seinem Sohn stand, war ein ganz eigenthümliches und gab zu mancherlei Vermuthungen und gehässigen Bemerkungen Anlaß; doch konnte niemand behaupten, von einem der Beiden jemals eine Klage über den Andern gehört zu haben. Otto erschien nur äußerst selten im Hause seines Vaters, und dieser hatte noch nie die Schwelle der Wohnung seines Sohnes überschritten. Das Gerücht sagte, Otto habe sich gegen den Willen seines Vaters allzufrüh verheirathet, und überdies mit einem Mädchen, das keinen Heller im Vermögen besessen. In Folge dieses Schrittes sei es zu heftigen Scenen zwischen Vater und Sohn gekommen, und der erstere habe seine Hand ganz von dem jungen

Paare abgezogen, welches dadurch in ungünstige Verhältnisse gekommen sei. Gewiß war so viel, daß der junge Tuchhändler mit seiner Frau und seinen drei Kindern sehr eingeschränkt lebte und Tag und Nacht angestrengt arbeitete, um den Seinigen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. — —

Ein Licht nach dem andern erlosch in den Häusern ringsum, und weit und breit war nichts zu vernehmen, als das Rauschen der Brunnen und der Ruf der Wächter, welche ihre nächtliche Wanderung begannen — der Alte aber saß noch immer droben in seinem Lehnstuhl und rauchte und sann und grübelte still vor sich hin.

Endlich erhob er sich, stellte seine Pfeife in einen Winkel, legte die Papiere sämmtlich wieder in den Kasten, verschloß ihn sorgfältig und sprach vor sich hin, indem er den Schlüssel in ein Fach seines Schreibtisches steckte: „Ich mag vielleicht unrecht gehandelt haben — aber es ist nun einmal geschehen — und am Ende ist doch nichts verloren. Ich kann viel wieder gut machen — sehr viel! Die wenigen Monate werden ja auch vergehen, wie so viele andere — und hoffentlich weile ich dann schon noch unter den Lebenden!“ Nach diesen Worten schritt er einige Male im Zimmer auf und nieder, stellte sich dann an's offene Fenster und athmete den frischen Waldesduft ein, den der Nachthauch zu ihm herüber trug.

Der Schlag der Mitternachtsstunde weckte ihn endlich aus den Träumereien, in welche er beim Anschauen der schlafenden Stadt versunken war. Er ging in ein Nebenzimmer und holte eine kleine Blendlaterne. Nachdem er sie angezündet, untersuchte er, ob das Vorlegeschloß vor dem blechernen Kasten auch in der gehörigen Weise befestigt sei, nahm den letzteren unter den linken Arm, ergriff die Laterne mit der linken und ein Schlüsselbund mit der rechten Hand und schritt durch einen engen Corridor nach einem kleinen Zimmer, welches sich in einem in den Hof vorspringenden Flügel befand. Dort angekommen, öffnete er einen unansehnlichen großen hölzernen Kasten, schob einige alte Kleidungsstücke und Bücher auf die Seite, stellte den blechernen Behälter hinein, bedeckte ihn mit Kleidern und Büchern, verschloß die Kiste und begab sich dann wieder in sein Wohnzimmer.

Zu erregt, um schlafen zu können, stellte er sich wieder an das offene Fenster und blickte in die prächtige Sommernacht hinaus, die wie ein

Traum über den finsteren Häusermassen lag. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen, und rein und klar glänzte der Halbmond am tiefblauen Himmel, an welchem sich einzelne hohe Giebel der gegenüberliegenden Häuser scharf abzeichneten. Drunten in den Lindenwipfeln vor der Thür spielte der Nachthauch, und der immerquillende Brunnen inmitten des freien Platzes rauschte leise dazwischen. Dann und wann schallte ein Glockenklang von den Thürmen oder der Ruf des Wächters herüber — sonst war weit und breit kein Laut zu vernehmen.

Schon wollte der Greis das Fenster schließen und sich zur Ruhe begeben — da hörte er in weiter Ferne die klaren Töne eines Posthorns. „Das ist die Post, welche nach der Hauptstadt fährt!" sprach er wehmüthig vor sich hin. „Schöne Zeit, wo ich die ganze Welt noch mein nannte und in dämmernder Sommernacht fröhlich über Berg und Thal fuhr! Alles, was ich besitze, gäb' ich mit Freuden hin, könnt' ich die glückliche Jugend wieder zurückrufen!"

Die Klänge des Posthorns kamen immer näher und näher, der Wagen rasselte vorüber und hielt vor dem benachbarten Postgebäude, die Pferde wurden gewechselt, und mit lautem Peitschenknall und lustigem Geschmetter ging's in raschem Trabe weiter.

Die fröhlichen Töne verhallten allgemach in der Ferne, und nach wenigen Minuten herrschte ringsum wieder die vorige tiefe Stille. Der Alte warf noch einen Blick nach dem Hause seines Sohnes hinüber, aus dem schon seit einer Stunde kein Licht mehr hervorschimmerte, schloß das Fenster und begab sich in sein Schlafzimmer, wo ihn bald sanfter Schlummer umfing. —

Um dieselbe Stunde standen drunten auf dem freien Platze im Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe zwei schlechtgekleidete, verdächtig aussehende Burschen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die leise mit einander sprachen und dabei von Zeit zu Zeit nach den erleuchteten Fenstern der Wohnung des alten Gerstein hinüber schielten.

„Weißt du es denn gewiß, daß der Alte viel Geld besitzt?" fragte der Kleinere von Beiden, ein Schwarzkopf, mit heiserer Stimme. — „Nun, meinst du etwa, daß der schäbige Geizhals Löschpapier sammelt und sorgfältig verschließt?" gab der Andere, der einen in ein Tuch gebundenen blechernen Kasten trug, spöttisch zurück. — „Ja, du mußt es allerdings am besten wissen — du bist ja lange genug bei ihm gewesen." — „Ich

habe mich mehr als zu viel von dem alten Filz maltraitiren lassen — jetzt soll er dafür büßen!"

„Er wird seine Schätze wohl sehr sorgfältig hüten?" — „Das thut er allerdings — aber er ist doch nicht schlau genug." — „Wo hält er sie denn versteckt?" — „Erst versprich mir, daß du mir helfen willst — dann will ich dir alles sagen." — „Wenn ich die Hälfte des Geldes bekomme, helfe ich dir," versetzte der Schwarzkopf. — „Die Hälfte kann ich dir nicht geben — ein Drittel sollst du haben." — „Nun, wenn's nicht anders geht, will ich mich auch damit begnügen."

Der Größere trat darauf dicht an den gewonnenen Bundesgenossen hinan, beugte sich zu ihm hernieder und flüsterte ihm in's Ohr: „Das Haus, in welchem der Alte wohnt, hat einen Flügel, der weit in den Hofraum vorspringt, und in einem Zimmer dieses Flügels steht eine mit Büchern und Kleidungsstücken gefüllte Kiste. In diese schließt der alte Gerstein den blechernen Kasten ein, worin sich sein ganzes Vermögen befindet. Als ich bei ihm diente, hab' ich mir die Schlüssel zu beiden in Wachs abgedrückt, und vor acht Tagen hat der Schlossergeselle Grummer mir nach diesen Abdrücken zwei Schlüssel gemacht. Vor dem blechernen Kasten hängt nur ein kleines Vorlegeschloß; da er nicht groß ist, nehmen wir ihn ganz mit und öffnen das Schloß später in aller Ruhe. Damit der alte Geizhals aber nichts merkt, stellen wir einen andern, ganz ähnlichen, mit altem Papier und einigen Steinen gefüllten blechernen Kasten statt des weggenommenen hin. Ich habe mir für diesen Fall schon früher einen solchen Zwilling machen lassen und trage ihn bei mir." — „Den Tausch wird dein ehemaliger Herr aber doch sehr bald gewahr werden!" fiel ihm der Schwarzkopf in's Wort.

„Das wird er nicht!" entgegnete jener. „Der Alte öffnet den blechernen Kasten nur zu Anfang eines neuen Vierteljahres, sieht aber sonst nur alle zwei oder drei Tage einmal nach, ob derselbe noch in der großen Kiste steht. Da er ihn heute geöffnet hat, wie er es immer an diesem Tage gethan, und wie ich zum Ueberfluß selber vorhin vom Bodenfenster des goldenen Engels aus gesehen, so wird er den Streich erst heute über drei Monate merken, und wir haben unterdessen hinlänglich Zeit, die werthvollen Papiere ganz in aller Stille eins nach dem andern zu versilbern."

„Ja, wenn die Sache sich so verhält, so können wir den Streich

dreist ausführen," meinte der Schwarzkopf. „Lass' uns nur gleich dran gehen — der Alte schläft jetzt gewiß schon ganz sanft." — „Jedenfalls wird er schlafen, bis wir uns an Ort und Stelle befinden — wir müssen einen kleinen Umweg machen. Folge mir nur leise in einiger Entfernung nach und gib wohl Acht, ob uns auch niemand bemerkt und nachschleicht."

Die beiden Gauner verließen darauf den freien Platz, bogen in eine kleine Straße ein und schwangen sich über die niedrige Mauer eines Hofraums, der mit einem Garten in Verbindung stand, dessen äußerste Mauer die Scheidewand zwischen den Höfen der nächsten Nachbarn Gersteins bildete. Die letzten Hindernisse waren ebenfalls sehr bald überwunden, und fünf Minuten später befanden sich die Strolche unmittelbar neben dem in Rede stehen Flügel.

Der ehemalige Diener des alten Gerstein war so genau mit der Oertlichkeit bekannt und wußte alles zum Einbruch Nöthige so rasch zu finden und anzuwenden, daß er die Leiter bereits erstiegen und das Fenster des fraglichen Zimmers bereits geöffnet hatte, ehe sein Genosse noch im Stande gewesen war, sich zu orientiren. Letzterer sollte auch weiter nichts thun, als genau darauf Acht geben, ob sich irgend etwas Verdächtiges in der Nähe rege, dafür sorgen, daß die Leiter feststehen bleibe und den geraubten Kasten nebst den Einbruchswerkzeugen in Empfang nehmen.

Während nun der Schwarzkopf am Fuß der Leiter stand und seine Aufmerksamkeit theils auf das leise Hantiren des im Zimmer Befindlichen und theils auf die umliegenden Häuser und Gärten richtete, hörte er plötzlich einen ziemlich lauten, dumpfen Ton, der wie das Fallen eines schweren Gegenstandes klang. Da er nicht mit Sicherheit zu bestimmen vermochte, ob das seltsame Geräusch aus dem Zimmer droben oder aus einem der benachbarten Gebäude gekommen war, so lauschte er in ängstlicher Spannung empor, um ein Lebenszeichen von seinem Spießgesellen zu vernehmen. Aber so angestrengt er auch horchte — nicht der leiseste Laut drang von dem offenen Fenster her in sein Ohr. Die Minuten wurden ihm zu Stunden; aber eine nach der andern verging, ohne daß Jener etwas von sich hören ließ.

In der Meinung, seinem Genossen sei irgend ein Unfall zugestoßen, stieg er endlich selber leise auf der Leiter empor, um demselben, wenn nöthig, Hülfe zu leisten. In seiner Angst und Hast ging er nicht vor-

sichtig genug dabei zu Werke; die Leiter glitt aus, und er stürzte nebst ihr mit ziemlich starkem Geräusch zu Boden.

Der Lärm weckte sofort mehrere Hunde in der Nachbarschaft, die ein furchtbares Gebell erhoben. Obgleich der Gefallene eine Wunde am Kopf davongetragen hatte, aus der er das warme Blut hervorrieseln fühlte, so erachtete er es doch für das Beste, sich mäuschenstill zu verhalten, damit die Hunde sich erst wieder beruhigten. Diesen Zweck erreichte er auch. Als das Gebell schwieg, stand er leise auf, wischte sich das Blut ab und wollte eben die Leiter wieder ansetzen, als er zu seinem größten Staunen seinen Spießgesellen, den blechernen Kasten unter dem Arm, bereits neben sich erblickte.

„Nur rasch fort!“ rief der letztere, „sonst attrapirt uns der Alte! Mir war's droben vorhin schon, als hörte ich die Thür zu seinem Schlafzimmer gehen!“ — Der Andere ließ sich nicht zum zweiten Mal zur Eile antreiben. Er band sich rasch sein Taschentuch um den verwundeten Kopf, und Beide traten darauf den Rückweg in der nämlichen Weise an, wie sie gekommen waren, ohne daß sie irgendwie Gefahr liefen, entdeckt zu werden. — Als sie sich in Sicherheit befanden, erzählten sie einander ihre Erlebnisse, und der Schwarzkopf erfuhr nun, was für eine Bewandtniß es mit dem seltsamen dumpfen Geräusch gehabt.

„Ich stand kaum in dem mit allen möglichen Gegenständen gefüllten Zimmer,“ sagte der ehemalige Diener des alten Gerstein, „als ich gegen einen mit großen, schweren Büchern bedeckten Tisch stieß und mehrere der letzteren auf den Boden warf. Da mein früherer Herr einen gar leisen Schlaf hat, so tastete ich mich rasch zu der Kiste hin, öffnete sie, vertauschte die blechernen Kasten, verschloß dieselbe wieder und sprang auf die Fensterbank, um so rasch als möglich die Leiter hinabzuklettern. Als ich diese nicht vorfand, besann ich mich nicht lange, sondern umklammerte die dicht neben dem Fenster hinlaufende ziemlich standfeste Dachrinne und glitt an ihr auf den Boden hinab. Ehe ich meine Rutschpartie antrat, zog ich aber die beiden Fensterflügel, so gut es ging, wieder zusammen, damit der Alte keinen Verdacht schöpft, wenn er das Zimmer wieder betritt.“

Nachdem Beide dann noch verabredet hatten, wo und wann sie am nächsten Morgen zur Vertheilung des Geraubten schreiten wollten, trennten sie sich, und jeder suchte die ärmliche Spelunke auf, in welcher er wohnte.

2.

Die Sonne des folgenden Tages stand erst wenige Stunden am Himmel, als die Nachbarn des alten Gerstein dessen Sohn raschen Schrittes auf das Haus seines Vaters zueilen und hastig in dasselbe eintreten sahen. Da Beide überhaupt sehr selten mit einander verkehrten, wie bereits bemerkt worden, so mußte ein Besuch zu so früher Morgenstunde natürlich doppelt auffallen, und die Leute ergingen sich in hunderterlei Vermuthungen über denselben.

Auf der Hausflur traf Otto die alte Haushälterin, und auf seine Frage, ob sein Vater schon aufgestanden sei, erwiderte die letztere, welcher Störungen irgend einer Art äußerst unangenehm waren, mit mürrischer Miene: „Sie wissen ja selber, Herr Gerstein, daß Ihr Herr Vater erst eine gute Stunde später aufsteht. Da derselbe gestern Abend später als gewöhnlich zu Bette gegangen ist, so dürfte er heute noch länger als sonst schlafen.“ — „Nun, dann will ich im Wohnzimmer so lange warten, bis mein Vater aufgestanden ist,“ versetzte Otto, indem er die Treppe hinaufstieg und in das Gemach im ersten Stock trat, in welchem der Greis am Abend zuvor bei seinen Papieren gesessen und gegrübelt hatte.

Der frühe Besucher warf einen flüchtigen Blick auf die Möbeln im Zimmer, gleich als ob er sich überzeugen wolle, daß die frühere Einrichtung noch vorhanden sei, und schritt dann in sichtlicher Aufregung hin und her. Otto zählte erst acht- bis neunundzwanzig Jahre, aber auf seinem bleichen Antlitz, welches scharf gegen die pechschwarzen Haare abstach, stand deutlich geschrieben, daß er in seinem kurzen Leben schon mit manchen Sorgen gekämpft und manchen Kummer und manches Leid erduldet.

Nachdem er etwa eine Stunde mit wachsender Aufregung seines Vaters geharrt, kam dieser zum Vorschein, wünschte seinem Sohne mit kalter Freundlichkeit guten Morgen, bat ihn, sich zu setzen, ließ sich sein Frühstück bringen und fragte ihn dann nach der Ursache seines zeitigen Besuchs.

Die Ruhe und Kälte des Greises schienen Otto unangenehm zu berühren; er nahm nach kurzem Zögern neben seinem Vater am Tische Platz und sagte mit einiger Bitterkeit: „O, ich kann sehr gut warten, bis du gefrühstückt hast — mein Anliegen wird dir gewiß nicht dringlich vorkommen.“ — „Nein, trage mir's nur vor,“ entgegnete jener; „ich

kann sehr gut zwei Dinge zugleich thun — lese ich doch jeden Morgen beim Frühstück."

Otto schwieg einige Augenblicke und begann darauf mit mühsam erkämpfter Ruhe: „Du weißt, lieber Vater, daß ich Tag und Nacht arbeite, um mir und den Meinigen eine anständige Existenz zu sichern. Meine Bemühungen sind auch bisher Gottlob nicht erfolglos gewesen —." — „Das freut mich sehr," warf der Alte dazwischen, indem er sich eine Tasse Kaffee einschenkte. — „Erst ganz vor Kurzem habe ich ohne meine Schuld Unglück gehabt," fuhr Otto fort. „Ein Kaufmann in der Hauptstadt, der mir eine nicht unbedeutende Summe schuldig ist und von dem ich seit vier Wochen täglich Zahlung erwartete, hat plötzlich Bankerott gemacht, so daß ich von meiner Forderung wenig oder nichts erhalten werde." — „Ein guter Geschäftsmann muß sich niemals mit unsoliden Menschen einlassen," bemerkte jener, ohne die geringste Theilnahme zu verrathen.

„Ich glaube nicht, daß mir irgend jemand bei diesem Verlust auch nur einen Gedanken von Schuld beimessen kann," entgegnete der junge Kaufmann. „Die besten und vorsichtigsten Geschäftsleute sind bei diesem ganz unerwarteten Bankerott zu Schaden gekommen." — „Soll ich dir die Summe, welche du verloren hast, vielleicht ersetzen?" fragte der alte Gerstein mit spöttischem Lächeln. — „O nein — das würde ich nun und nimmer verlangen, lieber Vater," erwiderte Otto mit halb schmerzlichem und halb bitterem Ton. „Ich werde den Verlust schon verwinden; nur — nur befinde ich mich augenblicklich in einiger Verlegenheit, da ich in diesen Tagen mehrere beträchtliche Einkäufe machen und auch verschiedene Posten bezahlen muß, wozu ich das lange erwartete und nun verlorene Geld benutzen wollte." — „Ich soll also doch aushelfen — nicht wahr?" forschte jener mit stechendem Blick, indem er seine Tasse mit großer Behaglichkeit ausschlürfte.

„Nur für einige Wochen wünschte ich ein paar hundert Thaler vorgeschossen zu haben," versetzte der Sohn, seine Aufregung und seinen Schmerz verbergend. „Hier ist das Verzeichniß der einzelnen Summen, welche ich im Lauf dieses Vierteljahres einzukassiren habe." Bei diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche und legte es vor seinem Vater nieder. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf dasselbe und entgegnete dann mit großer Gelassenheit: „Daß du Gelder einzukassiren hast, be-

zweifle ich nicht — aber wie wird es, wenn auch diese Schuldner bankerott machen?"

„So etwas läßt sich doch wohl kaum voraussetzen," erwiderte der junge Kaufmann. „Selbst wenn auch Einer oder der Andere zahlungsunfähig werden sollte, so werden doch die Uebrigen gewiß ihren Verpflichtungen nachkommen. — Ich weiß es — es geht gegen deine Grundsätze, Geld auszuleihen, wo dir nicht vollständige Sicherheit geboten wird," fuhr er nach einer Pause fort; „aber bei deinem eigenen Sohn könntest du diesmal wohl eine Ausnahme machen. Meine arme Frau härmt sich Tag und Nacht —." — „Warum hast du dich so früh und mit einem so armen Mädchen verheirathet?" rief der Alte mit scharfem Ton. „Wärst du meinem Rathe gefolgt — hättest du bis jetzt mit dem Heirathen gewartet und ein reiches Mädchen zur Frau genommen, so brauchtest du jetzt nicht umherzulaufen und um Darlehen zu bitten."

„Diesen Vorwürfen gegenüber kann ich nur wiederholen, was ich schon früher gesagt habe: daß ich meine Heirath bis jetzt nicht allein keinen Augenblick bereut habe, sondern Gott täglich dafür danke, daß er mir eine so treue, thätige und aufopferungsfähige Lebensgefährtin zugeführt hat," versetzte jener, nach Fassung ringend. „Ein reiches Mädchen würde vielleicht maßlose Ansprüche gemacht haben, und durch das Geld, welches ich bei einer sogenannten brillanten Partie erhalten, wäre ich dann unglücklicher geworden, als ich es in meinen jetzigen Verhältnissen je werden kann."

„Würde! — Wäre!" wiederholte sein Vater höhnisch. „Voraussetzen kann man alles Mögliche. Eingestandener Maßen befindest du dich gegenwärtig in einer keineswegs beneidenswerthen Lage!" — „O, ich möchte mit keinem Menschen auf der Welt tauschen!" rief der junge Kaufmann mit leuchtenden Augen. „Wer eine solche Gattin und solche Kinder besitzt, wie ich, der fühlt sich hochbeglückt, selbst wenn er auch dann und wann mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat!" — „Diese Redensarten hab' ich schon oft gehört," entgegnete der alte Gerstein kalt; „ich bitte dich, verschone mich ferner damit. Meine Lebensanschauung ist nun einmal eine andere."

„Verzeihe mir, daß ich dich mit Angelegenheiten belästigt habe, welche nicht zur Sache gehören," sagte Otto, indem er sich erhob und seinen Hut ergriff. „Ist es dir möglich, mir einige hundert Thaler auf vier bis sechs

Wochen zu leihen?" — „Nein," lautete die Antwort. — „Nun, dann hab' ich nichts weiter zu sagen," erwiderte der junge Kaufmann mit äußerer Ruhe. „Lebe wohl!" — Mit diesen Worten verließ er raschen Schrittes das Zimmer.

Sein Vater rief ihm ein kaltes „Adieu!" nach, trank seine Tasse aus und ergriff dann ein Zeitungsblatt, um die neuesten politischen Nachrichten zu lesen, wobei er halblaut vor sich hinmurmelte: „Ich glaube gar, der Bursche will den Trotzkopf spielen! — Na, damit sollst du nicht weit kommen!" —

Otto stürmte indessen in heftiger Aufregung heim — dies Ergebniß seines Besuchs, des ersten seit so langer Zeit, hatte er nicht erwartet. Seine Frau hatte seiner Rückkehr schon über eine Stunde mit banger Besorgniß entgegen gesehen, und als er nun endlich mit verstörter Miene in's Zimmer trat, flog sie erschrocken vom Stuhl empor und rief angstvoll: „Hat dein Vater deine Bitte erfüllt?" — „Nein — weise Rathschläge, Spott und Vorwürfe waren alles, was mir zu Theil wurde," versetzte Otto, sich mit Gewalt zusammennehmend. — „Nichts — gar nichts hat dein Vater dir gegeben?" fragte die junge Frau mit tonloser Stimme, gleich als ob sie die schlimme Nachricht nicht zu glauben vermöge. — „Nein, nichts — gar nichts, liebe Henriette — nicht einmal Versprechungen, wie es doch früher noch der Fall war," antwortete jener. — „Hast du deinem Vater denn unsere Lage aufrichtig und wahr geschildert?" forschte seine Lebensgefährtin hastig, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. —

„Ich habe ihm so viel gesagt, als ich sagen konnte — die volle Wahrheit hätt' ich ihm bei seiner eisigen Kälte nicht zu gestehen vermocht. Wohl hatt' ich mir's vorgenommen, offenherzig gegen ihn zu sein — aber als ich mich ihm gegenüber befand, war ich nicht im Stande, mein Vorhaben auszuführen." — „Hättest du's gethan — wer weiß, du wärst vielleicht nicht mit leeren Händen zurückgekommen," entgegnete Henriette. — „Es thut mir leid, daß ich es sagen muß — aber du hast eine zu gute Meinung von meinem Vater — er ist hartherzig!" — „Das glaub' ich nicht — er hängt nur sehr an seinem Gelde und hat vielleicht bei weitem nicht so viel, als das Gerücht sagt." — „Viele schmerzliche Lebenserfahrungen haben sein Mitgefühl abgestumpft und ihn egoistisch

gemacht. Ich will kein ungerechtes Urtheil über ihn fällen — aber es ist doch wirklich schrecklich, wenn ein Vater —"

Hier brach er plötzlich ab, fuhr mit der Hand über die Stirn, trat an's Fenster und blickte einige Minuten starr in den kleinen Garten hinein, der das Haus auf der Hinterseite begrenzte. Dann ergriff er seinen Hut und schritt schweigend der Thüre zu. — „Wohin gehst du?" fragte Henriette mit besorgter Miene. — „Ich will dem alten Wallberg meine Noth klagen. Der ist reich und gern bereit, Andern zu helfen. Er hat mir früher einmal gesagt, ich könne auf ihn rechnen, wenn ich irgend eines Rathes oder einer Hülfe bedürftig sei — vielleicht ist er menschenfreundlicher als mein Vater." — „Glaubst du wirklich, daß er deine Bitte erfüllen wird?" — „Ja, das glaube ich — er wird mich nicht mit schönen Worten abspeisen. Der Weg ist zwar weit — Wallberg wohnt jetzt auf seinem Garten — aber in einer Stunde hoff' ich wieder hier zu sein." Nach diesen Worten küßte er seine junge Gattin schmerzlich lächelnd und eilte davon.

Die letztere schaute ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte, warf dann rasch ihren Shawl um, setzte ihren Hut auf und schritt dem Hause ihres Schwiegervaters zu. „Ich will doch einmal versuchen, ob meine Bitten sein Herz nicht erweichen," sprach sie mit Entschlossenheit vor sich hin. „Otto wird mir vielleicht zürnen, daß ich einen solchen Schritt ohne sein Wissen thue — aber ich kann nicht anders!"

Als sie die Hausthür ihres Schwiegervaters öffnete, überkam sie ein seltsam banges Gefühl — sie hatte noch nie mit ihm gesprochen — ihn nur von fern gesehen, da er sich stets geweigert, die ihm verhaßte Frau seines Sohnes als Schwiegertochter zu begrüßen — welchen Empfang hatte sie zu erwarten? — Doch der Gedanke, daß sie ihrem Gatten eine unverhoffte Hülfe bringen, vielleicht gar eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeiführen könne, verlieh ihr Muth, den schweren Schritt zu thun.

Genau mit der Oertlichkeit des Hauses bekannt, stieg sie gleich die Treppe hinauf, klopfte an die Thür des Zimmers, welches Otto ihr als das Wohngemach seines Vaters bezeichnet hatte, und trat auf das etwas gedehnte „Herein!" des Greises ein. Dieser schien nicht wenig erstaunt, als er sich plötzlich einer fremden Dame gegenüber erblickte — einer fremden, denn auch er hatte Henriette nur von fern am Arm seines

Sohnes gesehen und absichtlich anderswohin geschaut, wenn er Beiden begegnet war. Jedoch faßte er sich schnell, bot ihr einen Stuhl, und fragte mit möglichster Freundlichkeit, wen er zu sehen die Ehre habe. — „Ich bin die Frau Ihres einzigen Sohnes,“ erwiderte Henriette mit anscheinender Ruhe, obgleich ihr Herz wie ein Hammer in der Brust schlug.

Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf den alten Gerstein hervor. Seine sonst so kalte, theilnahmlose und oft grämliche Miene verwandelte sich plötzlich in eine halb ängstliche und halb freudige, und mit verlegenem, fast demüthigem Ton stieß er hervor: „Es gewährt mir wirklich Freude — große Freude, meine — meine Schwiegertochter zu sehen. Hätt' ich ahnen können, daß Sie mich beehren würden, so —.“ — „Bitte, machen Sie keine Umstände,“ versetzte Henriette; „ich werde Ihnen nicht lange beschwerlich fallen.“ — „Sie kommen gewiß, um mir Vorwürfe zu machen, daß ich —.“ — „O nein — davon bin ich weit entfernt! Meine Zudringlichkeit hat ihren Grund einzig und allein in dem sehr verzeihlichen Wunsche, meinen Mann, den ich über alles liebe, glücklich zu sehen.“ — „Das ist auch mein Wunsch.“

„Nun, wenn das der Fall ist,“ fuhr Henriette fort, „so werden Sie es mir gewiß verzeihen, daß ich die Bitte, welche Otto Ihnen bereits vorgetragen, wiederhole. Ein Darlehen von einigen hundert Thalern würde ihn aus einer großen Verlegenheit ziehen.“ — „Es thut mir außerordentlich leid, daß ich nicht im Stande bin, diese Bitte zu erfüllen.“ entgegnete der Alte, indem seine Züge einen fast schmerzlichen Ausdruck annahmen. „Hätte ich früher gewußt, daß —.“ Hier brach er plötzlich ab, blickte seine Schwiegertochter wie um Verzeihung flehend an und fuhr dann mit einiger Verlegenheit fort: „Ich kann gegenwärtig über so wenig, so gar wenig Geld verfügen, daß Sie ungläubig den Kopf schütteln würden, wenn ich Ihnen die mir zu Gebote stehende Summe nennen wollte.“

Die junge Frau schien diese Worte nicht zu beachten. Sie war viel zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt und kannte ihren Schwiegervater viel zu wenig, als daß ihr das seltsame Benehmen desselben auffallend gewesen wäre. Seine Versicherungen hielt sie für leere Ausflüchte, und so begann sie denn nach kurzem Schweigen, ihm offenherzig die drückende Lage zu schildern, in welcher Otto und sie sich befanden. „O, es ist ein gar bitteres Gefühl,“ schloß sie ihre Rede, „wenn man alle seine Kräfte

ausbietet, um die Seinigen glücklich zu machen, und dann von heimtückischen Betrügern hintergangen oder von denen, die mit leichter Mühe eine hülfreiche Hand darbieten könnten, kalt und spöttisch abgewiesen — höchstens mit schönen Worten auf bessere Zeiten vertröstet wird!"

Hier sprang der alte Gerstein auf und begann mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen. Seine Schwiegertochter betrachtete dies als einen Beweis dafür, daß sie sein hartes Herz einigermaßen erweicht habe, und so fuhr sie denn mit steigender Lebhaftigkeit und Wärme fort: „Vor Zeiten hab' ich mich bitter darum gegrämt, daß ich ein so gar armes Mädchen war und daß ich dem, der mich zum Altar führte, nichts als mich und meine Liebe bieten konnte — jetzt aber danke ich Gott von ganzem Herzen, daß er mir keinen Reichthum gegeben hat, weil ich sehe, daß dieser alles Mitgefühl in der Brust des Menschen erstickt. Wenn ein Thier sein Junges leiden sieht, eilt es ängstlich herbei, um ihm zu helfen, und vertheidigt es mit Gefahr seines eigenen Lebens gegen alle Feinde — was soll man von einem Menschen sagen, der seine Kinder mit kaltem Blute leiden sieht?"

Seit langer Zeit hatte der Alte niemand so reden hören — jedes Wort schien wie ein Pfeil sein Herz zu durchbohren. Er preßte die Hand gegen die Stirn, trat zu seiner Schwiegertochter und sprach mit dumpfem Ton: „Später werden Sie erkennen, daß ich nicht so hart bin, wie Sie glauben." — „Später?" wiederholte Henriette mit unsäglicher Bitterkeit, „später? Deckt uns erst der kühle Rasen, so bedürfen wir keiner menschlichen Hülfe mehr!"

„Ich will das Aeußerste thun, was ich vermag," begann der alte Gerstein, dessen Aufregung von Minute zu Minute wuchs; „aber das Wenige wird —." — „O, ich will Sie nicht in Ungelegenheit bringen," unterbrach ihn seine Schwiegertochter kalt und ironisch, indem sie sich erhob und zum Gehen anschickte; „es gibt Gottlob noch Menschen, in deren Herzen nicht alles Mitgefühl erstorben ist! Der alte Wallberg ist zwar nur entfernt mit Otto bekannt, aber der letztere wird gewiß nicht mit leeren Händen von ihm zurückkommen." — Diese Nachricht, daß sein Sohn sich an den reichen Kaufmann Wallberg gewandt habe, schien den Greis zu beruhigen. „Ist Otto selber zu ihm gegangen?" fragte er hastig. — „Ja — er mußte es wohl," versetzte Henriette.

„So — das ist mir lieb — sehr lieb," murmelte jener halblaut vor

sich hin, schritt einige Male durch das Zimmer und fügte dann, zu seiner Schwiegertochter gewendet, mit heiterer Miene hinzu: „Sollte Wallberg sich geweigert haben, die fragliche Summe vorzuschießen, so will ich versuchen, ob meine Fürsprache —." — „O, bemühen Sie sich ja nicht weiter um unsertwillen," entgegnete die junge Frau kalt und stolz; „wir werden uns schon selber helfen!" Damit verbeugte sie sich und verließ rasch das Zimmer, ohne eine Erwiderung ihres Schwiegervaters abzuwarten.

Als sie daheim anlangte, war Otto noch nicht zurückgekehrt — ein Umstand, der ihr zur größten Beruhigung gereichte, da sie ihm ihren erfolglosen Besuch bei seinem Vater unter jeder Bedingung zu verhehlen beschlossen hatte. Sie legte schnell Shawl und Hut ab, nahm eine Nätherei zur Hand und setzte sich auf ihren Platz am Fenster, gleich als ob nichts vorgefallen sei. — Eine Viertelstunde später trat Otto mit freudestrahlendem Gesicht in's Zimmer und rief laut jubelnd: „Ich habe mehr, als ich brauche!" — „Gott sei hoch gelobt!" jauchzte Henriette, indem sie in die Arme ihres Mannes eilte. „Jetzt sind wir aus aller Noth!"

„Der alte Wallberg ist der edelste Mann, der mir bis jetzt auf meinem Lebenswege begegnet ist," fuhr Otto fort. „Ich hatte kaum angedeutet, daß ich mich in Geldverlegenheit befinde, als er auch schon seine Schatulle herbeiholte und scherzend ausrief: „Ah, darauf hab' ich schon lange gewartet! Aber einer kleinen Summe wegen öffne ich meine Geldkiste nicht! Was darf ich Ihnen anbieten?" Die feinfühlende Menschenfreundlichkeit des alten Mannes rührte mich so, daß mir die Thränen in die Augen traten; und als ich dann zögernd sagte, daß mir zwei bis dreihundert Thaler sehr willkommen sein würden, nahm er fünfhundert Thaler aus seiner Schatulle, reichte sie mir mit fröhlichem Gesicht und erwiderte: „Dies Geld liegt gerade todt da — ein Kapital von tausend Thalern ist mir zu Ende des vorigen Monats zurückbezahlt worden. Die übrigen fünfhundert Thaler stehen Ihnen gleichfalls jederzeit zur Verfügung." Ich dankte dem edlen Manne, so gut ich es in meiner freudigen Aufregung vermochte und stürmte davon, um dir so bald als möglich die frohe Botschaft zu bringen." — „Wüßte dein Vater, wie glücklich er uns hätte machen können," rief Henriette aus, indem sie ihrem Gatten innig die Hand drückte, „er würde es sich gewiß nicht haben nehmen lassen!"

3.

Einige Wochen später lag wiederum eine stille, schwüle Sommernacht auf den hohen Giebelhäusern der Stadt, nur daß diesmal kein Wölkchen am tiefblauen Himmel zu erblicken war, und der Mond hell und klar von diesem herniederschaute. Der Wächter hatte bereits die zwölfte Stunde abgerufen und schritt langsam auf dem großen freien Platze hin und her, an welchem das Haus des alten Gerstein lag. Da gewahrte derselbe plötzlich einen eigenthümlichen rothen Schein hoch oben an der Spitze des nächsten Thurms. Verwundert blickte er umher — auch die höchsten Giebel der Häuser waren geröthet — es mußte irgendwo ein nicht unbedeutendes Feuer ausgebrochen sein.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Als er auf der Mitte des freien Platzes anlangte, wo er einen großen Theil der Stadt überschauen konnte, sah er sofort, daß hinter dem Hause des alten Gerstein dicke Rauchsäulen emporwirbelten, welche die tiefer unten wogenden Flammen mit rothem Scheine färbten. Sein lauter Feuerruf weckte bald die ganze Nachbarschaft, und wenige Minuten später hallten schon die dumpfen Töne der Sturmglocke schauerlich durch die stille Nacht. Alles strömte zum Löschen und Retten herbei, die Spritzen und Wasserwagen rasselten durch die Straßen, und binnen kurzer Zeit war der weite freie Platz so dicht mit Helfern und Neugierigen gefüllt, daß die Karren, welche den Spritzen das Wasser zuführten, sich nur mit Mühe einen Weg bahnen konnten.

Der Brand war in einem Hintergebäude des Hauses ausgebrochen, welches zur Linken neben dem des alten Gerstein lag, und da dasselbe mit Heu und Stroh und anderen leicht Feuer fangenden Stoffen angefüllt war, so hatten die Flammen, noch ehe die Löscharbeit begonnen, schon den in den Hof vorspringenden Flügel des Gerstein'schen Hauses ergriffen.

Der Vater des jungen Tuchhändlers erwachte erst, als die Spritzen und Wasserkarren herbeirasselten, erkannte aber sehr bald, daß die Gefahr ihm sehr nahe war. Er warf rasch seinen Schlafrock über, riß die neben seinem Bette liegenden Schlüssel an sich und stürzte durch den engen Corridor nach dem Zimmer, in welchem die Kiste mit dem blechernen Kasten stand. Als er die Thür öffnete, war das ganze Gemach schon mit dickem Rauch erfüllt, der durch die vor Hitze zersprungenen Fensterscheiben hereingedrungen war, und durch einen Fensterflügel leckten schon die rothen

Flammen herein. Der Greis prallte mit einem Schrei der Verzweiflung zurück, stürzte dann aber rasch entschlossen vorwärts, tappte nach der Kiste hin, öffnete sie nach einigen vergeblichen Versuchen, riß den blechernen Kasten heraus und eilte halb erstickt mit dem geretteten Kleinod wieder der Thüre zu. In demselben Augenblick aber brachen die Flammen von dem brennenden Nebenhause mit solcher Gewalt durch eins der Fenster herein, daß er sich den Weg abgeschnitten sah. Kaum seiner Sinne mächtig, stürzte er an das am wenigsten bedrohte Fenster und rief laut um Hülfe.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen der drunten im Hofe mit Retten und Löschen Beschäftigten — Keiner hatte geglaubt, daß in dem schon ganz vom Feuer umwogten Flügel, in welchem sich überdies keine Wohn- und Schlafzimmer befanden, noch ein menschliches Wesen athme. Es wurden rasch Leitern herbeigeschafft, und zwei beherzte Handwerksgesellen kletterten, ohne den erstickenden Rauch und die zu ihrer Rechten und Linken emporzüngelnden Flammen zu achten, behende empor. Der Eine entriß dem Greis den verhängnißvollen Kasten und brachte diesen in Sicherheit, während der Andere den halb Ohnmächtigen, dessen Haare schon stark versengt waren, mit kräftigem Arm umfaßte und hinabtrug.

Einer der entfernteren Nachbarn des alten Gerstein wollte diesen eben in sein nicht vom Feuer bedrohtes Haus führen, als plötzlich der laute, durchdringende Ruf: „Mein Vater! Wo ist mein Vater?“ durch das Stimmengebrause, das Knattern der brennenden Dächer und das Krachen der fallenden Balken schallte. Es war der junge Tuchhändler, der gleich bei dem ersten Feuersignal sein Haus verlassen hatte und nach dem bedrohten Punkte der Stadt hingeeilt war. Da er augenblicklich erkannte, daß nur das Hintergebäude neben dem des Hauses seines Vaters in Flammen stehe, und da er wußte, daß des letzteren Schlafzimmer im Hauptgebäude lag, so eilte er in den ersten Stock, um seinen Vater aufzusuchen und nach seiner eigenen Wohnung zu geleiten. Als er dann aber Schlaf- und Wohnzimmer leer fand, wähnte er, sein Vater habe sich schon geflüchtet, und flog die Treppe hinab, um dessen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Auf der Hausflur angelangt, hörte er ein verworrenes Geschrei, aus welchem er die Worte vernahm: „Der alte Gerstein ist noch im Hinterhause! Er schreit laut um Hülfe!“ So bahnte er sich denn in höchster Angst einen Weg durch die dichte Menschenmenge im Hofe

und traf dort in demselben Augenblick ein, wo der Nachbar seines Vaters diesen wegführen wollte.

Ein schmerzliches Lächeln flog über das Antlitz des Greises, als er seinen Sohn gewahrte, und mit kaum vernehmlicher Stimme sagte er zu ihm: „Geleite mich nach deiner Wohnung — nimm aber den kleinen Kasten von Blech mit. — — Ich habe ihn mit Gefahr meines Lebens den Flammen entrissen.“ — Otto ließ sich den Kasten reichen, und den Vater stützend, führte er ihn durch die mitleidig Platz machende Menge nach seiner Wohnung, wo Henriette ihren Gatten und Schwiegervater mit einem lauten Freudenschrei bewillkommnete. Sie hatte von den Vorübereilenden gehört, daß das Feuer unmittelbar neben dem Hause des alten Gerstein ausgebrochen sei, und so hatte sie mit stets wachsender Angst nach der Brandstätte hinübergespäht — es war ihr gewesen, als ob sich irgend ein schreckliches Unglück ereignen müsse.

Der gänzlich erschöpfte und von den Begebenheiten der letzten Stunde wie betäubte alte Mann ward von den beiden Gatten mit einer solchen Herzlichkeit und Liebe getröstet und gepflegt, als ob sein Verhältniß zu ihnen stets das beste gewesen. Da die Nacht kaum halb vergangen, und bei seinem jetzigen Zustande Schlaf das Wohlthätigste und Stärkendste für ihn war, so begab er sich noch auf einige Stunden zur Ruhe, während Otto wieder nach der Brandstätte zurückkehrte, um beim Retten und Löschen mitzuwirken, so lange Gefahr für die benachbarten Gebäude vorhanden war. —

Die Sonne stand am folgenden Morgen schon hoch am Himmel, als der Greis, Otto und Henriette sich am Frühstückstisch wieder zusammenfanden und die Ereignisse der verflossenen Nacht besprachen. Mit dem alten Gerstein war eine vollständige Verwandlung vorgegangen — er, der sich Sohn und Schwiegertochter gegenüber kürzlich noch so kalt, so abstoßend, so spöttisch gezeigt, war jetzt die Freundlichkeit und Herzlichkeit selber — nur schien es, als ob ihn heimlich etwas drücke, vor dem er keine Ruhe finden könne.

Dieser Last entledigte er sich endlich. Nachdem er ausführlich berichtet, w i e er den blechernen Kasten gerettet, sagte er mit schmerzlichem Lächeln: „Jetzt werdet ihr auch gewiß zu erfahren wünschen, w a r u m ich mein Leben gewagt habe, um den unscheinbaren Behälter den Flammen zu entreißen. Daß der Inhalt desselben werthvoll sein muß, ist euch sicherlich

längst klar geworden. Bevor ich euch aber mit dem, was darin ist, bekannt mache, will ich euch kurz meine Lebensgeschichte erzählen, denn nur so vermag ich meine Handlungsweise euch gegenüber zu rechtfertigen."

Nach diesen Worten schwieg er einige Augenblicke und fuhr dann sichtlich bewegt fort: „Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, etablirte ich mich in der Hauptstadt; mein Vater hatte mir ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen, das bei einigermaßen kluger Anwendung mir und den Meinigen eine in hohem Grade behagliche Existenz sicherte. Allein ich war von Jugend auf an ein ziemlich luxuriöses Leben gewöhnt und kannte Entbehrungen nur vom Hörensagen. Ich verheirathete mich mit einem angesehenen und reichen Mädchen, und stolz auf diese brillante Partie, glaubte ich, es allen meinen Standesgenossen zuvorthun zu müssen. Um vor den Augen der Welt zu glänzen, machte ich ein großes Haus und hatte eine kindische Freude daran, meine junge, schöne Gattin mit allem zu umgeben, was die Prachtliebe nur ersinnen kann. Anfangs lag ich ziemlich regelmäßig meinem Berufe ob, aber die Arbeit behagte mir je länger, desto weniger, und endlich überließ ich die Leitung meines Geschäftes ganz und gar fremden Menschen. Das letztere ging bald den Krebsgang, aber anstatt selber wieder thätig zu sein, stürzte ich mich nur noch mehr in den Strudel der Vergnügungen, um meinen Unmuth zu verscheuchen.

„In meiner Verblendung achtete ich weder auf die Warnungen meiner Freunde, noch auf die Bitten meiner Frau, der ich den schlechten Zustand meiner Finanzen nicht verhehlen konnte. Ich erlitt einen Verlust nach dem andern; aber um die Welt glauben zu machen, es stehe noch so gut mit mir wie früher, setzte ich mein verschwenderisches Leben fort. So gerieth ich allmälig in Schulden, und ehe ich mich's versah, war ich bankerott. Ich mußte die Hauptstadt verlassen — die spöttischen, schadenfrohen Blicke derjenigen, welche ich früher über die Achsel angeschaut, vermochte ich nicht zu ertragen. — Mit dem Wenigen, was mir geblieben, begann ich ein neues Geschäft in einer entlegenen Provinzialstadt — doch man schenkte mir kein Vertrauen, und ich, der ich einst herrlich und in Freuden gelebt, konnte kaum so viel erwerben, um mit Weib und Kind anständig zu leben.

„Ich will jene traurige Zeit nicht weiter ausmalen — wenn ich an sie denke, überkommt mich stets ein wahres Grauen. Meine Gattin siechte

dahin aus Gram über unsere bemitleidenswerthe Lage, und die Noth, welcher wir preisgegeben waren, peinigte mich doppelt, weil ich meine im Schooß des Glücks geborene und erzogene Lebensgefährtin mit darunter leiden sah. Ich arbeitete mit der größten Anstrengung und kam dadurch auch allgemach wieder in etwas bessere Verhältnisse — aber meine Frau konnte sich deren nicht mehr erfreuen. Sie ward immer kränker und hinfälliger und starb in derselben Woche, in welcher du dein zehntes Jahr erreichtest, lieber Otto.

„Du warst von jetzt an mein Eins und Alles, und in meinem Schmerz that ich das Gelübde, Tag und Nacht nur für dich zu arbeiten, dich aber so erziehen zu lassen, daß du dich in jeder Lage des Lebens zufrieden und glücklich fühlen würdest. Dies Gelübde erfüllte ich treulich. Alles, was ich erwarb — und durch wahrhaft übermenschliche Thätigkeit erwarb ich mir im Laufe der Zeit sehr viel, mehr als ich gehofft hatte — bewahrte ich für dich auf. Ich legte mir es als eine Art von Buße für meine frühere Verschwendung auf, selber von meinem Reichthum nur so viel zu gebrauchen, als zu einem anständigen Leben nothwendig war.

„Deine Erziehung gelang mir ebenfalls über Erwarten, und ich freute mich im Stillen, daß du dich an strenge Arbeit und Entbehrungen gewöhnt hattest. Aber meine eifrige Sorge für dich und dein künftiges Glück verwandelte sich in thörichten Eigensinn — ich wähnte, du würdest dich, wenn du vor dem gesetzten Alter in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangtest, gleich mir einem müssigen, üppigen Leben ergeben, und so beschloß ich, dir sorgfältig zu verhehlen, daß ich reich sei, und dir dasjenige, was ich für dich erworben, nicht vor deinem dreißigsten Jahre zukommen zu lassen. Demzufolge übergab ich die Hälfte meines Vermögens dem reichen Gutsbesitzer Helmar unweit der Hauptstadt gegen geringe Zinsen unter der Bedingung, daß er die ihm vorgestreckte Summe an dem Tage, wo du dein dreißigstes Lebensjahr erreichtest, baar zurückzahle; die übrige Hälfte legte ich in solchen Staatspapieren an, deren Veräußerung mit so vielen Umständen verknüpft war, daß ich eine solche nicht in einem vorübergehenden Gefühl von Mitleiden mit dir bei einem dich etwa treffenden Mißgeschick bewerkstelligen konnte.

„Meine Ermahnungen, dich nicht zu früh zu verheirathen und dir nicht ein armes Mädchen zur Gattin zu wählen, hatten ihren Grund in dem Wunsche, daß der Ernst des Lebens nicht zu früh an dich herantrete,

sondern daß du erst die Welt kennen lernen mögest, bevor du dich in eine beschränkte Sphäre begebest. Ich wollte dir die schmerzlichen Prüfungen ersparen, welche ich bestanden, als ich von neuem mit nichts begann. Als du dann aber meinem Rathe nicht folgtest, zürnte ich dir so heftig, daß ich deine junge Gattin nicht sehen wollte, und nahm mir vor, meinen Plan in nichts zu modificiren, selbst wenn du in schwierige Lagen kommen und meiner Hülfe bedürfen solltest. Ich meinte in meinem Aerger, es könne dir nicht schaden, wenn du lernest, was es heißt, mit Sorgen kämpfen. Daß ich dich und deine Familie durch meinen Groll und Starrsinn leicht eines großen Theils dessen, was ich mit so unsäglicher Mühe zusammengebracht, hätte berauben können, bedachte ich damals nicht. Jetzt, nach der schrecklichen Nacht, kommt mir mein Verfahren wahrhaft sündlich vor.

„Nichtsdestoweniger empfand ich es sehr schmerzlich, als meine Schwiegertochter mir vor einigen Wochen meine Hartherzigkeit vorwarf —.“ — „Wie? Du bist bei meinem Vater gewesen, Henriette?“ fragte Otto verwundert. — „Zürne mir nicht, lieber Otto, daß ich deinem Wunsche zuwider gehandelt habe,“ bat die junge Frau. „Als ich dich unlängst in solcher Aufregung von deinem Vater zurückkommen sah, eilte ich heimlich zu ihm, um den Versuch zu machen, ob meine Bitten vielleicht Erhörung fänden.“

„Ich vermag nicht zu sagen,“ fuhr der Greis fort, „wie peinlich es mir neulich war, mich selber außer Stand gesetzt zu haben, euch in eurer bedrängten Lage beispringen zu können, — doppelt peinlich, weil ich aufs Freudigste überrascht war, in meiner Schwiegertochter ein so anspruchsloses, treues und aufopferungsfähiges Wesen zu finden, dem ich in meiner Erbitterung ungerechtfertigter Weise keine Rechte auf meine Liebe hatte zugestehen wollen. Hätte ich nicht an jenem Morgen gehört, daß du dich an den reichen, menschenfreundlichen Wallberg gewandt, und wäre ich nicht fest davon überzeugt gewesen, daß er dir eine ansehnliche Summe zur Verfügung stellen werde, ich hätte jedenfalls Veranstaltungen getroffen, so bald als möglich einen Theil meines Vermögens dir zuzuweisen oder dir wenigstens ausreichenden Kredit zu verschaffen.

„Jetzt danke ich Gott, daß der Brand euch meine Verhältnisse offenbart hat. Kann ich gleich nicht vor Ablauf bestimmter Fristen mein Vermögen versilbern, so bist du doch von Stund' an Herr über dasselbe, lieber

Otto. Jener Kasten enthält alles, was ich besitze und was dir nothwendig ist, um das Geld seiner Zeit zu erheben.“ Nach diesen Worten holte er den geretteten Kasten herbei und öffnete ihn, um seine Schätze seinem Sohn und seiner Schwiegertochter zu zeigen. Aber kaum hatte er einen Blick auf die Papiere geworfen, als er mit einem Schrei des Schreckens zurückfuhr und angstvoll ausrief: „Um Gotteswillen! Meine werthvollen Papiere sind gestohlen und Makulatur und kleine Steinchen an deren Stelle hineingelegt!“

„Gott sei Dank, daß der Dieb nicht im Stande ist, die Papiere ohne Aufsehen zu verwerthen!“ rief Henriette. — „Die Papiere sind vertauscht?“ fragte Otto, der seinen Ohren kaum traute. — „Nein, nein — der ganze Kasten ist gestohlen — gegen diesen hier vertauscht worden!“ rief der Greis, nachdem er den vor ihm stehenden Behälter genauer betrachtet hatte. — „Das ist ja seltsam!“ sagte Henriette, indem sie die werthlosen Papiere untersuchte.

„Ja — hier liegt eine Spitzbüberei ganz besonderer Art vor,“ fuhr der alte Gerstein fort. „Der Kasten ist in allen seinen Theilen so täuschend nachgemacht, daß ich die Verwechselung schwerlich von außen bemerkt haben würde.“ — „Wer könnte diese Spitzbüberei denn verübt haben?“ fragte Otto. — Der Greis sann einen Augenblick nach und rief dann von einem plötzlichen Gedanken ergriffen: „Ja, ja — so wird's sein! Mein ehemaliger Schreiber und Bedienter, Friedrich Gärund, den ich weggejagt habe, weil er mich so oft betrogen und bestohlen, hat zu Anfang seiner Dienstzeit mehrmals gesehen, wie ich die Papiere aus dem Kasten nahm und die Coupons von den Obligationen abschnitt. Er wird mich wahrscheinlich auch einmal spät Abends belauscht haben, als ich den Kasten in das unbewohnte Zimmer im Flügel trug, und mein ihm anfangs geschenktes Vertrauen benutzt haben, um Kasten und Schlüssel nachmachen zu lassen und so diesen schlauen Diebstahl auszuführen. Vor mehreren Wochen fand ich eines Morgens eine Fensterscheibe in jenem Zimmer zertrümmert — in der Nacht zuvor ist er sicherlich eingebrochen!“

Der alte Gerstein begab sich sogleich auf das Polizeiamt, zeigte das Vorgefallene an und fügte die Gründe bei, welche ihn veranlaßten, seinen ehemaligen Schreiber und Bedienten für den Dieb zu halten. Da der letztere im Lauf des Jahres schon mehrmals in Untersuchung gekommen und wegen einiger Veruntreuungen bestraft worden war, so ward er so-

fort verhaftet. Als seine geringen Habseligkeiten durchsucht wurden, fand man unter einem Bündel alter Kleidungsstücke und Wäsche außer andern entwendeten Sachen auch den blechernen Kasten mit dem größten Theil der Papiere, da er diese nicht hatte verwerthen können. Nur zwei oder drei Obligationen hatte er, wie er beim Verhör bekannte, einem fremden Handelsjuden gegen eine geringe Summe verkauft, welchen unbedeutenden Verlust der Erbe einer beträchtlichen Summe leicht verschmerzen konnte.

Otto versicherte zwar, er würde sich nicht allzusehr gegrämt haben, wenn auch alles verloren gegangen sei, weil er gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen — allein die Aussicht, daß er seiner Familie nun eine sorgenfreie Existenz bereiten und sein Geschäft ansehnlich erweitern könne, erfüllte ihn doch mit hoher Freude.

Sein Vater war von dem Tage an wie verwandelt und verlebte im Kreise seiner Kinder die glücklichsten Stunden. Der zweimal gerettete Kasten aber ward in der Familie Gerstein wie ein Kleinod aufbewahrt.

Die kleine Reichsgräfin.

Von

Emma Niendorf.

1.

Eine Hausfreundin. Wo Hernand bleibt? Der Bischof mit Hirtenstab und Mitra.

„Hast du es gesehen, Zachäus?“ — „Ja, Apollonia,“ sagten die alte Köchin und der Kutscher des Barons zu einander auf dem mittleren Absatze der steinernen Haustreppe. — „Was denn?“ fragte eine junge Dienerin, welche flinken Tritts, einen Korb frischgetrockneter Wäsche unter dem Arme, an der Seite des mit schweren ausgehauenen Blumenvasen verzierten Geländers herauf kam, die zwei nachdenklich beisammen Stehenden. Sie war noch nicht lange im Hause die kleine, rothwangige Salome mit den braunen dicken Zöpfen um den Kopf und den goldenen Zitternadeln in ihnen, und vornehmlich zur Unterstützung der Bonne und der Kindsfrau gemiethet. Man hatte sich auf dem Lande nach der neuen Magd umgeschaut, weil man eine gesunde Aushülfe begehrte. „Was denn?“ fragte sie.

„Es ist nur ein Besuch,“ entgegnete die Andere kurz, ihre Hände unter die Schürze steckend. — „Wer?“ — „Eine Hausfreundin; sie wird dir schon auch noch begegnen.“ — Hinaufblickend zum Corridor, in welchen die beiden Arme der Doppelstiege mündeten, gewahrte Salome just noch die Dame, welche sich links wendend, nicht allzurasch dem nach dem Seitenflügel des massiven Gebäudes führenden Gange zuschritt, der an die Zimmer der kleinen Herrschaft stieß. „Das muß ein schwerer Seidenzeug sein an dem grauen Kleide, der glänzt ja wie Atlas!“ zischelte das Mädchen ihrer Gefährtin zu. „Aber da steh' ich und schwätz' und sollt' meine

Wäsche einschlagen," ermahnte sie sich plötzlich selbst und sprang, ohne eine Antwort abzuwarten, davon, nahm eilfertig ausholend immer zwei Staffeln zugleich mit den nägelbeschlagenen Schnallenschuhen über ihren blauen Strümpfen. Doch trat sie möglichst leise auf, sobald sie an der nach dem Vorsaale sich öffnenden Hauptthüre vorbeikam, denn die Frau Baronin liebte das harte Auftreten durchaus nicht.

Schlich diese innen, in ihrem Apartement auf der Front des mit seinen weiten Räumen ohnehin schon so schweigenden, einsamen Palastes, darum so leise auf den Zehen über die Teppiche? Fürchtete sie jemand aufzuwecken? Der Gemahl war auf der Jagd, und die Kinder — lieber Gott! Die Kinder, die wohnten ja an dem fernsten Ende des alten Domhauses. So hießen nämlich dort die auch schon ergrauten Häuser von der Nachbarschaft des mächtigen Doms, die entweder auf dem Platze um die ehrwürdige Kirche selbst, wie Schafe um die Kniee des Hirten sich schmiegten, oder sich in den angrenzenden Gassen zusammen drängten. Dieses Haus, an der nicht eben breiten Domstraße, welches an seiner Stirne, das heißt über dem dunkeln Portale, das in Stein gehauene Wappenschild eines ausgestorbenen Patrizierstammes trug, hatte der Baron gemiethet, als er bald nach dem Einsturze der Napoleonischen Zwingherrschaft aus der Armee, in welcher er diente und nach verschiedenen Feldzügen bis zum General avancirt war, in den Ruhestand trat, das Land verließ aus geheimen Gründen, über die man sich nicht im Klaren fand, und daher das Abenteuerlichste hörte, und in die vormalige Reichsstadt zog, mit seiner schönen stolzen Frau, die so vornehm und kalt aussah, und von der die Leute doch flüsterten, daß sie sehr heiß fühle. Aber was flüstern die Leute nicht alles, besonders in einer Provinzialstadt! Darum darf man wohl leise auftreten.

„Wo Hernand bleibt?" sagte die Baronin, versteht sich auch nur ganz leise bei sich selbst. „Wo Hernand bleibt?" sagte sie, indem sie den an ihrem Kabinetfenster niedergelassenen Vorhang von karmoisin Seide, welcher als Zeichen gelten sollte — für Andere, daß die Bewohnerin ausgegangen oder unpaß, für Einen aber, daß sie daheim allein und seiner harrend sei — mit leichtem Finger ein klein wenig lüftete, um durch die Scheiben hinunter zu spähen auf die Straße, in der es bereits dämmerte, während hoch um die Giebel noch ein letztes Sonnengold schweifte.

Er kam noch immer nicht um die Ecke, vom Dome her, wie er

mußte, wenn er in seinem Absteigquartier die Equipage eingestellt. Vielleicht hatte er aber auch vor dem Thore den Araber wieder zurückgeschickt, auf welchem er heruntersprengte im Hohlwege von seinem hoch über dem See thronenden Schlosse, und stahl sich durch ein Nebengäßchen über den Hof herein. Horch, kam nicht etwas die Treppe herauf? — Die Generalin schärfte ihr ohnehin überfeines Gehör. O nein, das war nicht sein elastischer, fliegender Schritt, mit dem er zu der Geliebten eilte, sein Schritt, der die Erde kaum berührte, für die er zu gut war! Das war ein träges, langweiliges Schlürfen, ein Weibertritt. Die Salome, die Apollonia, wer weiß, die Französin oder sonst Eine! —

Die Französin — man hatte noch immer nicht, auch selbst damals nicht, genug französisch gelernt! Eigentlich hätte das älteste, nächstens beinahe zur Jungfrau heranblühende Töchterlein längst schon eine Gouvernante bekommen sollen, aber je länger man sie bei der Bonne ließ und in die Kinderstube sperrte zu den kleinen Geschwistern, desto später wurde die dreizehnjährige Richilde, die aus allen Kleidern wuchs und aus allen die Beine und Arme weit herausstreckte, ein Fräulein. Wenn man gekonnt, hätte man sie wohl noch gar mit Brei gefüttert. Jetzt aber mußte sie fort, gleich, in eine Pension nach Straßburg. Die Baronin hatte den Entschluß plötzlich gefaßt; er drängte sich ihr dadurch auf, weil mehrere Personen, und unter diesen vorzüglich Einer, welche dem jungen Wesen durch Zufall einmal begegneten, ihre sich entfaltende Schönheit hervorhoben; man nannte sie mit Nachdruck ein süßes Ebenbild der Mutter. Dies machte Letztere schon jetzt eifersüchtig auf ihre Tochter und auf sich selbst in dieser Tochter. Es durfte nicht länger gesäumt werden; der General selbst sollte sie in einigen Tagen an den Ort ihrer Bestimmung bringen. Er widerstrebte ein wenig, der General, wenn er überhaupt je widerstrebte. Richilde war sein Liebling; sie unterhielt ihn, sie schmeichelte ihm — und es schmeichelte ihm sonst niemand — ja sie fing an ihn zu hegen und zu pflegen — und es hegte und pflegte ihn sonst niemand — wenn er in Folge der erduldeten Strapazen doch nachgerade sich etwas leidend fand. Er trennte sich schwer von dem Mädchen, sie ging ihm vom Herzen. Hatte er doch schon seinen Jungen im Kadettenhause, von welchem die Mutter behauptete, daß er angefangen, naseweis zu werden.

Darum sagte der Baron auch zu seiner Gemahlin — es war das erstemal, daß er ihr entgegen sprach: „Madame,“ sagte er schier in

bittendem Tone, — sie pflegten herkömmlich sich immer, weil man es für vornehmer hielt, und leider zum Theil noch jetzt hält, bloß französisch zusammen zu unterhalten, und das machte sie so höflich, so gemessen miteinander — „Madame, Sie sollten das nicht thun, Sie sollten die Kleine nicht von sich geben." — Die Baronin sah ihn hoch an und er faßte sich ein Herz hinzuzusetzen: „Ich habe Ihnen schon manches Opfer gebracht, Sabine, Vallesina, wollte ich sagen." — „Wie, mein Herr?" — „Meine Familie, meine Ahnenburg, Freunde, Kriegsgefährten, das Vaterland habe ich verlassen, allem den Rücken gewendet Ihretwegen." — „Meinetwegen, mein Herr?" — „Nun ja," ergänzte er kleinlaut nach einer Pause, „nun ja, des Aufsehens wegen, das die Geschichten — Sie wissen ja! machten. Man hat mir ja doch an meine Einkünfte, meine Pensionen die Bedingung gehängt, mit Ihnen, Madame, jenseits der Grenze zu leben." — „Meinetwegen, mein Herr? Also nicht wegen Ihrer eigenen Ehre, Ihrer eigenen Pflicht als Cavalier und Gatte, mein Herr? Nicht um die von ihren Eltern Ihnen Anvertraute, die Ihnen ihre Jugend, ihr Leben geschenkt hat, vor Neid und Verleumdung, vor Verfolgern zu schützen? Trage ich die Schuld, daß diese unglückselige Gestalt, die ich mir nicht gewählt habe, Leidenschaften entflammt, welche ich verachte? Daß dieses Angesicht, über welches ich weine, diese Larve, welche der Gram schon gebleicht hat und das Alter bald völlig entzaubern wird, ahnungslos Verderben angerichtet? Daß der Himmel mich zu einem Magnet für die Thoren gemacht hat?"

Ihre Stimme brach, sie verhüllte mit ihrem Batisttuch diese verführerischen Augen. Es fehlte nicht viel, daß der Mann vor ihr niedergefallen wäre; er hatte in den seinigen selbst Thränen, er schluchzte fast; flehentlich erhob er die Hände, seine Vallesina um Vergebung zu bitten. Dabei hatte es sein Bewenden. Trotz dem Generalshute, den Ordensbändern und Wunden, dem Kammerherrnschlüssel u. s. w. war der Baron im Hause eine Null. Richilde mußte nach Straßburg.

Wenn sie hier bei den Eltern bliebe, könnte sie noch mit vierundzwanzig Jahren die unausweichlichen kleinen garnirten Pantalons, über welche sie schon jetzt Thränen vergoß, und die zwei unschuldig hinunter hängenden Zöpfe tragen. Denn die Kleine sollte durchaus nicht früh in die Welt. Die Baronin wußte es am besten von sich selbst, wie wenig Segen es gebracht hatte, daß ihre eigene Mutter es nicht erwarten konnte,

ihre reizende Tochter in die Gesellschaft einzuführen und bei Hofe vorzustellen. O, es wäre alles anders, sie selbst wäre anders, wenn man sie nicht mit Gewalt in dieses Getümmel, diesen Schimmer hineingerissen hätte! Sie sollte ihr Glück machen, nämlich das rechte Glück vergessen — ihre erste Liebe, wahre Liebe, eine reine Liebe, zu einem edlen Menschen, zu dem jungen Förster ihres Vaters, dem Spielgenossen ihrer ältern Brüder. Er durfte nicht wagen, um Sabinens Hand zu werben. Ihre Mutter, die eine christliche, pflichtgetreue Frau war oder sein wollte, aber auch dem Fanatismus dieser Christlichkeit, dieser Pflichttreue nicht entging, welche die Ihrigen oft theuer genug bezahlen mußten; und auch eine ehrgeizige Frau, nicht bloß für den Himmel allein, sondern auch für die Erde, für die Macht des freiherrlichen Geschlechts; dadurch zuletzt auch, um die Sache Gottes und ihres Hauses zu fördern, eine einfach geizige Frau, — sie zeigte sich wie besessen von der Einen fixen Idee, dem kaum erblühten Fräulein bei Zeiten eine glänzende Versorgung zu verschaffen, um den Söhnen, welche den Namen forterben sollten, desto mehr zuwenden zu können.

Wie rang das verzweifelnde, kaum sechzehnjährige Kind, als der Baron erschien, der Freier, der keine Mitgift, nicht einmal eine Aussteuer begehrte! Vergebens warf sie sich vor der eigensinnigen Mutter nieder und umschlang ihre Kniee. Von da an begann das Jagen, und zwar das mit der Zeit wilde Jagen, womit Sabine, oder wie sie sich jetzt lieber nennen ließ, Vallesina, sich selbst zu übertäuben suchte.

Dies alles flog jetzt an ihr vorüber, wie der Traum eines Traumes. Sie trat vor die große bronzeverzierte Psyche in der Fensterecke des Kabinets, um ihren Anzug noch einmal zu mustern. Um die stolzen reichen Formen schmiegte sich in sanften Falten ein Shawlkleid mit bunter türkischer Bordure, dessen mattes Weiß das blendendere des üppigen Nackens, der tadellosen Schultern und Arme noch mehr hob und knapp anliegend die Linien der, obgleich vollen, doch edlen Büste zeichnete, die es überhaupt mehr verrieth, als verhüllte. Durch die atlasfeinen, glänzendschwarzen Locken hatte sie Perlenstränge geschlungen, welche, zu Quasten gebunden, sich unter die weichen Ringeln mischten und mit ihnen um die Wette schaukelten. Das schwarze Sammetband um den Hals, mit einem Fermoir gleichfalls von Perlen, diente sowohl dem Oval des Gesichts, als dem Schnee der Brust zur Folie. Die Generalin liebte es, sich bei

Gelegenheiten phantastisch zu kleiden. Sie hätte, so geschmückt, als Orientalin beinahe schon heute auf dem Maskenfeste erscheinen können, welches der aristokratische Cirkel der Stadt, in der verhältnißmäßig viel Adel lebte, und in welche sich neuerlich sogar auch einige Fremde zogen, nächstens aus irgend einem willkommenen Anlaß beabsichtigte. Wohlgefällig blitzten die dunkeln bestrickenden Augen unter hochgewölbten Brauen aus dem Spiegel zurück. Die Purpurgardine goß einen warmen Hauch über das Gewand, einen rosigen Anflug über die Wangen. Jetzt nahm Vallesina auch noch ihr mit Rosenöl getränktes Taschentuch und schwang es wiederholt, daß der Duft sich durch das ganze Gemach verbreitete.

Hernand kommt noch immer nicht! Es dämmert bereits. Im Fieber der Erwartung zerpflückt, zerreibt sie die Heliotrops in dem Bouquet, das ihr gestern im Concert der neue Kammerherr und Ehemann hinter dem Rücken seines eifersüchtigen Weibchens, mit zärtlichen Versen heimlich in die Hand gedrückt hat. — Hernand kommt noch immer nicht! Um sich zu rächen, greift sie nach dem Briefe des jungen Engländers, der sich seit ein paar Monaten mit seiner Mutter hier aufhält, läßt aber das Blatt, ohne es gelesen zu haben, wieder sinken. Da erlauscht sie ein leichtes Geräusch, das aus der Tiefe des Kabinets dringt. Er ist es! —

Um ihn zu strafen, lehnt sie sich, trotz der Hast, in reizender Stellung in die Kissen des Divans zurück und schließt, obgleich alle ihre Pulse heftig klopfen, die Lider, als schlummre sie ruhig und fest. In der Wandnische aber knistert es. Schier als ob der Bischof da oben auf Goldgrund — vielleicht von Zeitbloom gemalt, aber damals bekümmerte man sich um dergleichen noch nicht viel — seinen Rahmen verlassen möchte. Der Heilige mit der Mitra und dem Hirtenstabe bewegt sich sachte vorwärts, als ob er in die Stube treten wollte. Aber nur um einem Andern Platz zu machen. Durch die verborgene Tapetenthüre, welche sich aus einem leeren, von niemand besuchten Saale öffnet, nur durch Druck auf eine bloß dem Grafen bekannte Springfeder, schlüpft derselbe herein.

Da steht er lächelnd, aufathmend vor Vallesina, der Mann ihrer Wünsche, prächtig und kühn, wie selbst aus dem Rahmen eines Meisterbildes getreten, eine ritterlich kräftige Figur, das regelmäßige Gesicht lebendig von Geist und auch voll Gutmüthigkeit. Er beugt den braunen Lockenkopf zu ihr hinab und drückt, um die Liebste zu wecken, seine Lippen sanft auf ihre warme Schulter, auf ihre Wimpern. Plötzlich wirft sie

ihm ihre schönen weißen Arme gleich einer Schlinge um den Hals und zieht ihn ganz zu sich heran, küßt ihn stürmisch, glühend, Mund an Mund, Herz an Herz, Aug' in Auge. —

2.

Das grauseidene Kleid. Eine Amazone. Wir sind nicht allein. Die Nonnen. Theodolph streckt die Hand aus.

Wie eine Lerche trillerte Salome ihr Morgenliedlein, das Liedlein aus ihrem Heimatthale, indem sie mit ihrem Wasserkruge durch den Gang gesprungen kam. Denn die Kinder hörten es gern, wenn sie sang, und sie kündigte sich ihnen schon von weitem damit an, oft bis vom Hofe herauf. Ihnen war die Dirne gar lieb, welche besser für die Kleinen sorgte, als alle Andern, nämlich wenn man ihr Zeit dazu ließ, denn sie konnte eigentlich kaum zu Athem kommen, weil jeder ihr etwas auflud, und weil sie, als die Letzte im Hause, das Geschäft eines jeden verrichten sollte. Jetzt drückte Salome mit ihrer freien rechten Hand auf die Klinke, zog aber die kaum halbgeöffnete Thüre sogleich wieder still zurück — es war Besuch da, eine fremde Dame, oder vielmehr die Hausfreundin von letzthin. Die Magd sah sie nur wie im Fluge in der braungetäfelten Kinderstube stehen bei den Zwillingen und dem größeren Schwesterchen, der Amalafrida. Die Dame war nicht mehr jung und nicht groß, Salome erkannte sie gleich an dem schönen, grauseidenen Kleide, das sie wieder trug, wie vor acht Tagen; dazu hatte sie eine schwarze Spitzenhaube auf, aus der ein feiner weißer Strich vorsah.

Das Mädchen wollte nicht stören; sie setzte ihren Krug außen auf dem Fenstersitze ab und ging weiter. Als sie gelegentlich unten am Brunnen, wo die Apollonia sich alle Zeit ließ, ihr Gemüse zu waschen, und noch Andere im Hofe umher trödelten und schwatzten, gegen dieselben erwähnte: „die Hausfreundin ist oben in der Kinderstube," warfen sie sich so bedeutsame Blicke zu, wiederholten in so gedehntem, seltsamem Tone: „So, die Hausfreundin ist oben in der Kinderstube?" daß es der Magd wohl auffallen konnte und sie freilich dachte: „Das muß eine besondere Bewandtniß mit der Hausfreundin haben!" — Doch zerbrach sie sich den

Kopf nicht darüber; um so weniger, da sie sich doppelt sputen sollte, weil sie Erlaubniß erhalten, heute Abend noch vor dem Gebetleuten, wenn sie ihre sonstigen Ausgänge besorgt hatte, endlich einmal auf ein halbes Stündchen ihre Base bei den Bernhardinerinnen, die Pförtnerin, zu besuchen. —

Sie mochte sich dabei doch verspäten, das arme Ding. Wenigstens rannte sie jetzt athemlos aus dem Kloster durch die bereits dämmernden Gassen zum Domhause. Sie wußte, daß die Kinder allein waren, das trieb sie so heim. Die Frau Baronin hing dem Weltleben an, das konnte natürlich bei den Vornehmen ja nicht anders sein, das war so ihre Arbeit. Aber wie der Herr, so der Knecht. Wie die gnädige Frau den Zerstreuungen folgte, gingen die Domestiken gleichfalls ihrem Vergnügen nach, und das war ihnen auch gar nicht übel zu nehmen, wenn nur die armen Kleinen nicht zu kurz dabei gekommen wären. Die blieben regelmäßig ohne Aufsicht. — Man muß sich nur wundern, daß just solche Kinder, die nichts Gutes sehen und hören, oft so gar lieb, erst recht lieb sind. Es ist, als ob ein eigner Engel bei ihnen wache, der läßt ihnen nichts geschehen; was sollte auch sonst aus ihnen werden? Die haben nicht einmal Pflege, wenn sie krank sind. Darum rannte die Salome auch so athemlos. Ihr Herzblatt, der vierjährige Theodolph, das Büblein von dem Zwillingspaar, der sonst sich nie und über nichts beschwerte, hatte heut ein paarmal an die Stirne gelangt mit seinen schneeweißen Händchen und, freilich nur ganz still in sich hinein, ein wenig geächzt über Kopfweh, und dabei brannten seine sanften, sonst eigentlich eher blassen Bäckchen.

Unter solchen Gedanken erreichte sie die düstern Säulen des Portals, und im Vestibul, wo die aus dem Blumenkranz von Stucc herabschwebende goldene Laterne schon angezündet, mit dem nur mehr schwach eindringenden Tagesschein kämpfte, begegnete der Magd die Frau Baronin im Amazonenkleide, den runden Hut auf den Locken, die Gerte in der Hand, von einem Spazierritte mit Offizieren der Garnison zurückkehrend, um sich in andere Kleider zu werfen für die Probe zum Liebhabertheater. Denn obgleich man sich noch nicht sehr vorgerückt im Herbste befand, hatten doch bereits die Unterhaltungen der Saison lebhaft begonnen, fast als wollte man sich nach der langen schweren Kriegsnoth heftiger als je, mit einer Art Furie, in die entbehrten Belustigungen stürzen und sich bis zum Taumel darin berauschen, um alles wieder einzubringen. Ueberdies

hatten die sich rastlos ablösenden fremden Einquartierungen, vorzüglich die gehäuften Beziehungen mit Frankreich und Paris, alles gesteigert und die Sitten bedenklich gelockert, ja Ausschweifungen jeder Art zu alltäglichen gemacht.

Erschrocken knixte Salome, und die Gebieterin schritt an ihr vorbei, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, geschweige mit dem Kopfe zu nicken, wie ihre hochmüthige Art gegen Untergebene und man es auch gar nicht anders von ihr gewohnt war. Mit offenem Munde starrte das Bauernmädchen der Stadtdame nach, wie sie so hinschritt, die Schleppe des Reitkleides über den Arm geworfen, in dem Herrnrock, dem Herrnhut, mit dem Peitschlein in der Hand. Salome hatte nie gedacht, daß es auch ein solches „Weibsbild" geben könnte. Jetzt verstand sie erst, warum die Frau Baronin sich so wenig um ihre Kinder bekümmerte. Das war ja ein Mann, die konnte keine Mutter sein wie eine andere. Schier hätte sich die Dirne bekreuzigt. —

Oben im Gang ist alles mäuschenstill. Die Bonne wird bei ihrem Liebhaber, dem Gensd'armes-Brigadier, sein und mit ihm, wenn auch nicht spazieren reiten, doch spazieren gehen; die Kindsfrau bei ihrer verheiratheten Tochter und den eigenen Enkelkindern; und so dient im Hause jeder seinen Neigungen und Angelegenheiten bis zum jungen Jockey der Generalin herunter. In der Stube ist es richtig noch finster; niemand hat Licht angezündet. Die Zwillinge spielen geduldig an ihrem Tischlein, Amalafrida steht auf dem Tritt und schaut hinaus, durch die Pappeln vor dem Fenster, über den Garten, in die Purpurröthe nach Westen und sucht den Abendstern. „O, wir sind nicht allein," entgegnet der Theodolph, als ihn die Magd bedauern will; „wir sind nicht allein! Die kleine Reichsgräfin ist immer bei uns, wenn die Mama und die Andern ausgehen." — Und die Schwestern stimmen ihm bei: „Wir sind nicht verlassen, nein, uns geschieht nichts. Wenn uns etwas fehlt, kommt gleich die kleine Reichsgräfin." — Engelberta — sie hatten alle, trotz der Bonne und dem Französischreden, altdeutsche, feudale Namen — beeilte sich hinzuzufügen: „Du darfst aber der Mama nichts davon sagen, sie will nichts von der kleinen Reichsgräfin wissen; sie hat mir verboten, von ihr zu erzählen. Die Mama hat uns mit der Ruthe gedroht, wenn wir wieder von der kleinen Reichsgräfin sprechen." — „Ja, wer ist denn die kleine Reichsgräfin?" — „Die kleine Reichsgräfin? Ja, kennst du sie denn

nicht? Die kleine Reichsgräfin, die ist schon lang da, die kommt schon seit wir auf der Welt sind.“ —

„Die Hausfreundin!“ dachte Salome, indem sie plaudernd das Nöthigste für die Kinder besorgte. Zuerst brachte sie den Knaben zu Bett, der noch immer etwas fieberte. Ohne zu warten, daß man es ihn erst heiße, faltete er seine Händlein und betete: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm!“ — Dann kamen die Anderen nach und nach und man hörte noch ein paarmal hin und her: „Gute Nacht! schlaf' wohl und g'sund!“ — Unten beim Nachtessen am Gesindetisch erkundigte sich das Mädchen nach der kleinen Reichsgräfin. Als sie das Wort sagte, fuhren alle ein wenig zusammen, und Einige sahen sich plötzlich um; man wurde verlegen, blinzelte sich mit den Augen zu, stieß einander unter dem Tische an, hustete, räusperte sich, und konnte zuletzt doch nicht mehr länger heimlich thun, sondern gestand, wie man es nur verschwiegen habe, um die Salome nicht scheu zu machen: „daß die kleine Reichsgräfin im Hause ging.“ Warum man sie so nenne, wer sie gewesen, woher sie stamme, warum sie wandle, das wußte aber niemand zu sagen. —

Zachäus, der alte Kutscher, der noch immer Puder und einen Haarbeutel trug, nicht zu vergessen die goldnen Ohrringe, versicherte, daß bei „Kanzler's“, die mit der Schwiegermutter, der Frau Senatorin, viele Jahre das Domhaus bewohnten, bevor der Herr Baron es mietheten, die kleine Reichsgräfin sich auch habe sehen lassen. Sie bleibe oft lange weg, sowie man sie aber brauchen könne, dann sei sie gleich da. „Wenn man nämlich die Kinder allein läßt,“ fiel ihm Apollonia in die Rede mit einem stechenden Seitenblick auf die Kindsfrau und besonders auf die Bonne, welche sich mit der Zofe, der „Fräulein Nanette“, inzwischen von ihrem „Kammertische“ auch zu der größeren Gesellschaft herabgelassen hatten. „Wenn man nämlich die Kinder allein läßt, dann kommt jedesmal die kleine graugekleidete Dame mit ihrer schwarzen Haube, unter der ein weißer Strich vorsieht, und setzt sich an das Bettchen oder die Wiege und strickt und gibt acht auf die Kleinen. Es ist eine schon etwas ältliche Frau, mit liebreichem Gesicht.“ —

Salome nickte, wie bejahend. „Das ist die Hausfreundin?“ Sonst sagte sie nichts, aber es überlief sie doch ein wenig kalt. Tobias, der Bediente, setzte noch hinzu, daß Fräulein Richilde und der Herr Kadet

auch immer von der kleinen Reichsgräfin erzählt und sich noch sehr gut erinnert hätten, wie dieselbe sie bewacht. „Die Frau Generalin aber mag nichts davon hören," bemerkte die schnippische Kammerjungfer ganz kleinlaut; „man darf die Gestalt gar nicht vor ihr nennen; sie hat den Kindern verboten, solche „dumme Märchen" zu glauben und nachzuerzählen. Der Dienst steht darauf, wenn man bei ihr Geister sieht. Es ist haarsträubend, wie sie über die kleine Reichsgräfin spottet und sie bei jeder Gelegenheit verhöhnt!" — In diesem Augenblicke ward an der Glocke der gnädigen Frau gerissen. Da stob die ganze Genossenschaft auseinander, die jetzt erst recht in Zug gekommen wäre.

Unser Bauernkind machte sich jedoch noch lange Gedanken über die kleine Reichsgräfin und benutzte den Anlaß, als es am folgenden Tage mit einem Auftrag des Herrn Generals, — oder besser der Fräulein Richilde, welche bis zu ihrer Abreise das Erziehungsinstitut der Bernhardinerinnen besucht, — den derselbe mit von Straßburg zurückgebracht hatte, in das Kloster zu der Oberin geschickt ward, — sich bei der Base Raths über die Erscheinung zu erholen. Schwester Renata, wie sie so in Kutte, Schleier und Scapulir neben der jungen Dirne im rothen, grün umsäumten Röcklein und goldgestickten Mieder, mit dem „Nuster" von Granaten um den weißen runden Hals, durch das von den schlanken Säulen und Spitzbogen des Kreuzgangs eingefaßte Gärtlein auf und nieder wandelte, in welchem noch ein paar verspätete Monatrosen blühten, und in den geschnörkelten Beeten heilige Namen, in Liebe gesäet, hoffnungsgrün aus der Erde wuchsen, bestätigte alles, was das Dienstpersonal im Domhause über die kleine Reichsgräfin berichtet, und vertraute dem Bäschen, was eine greise, jetzt dort an jenem Pfeiler des Kreuzgangs schlafende Klosterfrau, Mutter Felicitas, von der geisterhaften Strickerin erzählt hatte.

Danach wäre es eine hohe, vielleicht wohl aus fürstlichem Geschlechte entsprossene Dame gewesen, welche mit den Ihren durch irgend ein Geschick oder zu irgend einem Zweck aus der Fremde kam und in dem Domhause wohnte, eine Reihe von Jahren, länger als sie selbst gemeint. Durch ihren schlichten treuen Sinn, ihre Milde und Sanftheit, ihr wohlthätiges Wirken, das sich nie genug that, gewann sie alle Menschen für sich und war der Armen Mutter, wie die ihrer eigenen Kindlein, an denen ihr Herz mit heißester Zärtlichkeit hing, in denen sie ihre ganze Glückseligkeit fand, ihre Welt und ihren Himmel dazu — wahrscheinlich nur zu sehr!

Die Kleinen, blühend wie eine Rosenhecke voll lauter Knösplein um die holde Frau, krankten und welkten schnell dahin. Eines nach dem Andern starb. Da, als sie auch das Letzte im Sarge sah, ergriff eine wilde Verzweiflung das sonst von Gottvertrauen beseligte Gemüth, ein Wahnwitz zwar, aber einer mit Bewußtsein: sie verfluchte sich und alles Dasein, ja sie schleuderte die gräßlichsten Verwünschungen hinauf zu ihrem Heiland und Herrn. — Bei diesen Worten bekreuzte sich die Nonne, und ihre Anverwandte, die mit gefaltenen Händen gehorcht hatte, folgte dem Beispiele. —

Salome sollte bald noch genauere Bekanntschaft mit der kleinen Reichsgräfin machen, die, wie man bemerken wollte, sich neuerdings wieder, wer weiß aus welchem Grunde, häufiger im Domhause sehen ließ. Die Befürchtungen der neuen Dienerin wegen Theodolph sollten sich nur zu schnell gerechtfertigt finden. Der Arzt mußte gerufen werden, das Scharlachfieber erklärte sich. Man trennte die Geschwister und bettete Amalafrida und Engelberta in ein anderes Stockwerk. Die Krankheit schien einen regelmäßigen Verlauf zu nehmen. Während demselben erblickte die in Wartung ihres Lieblings eifrig thätige und fast auch ganz allein damit betraute Salome beim Ab- und Zugehen, wenn ihre eignen aufgebotenen Kräfte nicht überall ausreichten, die, welche, was sie in Liebe verschuldet, auch noch in Liebe büßte, und selbst in ihrer Verdammniß oder doch wenigstens Ruhelosigkeit noch segnete und wohlthat, am Bettchen sitzen, auf einem der hochlehnigen, mit Silberknöpfen beschlagenen Stühle von grünem Tuche, ihr grauseidenes Kleid in pünktlichen Falten um sie geordnet. Ihr blasses Gesicht, das unter der schwarzen Spitzenhaube und dem blendend weißen Striche vorschaute, war lind und weich wie Mondschimmer. Wer ihm einmal begegnet, der konnte es nimmermehr vergessen. So blieb sie am Bettchen sitzen, und wenn das Couvert, das Kissen sich verschob oder herunterfallen wollte, deckte sie das Kind wieder zu, das nach ihr noch in der Fieberhitze sein Händchen ganz traut ausstreckte. Auch die Magd spürte keinen Schauder mehr und verrichtete unbeirrt, was ihr oblag. Schier fürchtete sie zuletzt die kleine Reichsgräfin weniger, als die Frau Baronin.

3.

Magia. Taufpathen. Mylady. Getrennte Ehen. Dunkelblaue Augen. Der Maskenball und das Schloß über dem See.

Es ist Morgen für die Generalin, das heißt Mittag. Sie hat eben gefrühstückt und sitzt, in ihren violetsammetnen Schlafrock geschmiegt, einen Spitzenschleier über dem nur lose verschlungenen Haar, in dem bewußten Boudoir; vor ihr auf dem grauen Marmortischchen liegt ein parfümirtes weißseidenes, mit Vergißmeinnichten gesticktes Portefeuille, dem verschiedene Briefe entfallen. Einen von ihnen hält die Dame in ihren schneeigen beringten Fingern, jetzt eben das stolze feurige Auge davon erhebend, um unwillkürlich einen flüchtigen Blick auf den Bischof mit Inful und Mitra zu werfen, ob er oder irgend jemand hinter ihm sich nicht rege. Es sind Briefe des täglich leidenschaftlicher entbrennenden jungen Britten, welche die Dame liest, nein, schlürft, möchte man sagen. Sie kostet zum erstenmale den glühenden, aber reinen Enthusiasmus eines dichterischen Herzens, den sie anzufachen und immer höher zu entflammen verstand, das ihr seine Erstlinge alle verschwenderisch darbringt, in dessen träumerische Flut sie hinablauscht und sich darin selbstbespiegelt.

„Magia!“ redet sie der Sohn Albions an in seiner Correspondenz, seinen Liedern. „Magia!“ Denn wie sie für jeden eine Andere ist, hat sie auch für jeden einen andern Namen. Das paßt zu ihrer Kamäleonsnatur. Es hängt ihr aber auch noch von zu Hause an und trägt vielleicht gerade dazu bei, sie zu der zu machen, die sie ist, oder vielmehr — nicht ist. Man gab ihr eine Last von Taufpathen und Namen mit auf den Lebensweg, und ihre Mutter, bei der alles Absicht war, ließ die Namen wie Kleider wechseln, je nachdem dieser oder jener Taufpathe in Scene trat. So rief man die Tochter eine geraume Weile Sabine, zu Ehren einer alten reichen Tante, welche sie in ihrem Testament bedenken sollte.

Sie hat für jeden einen andern Namen. Für Hernand allein hat sie ihren rechten, eigentlichen Namen, für ihn heißt sie Vallesina. Ihn auch liebt sie am meisten, fast einzig. Sie hat noch Keinen geliebt wie ihn. Das Andere ist nur, um die leeren Augenblicke, den Zwischenraum, auszufüllen, um Hernand nur noch mehr zu bestricken. Das Andere dient

ihr nur als Schmuck, als Spiel, für ihre Eitelkeit, für das Bedürfniß von Weihrauch, von Wechsel, Intrigue, Emotion; das Andere ist nur eine Gewohnheit. Sie hat noch Keinen geliebt, noch Keinen geküßt wie Hernand! Der glänzende Mann ist Malteser. Das ist ihr ganz recht; so ist sie seiner um so sicherer, so gehört er ihr ganz, sie braucht ihn mit niemand zu theilen, mit keiner Gattin, keiner Braut. Wie sie alles Andere für ihn wegwirft, schleudert sie auch jetzt die Briefe des unschuldigen Engländers, der nichts begehrt, als zu ihren Füßen zu sterben, von sich, um darüber nachzusinnen, wie sie es am geschicktesten einfädeln möge, nach ihrem heißen Wunsch und eisernen Willen endlich bald einmal, unter dem Schleier des reizendsten Geheimnisses, auf dem Stammschlosse des Grafen verborgen, ein paar Göttertage mit ihm zu leben, Tage, welche ihrer und seiner Leidenschaft die Krone aufsetzen sollen. Ihm will Vallesina alle ihre Siege bringen und als Kränze bei ihm niederlegen. Es muß jetzt gleich geschehen, sie darf es nicht länger aufschieben — man könnte ja vorher noch sterben oder einander untreu werden! Unmittelbar den Tag nach dem Maskenballe soll es sein, wo sich dann auch noch die letzten Verabredungen am bequemsten treffen lassen. Den Vorwand muß ein schon lang besprochener Besuch bei einer Jugendfreundin, der Aebtissin eines gefürsteten Klosters am jenseitigen Seeufer, leihen. Es bleibt dabei: nichts kann mich abhalten! — Der Entschluß ist wie ein Schicksal. —

Gestern ließ sich die Mutter jenes jungen Lords bei ihr melden, eine kleine Frau von zarter Figur, tief in Trauergewändern, mit den schwarzen, weichgeringelten Locken ihrer Nebelinsel, ein Profil, so edel und feingeschnitten, so weiß und blaugeädert wie griechischer Marmor, die Wittwe eines, wenn wir nicht irren, in den letzten Seekriegen verunglückten Admirals; sie mußte einst wunderhaft schön gewesen sein! „Madame," sagte sie französisch mit jenem unverkennbaren, marklosen, anglomanischen Accent, ganz einfach, aber dennoch, oder vielmehr gerade darum höchst vornehm, „ich komme, Sie um mein Kind zu bitten, mein, mein eigen Kind wieder von Ihnen zu erbitten!" — Die Baronin sah sie von oben herab fragend an. „Madame, ich habe kein Kind mehr! Ich hatte einen hoffnungsvollen Sohn, von dem ich viel erwartete, zur Ehre seines Vaterlandes. Geben Sie mir ihn wieder!" — „Wie das, Mylady?" — „Er verzehrt sich an Leib und Seele. Sie haben ihn bezaubert, Madame — entzaubern Sie ihn. Er ist verloren, wenn Sie ihn nicht frei geben."

— Ihre Augen standen voll Wasser; sie machte Miene, sich vor Vallesina auf die Kniee zu werfen. Diese verhinderte sie daran: „Bin ich Schuld, Mylady, wenn Sie Ihren Sohn so erzogen haben?“ — „Geben Sie ihn frei! Ich bin seinem verklärten Vater verantwortlich für das Kind.“ — „Verschonen Sie mich, bitte, mit aller Verklärung und aller Pädagogik. Ich finde mich nicht zum Hofmeister berufen.“ —

Gegenüber dem kalten Spotte erhob sich die Fremde, Karmin überflog ihre eben noch todtbleichen Wangen: „Muß ich beklagen, Madame, Ihnen genaht zu sein? Sie sind selbst Mutter, Sie könnten wissen — verzeihen Sie! Ich wünsche Ihnen, daß Sie niemals so vor einer Frau stehen müssen, wie ich heute vor Ihnen. Verzeihen Sie, daß ich mich an Sie gerichtet habe. Zu diesem falschen Schritt brachte mich allein der Glaube an das weibliche Herz.“ — Sie verbeugte sich mit einer gewissen Feierlichkeit. Die Hausfrau erwiderte nur mit einem leichten Nicken, begleitete jedoch ihren seltenen Gast, der sich nicht mehr umwandte, bis an die mit seidenen Draperien bedeckte Thüre. „Geschwind, Mylady,“ sprach ihre in einem Vorgemache harrende Gesellschafterin, in deren Arm sie sich hängte; „geschwind, Mylady, verlassen Sie dieses Haus, das, so sagt man, den Müttern wie den Kindern keinen Segen bringt!“ —

Mit noch schneidenderem Hohne war die Baronin kurz vorher einer viel heftigeren Scene anderer Natur begegnet. Bei einem fröhlichen Feste auf dem See, während der Fahrt, im Schiffe, unter Musikklängen und Liedern, unter Blumengewinden, hatte die Neuvermählte ihrer Nebenbuhlerin mit auflodernder Eifersucht vor allen Zeugen die leidenschaftlichsten Vorwürfe zugeschleudert, drohend, in die Wogen zu springen, wofern Vallesina nicht abstehe, den jungen Gatten, den Kammerherrn, zu umgarnen. Es wäre nicht die erste Ehe gewesen, welche die Baronin getrennt hätte. Das Uebersiedeln ihrer Familie in diese Gegend selbst fand sich ja durch einen ähnlichen, an dem früheren Aufenthaltsorte zum Ausbruche gekommenen Skandal bedingt.

Die Dame im violetsammetnen Schlafrocke hat jetzt nicht Zeit, mit ihren Gedanken bei dergleichen Auftritten zu verweilen, so wenig als bei ihren Waisen, denn so durfte man ihre Kinder wohl mit Fug nennen. Die Krankheit des Knaben ist ihr sehr verdrießlich, schon wegen der daraus erwachsenden Umständlichkeiten. Zudem ist er gewissermaßen ihr Liebling, sie hat ein Herz für ihn, wenn sie überhaupt ein Herz für eines ihrer

Kinder hat. Er selbst hängt mit einem unerklärlich mächtigen Zuge an dieser Mutter, die eigentlich keine ist. Wenn sie ihn besucht, was freilich nicht gerade oft geschieht, wenn sie an sein Lager tritt, etwas langsam, denn sie fürchtet die Ansteckung für sich selbst ein wenig, dann hellen sich plötzlich seine Mienen auf, ein Glänzen aus seinen großen dunkelblauen Augen verbreitet sich über das ganze Köpfchen, welches das feingekräuselte blonde Haar wie mit einer Glorie umringt. Und wenn sie wieder geht, blickt er ihr mit diesen großen dunkelblauen Augen nach, ernst, traurig, mitleidig, — wie ein Engel aus dem Himmel auf die Sünderin herunterblicken würde, möchte man's heißen.

Man sollte meinen, der Baron dränge in die Gemahlin, ihrer Pflicht in der Krankenstube zu entsprechen. Weit gefehlt! Er beschwört statt dessen seine theure Vallesina, sich doch zu schonen, sich ihm und ihren Kindern zu erhalten, sich zu zerstreuen, zu erheitern, so viel sie nur vermag, damit sie nicht auch noch erliege. Und um ihr mit gutem Beispiel vorauszugehen, wandert er, so gern er auch zu Hause geblieben wäre, mit seiner Flinte in den Forst, noch ein wenig hinkend am linken Fuße vom Podagra.

Man hätte diese theuere und sehr kostbare Vallesina allerdings nicht erst noch zu beschwören brauchen. Was kann dem kleinen Theodolph geschehen? Ihren Kindern ist noch niemals etwas geschehen. Sie läßt sich auch jetzt vom Scharlachfieber nicht beirren und schwimmt in Vorbereitungen der Weltfreude mehr als je; besonders für den Maskenball und das darauf folgende Abenteuer mit dem gräflichen Schlosse. Ja, diese Tage sollen die Spitze von Vallesina's Erdenseligkeit sein, für welche sie leicht die ewige hingibt. Sie kann sich nicht genug von dieser nächsten Zukunft versprechen, sie zittert gleichsam darauf hinein. Das eitle Weib will alles überstrahlen auf dem Maskenballe, sich selbst, man soll sie niemals zuvor so gesehen haben. Wie eine Viktoria will sie alles überflügeln. Der Maskenball, und was darauf folgt, das muß ihr Krönungsfest werden — Ballkönigin will sie sein, Schönheitskönigin und — auf Hernand's Burg, Herzenskönigin! Wenn nur nicht der Himmel vorher einfällt! Wenn ihr nur nicht vorher der Athem ausgeht, die Pulse stocken! Alle Mächte fordert die Trunkene heraus zu ihrer Wonne, die höchsten und die tiefsten, die heiligen und die unterirdischen. —

4.

Ein neidenswürdiger Mann. Mitternacht und Orange. Königin Ginevra, wie bist du verwandelt. Scheideblick. Barmherzige Schwester. Muttertreue.

Der alterthümliche, vergoldete Bankeтsaal im Rathhause mit seinen dunkeln Wänden und Sitzen von goldgepreßtem Leder, seinem Kristallwalde von Kronleuchtern, welche die unter ihnen wogenden bunten, flimmernden Gestalten beleuchteten, gewährte einen phantastischen Anblick. Es war eigentlich nur mehr ein kostümirter Ball, da alles längst die Maske abgenommen, die sogar von Anfang an mehrfach nicht getragen wurde, — nach dem Vorbilde der Baronin, welche gegen ihr Antlitz zu freveln meinte, wenn sie es bedeckte. Sie hatte die kleine Halbmaske von schwarzem Sammet um ihren Arm gebunden, dessen Alabaster sich dadurch noch mehr hob. Vallesina befaßte sich überhaupt nicht viel mit Masken. Wer so in das Leben hinein stürmt, bedarf deren in der Regel kaum. Man möchte sagen, in einem solchen Falle wäre die Maske, der Schein, noch ein gewisses Zugeständniß an die guten Sitten gewesen.

Daß aber, trotz allem, die Generalin wirklich wieder die Königin des Balls ist, das kann ihr niemand absprechen. Sie geht mit hoher Stirne einher, gefolgt von ihrem Hofstaate von Bewunderern. Man sieht sie fast nur von Männern umringt; die Frauen, welche sie selbst nicht sucht, würden sie wohl bald völlig meiden, wenn die Eine oder die Andere nicht aus besonderem Grunde zu der Zauberin umkehrte, gestachelt von Neugierde, oder vielleicht auch — von Eifersucht, die wachen, die schauen mit eigenen Augen, sich nicht alle Fäden entschlüpfen lassen will.

Die Baronin ist heute als Ginevra erschienen, in einem wallenden Gewande von purpurrothem Sammet, mit Perlen gestickt und geschnürt, durchblitzt mit Sternen und Juwelen am Busen und in den Haaren, welche wieder ein gleiches Perlennetz hält, über dem eine weiße Feder schwankt, alles, wie von einer Lichtwolke, von einem langen silbergewebten Schleier umschwebt. Das Weib ist in der That heute unglaublich schön, wohl danach angethan, über einen Liebeshof zu regieren. Du hast es erreicht! Alles staunt dich an, alles beugt sich deinem Reize! Alle Männer beneiden den Grafen, denn ihm begegnet am häufigsten Vallesina's Auge. Nicht

als Einer von König Arthur's Tafelrunde tritt er auf, sondern in dem Kleide seines eigenen Rangs, in der ältesten reichen Tracht des Malteserritters, ein hochstattlicher, ein wohl auch um sein selbst willen neidenswürdiger Mann. Ein prächtiges Paar!

Jetzt, um Mitternacht, ruhend vom Tanze, der Vallesina in Hernand's Armen gewiegt hat, stehen sie bei einander, noch immer gewiegt in Lächeln, Blicken, Geplauder. Mit Blicken wenigstens hängen sie an einander, brennen sie in einander. Du hast es erreicht! Athemlos lauscht er auf ihre feuchtschimmernden Augensterne, auf das süße Lächeln ihrer rosigen Lippen, wenn sie sich theilen über dem Schmelz der Zähne, lauscht, als erwarte er von ihr Leben oder Tod. Sie hält eine Orange, die er ihr gereicht hat, in der mit funkelnden Reifen umwundenen Hand und preßt zuweilen, mitten im Gespräche, die brennenden Lippen darauf. Du hast es erreicht! In fliegenden Worten wird noch das Letzte auf morgen beredet, und Blick und Lächeln fliegen noch weiter voraus auf morgen, sagen sich noch mehr von morgen. Morgen! Das ist doch noch mehr als heute, noch mehr als der Maskenball, mehr als alle die Eroberungen. Morgen! Morgen ruht sie an seinem Herzen, in seinen Armen, sicher, geborgen, im trauten Neste, hoch in den Lüften, über den Wolken, im Adlerhorst seiner Väter, zwischen Himmel und Erde, im Himmel! Morgen ist das Paradies! Du hast es erreicht!

Plötzlich, mitten in diesem Kosen durch Blicke und Lächeln, entgleitet ihr Auge dem seinen, wendet sich von etwas zerstreut seitwärts; und er benützt rasch diesen Moment, um sich von ihr loszureißen, sich für eine kurze Weile zu entfernen, behufs einer noch für morgen zu treffenden Verfügung. Vallesina bemerkt es nicht, daß er sie verläßt. Sie starrt nach Einer Richtung; die Orange fällt ihr aus der geschmückten Hand und rollt wie eine goldene Kugel auf dem Parket hin. Vallesina achtet nicht darauf, auch nicht, daß der junge Lord, verschiedene Offiziere, der Kammerherr, nach der Frucht stürzen, und daß es Letzterem gelingt, den Apfel der Hesperiden zu erhaschen, um ihn seiner Eigenthümerin wieder zu bringen. Man hat gewahrt, wie es auf einmal ganz sonderbar über ihr Gesicht zuckte, wie sie erbleichte und ein Zittern durch alle ihre Glieder flog. Sogleich ringt sie jedoch wieder sich zu fassen, sich aufzuraffen. Sie zwingt sich, ihre gewohnte, hochmüthige Haltung zu behaupten. Dennoch sieht man sie wie ausgewechselt, ernst, stumm, verwirrt, nicht zu erkennen.

Von allen Seiten dringen Fragen auf Königin Ginevra ein — ob sie unwohl sei? Was ihr fehle, was sie befalle? — O gar nichts, nicht das Geringste! Sie fühle sich sehr wohl, ganz wohl, vortrefflich! — Sie dankt für alles. Ihre Verehrer dringen mit Anerbietungen, mit Bitten stürmisch auf die Baronin ein; sie lehnt alles ab. Die Zerstreuung aber weicht nicht, der Blick starrt immer auf Einen Punkt, sie ist wie abwesend. Aus Damengruppen wird die vor wenigen Minuten noch so Hoffährtige, Uebermüthige, kopfschüttelnd betrachtet.

Was macht sie denn für eigenthümliche, wunderliche Geberden? Als sträube sie sich, als widerstrebe sie zu thun, wozu man sie nöthigen wolle, als ringe sie mit jemand oder suche irgend etwas abzuwehren? Jetzt ist es just, wie wenn jemand sie am Kleide zupfe, jemand dem sie sich zu folgen weigert, und von dem sie sich losmacht. Ist es denn nicht ganz richtig mit ihr? Ja gerade wie wenn Einer sie zupfe, wider ihren Willen, Einer, dessen sie sich erwehren möchte! Es scheint aber mächtiger als sie! Trotz allem Widerstreben muß sie doch endlich der Unruhe, dem geheimnißvollen Drange, dem magnetischen Zuge — oder wie man es heißen soll, nachgeben, und schreitet quer durch die Banketthalle, die großen schwarzen Augen weit aufgerissen im todesblassen Gesichte, immer vorwärts starrend, dem Ausgange zu, beinahe grauenhaft anzuschauen in ihrem herrlichen Putze. O Königin Ginevra, wie bist du verwandelt!

Die Schaar ihrer Anbeter eilt ihr nach, um sie zu begleiten. Sie weist alle zurück und fertigt auch den Engländer kurz ab, der ihr außer sich bis zu den Saalthüren folgt. „Arundel,“ befiehlt sie, „bleiben Sie zurück, ich muß fort.“ — „Ja warum denn?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Wohin denn?“ — „Nach Hause.“ — „Ja, hat Sie denn jemand gerufen oder benachrichtigt?“ — „Es hat mich niemand gerufen oder benachrichtigt, aber ich muß dennoch nach Hause; es geht etwas vor zu Hause, ich spüre es.“ — Und damit treibt es sie, trotz allem Widerstande, dem fremden und ihrem eigenen, treibt es sie hinaus — dies alles, das Kämpfen von ihr selbst, welches wir gesehen haben, seit sie stockte im Geplauder mit dem Malteserritter, ist das Werk weniger Minuten gewesen — hinaus durch die Gallerie, in die Vorzimmer. Hier sucht sie hastig ihre Garderobe zusammen, bittet umherstehende Diener inständig, ihr zu helfen, daß sie nur recht schnell heimkomme, streut Geldstücke hin, damit man ihr nur recht schnell einen Wagen verschaffe, gleichviel welchen,

und wandert doch zuletzt, ohne ihn abzuwarten, zu Fuß davon durch Nacht und Finsterniß.

Im Domhause, das wie ausgestorben, läßt sie auf der Stiege ihren Mantel fallen — sie erstickt! — und jagt, vorbei an aufflackernden, schon im Erlöschen begriffenen Laternen und Aemplein, durch den Corridor, den Gang im Seitenflügel entlang. Vor der Thüre hört sie schon innen Salome schreien: „Schickt nach der Mama auf den Maskenball!“ — Zögernd öffnet die Baronin diese Thüre — alle in der braungetäfelten Stube erbeben, wie die schimmernde Figur überraschend eintritt. Sie stehen mit gefalteten Händen um das Bett des Knaben, der im Verscheiden ist. Halb erstarrt liegt er da, in Convulsionen, die kleine Brust arbeitend unter den letzten Athemzügen, die Augensterne mit unirdischem Glanze himmelwärts gerichtet, unverwandt, als hafteten sie an einem andern Sterne — plötzlich aber wenden sie sich noch einmal erdwärts, zum letztenmal — wunderbar! — zu einem Blicke auf die Mutter, mit einem Lichte, als hätten sie es oben geholt, zu einem Scheideblicke.

Sie streckt beide Hände aus, als wolle sie das fliehende Seelchen halten, und sinkt auf ihre Knie. Sie bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen, wie wenn sie auf dem Schaffote kniete unter dem Streiche des Henkers. Nachher steht sie wieder auf, steif, kerzengerade, streift unbewußt ihr Gewand wieder glatt und wischt auf dem Sammet die staubigen Flecke von den Knieen ab. Sie betrachtet ihr friedsam schlafendes Kind. „Theodolph!“ sagt sie schüchtern, wie wenn sie etwas bitten möchte. Ihre Lider brennen trocken; erst indem sie die Magd schluchzen hört, schluchzen, daß es ihr Herzstöße gibt, fangen auch Thränen an, einzelne große Tropfen, aus den langen, schwarzen Wimpern über Vallesina's Marmorwangen zu rollen, als müßte sie von der Bauerndirne erst weinen lernen. Die Baronin geht auf letztere zu, welche ihr überströmendes Gesicht, um besser weinen zu können, auf die hohe Lehne des Tuchsessels gestützt hat. Die Baronin küßt ihre Dienerin. „Salome,“ spricht sie leise, „ich habe dich schon oft beleidigt; ich weiß, was du an meinem Kinde gethan hast, verzeih' mir!“ — Es fehlt nicht viel, daß sie dem Mädchen die braune harte Hand geküßt hätte.

Beim Umwenden fällt das Auge der Unglücklichen zufällig auf den Spiegel am Pfeiler, und wie sie sich selbst daraus entgegen schaut in ihrem prächtigen Aufzuge, dämonisch schön, kreischt sie laut auf, als habe

sie das entsetzlichste Gespenst, einen Geist des Abgrunds erblickt, und verdeckt sich abermals mit beiden Händen das verrätherische, reizende Antlitz. Dann wieder beugt sie sich über den kleinen Leichnam, als ob sie ihm noch einmal Athem einhauchen könne. Salome muß ihr das Kind auf den Schooß geben. Da ruht es unter Perlen, ein geknicktes weißes Röslein, auf dem purpurrothen Sammt, gleich wie auf einer reichen Bahrdecke.

Es ist der Baronin noch kein Kind gestorben. Sie hat nicht geglaubt, daß ihr ein Kind sterben könne. Du hast nicht geglaubt, daß es ist, als wenn man dir das Herz aus dem Leibe reißt. Du hast auch nicht geglaubt, daß du nachher einen Engel im Himmel hast. Du hast überhaupt nicht geglaubt! —

Der Krankheitsstoff hatte sich plötzlich nach innen geworfen, auf das Hirn, und der Anfall kaum eine halbe Stunde gedauert. Kurz vor Ankunft der Mutter war der herbeigeholte Hausarzt hoffnungslos von dem Sterbebettchen gegangen. Die Domestiken hatten sich zu lange besonnen, den General zu wecken; sie wollten ihn schonen; er war spät, ermüdet von der Jagd heimgekehrt, über seine Wunden und sein Rheuma klagend. Vallesina sagte, man solle ihn jetzt schlafen lassen, er werde es am Morgen noch früh genug erfahren. — —

Verschlossen, wie sie immer blieb, hat sie sich niemals geäußert über den Vorgang im Banketsaale, besonders Anfangs über die ganze Nacht kein Wort gesprochen, was bei ihrer stolzen Natur, welche sie nicht so schnell überwinden konnte, nicht verwundern darf. Man hörte nie etwas Näheres, Sicheres über das Räthsel des Maskenballs, von welchem man sich noch spät mit Schauder erzählte. Allgemein glaubte man jedoch, daß die Baronin die kleine Reichsgräfin bei dem Feste im Saale gesehen, daß die kleine Reichsgräfin die Mutter an das Sterbebett des Knaben geholt habe.

In dem völlig veränderten Wesen der Generalin war nichts, was diese Annahme widerlegte. Königin Ginevra, wie bist du verwandelt! Das Erste war, daß sie ihren Beichtvater, einen sanften, ernsten Ordensgeistlichen, beauftragte, alle ausgetauschten Pfänder von einem heißen Liebesleben — wir wissen nicht zu sagen, wie der fromme Pater sich abfinden mochte mit so brennenden Symbolen, welche ihm wenigstens die Finger sengen konnten — alles, was sie von Hernand empfangen oder ihm gegeben hatte, wieder einzuwechseln auf dem Schlosse über dem See. Hernand — du bist nur für wenige Minuten von ihr gegangen, um so-

gleich zu ihr zurückzukehren, um sie zu sehen, zu umfangen, — und jetzt, da du wiederkommst, ist sie für dich gestorben! —

Sie eilt sich, gleich Einem, der seine Erdenrechnung zu schließen hat, das durch sie getrennte junge Ehepaar dauernd zu versöhnen, indem sie den Kammerherrn dadurch zu seiner Pflicht zurückführt, daß sie ihm alle Hoffnung raubt. Sie bescheidet Arundel zu sich, der mit den seligsten Erwartungen herfliegt und sie nicht im Boudoir, sondern in der Kinderstube trifft, mit ihren Kleinen, im schlichten Hauskleide, in welchem sie eher einer barmherzigen Schwester als einer koketten Weltdame gleicht. Sie entsiegelt ihm die Augen mit klarer, mütterlicher Rede, enttäuscht ihn so völlig, daß er mit ruhig schlagendem Herzen zu seiner Mutter gehen und mit ihr nach Kurzem davon reisen kann, nicht ohne daß dieselbe noch vorher der Generalin ihren Dank brachte.

Nicht bloß, daß man den Kadetten Bernward unverweilt auffordert, Urlaub zu nehmen zu einem Besuche im Vaterhause, auch Richilde wird ganz aus der Pension dahin gerufen und fängt von neuem an, den Baron, wenn er an seinen Rheumatismen und Wunden leidet, zu hegen und zu pflegen, aber von der Mutter selbst darin unterstützt. So fühlt der alte Herr sich jetzt glücklicher als je in seinem Leben und seinem Hause; er darf sie jetzt auch, wie er am liebsten that, „Sabine" heißen. Für Amalafrida aber und die kleine Engelberta soll das Institut bei den Bernhardinerinnen, das auch die älteste Schwester von neuem benützt, auf alle Zeiten genügen. Die Herrin wollte Salome für immer bei sich und den Kindern behalten und lernte jetzt von ihren Kleinen. Die sonst so harte Frau besserte sich schon allein durch Zusammensein mit ihnen, bildete sich an ihnen heran. Sie dehnte fortan ihre Mütterlichkeit auch auf andere Waisen, auf die Armen, die Kranken, die Greise aus, so daß sie allmälig im Walten und Wirken Jener ähnlicher ward, von welcher die Nonne im Klostergarten ihrem Bäschen erzählt hatte.

Seit man der kleinen Reichsgräfin nicht mehr bedurfte, ließ sie sich auch kaum mehr sehen und schien nach und nach ganz auszubleiben. Es war beinahe, als ob sie dadurch, daß sie eine andere Mutter zu ihrer Pflicht und zu ihren Kindern zurückgeführt, zur Ruhe gelangt sei, vielleicht in den Himmel, zu den eigenen Kindern. — Oder ist es nichts als ein verkörperter Traum gewesen? Bloß eine Figuration der Muttertreue? Das Gewissen, welches Gestalt gewonnen hat? — —

Zu Wasser und — nicht lange.*)

Erinnerungen eines einjährigen Freiwilligen.

Von

Josef Waldow.

2.

Ein Nacht-Streich.

Und wie ich es gehofft von der „Gerechtigkeit des Himmels“ — mit dieser hadert ein Freiwilliger stets und augenblicklich, so wie ihm ein Wunsch oder Einfall auch nur unerfüllt bleiben könnte — so war es auch gekommen. Mein Fuß zeigte sich wieder brauchbar, ich konnte nicht nur den Stiefel an ihm ertragen, sondern auch vor dem Hauptmann, da wir auf dem für die Division zum Bivouak bestimmten Platz mit ihm zusammentrafen, ganz ordentliche Probeschritte machen und wurde zu allem Anderen vom Glück auch noch darin begünstigt, daß ich nebst fünfzehn weiteren Leuten unter des Oberjägers Kron Führung zu einem besonderen Dienst bestimmt wurde. Von der Kompagnie blieb in der Vorpostenlinie nur ein Zug als selbstständiger Körper zusammen, die übrigen Mannschaften gab sie an die Feldwachen der Infanterie ab, wo sie die Patrouillen führen sollten. Sechzehn Mann jedoch waren, wie gesagt, zur Besetzung eines ganz besonders wichtigen und exponirten Postens bestimmt, — und das war ein Dienst, zu dem sich jeder Mann der Kompagnie mit Eifer drängte. Alle Welt sah auf uns Erwählte mit vollem Neid, und ich vermuthe, daß sogar der Herr Hauptmann selber am liebsten mit uns ge-

*) S. Hausblätter 1861. Bd. IV. S. 286 ff.

zogen wäre. Es war des wackeren Herrn Art nicht, dahinter zu hocken und sich ehrbar als Kommandeur zu geriren. Wie grämlich und pedantisch er that — er explicirte Kron eben wieder auf's umständlichste seinen Situationsplan — der alte Achtzehnhundertdreizehner wurde in ihm augenblicklich wieder wach und munter, wenn er einmal Gelegenheit fand, die alten Künste zu üben und irgend einem Feind einen lustigen, kecken, derben Streich zu spielen.

Die zu den Vorposten bestimmten Truppen kochten so rasch wie möglich ab, wurden dann auf's genauste gemustert und zogen endlich davon, der Aufstellungslinie zu. Unser kleiner Trupp trennte sich jedoch bald von den Uebrigen; ich weiß nicht, ob nur, weil der bestimmte Posten abseits von der eigentlichen Linie lag, oder auch, weil unser Platz jedermann, natürlich mit Ausnahme des Vorpostenkommandeurs und der nächsten Feldwache, verborgen bleiben sollte.

Der Situationsplan des Alten war jedoch diesmal augenscheinlich nicht überflüssig gewesen, ja würde vermuthlich nicht einmal genügt haben, hätten wir nicht einen Jäger bei uns gehabt, der früher bei einem Förster in dieser Gegend gelernt und daher das „Land und seine Gelegenheit" noch genau kannte. Das Terrain war außerordentlich coupirt, nicht allein hügelig, sondern auch waldig, und je näher wir dem kleinen Flusse kamen, auch voll Bruch und Moor. Wege und Steige gab es im Grunde genau so viel, wie sich Oeffnungen und Lichtungen zwischen und in den einzelnen Waldtheilen fanden — jedermann hatte sich den nächsten und bequemsten gesucht — eine wirkliche Straße oder auch nur ein häufiger benützter Vicinalweg schien hier nicht zu existiren. Und da es inzwischen bereits zu dämmern begann, mag man sich vorstellen, daß unsere Geduld und unsere Füße, trotz aller „frischen Soldatenluft", selbst etwas brüchig zu werden anfingen. Da sagte unser Führer plötzlich gedämpft — und es war, als ob er selber aufathme —: „Da ist der Höckenbusch, und dahinter liegt die Krebsmühle!" — Und richtig, nachdem wir dies letzte Wäldchen passirt hatten, fanden wir uns vor dem einsamen Gehöft, in dessen Nähe wir also die heutige Nacht verbringen sollten.

Der Müller selbst kam uns entgegen. Er war von dem unterrichtet, was es in seiner Nähe geben sollte, da drei Ulanen, welche gelegentliche Meldungen an die nächste Feldwache vermitteln und beschleunigen sollten, bereits vor uns angelangt waren, stellte sich uns nun als alten Kameraden

vor — in diesen Gegenden gab es fast keinen älteren Mann, der nicht den Krieg von 1813 mitgefochten hatte — und meinte, wenn wir ihm folgen wollten, würd' er uns an das beste und sicherste Plätzchen führen, das er in der Umgegend für unsern Zweck irgendwie kenne. Er habe es zu unserer Aufnahme auch schon ein wenig vorbereiten lassen, fügte er lachend hinzu. Denn er könne sich wohl denken, daß man uns hieher weder Holz noch Stroh zum Bivouak nachführen werde, und daß es auch mit unsern Erfrischungen knapp bestellt sei. Dazu mußten wir achselzuckend unsere Zustimmung geben und folgten ihm nur um desto bereitwilliger an den erkorenen Platz.

Die Mühle, eine der wenigen, welche hierzulande von Wasser getrieben werden, liegt in dem Winkel, der durch einen, dem ganz nahen Flusse zuströmenden Bach gebildet wird. Dieser letztere treibt ihre Räder und fließt hart an den Gebäuden vorüber; der Fluß begrenzt hundert Schritt weiter die Zier-, Obst- und Gemüsegärten. Ein für Fußgänger und allenfalls auch Reiter passirbarer, einfacher B講ttersteg führte zwischen den Stallgebäuden des Mühlengehöftes hindurch über den Bach; den Fluß dagegen überspannte eine ordentliche, damals aber schlechte, baufällige Brücke, welche trotzdem jedoch einen der wenigen Verkehrswege zwischen der hüben und drüben wohnenden Bevölkerung bildete. Denn der Fluß war in dieser Gegend überall freilich nur zwanzig bis dreißig Schritte breit, allein mit Ausnahme einiger, den Anwohnenden wohlbekannten, aber wenig von ihnen benützten Furten, kaum irgendwo zu passiren. Denn es war ein stilles, dunkles, heimtückisches Wasser mit sumpfigen Ufern und einem, Gott weiß wie tief, aufgeweichten, morastigen Grunde, der jeden raschen Uebergang zu einem höchst gefährlichen, wo nicht fast unmöglich machte.

Von dem allen erfuhren wir nicht jetzt erst durch den Müller, sondern hatten schon in den vergangenen Tagen die Pioniere darüber fluchen hören, als dieselben weiter aufwärts ein paar Brücken hatten schlagen müssen, die für die heutige Nacht im Besitz unseres Feindes, dessen Communication vermittelten. Ob man in der Disposition zum Manöver unsere Mühlenbrücke ihrer Baufälligkeit wegen oder durch Zufall ganz außer Acht gelassen, ob der Feind sie etwa vergessen, ob man auf unserer Seite sich nur in der letzten Stunde noch an sie erinnert, oder ob alles so in der Disposition vorgesehen war, wie es sich jetzt fügte, erfuhren

natürlich wir Soldaten am wenigsten. Sicher aber ist es, daß wir jetzt mit ihr den einzigen Punkt in Besitz genommen hatten, von dem aus man den jenseits des Flusses bivouakirenden rechten Flügel des Feindes beunruhigen konnte.

Wir folgten dem Müller nun also über die Brücke und an den von ihm ausersehenen Platz, der freilich nicht günstiger gedacht werden konnte. Ein kleines Gebüsch verbarg unser Feuer vor neugierigen Blicken und gewährte zugleich einigen Schutz in der voraussichtlich kalten Nacht. Rückwärts lag die Brücke in der Entfernung von fünfzig Schritten leicht zu erreichen; vorwärts genügte ein vor dem Wäldchen aufzustellender Posten, um uns gegen einen Ueberfall vom Feinde ziemlich zu sichern. Denn das Terrain war hier auf eine nicht zu kleine Strecke hin offener und selbst in der Nacht einigermaßen übersehbar, während es durch Bruch, Moor, Sumpf und Heide für Kavallerie im Dunkeln völlig unpraktikabel wurde.

Der Müller hatte in der That Holz und Stroh hieher geschafft und gastfreundlich allerlei gute Dinge hinzugefügt, die unsern Hunger und Durst zu stillen vermochten. Er gab nur dem Oberjäger Kron noch einige Aufschlüsse über die Gegend gegen den Feind zu und über die vermuthliche Aufstellung seiner Vorposten, und nachdem eine Schleichpatrouille in diese Richtung hinausgeschickt worden, nahm er Platz bei uns, sah uns gut gelaunt unser Essen und den unumgänglichen Grog rüsten und plauderte inzwischen mit uns über Nahes und Fernes. Er war, wie gesagt, ein alter Dreizehner und hatte die Feldzüge im sogenannten Colberg'schen Regiment unter dem alten Bülow mitgemacht, und so wie wir augenblicklich ruhten, konnten wir uns gar keine bessere Unterhaltung wünschen, als die der Alte uns mit dem Bericht von diesem und jenem lustigen oder verwegenen Streich aus der Kriegszeit gewährte. Man sah es deutlich, daß ihm diese Gelegenheit zum Plaudern und unsere Gesellschaft wohlthat, denn er lebte hier, wie wir wußten, einsam genug nur mit seiner Familie, und schien auch sonst kein leichtes und heiteres Leben gehabt zu haben. Denn obgleich etwa fünfzig Jahr oder doch nur wenig darüber alt, zeigte er sich als einen greisen Mann, die hohe Gestalt ein wenig gebeugt, das Gesicht gefurcht und so zu sagen erstarrt, und, wie man in gelegentlichen Pausen des Gesprächs wohl bemerken konnte, mit mehr als einem Zuge von Resignation und Verbitterung. Der Jäger, der uns hieher geführt, hatte von manchem Familienunglück des Müllers zu reden

gewußt. Wie dem allen aber auch sei, gegenwärtig hatte der Alte das vergessen oder wollte wenigstens nicht daran denken, und blieb im Ganzen gar munter und guter Dinge.

Inzwischen kam unsere Patrouille mit guten Nachrichten zurück. Des Feindes äußerste Posten ständen vielleicht eine gute halbe Stunde entfernt in einem sehr schwierigen, waldigen Terrain, wo sie kaum im Stande sein dürften, einen kecken und vorsichtigen Feind am Durchschleichen zu verhindern. Um diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, gingen daher auch zahlreiche Patrouillen innerhalb und außerhalb der Postenlinie entlang. Unsere Leute wollten in der kurzen Zeit ihres Lauschens drei bemerkt haben. Herwärts aber wäre alles still gewesen, — dachte man drüben gar nicht an unsere Brücke, frage ich nochmals — und wenn wir daher irgend wie zu Losung und Feldgeschrei gelangen könnten, so würden wir einen Streich bis mitten in das feindliche Lager führen können.

Das war es aber eben, was wir wollten, worauf wir uns so zu sagen am Morgen schon das Wort gegeben hatten, und wir alle drängten uns zu einer zweiten Patrouille, welche uns die Wege dazu weiter bahnen sollte. Unser bisheriger Führer freilich nützte uns hier nicht mehr; das ihm bekannte Terrain lag jenseits. Aber der Müller half uns aus der Noth, indem er seinen Gänsejungen mit uns schickte, der die Gegend drüben wie seine Tasche kennen sollte, und ihn vorher noch auf das genaueste instruirte. „Ich würde euch selber führen," fügte der Alte hinzu, „denn das alles macht mir Spaß. Aber ich habe eine schwer Kranke und auch sonstiges Ungemach im Hause, das augenblicklich meine Gegenwart verlangen kann." — Somit brachen wir denn erwartungsvoll auf, wir, sage ich, da ich selber zu den Dreien gehörte, welche wieder nur die Patrouille bildeten. Die Pfeifen wurden in den Brodsack gesteckt — der Rauch hätte uns verrathen können, — und dann ging es raschen Schrittes, offenen Augs und Ohrs in das Dunkel vor uns hinaus.

Es war nach dem glühend heißen Tage eine, wenn auch fast etwas zu kühle, doch gar erquickliche Nacht. Die Luft war beinahe ohne eine Spur von Bewegung, an den Bäumen und Gesträuchen regte sich kaum ein Blatt; nur zuweilen ging es wie ein leises Rieseln durch das Laub, als könne der Wald vor all der Unruhe der in ihm hausenden und vagirenden Menschenkinder noch nicht recht zum Schlafen kommen und fühle sich übermüdet und fröstelnd. Und ebenso flüsterte es auch, wo wir einmal

eine freiere Stelle passirten, durch das Kraut, die Binsen und halb verdorrten Gräser. Sonst aber war alles still, und nichts störte unsern vorsichtigen Marsch, der so viel wie möglich die Blößen vermied, obgleich die Nacht so dunkel war, daß wir kaum eine Entdeckung zu befürchten haben konnten, wenn wir nicht direkt mit einer feindlichen Patrouille zusammen oder einem Posten grade auf den Leib liefen. Der Himmel war freilich ganz klar, die Sterne glänzten mit allem Licht, das sie verbreiten konnten, die ächte und rechte Lampe aber, der Mond, blieb unsichtbar, und als wir nun in die zusammenhängenden Waldungen eintraten, wurde es so finster um uns her, daß wir kaum noch vorzubringen wagten und kaum noch wußten, ob wir nicht ganz und gar die Direction verloren haben möchten. Unserer Rechnung nach sollten wir längst die Posten des Feindes vor uns gefunden, wo nicht schon umgangen haben.

Wir waren seit zehn Minuten etwa auf einer Art Fußsteig fortgeschlichen, den unser kleiner Führer, Gott weiß wie, entdeckt und auf das ungestörteste verfolgt hatte, obgleich es hier unter dem Laubdach jetzt so dunkel war, daß im wörtlichsten Sinn des Worts der hinten Gehende seinen Vordermann von Zeit zu Zeit anfassen mußte, um sich von seinem Dasein zu überzeugen. Da blieb der Bursche plötzlich stehen und flüsterte uns, die wir schnell neben ihm waren, zu: „Der Baas (Herr) hat mir gesagt, daß ich euch zum „blanken Kamp" führen sollte. Das ist hier gleich rechts, und da müssen die Posten stehen. Guckt an, hier ist ein Steg, und der Graben geht hier rechts fort. Kriecht ihr an ihm hin, so seid ihr in 'ner Minute im Freien, und da ist's. Fünfzig Schritt vor uns ist ein Weg, den werden sie gehen."

Wir hätten dem Burschen gern in's Gesicht gelacht, hätten wir dasselbe nur sehen können. Denn es klang schier wie offenbarer Hohn, uns hier von dem Steg, dem Graben und dergleichen zu reden, wovon keins unserer Augen auch nur eine Spur bemerken konnte. Dennoch mußte etwas geschehen, und nachdem ich meinen Begleitern rasch von meinem Vorsatz gesagt, that ich mich auf den Boden nieder und fühlte alsbald auch, daß der Bursche wenigstens mit dem Graben Recht hatte. Dazu glaubte ich hier, wo ich zwischen den Stämmen durchsehen konnte, in einiger Entfernung auch einen verhlältnißmäßig freien Raum zu bemerken, und so schlich ich denn in Gottesnamen vorwärts, keinen Schritt wagend, bevor ich nicht den Grund mit der Fußspitze probirt hatte. Es ging auch

alles gut, nur daß die verheißene Minute meinem Gefühl nach mindestens eine halbe Stunde währte. Dürres Holz schien hier nirgends zu liegen, und das alte, raschelnde Laub mochte das frische Moos weich überwachsen haben, so daß ich unhörbar vordrang, zumal auch hier, gegen die Lisiere zu, das oben erwähnte leise Flüstern und Rieseln droben in den Bäumen wieder lauter wurde und ein leichtes anderes Geräusch wenigstens undeutlich machte. —

Und jetzt sah ich richtig, auf zehn Schritt hin, freies Feld vor mir; der Wald zog sich links wie eine dunkle Wand weiter. Und jetzt zuckte ich zusammen und schmiegte mich, halb knieend hinter eine dicke Eiche, denn da vor mir regte sich's — da, kaum zwanzig Schritt von mir, jenseits des Grabens, stand ein Posten hinter einem der kleinen Vorbüsche. Und jetzt kam von links her ein zweiter, — er mochte vorschriftsmäßig bis zum Nebenposten patrouillirt sein. „Alles still," sagte er gar nicht leise, und gähnte dazu noch lauter. „'s wird Zeit, daß die Ablösung kommt, ich bin hundemüde." — „Ja, 's ist Narrethei," meinte der Andere; „die drüben werden sich hüten, ihre Beine bis hieher abzustrapaziren —." — „Still!" fiel der Erste ein und sprach jetzt wirklich leise, aber ich hörte doch auch noch dies: „Sie kommen." — Dann vernahm ich ein leises Klirren, dann das „Halt! Werda?" — Die Antwort: „Patrouille!" — Darauf die Losung und Gegenlosung: „Acht — geben! — und endlich das Feldgeschrei: „Hermann." — Eh bien! dachte ich und schmiegte mich vollständig hinter meiner Eiche auf den Boden nieder, da die weitergehende Mannschaft nothwendig ganz nahe an mir vorüber kommen mußte. Nun helf' euch der liebe Gott, Kinderlein! Jetzt sollt ihr noch was erleben! —

Meine Freude wird der geneigte Leser begreifen. Denn da wir den Weg in den Rücken der feindlichen Linie gefunden und überdies die Passirworte erhorcht hatten, konnten wir nach aller Wahrscheinlichkeit dem ganzen Armeecorps, nur nicht den davon Betroffenen, ein unvergeßliches Vergnügen bereiten — aber auch meine Vorsicht möge ihm nicht überflüssig erscheinen. Ich lag da wie ein todter Ast im Schatten der Eiche, in Kraut und Moos, und regte mich nicht und zuckte nicht und wagte kaum zu athmen. Die Patrouille passirte den Graben, ging weiter, und zwei Mann von ihr spazierten sogar im Walde entlang, keine zehn Schritt von meinem Lager; ja, wäre der Eine nicht etwa in eine Epheu-

schlinge gerathen und dabei fluchend beinah auf die Nase gefallen, so möchten sie immerhin noch ein wenig tiefer eingedrungen sein und mich wirklich gestreift haben. Diese paar Sekunden waren außer allem Spaß, und ich meinte, das Klopfen meines Herzens müsse mich verrathen, so stark war's, so nahe war mir der Feind. Aber auch dies ging vorüber, ich athmete wieder auf und vernahm nach einer Weile das Anrufen des nächsten Postens, darauf bald das des dritten — dann nichts mehr. Da war also die Linie vermuthlich zu Ende.

Nun hielt ich mich nicht länger auf, machte mich vorsichtig auf den Rückweg und traf nach der nöthigen Frist wieder mit den Kameraden an dem Grabensteg zusammen, von denen der Eine gleichfalls eine Expedition auf eigene Hand gemacht und richtig den Platz der Feldwache entdeckt hatte. Ganz vorschriftsmäßig mochte unser Verfahren nicht sein, allein was wir erkundet, machte das hinreichend gut. Und unsere Nachrichten waren die besten von der Welt: wir wußten die Wege, den feindlichen Flügel zu umgehen; wir kannten die Passirworte, die Richtung der Postenlinie, endlich sogar den Stand und die ungefähre Stärke der äußersten Feldwache. Damit machten wir uns nun ungesäumt auf den Rückweg, denn zu säumen war allerdings nicht, da es wenigstens elf Uhr oder schon darüber sein mußte. Hier im Busch oder selbst auf der Plaine nach der Uhr sehen zu wollen, wäre ein aussichtsloses Unternehmen gewesen, und aus dem Stand der Gestirne schloß noch weniger irgend jemand von uns auf die Stunde.

Den Rückweg legten wir ein wenig schneller zurück, als wir hergelangt waren, und hätten wir nicht einer feindlichen Patrouille ausweichen müssen, da wir jede Entdeckung zu scheuen hatten, so dürften wir sicher keine halbe Stunde gebraucht haben. Meinen Fuß hatte ich völlig vergessen, und er war trotz des unbequemen raschen Marsches so galant, mich nicht ein einzigmal an seine Schwäche zu mahnen.

Es war richtig fast schon Mitternacht, als wir bei den Unseren anlangten, und Herr Oberjäger Kron hatte uns, theils in Besorgniß um den Ausgang unserer Expedition, eine zweite Patrouille nachgesendet, theils aber auch im Vertrauen auf einen guten Erfolg, bereits nach der nächsten Feldwache geschickt, um dieselbe zur Besetzung unseres Postens während unserer Entfernung aufzufordern. Diese Mannschaft war denn auch angekommen, und da nun, bald nach uns, die zweite Patrouille

gleichfalls zurückkehrte, so ward er unserer Nachrichten mit vollkommenem Hochgenuß froh und beredete seelenvergnügt den genaueren Plan zu unserem großen Unternehmen. Ich darf aber von demselben noch nichts verrathen, als daß er auf die vollständige Unkenntniß des Feindes von dem Vorhandensein eines stärkeren Postens in dieser Gegend gegründet war. Nach unserer Ansicht konnte und durfte man drüben die Brücke allein durch einen detachirten Posten gesichert glauben, der nicht zum Angriff bestimmt war.

Bisher hatte man, unseres Wissens, überhaupt noch nicht nach uns gesehen. Jetzt jedoch, da unser Grog getrunken, unser Feuer ausgelöscht und alles zum Aufbruch parat war, fiel von dem Posten her, der an dem Verhau auf der Brücke stand — die herbeigekommenen Füsiliere waren einstweilen noch hinter ihr am Garten des Mühlengehöftes — ein Schuß, und zugleich meldete einer von unseren Leuten, welche an den Rand des uns deckenden Gehölzes gestellt waren, daß sich eine Patrouille genähert habe. Der Schüsse folgten nun mehrere, jedoch nur für eine kurze Zeit, — da der Feind den Posten aufmerksam fand, zog er sich wieder rasch zurück. Natürlich mußte er beim Aufblitzen der Schüsse erkannt haben, daß hier Infanterie stehe. Von uns dagegen konnte er nichts wissen, denn obgleich es bei unserer Stellung leicht gewesen wäre, die ganze Patrouille abzuschneiden, verbot Kron doch jeden derartigen Versuch, so wie jede Verfolgung. Dafür trieb er uns jetzt zur Eile an. Die Tschako's ließen wir unter dem Schutz der Füsiliere und nahmen dafür die Feldmützen, wie sie auf Seiten des Feindes, der Unterscheidung wegen getragen wurden. Und dann ging es, um bei einem unglücklichen Zusammentreffen nicht durch unsere Zahl alles zu verrathen, in drei einander folgenden Abtheilungen rasch vorwärts.

Es war fast, als sei die Nacht noch dunkler und stiller geworden; selbst das leichte Rieseln und Rauschen im Laub und Grase war erstorben und die Sterne standen in einem friedlichen Glanz. Schade nur, daß wir gar nicht auf diesen Frieden, auf diese Schönheit achteten, sondern so schnell vorwärts strebten, wie sich mit der nöthigen Vorsicht irgend vereinigen ließ. Herr Kron marschirte mit dem Gänsejungen, der nachgrade an dem Spaß selbst Vergnügen zu finden schien und uns auf's willigste seine Nachtruhe zum Opfer brachte, voran. Der Entdecker der Feldwache führte den zweiten Trupp und ich den dritten. Wir hielten

uns alle so, daß man einander nicht ganz aus dem Gesicht verlor — richtiger müßte ich wohl sagen: daß man irgend eine Ahnung behielt, wo die Anderen sich befinden möchten. Und es gelang alles so gut, daß wir viel schneller als vorhin uns im dichten Walde bei dem erwähnten Steg und an dem Graben fanden, an dem ich bis an die Posten vorgekrochen.

Hier wurde Halt gemacht. Kron ermahnte die Leute zur möglichsten Stille und Vorsicht, und dann folgten wir leise, Mann für Mann, dem Jäger, der die Stelle der Feldwache entdeckt hatte. Sie war nahe genug. Denn wir mochten kaum hundert Schritte vorgedrungen sein, als wir schon das Feuer durch die Stämme leuchten sahen und gleich darauf auch den ganzen Platz überblicken konnten, der durch eine vorspringende Buschecke gegen das freie Feld davor, den „blanken Kamp", gedeckt war, so daß ein von dorther andringender Gegner selbst das Feuer nicht wohl bemerken konnte. Das Feuer war überhaupt nur klein und jetzt obendrein auch fast im Verlöschen, so daß es den Platz nur nothdürftig erhellte. Was wir aber sehen konnten, erfüllte uns mit dem lebhaftesten Entzücken — die Mannschaft, nicht einmal stark, und vermuthlich durch den Dienst sehr ermüdet, dazu im festen Vertrauen, daß von rückwärts, wo wir jetzt standen, kein Angriff möglich, schien insgesammt wie die Murmelthiere zu schlafen, theils auf die Streu gestreckt, theils in der Nähe des Feuerchens hockend. Ja, selbst der Posten, der an der Buschecke stand, lehnte sich in höchst verdächtiger Stellung an einen Baum. Natürlich mußte auch rückwärts, von woher man die Patrouillen anderer Feldwachen oder einen inspicirenden Offizier zu erwarten hatte, noch ein Posten stehen; den sahen wir jedoch nicht.

„Himmlischer Gott!" murmelte mir Kron zu, „wenn hier statt meiner der Herr Hauptmann vom Replis, oder gar der gestrenge Herr Vorpostenkommandant stände! — Lieber Herr Kamerad von den Füsilieren, ich würde dich fast ebenso wenig beneiden, wie jetzt! — Da sehen Sie, Waldow, was diese Infanterie noch für Kerle hat," brach er ab; „unser Einer soll Gott danken, daß er nichts damit zu thun hat. Im ersten halben Jahre ärgerte ich mir einen Schlag auf den Hals, wenn ich bei der Bagage dienen müßte! — Seid ihr parat? — Also — aufgepaßt! — Beim Kommando „Feuer!" gebt ihr hier euere Schüsse ab, und ihr holt uns eine Pyramide Gewehre und salvirt euch damit augenblicklich bis zum Grabensteg zurück. Dort unser Rendezvous. — Also — fertig — Feuer!"

Und als die Schüsse über den Platz hinknallten, waren die vier dazu bestimmten Leute auch schon hinaus, hatten die sechs Gewehre einer Pyramide in Händen und fuhren zurück, die paar am Feuer stehenden Kochgeschirre umstoßend, so daß die Flammen zischend erloschen. In meinem ganzen Leben habe ich keine so tolle Verwirrung gesehen, wie die bei der überraschten Wache während der nächsten fünf Minuten. Die armen Teufel wußten im wörtlichsten Sinn des Worts nicht, wie ihnen geschah, und hätte nicht wenigstens der kommandirende Unteroffizier so viel Geistesgegenwart behalten, sich augenblicklich mit ein paar Mann am entgegengesetzten Waldrand festzusetzen, so daß dort nach und nach auch weitere Mannschaften sich um ihn sammeln konnten, so hätten wir den ganzen Trupp in den Wald gesprengt oder gefangen. Sie stürzten schon jetzt wild genug durch- und auseinander, ja — uns gerade in die Arme, und Gott mag wissen, wann und wo sich alle wieder zusammenfanden. Der Schrecken war zu plötzlich über sie herein gebrochen, unsere rasch folgenden Schüsse ließen sie nicht zur Besinnung kommen, noch über unsere Anzahl klar werden, und daß sie uns in Mützen, zuerst also als Freunde, sahen, vermehrte noch ihre Confusion.

Und nun ging der Lärm auch draußen bei der Postenlinie an, die den Feind plötzlich im Rücken hörte. Und dann ward es weiterhin, bei den anderen Feldwachen und den Replis laut. Die Trommeln schlugen, die Signalhörner bliesen den dumpfen Alarmruf, Trompeten der Reiter klangen aus der Ferne, und endlich dröhnte sogar ein Schuß aus schwerem Geschütz herüber. Kurz, der ganze rechte feindliche Flügel schien sich in der unbehaglichsten Aufregung zu befinden, und der Herrgott möge die zahllosen Flüche nicht notirt haben, die in diesen Minuten von drei bis viertausend Lippenpaaren sicher gegen die unseligen Ruhestörer geschleudert worden sind! — Wir aber machten den Lärm nur immer ärger, da wir bald zu Zweien, bald zu Dreien oder Vieren hier und da aus dem Busch sprangen, feuerten und zurücksprangen, dann die sich jetzt zurückziehenden Reste der Feldwache noch eine kurze Strecke weit mit unsern Schüssen in den Wald hinein verfolgten und zuletzt wieder auf die im eiligen Rückzug befindliche Postenlinie feuerten, so daß auch diese in Trab kam.

Nun aber ward es auch für uns Zeit, an unseren Rückzug zu denken, denn das nächste Replis wenigstens mußte bereits im vollen Marsche sein, und wir hatten nicht die leiseste Lust, unseren so gut durchgeführten

Streich noch zu guterletzt zu gefährden, uns von den Vorgesetzten für unsere Eigenmächtigkeit statt Lob nur Tadel und Strafen zu holen. Es geht bei solchen Fällen noch schlimmer her als im wirklichen Kriege — dem Glücklichen und Sieger sieht man vieles, ja alles nach, während der Besiegte und Ungeschickte für seinen schlecht ausgeführten Einfall sich nicht allein des derbsten Spotts, sondern auch der nachdrücklichsten Strafe versichert halten kann.

Wie verabredet, versammelte uns ein Pfiff Krons jetzt schnell in seiner Nähe, und ohne Säumen ging es zum Graben zurück, wo wir die Vier mit den erbeuteten Waffen aufnahmen und fortan noch hastiger durch den stillen dunklen Wald eilten. Vorwärts hatten wir nichts zu fürchten — Reiterei durfte sich bei der herrschenden Dunkelheit schwerlich auf dies Terrain getrauen; daß uns aber das Fußvolk nicht einholte, dafür sorgten unsere Beine und unser kleiner vor Vergnügen fortwährend kichernder Führer, dessen Localkenntniß jetzt erst ins glänzendste Licht trat. Wie der Bursche die Wege fand, begreife ich noch heut nicht; aber er fand sie, und nach der gehörigen Zeit lagen das letzte freie Feld, das Wäldchen und die Brücke vor uns und wir wurden hübsch ordentlich angerufen und nach strictester Beobachtung der vollständigen Vorpostenetiquette zu unserm alten Platz durchgelassen.

„Alles richtig?“ flüsterte der examinirende Gefreite uns noch rasch zu und meinte dann auf Krons vergnügtes „Ja“ —: „Na, 's ist euer Glück!“ — Der Sinn dieser Bemerkung sollte uns auch schnell genug klar werden, denn als wir hinter dem Wäldchen waren, sahen wir neben unserem Feuer ein paar Pferde und bei ihnen Offiziere — „so wahr Gott lebt, der Alte und der Kommandeur selber!“ murmelte Kron. „Na, also man druf!“ — Und es waren in der That unser verehrlichster Herr Hauptmann und der Herr Kommandeur der Vorposten, Oberstwachtmeister N. N. mit einem Adjutanten, die auf den vom Feind bis zu den Unseren herüberbringenden Lärm sich aufgemacht hatten, um nach uns zu sehen. Denn der würdige Alte hatte, wie wir hernach erfuhren, beim Beginn des Skandals mit vollster Energie ausgerufen: „Wenn das nicht meine Satans von Jägern bei der Krebsmühle sind, soll mich der Teufel holen! — Darum hat der Kron so um den Posten gebettelt — guck' Einer an! 's ist Rackerzeug!“ — Daß er selber dabei gewissermaßen die Hand im Spiele gehabt, ja von irgend einem Streich keineswegs abgemahnt, sagte

er natürlich nicht. Da jedoch der Lärm, wie man gelesen, auf dem rechten Flügel des Feindes immer größer wurde, während diesseits des Flusses alles verhältnißmäßig ruhig blieb, und der Höchstkommandirende den Herrn Vorpostenkommandeur um Auskunft über den Spectakel ersuchen ließ, so machte sich dieser selber auf, um nach uns, und der Hauptmann folgte ihm, um zum Rechten zu sehen. Ich sagte früher schon, daß der Alte, trotz seines gelegentlichen Fluchens über die Kompagnie, wie ein Vater zu den Leuten stand.

Nun gings denn los, und ein „Heiland Millionen Donnerwetter, Oberjäger, was macht ihr für infame Streiche?" brach über uns herein. „Sie, ein gedienter Mann, machen noch solche Jungsstreiche, können nicht Ordre pariren, vernachläßigen Ihre Instruction, verführen mir die Leute hier und auch den Dummkopf von der Feldwache, daß er Ihnen noch zu Ihren Streichen hilft! Sie soll ja ein Donnerwetter, sag' ich Ihnen! — Was haben Sie zu melden?"

Kron hatte diesen Sturm in völligster, soldatischer Ruhe über sich ergehen lassen, und mit unbewegter Haltung meldete er nun, daß er seiner Instruction gemäß den Feind habe beobachten lassen. Da aber die Schleichpatrouillen nicht nur Losung und Feldgeschrei erhorcht, sondern auch die Stellung der äußersten Feldwache entdeckt und dieselbe obendrein nachläßig gefunden, so habe er — Herr Kron strauchelte hier ein wenig — eine Lection, d. h. einen Ueberfall für nützlich gehalten, denselben auch mit seinen Jägern ausgeführt, die Feldwache und die Postenlinie zersprengt, den ganzen Flügel alarmirt und sich endlich mit sechs Gewehren ohne Verlust und ohne verfolgt zu werden zurückgezogen. „In Betreff der Gewehre," schloß er, indem die Leute mit ihnen vortraten, „erwarte ich den Befehl des Herrn Oberstwachtmeisters. — Der Feind wird wohl bald um sie schicken."

Die Herren beachteten es augenblicklich nicht, daß Herr Kron hier zum zweitenmal strauchelte, d. h. mehr sagte, als ihm zukam. Die Geschichte war gar zu schön und alles zu gut gelungen, um sich noch darüber zu ärgern oder gar mit uns zu zanken. „Sagt' ich's Ihnen nicht? Sagt' ich's Ihnen nicht?" schrie der Alte ungebührlich laut und rieb sich die Hände und sprang von einem Bein aufs andere. „Streiche machen sie, aber dumme — na, da sollte die Kerle ja ein Donnerwetter in den Erdboden schlagen, wenn sie mich so blamirten!" — „Ja, ein unverschämtes

Glück habt ihr wenigstens gehabt," meinte der Kommandeur, ohne länger sein volles Entzücken über den Streich zu verbergen, den wir zugleich auch für ihn dem gegenüber Kommandirenden versetzt. „Na, das ist eine saubere Geschichte! Gott gnade den Rackern dort drüben! Wenn ich die in meinem Bataillon hätte! — Und die Gewehre zurückgeben, Oberjäger? Ja, Kuchen! Am hellen Tage, vor der ganzen Division sollen sie sie sich wieder holen. Ihr mögt sie hier behalten und dann zum Rendezvous mitbringen. Die Fusiliere sollen hier bleiben, damit ihr Mannschaft genug habt, wenn ihr angegriffen werdet. Gebt aber hübsch Acht, Kinder, daß jetzt nicht euch was passirt — schenken thun die da euch diesen Ueberfall nimmermehr. — Und nun zu Pferde, Hauptmann," wandte er sich an diesen. „Die Excellenz wird Augen machen!" — Und nachdem sie fast zärtlich Abschied von uns genommen, ritten sie davon; sogar des Alten alter Fuchs schien seines Herrn Zufriedenheit über uns zu theilen, er wedelte wenigstens höchst angelegentlich mit seinem kleinen Schwanz.

Es war wieder die Geschichte vom vergangenen Morgen: es war eigentlich nichts passirt als ein lustiger Knabenstreich, und doch waren wir in einer Stimmung, um vor Uebermuth, wie man das zu heißen pflegt, die Wände anzugehen — so erhoben, so gekräftigt, voll solchem Vertrauen zu unserem Führer und zu uns selbst, daß man gegenwärtig alles hätte von uns verlangen können, was Menschen irgend zu leisten im Stande sind. Und wie ich denn von jeher ein grübelnder Mensch gewesen, warf ich, wie ich mich noch wohl erinnere, schon in dieser Nacht die Frage auf — natürlich nicht laut —, was man wohl mit Truppen ausrichten müsse, die man zu einigem Selbstdenken und Selbsthandeln erzogen, und denen man unter besonnenen und raschen Führern Gelegenheit zu geben verstanden, diesen und sich selbst vertrauen und siegen zu lernen? — Bei uns war von Ermüdung, von Erschöpfung augenblicklich gar keine Rede; nur viel Durst hatten wir, und der Müller zeigte sich als einen höchst einsichtigen Mann, da er nach der Entfernung der Offiziere uns alsbald mit frischem Grog zu Hülfe kam, den unsere eigenen erschöpften Rumvorräthe nicht mehr zu liefern vermocht hätten.

Die Ruhe sollte uns jedoch nicht lange gegönnt sein, denn wir hatten kaum das erste Glas mit Behagen hinabgegossen und kaum einige Züge aus den geliebten Pfeifen gethan, als aus der Richtung der Patrouille, die man nach unserer Rückkehr zur Recognoscirung dem Feinde entgegen-

geschickt, rasch einander folgende Schüsse uns von des Letzteren Nahen unterrichteten und uns trotz aller Lust doch einige Besorgniß einflößten, da sich inzwischen ergeben hatte, daß bei dem Geknalle in der Nacht fast unsere ganze Munition darauf gegangen war. Man mußte sich indessen in das Unvermeidliche fügen, und da die Gewehre längst vorsorglich über die Brücke zurückgebracht und diese von den Fusilieren vertheidigt wurde, so machten auch wir uns fertig und wurden auf's neue zur Bewunderung Papa Kron's hingerissen, als derselbe jetzt seine Cartouche öffnete und jedem von uns wenigstens noch einige — Platzpatronen hießen die Dinger — spendete, die er am vergangenen Nachmittag vorsichtig von den anderswo beschäftigten Jägern zusammengebettelt oder — gemaust.

Aus dem erwarteten Kampfe wurde aber nichts. Das Schießen ließ alsbald wieder nach, und die zurückkehrende Patrouille und dann auch die Posten meldeten uns, daß der Feind einen Parlamentär schicke, um mit uns wegen Zurückgabe der Waffen in Unterhandlung zu treten. Sie wollten sogar einen Befehl der Excellenz für uns erhalten haben, die Gewehre wieder auszuliefern. Damit kamen sie jedoch bei Papa Kron an den Unrechten. Mit vollstem Respekt, aber auch nicht geringerer Gravität setzte er, auf der Brücke stehend und umgeben von den wachsamen Fusilieren — wir blieben hinter unserem Busch verborgen, um einem etwaigen Ueberfallsversuch desto kräftiger in Rücken und Flanke fallen zu können — dem verhandelnden Herrn Lieutenant den Sachverhalt auseinander und der sogenannten Ordre des Höchstkommandirenden den wirklichen Befehl des Vorpostenkommandeurs entgegen. Ja auf die ein wenig unbesonnene, ärgerliche Drohung des jungen Offiziers, daß sie sich ihr Eigenthum dann mit Gewalt nehmen müßten, hatte er die höfliche Antwort: „Da werden wir uns denn eben wehren müssen, Herr Lieutenant.“

Das Gezänk ging weiter und das lustige Kriegsbild begann immer mehr Friedensdienst-Schatten anzunehmen; als die Ankunft eines Adjutanten der Excellenz, der mit einer Ulaneneskorte von unserer Seite her anlangte, der Sache ein Ende machte. Er brachte Kron die Ordre, die Waffen, wenn man darum anhielte — wie es eben der Fall — zurückzugeben, mit der Versicherung, daß die Namen der Verlierenden drüben bereits constatirt würden, und daß er selbst mit der Aufzeichnung der unseren beauftragt sei. — Am härtesten wurde durch diese Entscheidung der Herr Lieutenant getroffen, dessen Angabe dadurch als eine reine Kriegs-

list erschien, und dessen gereizte Angriffsdrohung ihm selber nunmehr in ihrer Nichtigkeit klar werden mußte. Denn da der Adjutant zugleich die Ordre brachte, daß wir, weil der Nachtdienst zu Ende, nach unserem Frühstück den Posten zu verlassen und zu den übrigen Truppen uns zurückzuziehen hätten, so kam nun auch unser Häuflein hinter dem Wäldchen hervor, und der junge Offizier erkannte plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er mit seiner Mannschaft bei seinem kecken Vorgehen sich unvorsichtig rettungslos in unsere Hände gegeben hatte. „Den Teufel auch — d a stecken die Jäger und Sie wußten das nicht einmal, Herr Kamerad?“ meinte der Adjutant kopfschüttelnd bei unserem Erscheinen. — Ich weiß nicht, ob dies Kopfschütteln für den Herrn Unterhändler noch weitere Folgen gehabt. —

Aber meine Skizze ist bereits viel länger geworden, als ich es irgend beabsichtigt. Hier aber kann ich auch mit Fug und Recht ein Ende machen, da ich nur von einem Nacht-Streich erzählen wollte und jetzt bereits die Dämmerung des Septembermorgens begann. Was noch folgte — das Frühstück, dessen Hauptbestandtheil die vom Müller freundlich gespendete, warme Suppe bildete, der Abmarsch, der frohe Empfang vom Hauptmann, den Kameraden, allen begegnenden anderen Truppen, unser Lohn: die Erwähnung des Falls und der Glücklichen und Unglücklichen in einem besonderen Corpsbefehl, — und endlich unsere noch lange andauernde Lust — das versteht sich eigentlich von selbst.

Ein andermal hoffe ich aber doch noch Neues von diesem fidelen Manöver erzählen zu dürfen.

Indianerrache.

Eine wahre Geschichte aus dem fernen Westen.

Mitgetheilt

von

A. Hasel.

Ich gehörte zu einer Gesellschaft, die einen großen Strich Landes in Michigan gekauft hatte und eine Ansiedelung in der Wildniß versuchte. Wir waren unserer vierzehn Männer, sechs Weiber und sieben Kinder, von denen das älteste noch nicht zehn Jahre, das jüngste kaum sechs Monate zählte. Der Aufzug auf unserer Erwerbung fand im Herbst statt. Wir brachten unsere Gespanne und das unentbehrlichste Hausgeräthe mit; auch hatten wir uns für den Winter gehörig mit Mundvorrath versehen. Die ersten paar Tage mußten wir im Freien campiren; doch schon nach Ablauf einer Woche hatten wir ein Blockhaus hergerichtet, das groß genug war, um uns alle zu bergen, und nach Verfluß des ersten Monats standen auf einem weiten, gelichteten Raume bereits sechs gute Holzhütten. — Wir arbeiteten zwei Jahre lang eifrig fort, und das Resultat unserer Bemühungen war ein hübsches Dörflein mit fünf weiteren Familien, einem um drei Köpfe vermehrten Nachwuchs, einer Sägmühle, einer Mahlmühle, einigen Kramläden und einem Gebäude, in welchem an Wochentagen Schule gehalten wurde, während es an Sonntagen als Kapelle dienen mußte.

Wir waren mit Furcht und Zittern in diese Gegend gezogen, denn sie bildete die äußerste Grenze der Civilisation, hinter welcher das weite Gebiet der Indianer begann; aber als die Eingeborenen mit freundlichen

Worten zu uns kamen und uns Gelegenheit zu einem einträglichen Verkehr gaben, schätzten wir uns glücklich, eine solche Nachbarschaft gewonnen zu haben. — Eines Nachmittags, in der zweiten Hälfte des August, unterhielt ich mich in einem Laden mit dem Eigenthümer; außer uns Beiden war nur noch dessen dreizehnjähriger Sohn anwesend. Da kamen auf einmal sechs oder acht Indianer, die wir vom Ansehn kannten, einer hinter dem andern in den Laden herein, und der vorderste blieb vor Mr. Bracket, dem Krämer, stehen. „Ich sehr haben Durst Whiski," sagte er. — „Bringt Ihr auch etwas mit, um ihn zu zahlen?" versetzte Bracket, als er bemerkte, daß keiner von den Indianern einen Tauschgegenstand bei sich hatte. — „Ich schon will zahl, sag zwei — vier Monat — uff, so gut." — „Nein, Croß John, nicht so gut; ich kann Euch nicht weiter borgen," entgegnete der Krämer. „Wie oft habt Ihr nicht schon versprochen, die alte Rechnung zu bezahlen, und nie Wort gehalten?" — „Ich Ehrenmann — ich zahlen — ich nicht lügen," erwiderte der Wilde, und sein Auge blitzte zornig, während er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete und mit der Faust auf seine Brust schlug.

Croß John (er führte diesen Namen von einer häßlichen Narbe, die quer über sein Gesicht niederlief) war ein trunkliebender Taugenichts, der indeß einigen Einfluß bei seinem Stamme besaß und aus diesem Grunde nicht ganz verachtet werden durfte. Es stand allerdings in Aussicht, daß er seine Schuld nie zahlte; allein ich hielt es für eine schlechte Politik, ihn unhöflich zu behandeln, und sagte daher zu Bracket, er solle den Leuten einen Rundtrunk reichen und ihn mir auf Rechnung bringen. Croß John wandte sich gegen mich, nickte mit dem Kopf, reichte mir die Hand hin und sagte: „Gut, Ihr ein Gentleman." — „Aus meinem Laden kriegt er keinen Tropfen," rief Bracket, ein entschiedener Mann, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, „bis ich für alles, was ich ihm schon ankreiden mußte, bezahlt bin. Er hat mich wenigstens schon dreimal angelogen, und von mir aus darf er auf keinen Gefallen mehr rechnen, bis er seine Schuld bezahlt oder wenigstens gezeigt hat, daß es ihm Ernst ist, seine Verbindlichkeiten gegen andere abzutragen."

Als der Indianer diese Worte hörte, schien er ganz und gar seine Selbstbeherrschung zu verlieren und nur noch seinem Zorn Einfluß über sich zu gestatten. Mit Blitzesschnelle riß er sein Messer aus dem Gürtel und stieß damit nach dem auf der anderen Seite des Ladentisches stehenden

Krämer. Bracket, der seine Absicht bemerkte, sprang zurück, griff, ehe ich ihn hindern konnte, eine Pistole auf und jagte die Ladung dem Indianer in die Brust, so daß dieser mit einem Wuthgeschrei zu Boden stürzte. Dann langte der Krämer nach einer geladenen Büchse und schlug auf die übrigen Indianer an, die nun mit entsetztem Gezeter die Flucht ergriffen. — All dies war so schnell vor sich gegangen, daß ich kaum glauben konnte, es habe wirklich eine so ernste Tragödie stattgefunden, bis ich den von seinen Kameraden verlassenen Indianer zu meinen Füßen sich in seinem Blute wälzen sah. Ich bückte mich nieder und richtete ihn auf; aber er that nur noch einen einzigen, langen, gurgelnden Athemzug und verschied in meinen Armen. Das gebrochene Auge war selbst im Tode noch mit einem Ausdruck des grimmigsten Hasses auf Bracket geheftet.

Der Schuß und das Geschrei der sich flüchtenden Wilden brachte natürlich das ganze Dorf in Aufregung, und schon nach einigen Minuten war der Kramladen überfüllt mit Männern, Weibern und Kindern, welche wissen wollten, was es gegeben hatte. Einige Worte reichten zur Aufklärung hin, und während einzelne geneigt waren, Bracket Recht zu geben, glaubte doch die Mehrheit (darunter auch ich), daß sein Schimpfen und der übereilte Waffengebrauch an einem so ausgesetzten Platze und bei den geringen Vertheidigungsmitteln der kleinen Gemeinde in keiner Weise gebilligt werden könne. Doch geschehene Sachen lassen sich nicht ändern, und wenn auch jedes Schwurgericht der Welt in dem Fall nur einen entschuldbaren Todtschlag erkannt haben würde, so stand von Seiten der Indianer eine Beurtheilung der Frage im ähnlichen Licht nicht zu erwarten.

Die Männer bewaffneten sich, jeder Geschäftsbetrieb stockte, und sämmtliche Weiber und Kinder wurden mit den werthvollsten Artikeln und gehörigem Mundvorrath nach dem Blockhaus geschafft. Dann bildeten sich die Männer durch das Loos in zwei Abtheilungen, von denen die eine im Fall eines Angriffs das Blockhaus vertheidigen, die andere den Vorpostendienst, das Spioniren und wohl auch das Vermitteln besorgen sollte, wofern die flüchtigen Indianer eingeholt werden konnten und einem manierlichen Wort Gehör schenkten. — Ich brauche hier nicht auf's einzelne einzugehen, sondern beschränke mich auf die Angabe, daß mir die Aufgabe zufiel, den Wilden, die nach Croß Johns Tod die Flucht ergriffen hatten, nachzusetzen. Da ich ein gutes Pferd besaß, so holte ich sie schon wenige

Miles von dem Dorfe ein. Ich war allein und mußte all meinen Muth zusammen nehmen, um mitten unter sie hinein zu reiten und mich ganz in ihre Macht zu geben, obschon ich so gut bewaffnet war, daß sie einen Angriff auf mich ziemlich gewagt gefunden haben dürften. Indeß vertraute ich meiner Unschuld, meiner guten Absicht und meinem Glück und erklärte ihnen, daß ich gekommen sei, einen Friedensvertrag mit ihnen zu schließen; im Dorf bedaure jedermann den Tod ihres Kameraden, obschon ihn selbst die meiste Schuld treffe und er eben in einem Akt von Nothwehr getödtet worden sei; es liege natürlich nicht in unserer Macht, ihn wieder in's Leben zu rufen, doch seien wir geneigt, alles Vernünftige zu thun, um den Zorn unserer indianischen Freunde zu beschwichtigen, und sogar ihnen einige schöne Geschenke zu machen.

Das Wort Geschenk hat für einen Indianer stets einen zauberischen Klang und wirkt in hohem Grad dämpfend auf seinen aufgeregten Geist; ich fand daher meine Rothhäute weit mehr, als ich erwartet hatte, bereit, sich auf Unterhandlungen einzulassen. Ein Pfund Pulver, einige Ellen rothes Tuch, ein paar Perlenschnüre und eine Gallone Whisky bereinigten den Handel. Sie wollten nicht mit mir nach dem Dorf zurückkehren, da sie augenscheinlich Verrath fürchteten; indeß näherten sie sich demselben doch auf ein halbes Mile, und ich brachte ihnen die Gegenstände hinaus, worauf sie dem Anschein nach sehr befriedigt von dannen zogen. — Unter uns war das Sicherheitsgefühl nicht so bald wieder hergestellt, und es stand einige Tage an, bis wir den Frauen und Kindern gestatteten, das Blockhaus zu verlassen. Im Lauf der Zeit kam übrigens alles wieder in's alte Geleise, und wir besorgten um so weniger mehr Gefahr, als ein Theil desselben Stammes wie früher mit uns handelte und verkehrte, ohne daß je dabei eine Anspielung auf das tragische Ereigniß gefallen wäre. —

Ungefähr drei Monate nach Croß Johns Tod wurde ich durch ein mehrmal wiederholtes wildes Gezeter, die Schreckensrufe von Weibern und Kindern und das Krachen von Feuergewehren geweckt. Ich befand mich allein zu Haus, da meine Frau mit ihren zwei Kindern eine Woche vorher nach dem Staat New-York abgereist war, um ihren Eltern einen Besuch zu machen — ein für mich ungemein tröstlicher Umstand in dem Gemetzel, das um mich vorging und dem vielleicht von allen Anwesenden nicht ein einziges entrann. Nachdem ich aus meinem Bette aufgesprungen,

sorgte ich zuerst für einen guten Verschluß meiner Thüren und Fensterläden; dann sammelte ich meine Waffen, Büchse, Pistolen, Axt und Messer, und machte mich gefaßt, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich hielt es nicht für räthlich, ein Licht zu schlagen, denn ich erkannte aus dem rothen Schein, der da und dort durch eine Spalte hereindrang, daß die Wilden bereits angefangen hatten, Häuser in Brand zu stecken, um die Einwohner, auf die es abgesehen war, bei Beleuchtung abschlachten zu können. Ich kleidete mich somit im Dunkeln an und suchte da und dort durch eine Oeffnung in dem Holzwerk meines Hauses einen Ueberblick über das zu gewinnen, was draußen vorging. — Die Indianer schwärmten massenhaft in dem Dorf umher; die einen plünderten die Läden und Häuser, während die anderen den flüchtigen Einwohnern nachsetzten, sie unbarmherzig niederschossen, mit den Tomahawken erschlugen und ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter die Skalpe an sich nahmen. Die wenigen noch lebenden Männer wehrten sich, so gut sie konnten, und ich sah zuweilen einen Wilden von einer Kugel getroffen niederstürzen, die aus einer noch nicht im Sturm genommenen Wohnung kam; aber die Zahl der Feinde war so groß, daß man diese einzelne Verluste gar nicht merkte. Daraus gewann ich bald die Ueberzeugung, daß an einen erfolgreichen Widerstand gar nicht zu denken war, und ich sagte bereits meinem Weib und meinen Kindern, die ich nicht wieder zu sehen erwartete, im Geiste Lebewohl.

„Weil's doch gestorben sein muß," dachte ich, „so will ich wenigstens vorher möglichst viele von diesen menschlichen Teufeln aus der Welt schaffen." Und ich eilte mit meiner Büchse auf das Dach hinauf, um unter die Wilden hineinzupfeffern, so lange mir noch Kraft und Athem belassen blieb, es zu thun. Aber wie ich meinen Kopf in die Luft hinaus steckte und mit Einem Blick den ganzen schrecklichen Schauplatz übersah, fiel mir auf, daß von allen Häusern bloß das meinige nicht umringt und angegriffen worden war. Wie mußte ich mir dies deuten? War es Zufall oder Absicht? Hielt man mein Haus für leer, oder wollte man mich allein entkommen lassen? Freilich gehörte eine solche Schonung im Sturm eines Angriffs zu den unerhörten Dingen, und ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. — Wie indeß die Sache sich verhalten mochte, jedenfalls konnte ich unter den obwaltenden Umständen die Feindseligkeiten nicht eröffnen, ehe ich selbst auf's Korn genommen wurde. Schoß ich auf die

Wilden, so zog ich einfach ihre Aufmerksamkeit auf mich, ohne daß den Dorfbewohnern damit ein Dienst geleistet würde; wenn ich mich aber still und verborgen hielt, so war es am Ende möglich, daß ich wie bisher unbelästigt blieb.

Und so ging es seltsamerweise auch wirklich. Niemand wollte etwas von mir, und mein Haus blieb unangetastet. In allen Richtungen um mich her wurden meine Freunde abgeschlachtet und ihre Häuser ausgeraubt und niedergebrannt, während in Mitte des Gemetzels und des Brandes ich und meine Wohnung unter einem unsichtbaren Schutz zu stehen schienen. Als endlich die Wilden mit ihrer Beute und ihren blutigen Trophäen abzogen, ließen sie mich unbeschädigt zurück, und ich konnte in der nächsten Ansiedelung Schutz suchen, wo ich meine wunderbare Geschichte, die ich selbst kaum glauben konnte, erzählte. Man warf den Argwohn auf mich, ich sei mit den Indianern einverstanden gewesen und habe an der Beute Theil gehabt — das sehe man ja aus dem Umstand, daß ich vorher meine Familie in Sicherheit brachte und daß ich, wie ich selbst einräume, auf dem Brand- und Mordplatz unangefochten geblieben sei. Ich konnte diesen Verdacht niemand übelnehmen, da ich unter ähnlichen Verhältnissen es einem andern auch nicht besser gemacht haben würde; und dennoch war ich so unschuldig wie ein Kind und kannte den wahren Grund meines Entrinnens ebenso wenig, als meine mißtrauischen Nachbarn. — Erst lange nachher erfuhr ich von den Indianern selbst, sie hätten mit dem Angriff auf das Dorf Rache nehmen wollen für Croß Johns Tod und mir Schonung erwiesen wegen meines freundlichen Benehmens gegen den Erschlagenen und seine Kameraden. Sei nun dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich in der angedeuteten Weise davon kam. Noch zwei andere entrannen unter dem Schutz der Vorsehung dem Blutbad, alle übrigen aber erlagen der mordgierigen Bande, und unser vorher so glückliches Dörflein wurde mit seinem Leichenfeld wieder zur Wildniß.

Mein Feldzug im Jahre 1813.

Von

K. v. Suckow.

V.

Märsche, Vorposten und Gefechte.

So zogen wir denn neuen Kämpfen entgegen über Sorau, Cottbus und Baruth, immer noch getrennt von den anderen beiden Divisionen unseres Armeecorps, und nahmen eine Stellung bei letztgenanntem Orte, wobei mir die Ehre zu Theil wurde, mit meiner Kompagnie die Vorposten bilden zu dürfen, nachdem mir von meinem Obersten die größte Vorsicht und Wachsamkeit empfohlen worden und derselbe dabei versichert hatte, ich dürfe von allen vier Winden her auf feindliche Angriffe gefaßt sein. Denn wir standen hier ganz isolirt und hatten eigentlich von nirgends her Hülfe zu erwarten, so daß ich wohl an das schöne Kriegslied denken durfte: „Feinde ringsum!“ — Weßhalb man uns auf solche Weise exponirt, weiß ich nicht, bekümmerte mich aber auch nicht darum. Denn wahrlich zu jener Zeit war ich gar nicht aufgelegt, strategische Studien zu machen. Große Märsche bei großer Hitze in diesen sächsischen und brandenburgischen Sandregionen und dazu oft sehr knapp zugemessene Lebensmittel — begreiflich bei einer solchen Truppenmasse auf kleinem Raum konzentrirt — waren nicht geeignet, mich dazu aufzumuntern.

Allerdings war ich in meiner Aufstellung namentlich gegen feindliche Kavallerie sehr exponirt. Weit und breit gab es keine Deckungsgegenstände, keinen Wald, kein Dorf, keinen Graben u. s. w. Wie richtig auch die Vorgesetzten meine Aufstellung beurtheilten, geht daraus am besten hervor, daß ich während dieser Nacht namenlos oft von ihnen visitirt

wurde. Alle Augenblicke erschallte von meiner Schildwacht vor dem Gewehr der übliche Ruf: „Halt, werda?“ wegen Annäherung eines derselben; und nie verfehlten diese Herren bei Tod und Leben davor zu warnen, mich überfallen zu lassen. Daß bei dieser Sachlage weder vom Schlummer noch von einem Augenblick Ruhe für mich die Rede sein konnte, verstand sich von selbst. Rastloses Visitiren meiner Vorposten war meine Unterhaltung während dieser ganzen Nacht, die dann endlich auch vorüberging, worauf ich mit meiner Kompagnie wegen des bevorstehenden Abmarsches des Regiments von diesem fatalen Posten abberufen wurde.

An diesem Tage marschirten wir bis Werben, um uns wieder mit dem Armeecorps zu vereinigen. Dieses Dorf, eines der größten des im Cottbusser Kreise noch bestehenden Wendenvölkchens, war mir noch in lebhafter Erinnerung aus jener Zeit, wo ich in preußischen Diensten stand. Cottbus und Umgegend war der Werbebezirk — wie es damals hieß — meines Regiments von Larisch, woher wir unsere Rekruten bezogen. Sonach kam ich mit diesem Völkchen, dem Rest eines dereinst eben so ausgebreiteten als kriegerischen Slavenvolkes in vielfache Berührung. Der Wende ist nicht nur in seiner eigenthümlichen Sprache, sondern auch in allerlei Sitten und Gebräuchen ganz verschieden von seinen umwohnenden Nachbarn. So z. B. dutzt er jedermann, ja sogar häufig seinen Gutsherrn. —

Ich freute mich darauf, in Werben am heutigen Abend manchen wendischen Familienvater wieder zu begrüßen, der vor acht und mehr Jahren vielleicht als königlich preußischer Musketier im Infanterie-Regiment Alt-Larisch den damaligen Revüen und Manövern in jenem Peloton anwohnte, welches ich befehligte. Und ich täuschte mich nicht; denn kaum war ich mit dem Stabe des Regiments in das Dorf eingerückt und beschäftigt, meiner Mannschaft die Quartierbillete auszutheilen, als ich mich umringt sah von meinen alten Wenden, die nervigen Hände mir entgegenstreckend, begleitet von einem freundlichen „Grüß dich Gott!“ Waren sie doch fast alle hier repräsentirt, die mir noch von jener Zeit im Gedächtniß gebliebenen Namen: Barran, Budak, Kochan, Basseran u. s. w. Ich erwähnte schon früher in meinen einfachen Schilderungen gelegentlich das Erstaunen meines Obersten über die Cordialität wendischer Bauern gegen einen Hauptmann seines Regiments, dem sie seiner Meinung nach zum

erstenmal in diesem Leben begegneten, bis ich dem Vorgesetzten die Veranlassung zu dieser Wiedererkennungsscene erklärte.

Schon am folgenden Tage sagte ich aber den alten Burschen wieder Adieu, indem wir uns gegen Mittenwalde dirigiren mußten, mit der Bestimmung, den dort aufgestellten Feind zu vertreiben. Wir maschirten mit der größten Vorsicht, denn jetzt hieß es in Wahrheit „Feinde ringsum!" Aber schon auf halbem Wege kam das „Kehrt!" Die Hiobspost von dem Verlust des Treffens bei Groß-Beeren am 23. August unter Marschall Oudinot war so eben eingetroffen, und so marschirten wir denn einstweilen in die böse Stellung bei Baruth zurück. Für mich lag noch, neben allem Uebrigen, die Voraussetzung nahe, daß ich auch meinen liebenswürdigen Posten wieder werde beziehen müssen. Denn da wir in dunkler Nacht ankamen, war es sehr natürlich, daß man mich, der ich ja mit dem Terrain schon bekannt war, auch von neuem auf Vorposten schickte. Doch dieser Kelch ging diesesmal glücklich, und ich gestehe es, zu meiner großen Freude, namentlich meiner braven Mannschaft wegen, an uns vorüber, denn diese war durch die erwähnten Vorpostennächte und das ewige Hin- und Hermarschiren der letzten Tage bei nur schmaler Kost so ermüdet und ermattet, daß ihr eine auch nur einigermaßen ruhige Bivouaknacht wohl gegönnt werden durfte.

Uebrigens schien zu jener Zeit der helle Nimbus, der bisher die französischen Armeen umstrahlte, sich ein wenig verdunkeln zu wollen. Oudinot hatte die bedeutende Schlappe bei Groß-Beeren erlitten, und auch von anderen Seiten trafen Trauerbotschaften ein oder befürchtete man solche wenigstens. Und zwar um so mehr, als die russisch-preußischen Heere sich von Tag zu Tag verstärkten, wogegen die französischen physisch so gut wie moralisch dadurch geschwächt wurden, daß die deutschen Truppen, welche durch den Befehl ihrer Fürsten bisher noch mit den Franzosen fechten mußten, dies mit steigender Unlust thaten, jemehr die siegreichen Erfolge der Alliirten bekannt wurden. Katzbach, Groß-Beeren u. s. w. gaben Zeugniß davon, daß Deutsche doch auch mitunter noch dem französischen Uebermuth einen Dämpfer aufsetzen könnten. Ja, unsere Mannschaften, die sonst, wie es dem guten Soldaten zusteht, nicht in Politik machten, waren nichts weniger mehr als Verehrer unserer immer noch mächtigen Alliirten. Dieser Geist der deutschen Truppen war den Franzosen wohl bekannt, und sie strebten denselben wo und wie sie nur konnten

möglichst zu beseitigen. So erinnere ich mich einer Scene, die das eben Gesagte bestätigen möge.

Ich weiß nicht mehr genau, warum eines Morgens unsere württembergische Infanterie vor dem Abmarsche in geöffneten Kompagnie-Colonnen dastand, glaube aber, daß es geschah, um die anderen beiden Divisionen und unseren Corpskommandanten, den General Grafen Bertrand, zu erwarten. Dieser sprengte denn auch in Begleitung seiner zahlreichen Adjutanten bald daher und wendete sich nach den üblichen Begrüßungen sogleich an unseren Generallieutenant, Graf Franquemont, dem er, wohl absichtlich, mit lautschallender Stimme folgende Mittheilung machte: „Général! J'ai reçu des nouvelles de l'empereur. Il a battu l'énnemi à N. N. Tant et tant de pièces de canons, et tant et tant de prisonniers sont tombés dans la main du vainqueur!"

Diese vermeintliche Siegesbotschaft wurde nun von den Offizieren auf den Wunsch Graf Bertrands der Mannschaft sogleich übersetzt. Kaum hatte ich mich aber dieses Dolmetscheramtes entledigt, als ein junger Bursche meiner Kompagnie halb laut in seinem schwäbischen Dialekt die Worte hinwarf: „'s ischt älles verloge!" — eine Aeußerung, welche ich um so mehr ignorirte, als auch ich mich nicht ganz frei von ähnlichen Zweifeln fühlte.

Ein schwieriger Marsch war der am nächsten Tage, wo unsere Brigade erst einige Stunden nach dem Abmarsche des Gros die Stellung bei Baruth verlassen durfte, um sich dem letzteren später anzuschließen. Alle Augenblicke trafen Meldungen von unseren Recognoscir-Patrouillen ein, daß man da und dort den Feind in der Nähe gefunden habe, wodurch unser Brigadekommandant mehrfältige zeitraubende Aufstellungen zu nehmen sich genöthigt sah. Außer leichtem Vorpostengeplänkel kam es jedoch zu nichts, und wohlbehalten trafen wir am Abend bei dem Gros ein, zur großen Freude unseres Generallieutenants, der uns schon halb und halb verloren gegeben hatte.

Schon am nächsten Tage ward unsere Brigade, als „leichte Brigade" immer an der Spitze der Colonne, demnach auch immer als die erste im Gefechte engagirt, wieder mit dem Auftrage beehrt, einen Wald bei Holbek zu besetzen und später einen feindlichen Angriff dort zurückzuweisen, was denn auch, jedoch nicht ohne einigen Verlust, geschah. Da aber nicht einmal das ganze Regiment, sondern nur mein Bataillon sich unbedeutend,

und zwar erst am Schlusse des Gefechtes, bei demselben betheiligen durfte, so übergehe ich die Einzelnheit desselben. Als Curiosum möge hier erwähnt werden, daß ich trotz des für mich etwa eine halbe Stunde dauernden Gefechtes das Problem löste, in meiner Kompagnie weder einen Todten noch einen Blessirten zu zählen.

In den nächsten Tagen beschäftigten wir uns einfach mit Marschiren, Bivouakiren, Fouragiren und Requiriren — letztere zwei Funktionen natürlich nur in soweit übend, als sich Objekte, das heißt Lebensmittel und Fourage, dazu darboten, was oft spärlich, oft gar nicht der Fall war. Denn ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß der gegenwärtige Feldzug freilich nur im Sommer und Herbst, der vergangene dagegen bis in den tiefsten Winter, und zwar einen russischen Winter geführt wurde, wie ihn selbst die Russen seit langer Zeit nicht erlebt haben wollten. In Ansehung der Fatiguen und Entbehrungen aber konnte sich der diesjährige dennoch fast mit jenem in seinem größten Theile messen. Namentlich in Beziehung auf die Lebensmittel, und dies vorzugsweise auf dem platten Lande, trat ein immer fühlbarerer Mangel ein. Wie war dies aber auch anders möglich, wo auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum seit mehr denn einem Vierteljahr die beiderseitigen kolossalen Armeen sich verpflegten, abgesehen von den Gelüsten zahlreicher Plünderer und Marodeurs.

Am 28. August hatten wir Württemberger ganz allein ein eben so bedeutendes als ruhmreiches Gefecht bei dem Städtchen Jüterbock. Da aber wiederum mein Bataillon erst gegen Ende des Kampfes zur Unterstützung eines andern Regiments befehligt wurde, welches die Aufgabe hatte, den Feind aus einem Walde zu delogiren, solche aber, bevor wir uns ihm anschlossen, fast gänzlich gelöst hatte, so wüßte ich in subjektiver Beziehung über dieses Gefecht nichts weiter zu sagen, wie ehrenvoll auch dasselbe für unsere Waffen endete.

Ich sollte jedoch mit meiner Kompagnie bald genügend entschädigt werden für unsere geringe Theilnahme an den zwei letzten Gefechten. Es war am 4. September, als wir in einem Walde bei dem Dorfe Euper, unweit der Stadt Wittenberg, welchen ein Theil unserer Brigade besetzt hielt, in Folge eines gestrigen bedeutenden Gefechtes mit den Preußen, unerwartet und mit großer Uebermacht angegriffen wurden.

Kaum hatten die dazu befehligten drei Kompagnieen unseres Bataillons noch Zeit, die Plänklerkette zu bilden, als wir uns mit einem

mörderischen Feuer begrüßt sahen, das wir natürlich so gut wie möglich erwiderten. Zahllose Todte und Verwundete zählten wir bald; unter letzteren den uns befehligenden Hauptmann, den jetzt noch in hohen Jahren lebenden Obersten von Arlt, worauf ich in Folge meines Dienstalters das Kommando der drei Kompagnieen übernahm. Vor wenigen Minuten hatte ich dasselbe erst angetreten, als Oberlieutenant von Kielmaier, der mit seiner Kompagnie an die meinige in der Kette anschloß, sich zu mir wendete und meinte: „Das ist aber doch ein verdammtes Feuer!“ Kaum hatte er jedoch diese Worte gesprochen, so sank er mit dem Schmerzensschrei „O weh!“ zu Boden. Eine Gewehrkugel war ihm durch beide Schenkel gedrungen — also trotz nur einer Verwundung vier Wunden. Er wurde mit Mühe und unter großen Schmerzen auf den Verbandplatz zurückgetragen. Wenige Minuten noch, und auch mir, der ich von den drei Kompagnie-Kommandanten nun noch allein auf dem Platze war, preßte ein Streifschuß am Ohr einen Schmerzensschrei aus. Wenn auch nur eine unbedeutende Wunde, war sie doch durch ihre Blutung jetzt höchst hinderlich.

Mein Freund Kielmaier, der vor Jahren als pensionirter Oberst gestorben ist, hatte wahrlich Recht: es war ein verdammtes Feuer, welches diese gegenüberstehenden preußischen Jäger uns entgegen schleuderten! Als solche waren sie durch ihre scharfen und häufigen Treffschüsse, wahrscheinlich mit der Büchse, und ferner durch ihre Hornsignale, welche sie fleißig erschallen ließen, von Linien-Infanterie leicht zu unterscheiden. Es erregte, ich möchte sagen, ein Gefühl des Heimwehes in mir, als ich jene Klänge, wenn selbst auch aus den Reihen des Feindes, wieder einmal vernahm, die mir aus meinen preußischen Dienstjahren noch alle so wohlbekannt waren. Denn zu jener Zeit hatte die preußische Linien-Infanterie ebenfalls per Kompagnie zehn mit Büchsen bewaffnete Schützen, welche durch Signalhörner avisirt wurden.

Nun klang von jener Seite fast jeden Augenblick das mir noch wohl erinnerliche Signal: „vorwärts — marsch!“ zu uns herüber. Ich schickte dafür pflichtmäßig das bei uns dasselbe bezeichnende, wenn auch anders lautende Signal zurück, und dennoch blieben wir trotz diesem Wettstreit von „vorwärts — marsch!“ beiderseits dort stehen, wo wir standen. Wir übten also, wenn ich mich dieses nicht gerade militärischen Ausdruckes bedienen darf, eine Art Signaldemonstration gegen einander. Warum

übrigens der Feind nicht vorrückte, begreife ich heute noch nicht; denn er war uns, wie dies die mehrfachen Recognoscirungen unserer Seitenpatrouillen ergaben, in Beziehung seiner Streitkräfte bedeutend überlegen.

Dies bot mir denn schon ein genügendes Motiv, mich für jetzt auf meinem status quo zu erhalten, um so mehr, als ich dazu noch anderweitig bestimmt wurde. Mein Oberst von Kechler, der mit der Reserve rückwärts des Waldes aufgestellt war, schickte mir nämlich einmal über das Andere seinen Adjutanten mit dem Befehl: durchaus nicht über die jenseitige Lisière des Waldes hinauszugehen, indem dort eine Masse feindlicher Reiterei aufgestellt sei. Ich konnte diesen Vorgesetzten wohl nicht besser beruhigen, als durch meine Versicherung: „ich wolle die jenseitige Lisière des Waldes gerne ignoriren, wenn ich nur — bei der Ueberlegenheit des Feindes — nicht über die diesseitige hinausgeworfen werde!" Denn es war ein blutiger Stand, den wir zu behaupten hatten, wovon die vielen Todten und Blessirten, unter welch letzteren nun auch ich, Zeugniß gaben.

So waren denn fast unsere sämmtlichen Patronen verschossen, als wir von anderen Kompagnieen des Regiments, welche, wie gesagt, bisher in Reserve standen, abgelöst wurden. Mancher unserer vielen Schüsse hätte wohl erspart werden können, aber wir hatten lauter ganz junge, erst ausgehobene Mannschaft, und gewiß, wie alle meine älteren Kameraden mit mir einverstanden sein werden, es ist nichts schwerer für den Offizier, als Rekruten im Gefecht von dem zu viel Schießen abzuhalten. Der junge Bursche, der noch wenig oder gar nicht im Feuer gestanden, fühlt förmlich sein Herz erleichtert, wenn er nur recht oft knallen lassen kann, ohne daran zu denken, ob sein Schuß auch traf, auch möglicherweise nur treffen konnte. Das geschieht aus verwandtem Grunde, wie einer, der sich im Dunkeln fürchtet, laut singt.

Mit meinen nun sehr zusammengeschmolzenen drei Kompagnieen war ich kaum bei der Hauptreserve angekommen, als Oberst von Kechler, mir auf die Achsel klopfend, mit freundlicher Miene in seiner lakonischen Redeweise zu mir sagte: „Brav, brav, lieber Suckow; jetzt nur schnell Patronen fassen und dann bald wieder ablösen!" Ich muß gestehen, daß ich auf Erringung neuer Lorbeeren für den heutigen Tag nach dem erlittenen großen Verlust nicht nur gar nicht lüstern war, sondern auch überhaupt, wie wohl alle Deutsche, welche der Befehl ihrer Fürsten noch an die

französischen Fahnen fesselte, jedem weiteren Ruhme unter ihnen gerne entsagt hätte. Ich wohnte in sechs Feldzügen doch mancher Schlacht, manchem Gefechte bei, aber keines von allen war heftiger, wenn auch nur auf kleinen Raum beschränkt, wie das heutige. Von 24 Kompagnieoffizieren, welche das Regiment zählte, wurden 8, also ein Drittel, an diesem Tage verwundet.

Napoleon, in dem rachesüchtigen Streben, das hochherzige preußische Volk dafür zu züchtigen, daß es gewagt hatte, sich gegen ihn zu erheben, um seiner sechsjährigen Unterdrückung ein Ende zu machen, — konnte es nicht erwarten, daß seinem Hasse durch Vernichtung desselben Genüge geschah. Das Kriegsglück hatte zwar dem Manne, der es so oft und lange an seine Fahnen zu fesseln wußte, für's erste ein wenig den Rücken gewendet, und doch mußte ihm alles daran liegen, seine immer noch eroberungssüchtigen Pläne, wenn auch jetzt noch nicht zu realisiren, so ihnen doch möglichst bald Geltung zu verschaffen. Denn die Zahl seiner Feinde war groß, ihre Anstrengungen zu seiner Vernichtung kolossal.

Auf seiner ganzen Operationslinie, namentlich auch bei unseren drei Armeecorps, dem 4., 7. und 12., wollte es gar nicht mehr so recht vorwärts gehen. Napoleon schickte uns deshalb jenen Mann seines größten Vertrauens als Kommandirenden — den Marschall Ney. Nicht nur ihm wurde zugetraut, der Sachlage baldigst eine günstigere Wendung geben zu können, sondern auch er traute es sich zu, was am besten aus jener Aeußerung hervorging, welche er bei seiner Ankunft in Wittenberg an die ihn empfangenden Generale richtete: „Me voilà, messieurs! A présent je ferai voir à ces Prussiens mon arrivée!“ So erzählte man wenigstens damals im Heere. — Dieses „faire voire“ in seinem Sinne gedeutet, blieb er übrigens ehrlich und redlich schuldig, denn es ging nun nicht besser mit dem Erfolge der französischen Waffen.

Zu Anfang des Septembers hatte Ney das Kommando übernommen, und schon am Tage darauf ergriff er mit den gesammten drei Armeecorps, sich gegen das Städtchen Jüterbock dirigirend, wieder die Offensive — dieses Jüterbock, das für mich, für mein Regiment, ja, für das ganze württembergische Armeecorps so verhängnißvoll werden sollte!

Zur Lectüre.

Allerlei.

Julie Burow, Die Liebe als Führerin der Menschheit durch's Erdenleben zu Gott. Danzig. Kafemann. 1863.

Die Verfasserin behandelt ihr Thema im ganzen Umfange, würdig und schlicht, größtentheils gar ansprechend. Für Frauen ist dasselbe im Ganzen ein werthvolles, beherzigenswerthes Vademecum auf ihrem Lebenswege. Daß sich trotzdem hin und wider Behauptungen und Ansichten finden, welche Viele der Verfasserin nicht zugeben, vielmehr aufs ernsteste bestreiten dürften, versteht sich von selbst. Man lese z. B. pag. 97 die Stelle, wo Frau Burow über die verschiedene Stellung der Gatten zu der Sünde wider das sechste Gebot spricht. Der Grund, aus dem Frau Burow hier die größere Sünde auf Seiten einer schuldigen Frau findet, ist zum mindesten gesagt, sehr gesucht und fast zu sentimental, während der richtige Grund so nahe liegt und so natürlich und bekannt ist, daß man ihn gar nicht mehr zu erörtern braucht.

Dr. J. H. Leopold, Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt Meerane. Meerane. L. Geucke. 1863.

Meerane ist eine, bis vor Kurzem noch ganz unbedeutende, dann rasch wachsende Stadt innerhalb der Schönburg'schen Besitzungen im Königreich Sachsen, welche Notiz wir hier vorausschicken zu müssen glauben, um jede Verwechslung mit dem fast gleichlautenden berühmteren Meran in Tirol zu verhindern. Denn wer nicht als Kaufmann oder Fabrikant, auf einer Reise oder durch irgend einen Zufall mit Namen und Lage der Stadt bekannt geworden, dürfte bisher schwerlich etwas von ihr gewußt haben. Wir bekümmern uns bekanntlich um das Ausland und seine Zustände viel

mehr als um das Vaterland, wissen dort viel besser Bescheid als daheim. Wir staunen z. B. an, was uns über das unbegreiflich schnelle Wachsen und Aufblühen amerikanischer Ortschaften berichtet worden ist, und halten es häufig nicht für möglich, daß wir auch in Deutschland hie und da wenigstens etwas Aehnliches beobachten könnten. So hatte Meerane 1825 etwa 400 Häuser und gegen 3000 Einwohner; 1849 waren es 750 Häuser mit wenig über 7000 Bewohner, 1861 aber schon 13,718 Einwohner in über 1100 Wohnhäusern, so daß das Städtchen, welches der Bevölkerung nach im Jahre 1834 der 28. Ort Sachsens war, jetzt bereits der achte ist. Es muß uns daher willkommen sein, etwas Genaueres über diese Stadt zu erfahren, und wir können dem Verfasser nur dankbar sein, daß er mit großem Fleiß und vollster Gewissenhaftigkeit alles zusammengestellt hat, was uns den Ort, seine Umgegend, seine Bewohner u. s. w. kennen lehrt.

K. Morell, Die Helvetische Gesellschaft. Winterthur. Lücke. 1863.

Die Gesellschaft, deren Geschichte wir hier erhalten, wurde von einigen patriotischen Männern als eine „freundschaftliche Tagsatzung" zuerst am 3. Mai 1761 in Schinznach eröffnet. Bald schlossen sich Gleichgesinnte an, während aber auch die damals Regierenden diesen Verein und seine Bestrebungen alsbald in's Auge faßten und ihm mancherlei Hindernisse und Widerwärtigkeiten bereiteten, die jedoch alle nach und nach tapfer überwunden wurden. Da der Zweck der Gesellschaft, kurz zusammengefaßt, der vernünftige Fortschritt in jeder Richtung und das Wohl des Vaterlandes ist, so fand der Verfasser dieser Monographie Gelegenheit, uns überall tiefe Blicke in die politische so gut wie in die Kulturgeschichte der Schweiz zu eröffnen. Daneben erhalten wir eine Menge biographischer Einzelheiten und Auszüge aus — für Deutschland wenigstens — fast verschollenen Schriften, so daß wir mit steigendem Interesse weiterlesen. Das Buch verdient einen Leserkreis, der, wenn es auch nur ein kleiner sein kann, dafür doch ein desto dankbarerer und treuerer sein wird.

J. Althaus, Sociale Bilder aus England. 2 Thle. Hamburg. Nestler u. Melle. 1863.

Biographieen bedeutender Engländer — im ersten Theil des Admirals Cochrane, des Generals Havelock und des Fabrikanten und Socialisten

Owen; im zweiten des Schriftstellers Thomas de Quincey, des Geistlichen Sydney Smith, des Zacharias und endlich des Thomas Babington Macaulay — die, das Nöthigste und Interessanteste aus dem Leben dieser Männer zusammenfassend, allerdings dazu geeignet sind, uns die verschiedensten Seiten des englischen Nationalcharakters so gut wie des englischen Lebens kennen und schätzen zu lehren. Diese Lebensbilder und Charakteristiken sind ansprechend geschrieben und der Verfasser hat überall taktvoll das Zuviel wie das Zuwenig zu vermeiden gewußt.

Brachvogel, Theatralische Studien. Leipzig. Costenoble. 1863.

Wir haben uns dieser Schrift, die sich aus einzelnen, Theaterzustände behandelnden Artikeln zusammengebaut hat, auf's lebhafteste erfreut, denn wir fanden in jedem Abschnitt nicht nur das ernstlichste Nachdenken und die vollste Einsicht, sondern überall den Freimuth und die Offenheit, die auf diesem Felde bekanntlich, weil die Empfindlichkeit nirgends größer und die Skandallust nirgends häufiger und auffälliger, ziemlich selten zu finden, während sie doch nirgends nothwendiger sind, wenn man überhaupt auf irgend einen Erfolg, auf irgend eine Besserung hoffen will. Man lese z. B. die beiden vortrefflichen Abschnitte: „Was mangelt der dramatischen Dichtkunst?“ — und: „Wodurch erreichen Tragödie und Komödie ihren Zweck?“ — Und als Gegensatz dann die beiden Artikel: „Die heutigen Rechtsverhältnisse der deutschen Bühne“, und „Ueber schlechte Repertoire und den theatralischen Kunsthaushalt“. Streiten mag man mit dem Verfasser über dies und jenes oft genug, achten aber muß man seine Ansichten und Aussprüche überall als die eines einsichtig und ehrlich Strebenden, und — was die Hauptsache — überall findet man sich zum Weiterdenken angeregt.

J. v. Düringsfeld, Das Sprichwort als Philosoph. Leipzig. Fries. 1863.

Man erinnert sich bei diesem Titel sicher noch der von Herrn von Reinsberg herausgegebenen Sammlung: „Die Frau im Sprichwort“. Aehnlich fleißig und taktvoll ist auch dies Büchlein zusammengetragen, welches als erster Theil eines größeren Werks: Das Sprichwort als Kosmopolit, erscheint. Als zweiter Theil wird der „Praktikus“, als dritter der „Humorist“ verheißen. Die Verfasserin erkennt an, daß hier

von einer auch nur annähernden Vollständigkeit nicht die Rede sein kann. Dennoch ist, was uns geboten wird, nicht nur als Familienbuch zu empfehlen, sondern auch wegen der Zusammenstellung aus allen möglichen Sprachen dankenswerth. Man erhält hier eine knappe Uebersicht, zu der man sonst nur mit großer Mühe gelangen dürfte.

Wonliarliarski, Die große Dame. A. d. Russ. von A. v. Arndt. Bromberg. Roskowski. 1863.

Eine Novelle oder ein „kleiner Roman", wie es deren in unserer eigenen Litteratur sicher Dutzende gibt. Das was uns neu an demselben sein dürfte, die russischen Verhältnisse, Sitten und das russische Gesellschaftsleben in Land und Stadt, genügt in unseren Augen kaum, diese Uebersetzung als eine wünschenswerthe erscheinen zu lassen. Wir haben, um das zu wiederholen, derartiges Mittelgut bei uns daheim leider schon im vollsten Ueberfluß.

R. Solger, Anton in Amerika. 2 Thle. Bromberg. Roskowski. 1862.

Auch diesem Buche, das sich auf dem Titel bescheidener Weise als ein Seitenstück zu Freytag's „Soll und Haben" ankündigt und uns Schilderungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben bringt, können wir leider keine besondere Empfehlung auf seinen Weg mitgeben. Diese Sammlungen von Ungeheuerlichkeiten jeden Genre's, von Gaunereien, Tölpeleien, Ungezogenheiten, sogenannten „Mysterien", und was dergleichen mehr ist, sind schon zu häufig dagewesen, um noch, selbst nur für eine müssige Stunde, interessiren zu können. Man hat dergleichen, glauben wir, satt.

Dr. A. Henne, Der letzte Dominikaner in Bern. Schaffhausen. Brodtmann'sche Buchhdlg. 1863.

Vor allem muß man bei diesem kuriosen Buch das Vorwort lesen und dabei erstaunen über die Fülle von Stoff, welche der von Ernsterem ausruhende Verfasser für sich als leichtere Arbeit zusammengetragen und zum Theil sogar schon nach Art der vorliegenden „Probe" ausgearbeitet hat. In Ansehung unseres deutschen Publikums können wir zu einer Fortsetzung dieser Art nach der vorliegenden Probe nicht rathen. Der

Verfasser mag die Dichtung, wie er sagt, wohl zur „Jugendfreundin“ gehabt, muß sich aber von derselben schon sehr lange abgewandt haben und ihr entfremdet worden sein. Wir leugnen nicht, daß die vorliegende Arbeit, vom historischen und antiquarischen Standpunkt aus betrachtet, großen Werth haben mag; als Novelle aber ist sie eine der kuriosesten, poesie- und reizlosesten, trockensten Stücke, die uns seit lange vorgekommen. Endlich wimmelt die Sprache von Provinzialismen, veralteten Ausdrücken und Wendungen, und obschon dieselben häufig absichtlich gewählt sein mögen und meistens erklärt sind, müssen wir sie doch entschieden verwerfen. Der wahre Dichter weiß den Leser auf ganz andere Weise in die gewählte Zeit und Umgebung zurückzuversetzen, als durch dergleichen kleinliche Nebendinge und Nebenzüge, und wenn der Verfasser unter dem „unerreichten Volksschriftsteller“ etwa Jeremias Gotthelf versteht, so müssen wir doch bemerken, daß diese auch bei ihm in Blüthe stehende Manier sicher nicht das ist, was ihm irgend jemand nachrühmen wird. —

Der Schüler Calvins.

Erzählung

von

Adolf Stern.

In der Sonne eines Septembernachmittags erglänzte der Genfer See. Bunte Wolken schwebten über der klaren Flut, die Gletscher der savoyischen Alpen blitzten in wechselndem Licht. Riesenstirnig, Haupt an Haupt geschmiedet, hoch gethürmt, mit zackigen Hörnern erschienen im fernsten Hintergrunde die Gebirgsmassen. Aus farbigem Duft traten die Ufer, zunächst Schloß und Städtchen Evian im Schirm seiner schroffen Felsumgebungen hervor.

Diesen Felsen gegenüber kreuzten sich im See die Bahnen zweier Ruderschiffe, von denen das eine gerade auf Evian zuhielt, das andere aber, von Lausanne gekommen, seine Fahrt nach Genf fortsetzte. Auf dem ersten Schiffe, welches buntbewimpelt, stattlich mit rothen Polstern und weichen Decken geschmückt erschien, setzten die blaugekleideten Ruderknechte ihre Ruder um so schneller ein, als sie durch Blicke dreier Herren im Schiff angefeuert wurden. Außer diesen, die eine weingefüllte silberne Kanne zwischen sich kreisen ließen, dieselbe auch wohl dem Lautenschläger ihnen zur Seite hinreichten, waren auf den breiten Polstern beim Mast zwei Frauengestalten ersichtlich.

In dem von Lausanne kommenden Schiff saß außer den Rudernden nur ein junger Mann, der das Steuer führte. Der Dunkelgekleidete sah schweigsam in die klaren, Berge und Wolken spiegelnden Wellen, er schien vermeiden zu wollen, dem herankommenden Schiff einen Blick zu gönnen. Und vermuthlich wäre, trotz der zürnenden Augen, mit denen die wein-

lustigen Edelleute im ersten Schiff plötzlich den Steurer des zweiten zu messen begannen, die Begegnung beider lautlos verlaufen, wenn nicht der trunkne Lautenschläger die gefüllte Weinkanne erhoben und den Ruderern gegenüber pantomimisch dargeboten hätte.

In diesem Augenblicke aber sprang Jacob Wallace, Herr von St. Gereon, der älteste der Edelleute, zornroth empor, schlug dem allzu Gastfreien das kostbare Silbergefäß aus der Hand, daß es in den Wellen versank, und rief dabei: „Hast du deine Augen in der Laute, Pierre? Siehst du den Genfer nicht, der dort sitzt und ächzt, daß der See nicht grau und der Himmel schwarz werden, wie seine Galle ist?“ Und dabei funkelten die Augen des Greises, seine noch kräftigen Hände hatten sich zu Fäusten geballt. Die beiden jüngeren Edelleute drohten gleichfalls nach dem andern Schiff hinüber, dessen Ruderer — wie überrascht von den lauten Anrufen, ihre Thätigkeit einstellten, so daß eine Fülle von Schmähworten das Ohr des einsamen Steurers erreichte. „Bist du es, d'Envers? Ritterlicher Schildknecht der Genfer Baalspriester? Hast du Briefe für Calvin getragen, Tuch zu Pfaffenmänteln gekauft?“ — Mit wildem Scherz fiel der Greis wieder ein: „Fragt nicht viel! Ein Kännlein sauren Mosts wird er führen, von dem ihm Calvin nächsten Sonntag zehn Tropfen kredenzt! Herr Armand d'Envers, denkt Ihr noch der Zeiten, da ein Schluck nicht unter die Sünden gerechnet ward?“

Selbst die Frauen auf dem prächtigen Schiff nahmen an der Verhöhnung ihres Gegenüber Theil, wenigstens schlug die eine derselben ein fast unweibliches Gelächter auf, während sich die Jüngere begnügte, mitleidig nach dem Verspotteten zu sehen. Gleich darauf kehrte sie sich erglühend ab, — denn der einzige gleichsam fragende Blick, den der Fremde herüberwarf, traf sie und ließ die bunte Gruppe seiner Angreifer ganz unbeachtet.

Herr Armand d'Envers hatte sich in die Höhe gerichtet und herrschte seine Knechte gebieterisch an, ihre Ruder wieder in Bewegung zu setzen. Das schlaue Lächeln derselben verrieth, daß ihr plötzliches Innehalten vielleicht eben so sehr einer Absicht, als der Ueberraschung zuzuschreiben war. Stumm gehorchend, legten sie jetzt aber wacker ein, und schneller als zuvor durchschnitt ihr Schiff den See. Vom Fahrzeuge der Herren von Wallace schallte den Genfern noch manches Spott- und Hohnwort nach. Armand d'Envers stand kalt und ruhig, ihnen den Rücken zuge-

wandt, ein einzigesmal — schon in ziemlicher Entfernung — sah er sich um, seine Auge suchte die Gestalt am Mast des Herrenschiffes, die er vorhin theilnehmend und fragend angeblickt hatte. Aber das bunte Fahrzeug war schon zu weit hinter ihm und lief eben am Ufer an.

Nun währte die Fahrt ohne weiteres Begegnen stundenlang. Armand d'Envers hatte sich wieder beim Steuer niedergesetzt und versank in ein Sinnen, das in dieser Umgebung kaum ein anderes als ein träumend glückliches sein konnte. Aber die regelmäßigen und jugendlichen Züge des Genfers wiesen einen so strengen Ernst auf, daß die wunderbare Landschaft mit ihren tausend Reizen ersichtlich nicht auf ihn wirkte. Seine Lautlosigkeit benahm den Ruderern die letzte Versuchung, die sie zu einem Gespräch gehabt haben mochten. Und so fuhr das Schiff durch den sinkenden Nachmittag, im Abendlichte zeigte sich Genf und befeuerte zu schnelleren Anstrengungen. — Ungeduldig sah Armand der Ankunft in der Vaterstadt entgegen. Es wurde spät, bevor sie bei der Auberge de la Rose, aus welcher das Schiff entlehnt war, anlangten. Der Wirth begrüßte den eintretenden Armand als Syndic der Republik und theilte ihm mit, daß der Meister Calvin im Laufe des Nachmittags bereits zweimal gesendet habe, um zu erfahren, ob der Kahn mit Herrn d'Envers sich nicht zeige.

„Wir haben viel am See gestanden und ausgeschaut," fügte der Wirth hinzu. „Es drohte Euch große Gefahr, Herr Syndic; diese Herren von Genf haben Briefe, daß der Herzog von Savoyen in Thonon ist. Er spinnt wieder etwas, der allmächtige Gott wolle uns schützen!" — Armand d'Envers hörte nur halb, was ihm gesagt ward. Er zahlte die Schiffer mit einem großen Silberstück und trat aus dem Hause, den wohlbekannten Weg nach der Rue des Chanoines einschlagend. Mit raschen Schritten erreichte er das kleine Haus, das von Meister Calvin, wie ihn der Wirth bezeichnet hatte, bewohnt wurde. Im Erdgeschoß und im ersten Stock des schmalen Gebäudes brannten Lichter. Ohne anzupochen oder sonst ein Zeichen zu geben, trat er ein. Auf dem Flur, den eine schlechte Kerze spärlich erhellte, fand er zwei Boten des Raths von Genf, ein dritter kam die ausgetretene Stiege herab, einem vierten, den noch nassen Brief, den er trug, vorsichtig schwenkend, begegnete er in der Thür zu Calvins Zimmer. Schon außen hörte er die Stimme desselben: „Tummle dich, Nicole. Es sind noch viel Briefe zu schreiben, die Boten

warten. Ich habe keine Zeit zu verlieren, — schicke dich jetzt zu einem Briefe an Presson in Bern an, ich will meinem Bruder Farel schreiben. — Gott mit dir, Armand!"

Geschäftig räumte Calvin, der den Ankommenden offenbar mit einer gewissen Herzlichkeit begrüßte, einen Sessel und forderte ihn auf, sich niederzulassen. „Wir sprechen uns sogleich," setzte er hinzu; „gestatte, daß ich zunächst diese wartenden Boten befriedige. Hier ist das Schreiben an den Admiral von Frankreich. Seid vorsichtig auf dem Wege durch Savoyen. Auch in Frankreich haltet an euch. Wir sollen bekennen, doch nicht prahlen! — Leaders und Hallbaur, wir werden uns morgen wiedersehen." — Aus einer Ecke erhoben sich zwei jüngere Geistliche, ziemlich in der Tracht Calvins, nur daß dessen schwarzer Talar noch rostiger, schlichter erschien. „Leaders, es ist kein ander Heil, du mußt nach Schottland zurück. Und Hallbaur nach Polen. In Polen stehen Irrlehrer auf und drohen den reinen Quell zu trüben. Rüstet euch immerhin, auch das Consistorium will es so. Schließ deinen Brief, Nicole, ich habe mit meinem Freund Armand zu reden."

Die Blicke, mit denen sowohl Calvins Schreiber, als die beiden verabschiedeten jungen Geistlichen den jungen Syndic musterten, waren eher theilnehmend als feindselig. Und doch berührten sie Armand peinlich; er athmete auf, als jetzt der Schotte und der Deutsche, jetzt der letzte Bote, jetzt auch der Schreiber das Zimmer verließ. Er fand sich allein mit dem verehrten geistlichen Führer, es drängte ihn, von seiner Sendung nach Lausanne, die ihn seit Wochen aus Genf entfernt hatte, Bericht zu erstatten. Aber selbst Calvin fiel ihm heute auf. Aus dem Düster seines hagern Gesichts, das von Krankheit und Sorgen gebleicht war, sprach noch etwas anderes, als die unbeugsame Strenge und der glühende Eifer, die ihre Spuren in tiefen Furchen eingeprägt hatten. Eine Art Besorgniß glaubte Armand wahrzunehmen, die aber sowohl ihm selbst, als einer Sache des Staats oder der Gemeinde gelten konnte.

Doch begann er, anfänglich unter stetem Schweigen Calvins, seinen Bericht. Er sprach von seiner Sendung an den Landvoigt der Herren von Bern, der in Lausanne saß und das Waadtland regierte, von seinen Besuchen bei Viret, dem Glaubenskämpfer und Reformator, von einem Ritt, den er mit dem Landvoigt längs des Sees bis Chillon unternommen. „Ich sag Euch, Meister, das Herz ging mir auf im Morgen-

schimmer. Der See lag wie ein Gottesauge, in dem sich aller Welt Herrlichkeiten spiegeln. Und die Höhen in lichter Glut —"

„Laß das! Laß das!" unterbrach ihn Calvin fast gereizt. „Man muß in Lausanne viel Zeit haben, an so müssige Dinge zu denken. Zwanzig Jahre bin ich hier, aber mit solchen Augen konnte ich den See nie anschauen. Denn die Sorgen waren immer zu groß. Und sie sind es noch, sind es wieder." — „Aber, Meister," wandte Armand fast eingeschüchtert ein, „greift Euch denn Gottes große Welt nicht an's Herz?" — „Hüte dich vor Anfechtung," sagte Calvin streng. „Im müssigen Träumen über Berge und Gewässer kommen die argen Gedanken. Einmal hab' ich das Meer gesehen. Ich dachte nur: so tief es ist, so bleibt doch die Tiefe unserer Sündhaftigkeit millionenmal größer!"

Armand d'Envers schaute bewundernd zu seinem Meister empor. Im unsichern Licht der einen Kerze stand Calvins Gestalt vor ihm, und der kranke geschwächte Körper erhielt durch den Ausdruck des Gesichts den Charakter unerschütterlicher Unbeugsamkeit. Der Reformator fuhr mit Bewegung fort: „Zwanzig Jahre kämpfe ich auf diesem kleinen Fleck Erde. Tag und Nacht hab' ich gerungen und das wirre Unkraut zu roden gesucht, damit der Boden für eine bessere Aussaat bereit werde. Welche Wirren, welche Kämpfe! Frevler und Ruchlose, Gottesläugner, Lästerer und Ehebrecher von allen Seiten! Und dazu dies wankelmüthige, sinnenverlorene Volk, und wenn ich die wenigen Genossen in der Verkündung des göttlichen Worts ausnehme, keine Hülfe, nur Widerwillen, Widerstand von allen Seiten!" — Armand schwieg, aber in seinem Schweigen lag eine Art von Entgegnung. — „Gewiß, gewiß," hob Calvin wieder an. „Dich gewann ich! Ludwig d'Envers, dein Vater, war der erste Genfer aus altem edlen Hause, der sich willigen Herzens unter Gottes Wort und Zucht beugte. Dich und dein Haus glaubte ich für immer gesichert zu haben. In manchen Kämpfen hielt mich das aufrecht, denn der geduldigste Säemann will doch einmal und irgendwo den Weizen aufgehen sehen!"

„Geht er nicht reich und üppig auf?" fragte Armand dagegen. „Wagt die Partei, welche die reine Lehre und dein Wirken zwölf Jahre bekriegt hat, noch das Haupt zu erheben? Sind die Libertiner nicht alle entflohen, in den Staub gebeugt, vom göttlichen Zorn getroffen! Steht nicht die hohe Schule, aus der die Lehrer des Evangeliums entsendet werden,

in voller Blüthe? Und schließt sich nicht der Bund zwischen Genf und Bern täglich fester, ist im Schatten deines Worts nicht der Baum unserer Freiheit gediehen?" — „Es thut uns noth, einig zu sein," sprach Calvin mit merklich düster werdendem Ausdruck. „Ich sehe die Dinge anders, als sie deinem jugendlichen Muth erscheinen. Der Herzog von Savoyen ist in sein Land heimgekehrt, er hat Frieden, hat neue Kraft gewonnen, er rühmt sich der Freundschaft mit dem König von Spanien. Kennst du Philibert Emanuel so wenig, daß du ruhig bist? Weißt du nicht, wie alle heimlichen Gegner dieser Stadt nach Annecy und Chambery hinüberschielen! Der Herzog hat noch kürzlich geschworen, daß er unter meinem Galgen sein Frühmahl halten oder nicht selig werden wolle." — „Das letzte wird ihm ohnedies nicht zu Theil werden," fiel d'Envers ein.

„Gottes Wege sind unerforschlich," entgegnete Calvin ruhig. „Nicht Philibert Emanuel und die Ritterschaft von Savoyen bekümmern mich! Aber daß die Verräther in diesen Mauern nicht müde werden, daß selbst auf diesem Boden die Kämpfe nie enden wollen — greift mir an's Herz! Immer wieder soll ich schrecken, soll ich strafen. Kein Fuß breit Boden, auf dem man ganz fest, ganz sicher stünde. Armand, junger Freund, ich muß dir weh thun. Auch aus deinem Hause ist mir Kränkung widerfahren, auch deine Schwelle ist nicht mehr rein." — „Ihr meint Hugo Perrin?" fragte Armand unmuthig, aber ganz ruhig. — „Ich meine deine Schwester, Freund! Armand d'Envers' Schwester ist angeklagt, sie wird vor dem Consistorium erscheinen müssen. Vergebens war meine väterliche Warnung, die ich aus Freundschaft für dich der thörichten Jungfrau zugehen ließ." — „Was hat Idelette verbrochen?" rief der junge Mann stürmisch. „Um Gotteswillen, Meister, Ihr müßt meine Pein fühlen!"

„Sie hat der Sitte vergessen," fuhr Calvin fort. „Abend für Abend, seit du in Lausanne warst, sah sie Hugo Perrin bei sich. Sie trotzte meiner Ermahnung, sie nannte den Frevler ihren Verlobten." — „Das ist er," wendete Armand tonlos ein. „Schon zu Lebzeiten meines Vaters ward ihm Idelette versprochen." — „Und davon wüßte ich nichts?" sagte Calvin fast traurig. „Und du kannst ein Verlöbniß gelten lassen, das mit dem unchristlichen, lästernden Perrin geschlossen wurde? Und du hast deine Schwester so gestellt, daß sie auf dein Zustimmen rechnet, wenn sie am späten Abend einen jungen Mann bei sich sieht, dessen Wandel übel berufen ist? Ich will dich nicht schelten, — Idelette d'Envers aber erwarte

ich übermorgen vor dem Consistorium. Und was Perrin anlangt, so hoffe ich, daß du ihm dein Haus verschließest, bis er mit der Gemeinde ausgesöhnt ist.“ — „Er versprach mir vor meiner Abreise, die Aussöhnung zu bewirken.“ — „Auch hat er manchen Schritt gethan. Aber das Consistorium hat ihm ein öffentlich Bekenntniß und öffentliche Abbitte seiner Lästerungen gegen mich auferlegt, und sein starrer Sinn will sich dem nicht fügen.“

„Kann der Beschluß gegen Idelette nicht abgewendet werden?“ begann Armand nach einigem Schweigen. „Doch ich lese die Antwort auf Eurem Gesicht und wir wollen uns fügen. Aber wäre es nicht möglich, daß Hugo Perrin die Abbitte erlassen würde? Er hat dich beleidigt, Meister! Du kannst und darfst ihm vergeben! Es ist deiner würdig — er hat gegen dich allein gesprochen.“ — „Er hat den Herrn in seinem Diener geschmäht,“ entgegnete Calvin heftig. „Ich werde irre an dir, Armand, wenn du ein Wort für ihn sprechen kannst.“ — „Ich thue es dennoch, Meister, thu' es um deinetwillen. Soll dies nimmer ein Ende nehmen? Wohl vierhundert sind in den letzten beiden Jahren gestraft worden, weil sie Worte gegen dich fallen ließen. Und selbst unsere Genossen in Lausanne können sich damit nicht einverstanden erklären. Ich habe Worte hören müssen, die unserer heiligen Sache zu nahe traten, Hochmuth und Herrschsucht gab man uns Schuld!“ — „Und du bist gemeint, dieser Meinung beizutreten?“ sagte Calvin flammenden Auges. „Rede, rede — wenn es dich treibt, ich werde alles anhören können! Ich habe nicht vergessen, daß mir schon einmal Armand d'Envers auf dieser Schwelle entgegenstand!“ — „Entgegenstand?“ fragte der Genfer nicht ohne Bitterkeit zurück. „Meinst du, als ich jammernd zu deinen Füßen lag, mich wie ein Wurm im Staube wand und Gnade für Servet von dir erflehte? Nennst du das entgegenstehen, meinst du das?“

„Ich meine es,“ rief Calvin unerschüttert. „Ich erkenne so eben, daß du heute wie damals denkst! Sechs Jahre väterlicher Belehrung haben deine Irrthümer nicht mindern können, selbst du verstehst mich nicht! Siehst du die wogende, zweifelnde, kämpfende Welt umher? Siehst du sie schwanken und irren von allen Seiten? Wenden sie nicht die göttliche Wahrheit zwischen den Händen, wie einen falschen Brief, in dem man jedem Buchstaben mißtrauen muß? Hat mich der Herr nicht hoch begnadet, daß er mich niemals schwanken, nie zweifeln, nie irr werden

läßt? Sollte ich mich scheuen, unerbittlich, unermüdlich, unablässig seine Wahrheit zu bekennen, seine Ordnung aufrecht zu halten? Und wenn heut ein zweiter Servet erschien, so ist ihm der Scheiterhaufen für Gotteslästerung gewiß. Und wenn viertausend Bewohner von Genf mich schmähen, so will ich viertausend zur Verantwortung ziehen. Mich schmähen, — mich — Armand, wer bin ich denn? Ein kranker, gebrochener Mann, in dem etwas lebendig ist, was der eiteln Schwachheit widerstrebt. Soll ich die Hände in den Schooß legen, wenn rings noch alles feiert, wenn selbst in deinem Hause und Herzen nicht einmal die kleinste Sicherheit vor den äußeren Anfechtungen ist? Vom Gedanken und unserem tiefsten Verderben werd' ich schweigen. Wollte Gott, ich wäre der Einzige, der sich selbst vor dem Consistorium anklagen dürfte! Wollte Gott, die christliche Sitte schlüge Wurzeln, daß ich am schwächsten darin erfunden würde! Aber bis das geschieht, will und werde ich nicht nachlassen. Und dieser kleine Fleck Erde wenigstens soll gereinigt werden, geschehe mir was da wolle. Darum werd' ich kämpfen bis zum letzten Hauch, und ich frage dich, Armand d'Envers, ob du dich bereits matt und lässig fühlest?"

Armand stand schon seit einiger Zeit in gebeugter Haltung vor Calvin. In seinem Gesicht war die helle Glut der Scham und der Begeisterung zugleich emporgeschlagen. Schweigend küßte er die Hand des Sprechers, der ihm winkte, für heute zu gehen. Er sah noch, wie der erschöpfte Calvin sich auf einem der umherstehenden harten Holzschemel niedersetzte. Aber kaum hörte er die Schritte des jungen Mannes im Flur verhallen, so sprang er wieder empor und ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Er sah in die Nacht hinaus, und in seltsam gepreßtem Tone sprach er vor sich hin: „Auch ihn werde ich verlieren müssen, auch er wird sich von mir wenden! Schon ist der Geist in ihm, der ihn hinüberlockt, und schon sind ihm meine Mahnungen Wermuth! Der einzige unter allen, die ich liebe, wird mir fremd werden — du prüfst mich schwer, Herr!" —

Dann aber, gleichsam aus schmerzlichem Hinbrüten erwachend, that er noch einen Gang durch das Zimmer und setzte sich, obschon es tief in der Nacht war, vor der fast herabgebrannten Talgkerze nieder, seinem Bruder Farel in Neufchatel noch zu schreiben.

Armand d'Envers trat in tiefster Bewegung aus dem Hause Calvins. Den gewaltigen Eindruck, den ihm der kühne Geistliche seit frühster Jugend gemacht, hatte er wieder einmal voll und mächtig empfunden. Und als er jetzt durch die engen gekrümmten Straßen des innern Genf schritt, die in tiefster Stille lagen, in denen kein nächtiger Lärm mehr gehört ward; als er der Unbeugsamkeit gedachte, mit der Calvin das ganze bunte und zu Zeiten überfröhliche Leben seiner Vaterstadt verscheucht und ein Dasein strengen Ernstes, nüchterner Arbeit an dessen Stelle gesetzt — da erfaßte ihn die alte Begeisterung für seinen Meister und Führer. Mit selbstverläugnendem Trotz warf er sein Haupt zurück — streng dachte er der pflichtvergessenen Schwester und ihres Verlobten. Der beschleunigte Schritt, den er annahm, schien ihn in wenig Augenblicken an das alte stattliche Haus seiner Familie führen zu sollen. Und doch überkam ihn plötzlich ein eigenthümliches Empfinden. Daß er Idelette und Hugo Perrin strafend gegenübertreten wollte, war ihm freilich zweifellos — aber wie dachte er zu beginnen? Vor noch nicht einer Stunde hätte er im Verhalten der Schwester kaum etwas Tadelnswerthes gefunden.

Im Nachsinnen darüber und im tiefsten Verdruß über plötzlich wiederkehrende Zweifel verlängerte er seinen Weg und dehnte ihn bis zu jener Stelle des Rhonequais aus, wo der Fluß aus dem See tritt. Hier blieb er stehen und blickte über das nachtdunkle Wasser hin. Und wiederum konnte er nicht hindern, daß ihn die Erinnerung an den goldnen Tag und die Fahrt auf dem See beschlich, daß zwischen den Gestalten der höhnenden savoyischen Edelleute, die ihm bei Evian begegneten, die Züge jenes stolzen Mädchens auftauchten, welches ihn so mitleidig angeschaut hatte. Er kannte diese Züge, — er hatte Helene von Blonay in früheren Tagen gesehen, was mußte sie ihm heute begegnen? Und warum drängte sich in der Erinnerung ihr schönes Gesicht und ihr mitleidiger Blick so dicht neben die strengen strafenden Mienen Calvins? Vom See her strich kalte Nachtluft, das Mondlicht über der fernen Montblanckette, über den Schneespitzen riesiger Berge, gab einen fast winterlichen Eindruck. Armand d'Envers fröstelte und blieb dennoch — zeitweis zusammenschauernd. Schon wurden die Wächter am Quai aufmerksam, und mehr als einer kam näher, um dann, den jungen Syndic erkennend, einen eiligen Rückzug anzutreten. Dies wiederholte Beobachten erst erinnerte Armand an den endlichen Heimweg. Mehr wie ein Träumender, als mit der Miene

eines Richters trat er kurz vor Mitternacht in die Halle seines Hauses und das daran stoßende große Gemach.

Bei seinem Eintritt blickten vier Personen nach ihm hin, von denen zwei in nebeneinander gestellten, hohen, geschnitzten Lehnstühlen ruhten, zwei andere im Hintergrunde des Zimmers auf einfacher Bank Platz genommen hatten. Das ganze Gemach erleuchtete eine silberne Lampe, die in Ketten von der braunen gebeizten Holzdecke herabhing, die wenigen Geräthe waren dunkelfarbig. Um so heller trat die liebliche frische Schönheit des jungen Mädchens hervor, das Armand begrüßend entgegeneilte. Reiche goldne Locken fielen auf das hellblaue silbergestickte Gewand nieder, welches die schlanke Gestalt bis zum Halse knapp und fast streng umschloß. Während die blauen Augen Idelette's sich beim Anblick des Bruders erhellten, wichen die frischen rosigen Farben ihres Gesichts einer kleinen Blässe. Auch hatte Armand d'Envers, der Schwester nur ansichtig werdend, einen Blick auf dieselbe geworfen, der nicht nur Hugo Perrin aus seinem Lehnsessel emporscheuchte, sondern auch die beiden alten Frauen — Dienerinnen des Hauses d'Envers — zu erschrecktem Aufstehen veranlaßte. So stand sich eine seltsame Gruppe gegenüber, die eine im Zimmer vor Armand auf der Schwelle halb zurückweichend, und dieser, der durch einen kleinen Umstand alle Zweifel verscheucht und sich wie bei Calvin erregt fühlte, mit drohend emporgehobenem Arm.

„Was soll ich von euch denken, daß ihr hier um Mitternacht beisammen sitzt?“ sagte er jetzt. „Was soll der eitle Putz, Idelette? Seit wann trägst du diese Gewänder und wirfst die Sitte unseres Hauses hinter dich?“ — „Sie hat das blaue Gewand nach meinem Wunsch angelegt,“ rief Hugo Perrin heftig dazwischen. „Ich war es müd, sie stets in der schwarzen Tracht zu sehen, und ich sollte denken, daß die Art dieses Kleides selbst Calvins Censur ertragen könnte.“ — „Und wer gibt dir das Recht,“ sagte Armand im kältesten und schärfsten Tone, zu dem er seine wohllautende Stimme zwingen konnte, „in meinem Hause solche Verfügungen zu treffen? Was wagst du überhaupt, dich hier einzufinden, als sei nichts vorgefallen, während du von der Gemeinde ausgeschlossen bist? Meinst du, daß ich meine Schwester dir anvertrauen soll, so lange Trotz und Hochmuth in deinem Herzen und auf deinen Lippen wohnen?“

Hugo Perrins Gesicht zeigte einen Ausdruck, daß Idelette erschrocken zwischen den Verlobten und ihren Bruder trat; sie fürchtete beinahe, der

erstere könne den letzteren zu Boden schlagen. Doch stand Armand in so gefaßter, würdiger Haltung, daß Perrins aufflammender Zorn eben so rasch wieder verflog und er nur entgegnete: „Ich höre, daß du von Calvin kommst. Dies ist seine Sprache, seine Härte, sein gefühlloses Verurtheilen aller Freude am Leben. Weil er keine hat, sollen wir auch keine empfinden! Geh, Armand! Daß du dich zum Knecht dieses Mannes machst, thut mir schon längst in tiefster Seele weh.“ — Wohl berührte es den jungen Genfer eigen, den Vorwurf, den er heute schon einmal gehört, aus dem Munde des Jugendgenossen zu vernehmen. Aber er ward nur in seiner Härte gegen Perrin bestärkt und rief für diesen fast unverständlich: „Du scheinst Brüderschaft mit den savoyischen Säufern und Lästerern, die den See unsicher machen, geschlossen zu haben. Die Früchte davon reifen schon. Idelette ist vor das Consistorium entboten, sie wird Bitteres über deine Abendbesuche hören müssen.“

Das junge Mädchen klammerte sich mit allen Zeichen der Bestürzung an den strengen Bruder an. Hugo Perrin aber rief wüthend: „Das ist ja offenbarer Wahnsinn! Seit wann darf der Verlobte seine Braut nicht mehr sehen? Ist nicht die strengste Sitte gewahrt geblieben, haben nicht Abend für Abend diese würdigen Frauen unsere Gespräche belauschen können?“ — „Sodom ist freilich in uns allen!“ brauste Armand auf. „Ich war thöricht genug, Idelette in diesem Hause zu lassen, ich hätte dich christlicher Obhut übergeben und Hugo jeden Schritt zu dir verbieten sollen, bis er Calvin Abbitte geleistet!“

„Diese Abbitte thue ich nie,“ trotzte Perrin und suchte die weinende Idelette an sich zu ziehen, was Armand, dazwischen tretend, jedoch verhinderte. „Ich habe gesagt, daß Calvin vom Geist der Herrschsucht schlimmer erfüllt sei, als ein papistischer Kardinal; ich habe gesagt, daß unsere Väter nicht darum die Freiheit den Savoyer-Herzögen abgewonnen, um sie an Calvin und seine Prediger zu verlieren. Sei ehrlich, Armand, — ein Hund in der Hütte und an der Kette lebt besser, als die frei gebornen Genfer, und kein spanischer Jude zittert so vor der Inquisition, wie wir vor dem Consistorium. Calvin und seine Gottesfurcht in Ehren, aber nieder mit seiner Herrschsucht! Ich will kein wüstes, kein Libertinerleben! Gott ist mein Zeuge! Aber müd bin ich's, mir die Feiertagsschüssel auf dem Tisch und ein herzlich Lachen als Sünden schelten zu hören!“ — „So haben alle die gesprochen, welche sich gegen die neue Ordnung dieser

Stadt auflehnten! Geh' hin zu Herzog Philibert Emanuel, verrathe die Stadt an ihn, setz' dich an seinem üppigen Hofe —"

Armand wurde hier durch heftiges lautes Weinen seiner Schwester am Weiterreden verhindert. Hugo Perrin aber fuhr fort, ohne auf die schöne Mahnerin zu achten: „Ich trage Wunden für Genfs Freiheit, für den neuen Glauben. Und dennoch, wird mir zuletzt etwas anderes bleiben, als die Flucht nach Savoyen? Gerichtlich morden wie Gruet, wie Servet sollt ihr mich nicht! Ich fühle mich schuldlos, treibt mich nicht zur Schuld! Und du, Armand, wirst mit mir zugleich dafür sorgen, daß Idelette kein Wort des Consistoriums hört!" — „Den Verweis kann ich ihr nicht ersparen," antwortete Armand merklich tonloser als zuvor. „Ich will nicht läugnen, daß er mir selbst fast zu streng schien. Aber Calvin hat dennoch Recht. Wenn wir nicht mit dem Beispiel vorangehen, wenn wir uns nicht unter das Gesetz beugen, so wird der Widerstand nie enden. Leichtfertig war Idelette doch, mag sie es denn auch vernehmen."

Das junge Mädchen trat in sichtlicher Entrüstung von ihrem harten Bruder hinweg zu Margot, einer der alten Dienerinnen. Ihr Gesicht, noch eben von Thränen überströmt, zeigte, daß sie nach jener Fassung rang, die sich dem Unrecht gegenüber gewinnen läßt. Hugo Perrin blickte nach ihr, wendete sich zu Armand zurück und sagte fest: „Ich fürchte, dies ist unser letztes Gespräch, Armand. Wir sind alle nicht zu retten. Du hast den letzten kleinen Rest von Widerstandskraft verloren, Calvin beherrscht dein Leben, dein Fühlen. Thue, was du nicht lassen kannst. Ich aber schwöre dir, daß auch deine Stunde kommt, wo du ein eignes, menschliches Empfinden haben wirst, und gewähre dir Gott, daß es dann nicht in Widerspruch mit deines Meisters Herrschsucht und Bestimmungen geräth. Bis heute habe ich gehofft, daß dir die Augen aufgehen sollten — der Aufenthalt in Lausanne hat dir die Binde aber nur fester geschnürt, wie es scheint! Gute Nacht, Idelette; behüte dich der Himmel, mein Kind."

Damit hatte Hugo Perrin, trotz Armands unwilligem Auffahren, das junge Mädchen geküßt und ihr einige Worte zugeflüstert, welche nicht Idelette, wohl aber die alte Margot erschreckten. Rasch schlug er seinen Mantel um, und ohne Armand d'Envers die Hand zum Abschied zu reichen, verließ er das Gemach. Wohl hatte Armand ein Gefühl, als ob er ihn zurückrufen, nach den Entschlüssen, die aus Perrins Miene sprachen, forschen

müsse. Aber er bezwang die aufwallende Freundschaft und, Calvins gedenkend, gewann er es selbst über sich, Perrin die Worte: „trotziger Lästerer!“ nachzuschleudern. Idelette's Schluchzen war die einzige Antwort, die er darauf erhielt. Um der peinlichen Scene ein Ende zu machen, befahl er Margot, die Schwester nach ihrem Gemach zu geleiten, und verließ selbst das Zimmer, seine Ruhestätte aufzusuchen.

Mehr als ein Haupt blieb in dieser Nacht, die zur Hälfte schon verstrichen war, vom Schlummer unberührt. Weder Calvin noch Armand d'Envers fanden Ruhe. Der geistliche Beherrscher Genfs, der bis lange nach Mitternacht unermüdet geschrieben, hatte eine frische Kerze entzündet und über den Bündeln von Papieren auf seinem Tisch, die mächtige lateinische Bibel aufgeschlagen. Er las im Buche der Richter und stärkte seine Seele an den Beispielen gotterfüllten zürnenden Eifers. Zum erstenmal seit Jahren hatten ihm die Worte Armands einen Stachel in der Seele zurückgelassen, er begann sich zu fragen, ob Milde und Vergebung denkbar sei. Aber schon der bloße Gedanke brachte ihn in einen Zustand der Unerträglichkeit, sein Zimmer erschien ihm plötzlich eng, dumpfig, schwül und drückend, er sah die Spötter und Lästerer vor sich, frei waltend, ihn auf den Gassen höhnend. Und die Voraussicht ergriff ihn derart, daß er zornig ein „nein, niemals so lange ich Leben habe!“ hervorstieß. Darauf erst schlug er die heilige Schrift auf und las in ihr, was ihn zu lesen verlangte, ohne damit die Unruhe und die Erwartung neuer bitterer Kämpfe verscheuchen zu können.

Armand d'Envers aber vermochte heut mit Gebeten und Gedanken einen Geist nicht abzuwehren, den er aus sich gebannt glaubte. An die heftige Scene mit Idelette und Hugo Perrin knüpfte seine hartnäckige Phantasie wieder und immer wieder die Bilder friedlichen Glücks, die er ehedem geträumt und denen er nun entsagen sollte. Ja schlimmer als das, die Begegnung am See verschmolz mit den Gedanken, die durch Perrins letzte Worte angeregt waren. Womit auch Armand die Träume zu verscheuchen suchte — er sah Helene von Blonay in ihrer Schönheit, in ihrem hohen Ernst und er dachte des frühen Herzenstraumes, in dem diese Gespielin der Schwester sein Weib geworden war. Er schauerte fast

zusammen, als er sich den Moment vorstellte, wo er Calvin einen solchen Traum verrathen würde. Wenig half ihm, daß er sich entschlossen auf seinem Lager herumwarf und über sich lächelte. Helene von Blonay gehörte ja den verhaßten Gegnern Genfs und seines ganzen Daseins an! Aber dem Nachgrübeln entfloh Armand damit nicht mehr. Und bis zum körperlichen Schmerz begannen ihn in dieser Nacht Zweifel zu foltern, von denen er gehofft hatte, daß sie ihn nie mehr berühren sollten. Er fragte sich bangend, wohin die Strenge Calvins führen könne und welch ein Leben kommen müsse, wenn der letzte Widerstand gegen die neue Ordnung besiegt und keine Aufregung des Kampfes mehr zu erwarten sei?

Die Vorstellung von Kämpfen war es dann aber auch, die gegen den Morgen Armand d'Envers wieder beruhigte, die ihn in seinen Vorsätzen vom verflossenen Abend und seinen Glauben an Calvin festigte. Das Dasein, das eben noch grau und öde, gleich der ersten Septemberfrühe vor ihm zu liegen schien, gewann wieder Farben und Licht. Entschlossen und beinahe frisch, trotz der mangelnden Nachtruhe, erhob er sich von seinem Lager, und schon um die sechste Stunde eilte er nach dem Rathhaus, wo seiner zahlreiche, während der Wochen in Lausanne angewachsene Geschäfte harrten. —

Unruhiger und erregter als selbst Calvin und Armand d'Envers waren Hugo Perrin die Stunden nach Mitternacht verflossen. Als er über die Schwelle des d'Envers'schen Hauses trat, stieß er einen so kräftigen Fluch aus, wie er seit Jahren, im strengen Genf nicht gehört sein mochte. Er blieb noch einen Augenblick stehen, bis das Licht in den oberen Räumen des Hauses, wo er Idelette's Gemach wußte, erlosch. Seltsam contrastirte ein weich klingender Segensspruch für die Braut mit dem Fluche von vorher. Nachdem der junge Patricier solchergestalt seinen Empfindungen genügt, schlug er hastig den Weg zu einem Hause ein, in dem Armand d'Envers heute gleichfalls schon geweilt: die Herberge zur Rose am See. Er eilte, die Pforte dieses Hauses bald zu erreichen, und pochte dort an, bis ihm nach einigem Zögern geöffnet ward. Offenbar hatte man sich zuvor von innen überzeugt, wer der späte nächtige Besucher sei. Der Gang, in den ihn eine kräftige Männerhand hereinzog, war dunkel und der furchtlose Hugo Perrin empfand einen Schauder, als ihn plötzlich die Erinnerung überkam, wie in diesem selben Hause einst der Spanier Servet, Calvins trotzigster Gegner, verhaftet worden sei. Von

hier war er zum Gefängniß und zum Feuertod geführt worden. Und eben jetzt betrat Perrin die unheimliche Stätte, um Feinde Calvins zu begrüßen, eben jetzt zählte er selbst zu ihnen! Doch faßte sich der junge Mann schnell, und als er in ein Zimmer des Wirthshauses trat, welches ohne Fenster war und kein Licht verrätherisch nach außen schimmern lassen konnte, begrüßte er mit lauter sicherer Stimme eine Anzahl von jüngeren und älteren Männern, die hier beisammen saßen. Sie schienen ihm alle bekannt und er ihnen. Nachdem er sich gesetzt, schauten sie erwartend zu ihm auf.

„Es ist aus mit unseren Hoffnungen für hier," berichtete Perrin. „Der Ton, welchen ich in Armand d'Envers Briefen aus Lausanne zu hören glaubte, war eine Täuschung. Er ist diese Nacht zurückgekehrt und Calvin fester als je verknüpft. Seine eigene Schwester, meine Braut, läßt er vor das Consistorium zur Vermahnung entbieten, weil sie mit mir verkehrt hat und weil es Calvin so gefällt! Wir hatten auf seine Hülfe gerechnet, wir würden seine Gegnerschaft erfahren. Es ist nicht daran zu denken, daß wir durch den Rath das Sittengericht und die Tyrannei des Consistoriums brechen. Ich verlasse Genf, wo fernerhin keine Stätte mehr für mich ist, und ich rathe euch allen dasselbe! Ihr verzehrt euch, stiftet Unfrieden, verderbt am Ende, ohne das Mindeste zu ändern."

„Ich gehe nach Frankreich zu Coligny," sagte Champaubert, ein Jugendgenosse Perrins. — „Sollen wir feig die Sache aufgeben, nur weil uns Armand d'Envers fehlt?" rief ein älterer Mann mit scharfen entschlossenen Zügen, dunkelglühenden Augen, der Arzt Duvernois, der Calvin mit fanatischer Feindschaft haßte. „Ein kühner Aufstand und die ganze Zwingherrschaft stürzt zusammen! Perrin, wir haben doch auch Anhänger!" — „Ein Aufstand wäre Frevel und Wahnsinn zugleich," entgegnete Hugo Perrin. „Nur mit Hülfe Armands wäre es möglich gewesen, den unerträglichen Druck zu mildern. Wir alle sind dem Volke von Genf als Gegner Calvins verdächtig, wir alle finden keinen Glauben. Hätte d'Envers Milderung der harten Gesetze verlangt, so drängen wir vielleicht durch. Jetzt bleibt uns nichts, als uns zu fügen oder auszuwandern!" — Duvernois schwieg finster, den jungen Mann halb grollend anblickend. Einige Andere gaben ihre Absicht zu erkennen, Felix Champaubert nach Frankreich zu begleiten. Der Arzt fragte endlich kurz: „Und wohin willst du, Hugo?"

„Ich weiß es noch nicht. Dahin, wo ich meine Braut in Sicherheit bringen kann. Beschimpfen durch das Consistorium laß ich sie nicht, und entweder muß sie mich aufgeben oder mir folgen. Vielleicht weiß sie selbst einen Zufluchtsort.“ — „Du bist übermäßig stolz, Herr Perrin,“ sagte Duvernois höhnisch. „Es haben bessere Leute vor Calvins Consistorium gestanden als Idelette d'Envers, und haben andere Dinge anhören müssen, als eine väterliche Ermahnung, mit der zuletzt alles verlaufen wird.“ — „Darüber denkt jeder eigen,“ antwortete Hugo Perrin trocken. „Laßt uns einen Abschiedstrunk nehmen, wir werden schwerlich wieder in der Rose zusammenkommen. In vierundzwanzig Stunden will ich Genf im Rücken haben. Da bringt Parrgrin einen Krug mit dem Besten von Vevay! Nehmt jeder einen Becher zum Lebewohl! Möge uns allen das Leben fröhlicher blühen, als hier in Genf!“

Die Becher klangen zusammen, nur Duvernois und drei andere hatten sie nicht ergriffen, sich mit vielbedeutsamen Blicken angeschaut. Und als Hugo Perrin zu vorsichtigem Aufbruch mahnte, sagte der Arzt trotzig: „Thut, was ihr für gut findet. Wenn freilich edelgeborene Genfer nichts Besseres wissen, als Flucht, so wird es Calvin nicht schwer, der muthigste Mann in dieser Stadt zu scheinen. Und wenn ihr alle die Sache aufgebt — ich bleibe! Keine Pest wüthet Jahrzehnte, es kommt nur darauf an, sie zu überleben und Schande dem Arzt, der am Leben verzagt.“

Perrin, Champaubert und ihre Genossen wußten nichts zu erwidern. Sie verließen einer nach dem Andern das Haus. Der junge Patricier schaute besorgt auf Duvernois und die Bleibenden zurück, und die Besorgniß würde gestiegen sein, wenn er das wilde Lachen noch hätte vernehmen können, in das der Arzt und ein ihm zunächst sitzender Notar ausbrachen. Sie füllten jetzt die Becher aus dem stehen gebliebenen Weinkrug, und nachdem der Wirth ihnen durch ein Zeichen verständlich gemacht, daß kein Unberufener mehr in der Nähe sei, nahm Duvernois erbittert das Wort.

„Gut, daß wir dieser Zweiachselträger ledig sind,“ sagte er. „Sie können die Sache nur verderben. Wollen wir Gut und Blut an Milderung dieses Zustandes setzen? Freiheit will ich, wie sie vordem in Genf geherrscht, und wenn mir's zusagt, den Wein von Vevay aus dem Munde von Weibern zu trinken, statt aus Bechern, und wenn ich meine Tochter schön finde, so soll mir kein Pfaff dazwischen reden.“ — „So wars vor Zeiten,“ seufzte Beauvallet, der Notar. — „Und so soll es wieder

werden!“ brüllte Duvernois. „Jetzt, da die Narren fort sind — sie werden sich noch fangen in ihrem gar zu feinen Garn, — jetzt dürfen wir offen sprechen! Uns kann niemand helfen, und kein Mensch bringt die alten fröhlichen Zeiten wieder, als der erlauchte Herzog von Savoyen. Die Gimpel erschrecken freilich, wenn sie den Namen pfeifen hören, aber alle Klugen wissen, daß nur mit ihm Bachus und Venus ihren Wiedereinzug durch Genfs Thore halten. Nicht eher werden wir die Grabebittermienen ablegen dürfen, als am Tage, wo auf Chanrel der Galgen für Calvin errichtet wird.“

Die laute Stimme des Sprechers war bei den letzten Worten, — todtbringende Worte, wenn ein Unberufener sie vernahm, — merklich herabgesunken. Die drei Genossen, welche sich beeiferten, den Weinkrug vollends zu leeren, lauschten beinahe vergnüglich, und der Notar sagte lauernd: „Der Herzog hat einen Anschlag?“ — „Einen?“ rief Duvernois verächtlich. „Zwanzig und mehr — er wird nicht rasten, als bis er dies Ketzernest sich und der Mutterkirche wieder unterworfen hat! Mich kümmern die Heidengötter freilich mehr als die Heiligen, aber beistehen will ich ihnen doch! Der Plan, der jetzt im Werke ist und bei dem der Herzog auch auf uns gerechnet hat, ist feiner gesponnen, als einer seither! Der Herzog sammelt Truppen und der König von Spanien sendet Geld. Aber damit der Anschlag nicht ruchbar werde, sind Führer ernannt, die scheinbar mit dem Herzog in Fehde liegen. Die Herren von Wallace in Evian und der Seigneur von Blonay leiten das Ganze. Sie streiten mit dem Herzog und dem Bischof von Sitten um alte Lehen, und die klugen Genfer und Berner glauben ihnen das, fürchten von dorther keine Gefahr, schielen immerzu nach Chambery und Turin! So bereitet sich alles trefflich, nur an uns fehlt es noch. Doch ich habe nichts Rechtes thun können, so lange man sich mit der erbärmlichen Täuschung trug, diesen Perrin und andere Zungendrescher noch zu uns herüberziehen zu können. Jetzt gilt's, sich zu rühren, ihr dürft keine Mühen scheuen. Drei Meilen in der Runde, den See hinauf, ins Gebirg' hinein, am Saleve und überall liegen gar Viele versteckt, die das nackte Leben vor Calvin gerettet haben: wackere Männer, die er Ehebrecher und Lästerer schilt. Nun mag's sein, daß einer und der andere seines Nächsten Weib lieber gehabt als den Calvin, aber sie können's nicht vergessen, wie sie aus der Stadt getrieben wurden! Wir müssen mit ihnen ins Einvernehmen treten — und uns

hier selbst umschauen. Ich sollte meinen, ein paar hundert wackere Genfer gäb' es noch, denen es Freude macht, das fremde Gesindel, welches Calvin hereingerufen, über die Mauern zu werfen!"

Beauvallet und seine Gesellen nickten beifällig. Die Berathung würde fortgesetzt worden sein, wenn nicht eben der Wirth zur Rose herangetreten wäre. Er bat Duvernois, da es nahe am Morgen sei, das Haus zu verlassen, und bei einiger Ueberlegung sahen die Verbundenen ein, daß dies wohl das Gerathenste sein möchte. Sie besprachen auf den Abend eine neue Zusammenkunft und entfernten sich durch verschiedene Pförtchen des Hauses, ohne von den matt gewordenen Wächtern bemerkt zu werden. Duvernois schied von dem Notar mit einem schlauen Lächeln und der kurz hingeworfenen Bemerkung, daß Hugo Perrin und seine weisen Gefährten zur Zeit noch nicht aus dem Bereich Calvins seien.

Wie er das gemeint, darüber konnte den besten Aufschluß der Reformator selbst geben. In der Frühe dieses Tages erschien unter den vielen Boten, welche in Calvins Hause ab- und zugingen, ein Knabe, der ihm einen Brief übergab. Calvin hatte darauf wenig Acht, als er jedoch das Schreiben erbrochen, sah er sich augenblicklich nach dem Ueberbringer um. Derselbe war bereits verschwunden, und selbst dem nachgeschickten Diener gelang es nicht, seine Spur zu entdecken. Calvin war durch den Brief in eine heftige Aufregung versetzt, die beinahe freudig schien. Er sandte Nicole nach dem Hause Armands und als der Schreiber rückkehrend berichtete, der Herr Syndic habe sich schon vor einer Stunde nach dem Rathhause begeben, ließ sich Calvin Mantel und Mütze reichen und eilte selbst dahin. Er trat mit so gewichtiger Miene in die Halle, wo Armand d'Envers Geschäfte erledigte, daß der junge Mann augenblicklich errieth, nur etwas Besonderes könne seinen Meister zu so ungewohnter Stunde hierher geführt haben. Er öffnete die Thür eines kleinen Seitenzimmers, ließ Calvin eintreten und folgte ihm auf dem Fuße.

„Lies, lies!" sagte Calvin, dem Syndic das Schreiben überreichend, das er vorhin empfangen. Armand schlug das grobe Papierblatt auseinander, es enthielt in unsichern, offenbar verstellten Schriftzügen die Angabe, daß Hugo Perrin, Felix Champaubert, Francois St. Eustache und andere namhaft gemachte junge Patricier geheime Zusammenkünfte, auf Umwälzung des Staates zielend, gehalten hätten. Armand erschrack, aber mehr über Calvins Eifer, als über den Inhalt der Mittheilung. Er

sagte kopfschüttelnd, daß auf namenlose Briefe dieses Schlages kein Gewicht zu legen sei, und konnte nicht unterlassen, mit einer gewissen Schärfe die Frage an Calvin zu richten, was nach seiner Meinung denn nun geschehen solle. „Was zu geschehen hat?“ fragte Calvin erregt zurück. „Muß ich dir, dem die weltlichen Geschäfte vertraut sind, darüber erst Aufschluß geben? Hugo Perrin und seine Genossen sind in Gewahrsam zu bringen, peinlich zu befragen —“

„Und das alles auf eine versteckte, wahrscheinlich verläumderische Angabe hin?“ fiel Armand zornroth ein. Mit einem Schlage waren alle seine Vorsätze, dem Meister überall zu gehorchen, verscheucht; er glaubte hier nur den schonungslosen Haß Calvins gegen Perrin zu hören. „Wißt Ihr nicht, Meister Calvin, daß die Gesetze der Republik einen Ankläger verlangen, der zugleich mit den Angeklagten ins Gefängniß gebracht wird?“ — „Ich bin der Ankläger,“ entgegnete Calvin, sich hoch aufrichtend und den zürnendsten Blick, dessen er fähig war, auf den jungen Mann werfend. „Für mich bedurfte es nicht dieses Blattes Papier, um zu wissen, daß Perrin und Eustache Anschläge schmieden. Mir ist der Brief nur ein Zeichen, daß auch die Blinden sehend werden und du allein blind bleiben willst!“ — „Ich glaube soviel, als Ihr glaubt,“ sagte Armand mit mühsam gewonnener Ruhe. „Hugo Perrin, Champaubert, Eustache und viele andere sind unzufrieden. Sie schelten über strenges Regiment und peinliche Zucht. Sie mögen von Mitteln sprechen, dies zu ändern, vielleicht kommen sie auch zusammen. Aber das alles sind keine Ursachen, freie Bürger von Genf peinlich zu befragen! Und wenn Ihr nicht beweisen könnt, daß sie Aufruhr oder Verrath beabsichtigen, so kann man sie auch nicht in das Gefängniß werfen.“

Calvin kämpfte ersichtlich mit sich. In Armands Worten war etwas, das ihm unwiderlegbar schien, in seinem Innern lebte die feste Ueberzeugung, daß er dennoch Recht habe, und wenn er das Schwert der weltlichen Obrigkeit trage, keinen Augenblick säumen werde, sie zu verhaften. Er suchte indeß Armand Recht zu geben und warf nur kurz hin: „Ich sehe, daß eure Gesetze noch an Mängeln leiden. Gebe der Herr, daß diesesmal die Gesetze und nicht meine Ahnungen Recht behalten. Sorge mindestens, daß die Sache im Rath in Erwägung gezogen und Hugo Perrin überwacht werde!“ Damit verließ er das Rathhaus. Armand blieb zurück, es that ihm wohl, bei aller Ehrfurcht gegen den Reformator

doch dessen Einmischung abgewiesen zu haben. Von Perrin fürchtete er nichts — wohl aber beschäftigten ihn mögliche Gefahren durch den Herzog von Savoyen. In der Sitzung des Rathes begehrte er kriegerische Zurüstungen und erhielt die Leitung derselben anvertraut.

Hätte Armand d'Envers ahnen können, was zu dieser Stunde in seinem Hause vorging, so würde er minder freudig und eifrig alte Waffenvorräthe gemustert und streitbare Hauptleute der Genfer Bürgerschaft zu sich entboten haben. Seit der ersten Morgenfrühe befand er sich im Rathhaus und selbst als der Mittag Rast gebot, scheute er den Heimweg. Er stellte sich vor, daß Idelette den Tag in Thränen verbringen würde, und das Mitgefühl, das er dafür empfand, sollte die Schwester nicht wahrnehmen. Auch scheute er ihre gerechten Klagen und Vorwürfe. Und da er am Morgen der alten Margot strengen Befehl gegeben, Hugo Perrin, wenn er ja erscheinen sollte, abzuweisen, so kam ihm nicht zu Sinn, daß die Dienerin andern Befehlen als den seinen gehorchen könnte. Doch betrat bereits in der zehnten Stunde Hugo Perrin dasselbe Gemach, in welchem er mit seiner Verlobten gesessen und aus dem ihn der Wortwechsel mit Armand verscheucht hatte. Die alte Margot führte nicht allein Idelette, deren Gesicht mehr als verweint, fast fieberisch glühend erschien, in dies Gemach, sie trat selbst herein, um an dem Gespräch der Liebenden theilzunehmen.

Das junge Mädchen hatte Hugo Perrin mit stürmischer Umarmung empfangen, der stürmische Fragen — von schmerzlichen Thränen unterbrochen folgten. Hugo Perrin suchte nicht sie zu beruhigen, sondern begann beinahe rauh: „Und wozu hast du dich entschlossen? Eine Wahl zwischen mir und Armand mußt du treffen! Ich schwöre dir, daß ich dich lassen muß, wenn du die Schmach, vor Calvin als Büßerin zu stehen, freiwillig auf dich nähmst!" — „Freiwillig?" rief das geängstigte Mädchen vorwurfsvoll. „Freiwillig, während ich eine Nacht verbracht habe wie noch keine in meinem Leben? Margot hat an meinem Bett gesessen und mich vergebens zu beruhigen gesucht — ich habe sie nur immer stöhnend fragen können, was ich denn verbrochen habe!"

„Nirgends in der Welt als in Genf tritt man Kranke mit Nägelschuhen ins Gesicht und nennt das sie heilen," sagte Perrin ingrimmig. „Aber, armes Herz, das kann dir nicht helfen — du mußt mir folgen oder dich fügen. Gnade gibt es hier nicht — bei deinem eigenen Bru-

der nicht!" — „Dir folgen?" fragte Idelette. „Das Haus meiner Eltern heimlich verlassen?" — „Mir ist nichts Besseres geblieben," fiel ihr der junge Mann fast aufgebracht ins Wort. „Und willst du mein Weib sein und liebst du mich wirklich, so hast du nichts zu bedenken. Deines Vaters Segen ruht auf unserem Bunde — Gott wird uns führen. Komm mit mir, Idelette, und vergiste nicht mein Leben!"

Das Mädchen aber, die erst in diesem Augenblicke zu überdenken schien, was von ihr gefordert werde, machte eine abwehrende Bewegung. Sie trat hinter Margot zurück und rief, während neue Thränen hervorbrachen: „Soll Armand Recht haben? Soll ich ihm verworfen scheinen?" — „Armand kennt mich genug," fuhr Hugo stolz auf, „um zu wissen, daß wenn ich dich mit mir nahm, du mein Weib bist, wo der erste Priester sich findet, der nicht vor Calvin zittert. Und er weiß auch, daß du mir heilig sein wirst, als Braut wie als Weib! Liebst du mich, so quäle mich nicht mit Thränen. Du mußt ein starkes Herz haben! Ich schwöre dir, daß ich nie wieder Freude haben kann, wenn du von diesem Calvin ein beschämendes Wort hören müßtest! Idelette — und du könntest dich noch besinnen?"

Perrins Worte waren drängender, stürmischer geworden, dabei hatte er sich Idelette wieder genähert, sie umschlungen und sah ihr bittend in die Augen. Ihr bangendes Herz sprach schon im ersten Augenblick Ja. Zuredende Worte der alten Dienerin klangen mit den halb flehenden und halb begehrenden des Bräutigams zusammen. Willenlos schmiegte sie sich an ihn, ein tiefes Erglühen zeigte ihm an, daß sie ihm folgen wolle. Nach einigen Augenblicken, in denen er ihre Lippen mit dankenden Küssen schloß, fragte sie scheu: „Und wohin, Hugo? Wohin willst du mich führen?" — „Ich dachte, du solltest einen Rath wissen," gestand Perrin. „Nicht meinetwillen, ich habe Freunde in Bern. Aber bis wir getraut sind, möcht ich nicht dahin und es wird immer einige Wochen dauern, bis ich in Waadt einen Priester finde, der uns verbindet. Nun sind ja ehedem so viele Fräulein aus den Schlössern am See in eurem Haus erzogen — wüßtest du nicht eine, die —." — Idelette's Augen leuchteten. Sie ließ den Bräutigam nicht aussprechen, ein beinahe jauchzender Ton drang durch das gepreßte Gespräch der Liebenden, indem sie „Helene von Blonay!" ausrief. Sie bemerkte nicht, daß Perrins Stirn sich leicht runzelte, sondern sprach eifrig: „Sie war meine liebste Jugendgespielin.

Sie ist die Erbtochter von Blonay, gebietet frei auf ihrem herrlichen Schlosse, sie kann uns die Aufnahme nicht weigern. Führe mich nach Blonay, Hugo, — dort werden wir Schutz und Hülfe haben."

„Blonay ist savoyisch, die Blonay sind der alten Kirche angehörig," erwiderte der junge Mann bedenklich. Idelette sah ihn betroffen an, sie wußte wenig von den äußern Verhältnissen und glaubte den besten Ausweg gefunden zu haben. Hugo Perrin aber widerlegte sich selbst, indem er hinzusetzte: „Freilich sind die Wallace und Blonay im offenen Streit mit dem savoyischen Herzog. Also könnte diese Zuflucht für dich geeignet sein — bis ich einen Priester finde. Wohl erinnere ich mich Helenens von Blonay, sie wird dich freudig willkommen heißen! Richte mit Margot alles ein, daß ich euch diesen Abend hinwegführen kann. Wir haben Mondschein, eine Nachtfahrt auf dem See darfst du freilich nicht scheuen, Idelette."

Idelette versuchte nur einen schüchternen Einwand gegen die wenigen Stunden, die ihr blieben. Hugo rief ihr in's Gedächtniß, daß nur wenige Stunden bis zu ihrem Erscheinen vor dem geistlichen Gericht vergehen sollten. Bei jeder Erwähnung Calvins und des Consistoriums fühlte das junge Mädchen ihre Kräfte wachsen, von der Entrüstung und dem Abscheu wurden Furcht und Bedenklichkeiten besiegt. Hätte Calvin eine Ahnung davon haben können, mit welchem Entsetzen hier seiner Ermahnung und Zusprache entgegen gesehen wurde! Nur der Erinnerung an seinen Namen und den kommenden Tag bedurfte es für Hugo Perrin, um seine Verlobte zu völligem Nachgeben, zu thränenlosen, in fliegender Eile mit Hülfe Margots getroffenen Fluchtvorbereitungen zu treiben. — —

Der frühe Septemberabend kam heran, Armand eilte noch immer zwischen Rathhaus und Arsenal hin und her. Es war ihm erquicklich, bei Schwertern und Hellebarden, Luntenbüchsen und einigen Geschützstücken alle widerstreitenden Gedanken und Empfindungen vergessen zu dürfen. Er schaltete mit wahrer Freudigkeit in Staub und Rost, um nur die Erinnerungen an den vorhergehenden Tag und vorzeitiges Bedenken des morgenden von sich fern zu halten. Bis zum Abend war ihm dies trefflich gelungen, die rasche Thätigkeit hatte ihm wohl gethan, seinem Wesen alle jugendliche Spannkraft zurückgegeben. Er blickte daher verdrossen genug von seinen Panzern in die Höhe, als plötzlich Judith, die zweite Dienerin seines Hauses, vor ihm stand.

„Was soll der Brief?“ fragte er laut, fast zürnend, in der Hand Judiths einen solchen bemerkend und zugleich die Handschrift Hugo Perrins erkennend. Dabei entging ihm der sichtlich furchtsame Ausdruck im Gesicht der Dienerin. Gleichgültig eröffnete er das Blatt — hatte ihn heute doch schon ein unnützes Schreiben gereizt. Aber eine Natter, die plötzlich zwischen den Fugen des Harnisches, der zu seinen Füßen lag, hervorgezischt wäre, hätte ihn schwerlich mehr erschreckt, als die im Briefe enthaltene Nachricht, daß Perrin mit Idelette, die ihm folge, Genf vor einigen Stunden verlassen habe. Er las alles Nachstehende nicht, er starrte noch einmal die ersten, schwer wiegenden Zeilen an, schleuderte mit einem kräftigen Tritt alle um ihn her liegenden Rüstungsstücke hinweg und stürmte davon, ohne an Judith ein Wort zu richten oder nur auf sie zu achten. Er hatte noch so viel Besinnung, dem Schließer des Zeughofes zuzurufen, daß er sich entferne. Dann schlug er mit solcher Hast den Weg zu den Rues basses ein, daß Fronchet, der Bürgerhauptmann, erschreckt aus seinem Hausthor sprang und schier glaubte, die Savoyer stünden schon am Thor. —

Was Armand daheim fand und von der athemlos nachkeuchenden Judith erfuhr, war freilich nicht viel mehr, als er schon wußte. Idelette hatte Margot zur Begleitung, von ihren Habseligkeiten aber wenige Gewänder und den von der Mutter ererbten Schmuck mit sich genommen. Hugo Perrin war in der ersten Dämmerung mit ihr hinweggegangen, — Judith hatte von Margot befohlen erhalten, nach einigen Stunden das Blatt an Herrn Armand im Rathhaus zu übergeben. Sie hatte ihn dort gesucht und war nach dem Arsenal gewiesen worden. Die einfache Erzählung, welche sie dem plötzlichen Zürnen ihres Herrn entgegenstellte, entwaffnete diesen schließlich, und er sah, daß die alte Frau, die stets schwachen Verstandes gewesen, den Vorgang kaum begriff. Judith begann schließlich, als sie gefaßt hatte, daß ihre junge Herrin strafbar sei und nicht zurückkehren werde, zu jammern. Armand aber trat rathlos, gebeugt und erbittert zugleich wieder in die Straße. Einen Augenblick dachte er Lärm zu machen, Wächter, Späher, Häscher aufzubieten. Aber erfuhr Genf, das eben die Nachtruhe einläuten hörte, nicht morgen zeitig genug die Schmach des Hauses d'Envers? Und was vermochte jetzt alles zu nützen! So begnügte er sich, einige verschwiegene Männer auszusenden, um Gewißheit zu erhalten, ob Perrin über den See oder durch eines der

Thore Genf verlassen habe. Dann schritt er der Rue des Chanoines zu. Ohne den Brief gelesen zu haben, hatte seine im innersten Kern gesunde Empfindung doch begriffen, was Perrin und die sonst so sanfte, fast willenlose Schwester getrieben. Zu allen Verwünschungen gegen den verrätherischen Freund, den Entführer, gesellten sich einige für Calvins hartherzige, unbeugsame Strenge. —

Indessen Armand dem Hause seines geistlichen Führers entgegeneilte, entfernte sich das Boot, das seine Schwester und deren Verlobten trug, weiter und weiter von Genf. Ein günstiger Nachtwind schwellte das kleine dreieckige Segel des Fahrzeugs, zwei Diener Perrins führten kräftig die Ruder. Idelette, in einen dunkeln Mantel gehüllt, über den Hugo noch einen Theil des seinigen schlug, athmete mit jeder Viertelstunde, die sie weiter kamen, leichter auf. Die Nacht war zauberhaft schön. Der Vollmond spiegelte sich in den Wellen, die in leichter Bewegung gegen die Planken des kleinen Schiffs pochten und dasselbe wiegten. Hier lag das Wasser klar und monderhellt, dort im Schatten felsiger, weit vorspringender Uferstrecken. Die Gebirgsketten im Hintergrund hoben sich mit ihren Schneespitzen klar gegen den blauen, sternbedeckten Nachthimmel, die Hügel des nördlichen Ufers, an dem sie bis jetzt hinsegelten, zeigten sich dagegen von leichten, weiß schimmernden Nebeln umwogt. Und als jetzt in der Nähe des Städtchens Nyon, dessen Lichter lockend durch die Nacht schienen, der See in seiner vollen Ausdehnung sich aufthat — im Nachtdunkel unabsehbar, — als das Boot rascher, freudiger durch die Wellen glitt, da drang zugleich mit einem Aufschrei lang unterdrückter Wonne ein klagendes: „Führe Armand mit uns!“ aus dem Munde Idelette's. Hugo Perrin antwortete nichts, aber wie er die Braut fester umschlang, wie er sie besorgt vor dem Windhauch zu schützen suchte, und seine Augen bald liebevoll in die ihren blickten, bald scharf und treffend die Fahrt überwachten, da lag in seinem Wesen etwas, was das liebende Mädchen die Heimat auf süße Augenblicke vergessen ließ! — —

Und wie dachte man der Fliehenden in der Heimat? Armand hatte Calvins Wohnung erreicht, selbst auf den Stiegen derselben verließ ihn die Empfindung nicht, die er von daheim hierher getragen. Und erst als er eintrat und Calvin wie immer geschäftig zwischen seinen Büchern und Papieren sah, wandelte ihn eine leichte Scheu an, seine Mittheilungen zu machen. Doch bezwang er sich, und mit stürmischer Hast, in vorwurfs-

vollem Ton berichtete er die Flucht Perrins, die Entführung Idelette's. Calvin hatte sich emporgerichtet, sobald der erste Laut des Vorwurfs aus dem Munde Armands kam. Seine Augen funkelten zornig und er trat dem Erzählenden entschlossen einige Schritte näher. In der Erregung, die sich seiner bemeistert hatte, wußte Armand d'Envers kaum, daß er dem Reformator in dürren Worten die Schuld des geschehenen Unheils zuschob.

Calvin hätte im innersten Grund seines Herzens darüber aufjauchzen mögen. Seit Monaten befand sich sein junger Freund, sein Schüler im beständigen Schwanken. Es war ein Geist in ihm wach geworden, der zum Geiste Calvins nicht stimmte, er fühlte Regungen, die Calvin verdammen mußte. Jetzt war ein entscheidender Augenblick gekommen, es mußte sich zeigen, ob der junge Patrizier wieder auf die Pfade seines Meisters zurückgeführt werden könne. Mit finsterer Miene und immer strenger zusammengekniffenen Lippen vernahm derselbe die Reden Armands. Als er aber wieder die Worte Härte und unzeitige Strenge brauchte, da hielt Calvin nicht länger zurück, und mit den Donnerlauten, deren seine Stimme in einzelnen Momenten mächtig war, herrschte er dem aufschreckenden Armand zu: „Frevelnder Lästerer! Setzt dir Gott Malsteine in deinen Pfad, um dich zur Besinnung zu rufen, und du klagst ihn an, dir den Weg zu hindern? Erkennst du nicht, daß diese Prüfung dir auferlegt ist für dein Schwanken und Zweifeln? Willst du dich ferner belügen, daß der Dornenbusch Feigen tragen könne, und willst von welteitlen Sündern das Gute glauben? Du stehst auf der Stelle, wo du gestern für deine Schwester und Hugo Perrin das Wort geführt! Du trotztest mir entgegen: was haben sie denn gethan? Weißt du nun, was sie gethan haben? Hätte Perrin Mörder und Rottirer finden können — gewiß hätte er vorgezogen, den Aufruhr zu erregen, von dem wir heute gewarnt wurden. So mußte er sich am Ruhme, ein Jungfrauenräuber zu sein, genügen lassen."

Armand d'Envers wich vor diesem Angriff im eigentlichen Sinne des Worts schrittweise zurück. Der zürnende Calvin schwieg bedeutsam und forderte ihn damit zur Gegenrede heraus. Armand, seiner selbst kaum bewußt, raffte sich doch zu den Worten empor: „Zürne mir nicht, Meister, wenn mich der Schmerz zu unbedachter Rede hinriß. Aber der Herr ist mein Zeuge, ich kann nicht schweigen, ich muß dich fragen: hast du je

einen andern Weg versucht, als den deinen? Weißt du sicher, daß nur dieser zum Ziele führt? Ich habe seit gestern mit aller Macht den Gedanken bekämpft und kann ihn doch nicht fern halten, erliege ihm immer wieder."

„Du hast die Sünde schon zu viel Raum in dir gewinnen lassen," sagte Calvin nachdrücklich. „Besinne dich, Armand, und gib mir aus wahrem Herzen kund, was dein Ziel von Jugend auf gewesen ist und was dir bis vor wenigen Monden das Höchste galt." — „Galt?" fiel Armand im Tone tiefsten, ungekünstelten Schmerzes in die Rede. „Galt? Ich schwöre dir, Meister, noch kein anderes Sehnen hat meine Brust erfüllt. Die reine Lehre und reines Leben! Dafür leb' ich, dafür sterb' ich." — „Du belügst dich selbst," antwortete Calvin, ohne seine Strenge zu mildern. „Du hast seit Wochen von ganz andern Dingen geträumt. Behagen des Hauses, sinnliche Freuden, Weltfreundschaft, Weltliebe, was kann ich alle deine Regungen herzählen! Du kennst sie, und vor dem Herrn bleibt nichts verborgen! Prüfe Herz und Nieren, und du wirst mir nicht läugnen, daß du mich hart und herbe gescholten hast, weil ich all diese Dinge dahin weise, wohin sie gehören!"

„Und müssen wir denn alles von uns werfen, um dem Herrn zu leben? Ist das ganze Dasein nur Lockung zum Bösen — gibt es keinen andern Pfad, als den du gehst, keinen?" entgegnete Armand noch einmal. — „Keinen, keinen!" rief Calvin. „Wir haben genug und zu viel mit der Sündhaftigkeit in uns selbst zu kämpfen, um uns noch äußere Lockungen zu gestatten! Was du dir Milde nennst, ist Schwäche, was du unschuldige Freuden taufst, ist der Beginn zum Verderben! Du erfährst an Perrin und deiner Schwester, wohin die Wege führen, nach denen dein verblendetes Auge schon seit langem schielt! Kannst du noch zögern, noch bedenken, siehst du den Abgrund zu deinen Füßen nicht, so fährst du in's Verderben! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Aber du träumst, du willst nicht wachen, geschweige denn beten."

„Sei wieder mein Führer! Bring mich zurück auf den rechten Pfad!" sprach Armand erschüttert, weniger als je fähig, sich der Fessel, die aus dem Glauben an Calvin selbst geschmiedet war, zu entwinden. In seinem Innern riefen hundert und aber hundert Stimmen „Nein!" gegen die Worte Calvins. Aber er stand zweifelnd, er mißtraute der eignen Seele, er fühlte noch alle Begeisterung der Jugend, die an seinen Lehrer und

Führer geknüpft war, in sich lebendig, und so rief er: „Gib Rath, weise mir die Wege! Ich werde erstarken und einsehen lernen, begreifen, nachfühlen, was ich heute nur dir glauben kann! Was ist zunächst zu thun, was heischt Gottes und unsere Ordnung?“ — „Syndic, vergissest du die Gesetze, deren Hüter du bist?“ antwortete Calvin strafend. „Perrin hat als Jungfrauenräuber den Tod verdient, du mußt den Spruch ergehen lassen und alles aufbieten, daß er auch vollzogen werden kann! Zeige dich nicht lässig und lau, laß dir nicht sagen, daß die Sache Gottes bei gleißenden Worten gedeihe. Werde streng gegen dich, damit du ein Recht habest, es gegen Andere zu sein!“

Mit solchem Trost verließ Armand d'Envers das Haus des Reformators. Als er auf die Straße kam, war ihm zu Muth, als sei ihm das eigne Leben entwandt und ein fremdes an dessen Stelle getreten. Doch faßte er sich zusammen und knirschte sogar trotzig in sich hinein: „Er hat Recht — er hat Recht — es gibt nur zwei Wege. Streng oder verrucht, und wer von der Strenge läßt, der ist schon auf dem Wege zur Verruchtheit. Ich kann meinem eignen Herzen nicht trauen — so werd' ich ihm folgen!“

Gleichgültig nahm er daheim die Nachricht auf, daß Perrin mit seiner Schwester über den See geflüchtet sei. Den Wunsch, der sich in ihm regte, daß ihr Schicksal sie nie wieder in die Nähe Genfs führen möge, schalt er eine neue Aufwallung verirrten Herzens. Mit Strenge und einem Eifer, der Calvin selbst abgelauscht schien, betrieb er im Rath das Todesurtheil gegen Perrin. Mehr als einmal sah er sich genöthigt, zu seinem Meister Zuflucht zu nehmen, um die Stimmen, die in seinem Innern dagegen schrieen, zu übertäuben. Vor seinem verödeten Hause und den Nächten, die er daselbst zubringen mußte, trug er Scheu. Und entsetzlich war sein Zustand, seit ihm einmal das Bild vor die Seele trat, er könne einem Menschen begegnen, der ihm höher stünde als Calvin, und der von anderen Anschauungen erfüllt sei. Aus solchen Bildern und Zweifeln rettete ihn weder die auf's äußerste gesteigerte laute Verehrung Calvins, noch die Ueberlast der Thätigkeit, welche er auf seine Schultern nahm.

Mehrere Wochen vergingen nach den ereignißreichen Tagen. Der September war noch nicht zu Ende, als übereinstimmende Nachrichten und persönliche Kundschafter, die der Rath von Genf besoldete, immer sicherer

herausstellten, daß der Herzog Philibert von Savoyen einen Schlag gegen die Ketzerburg, wie er Genf nannte, beabsichtige. Auf nicht ganz klarem Wege erfuhr der Rath ferner, daß der Herzog zuvor eine Fehde mit widerspenstigen Edelleuten, den Herren von Wallace zu Evian, beizulegen versuche. Darauf hin fiel der Vorschlag, eine Anfrage zu thun, ob nicht die bedrohten Vasallen in Verbindung mit Genf treten möchten. Zwar sprachen Calvin, die meisten Prediger, Armand und einige andere eifrig und heftig dagegen. Doch fühlte sich der Rath zu sehr bedrängt, um nicht Hülfe von allen Seiten zu wünschen. Und als es einmal zur Sprache gebracht war, daß Armand d'Envers die Herren von Wallace und Blonay kenne, so durfte er sich dem Auftrag, eine Botschaft an sie zu übernehmen, nicht mehr entziehen.

Er wies auf die Begegnung hin, die er vor wenigen Wochen mit ihnen gehabt, auf den Hohn, welchen er dabei erduldet hatte. Der Rath sendete ein Schreiben mit der Anfrage an die Herren von Wallace, ob ein Abgesandter von Genf gebührende Aufnahme bei ihnen finden werde. Die Antwort war ritterlich, voller Verheißungen, ja sie ließ den dringenden Wunsch durchblicken, so bald als möglich den Abgesandten zu begrüßen. Und nun konnten weder Armand d'Envers noch Calvin einen andern Einwand erheben, als daß es gefährlich und unwürdig sei, mit erklärten Feinden des gereinigten Glaubens in Verbindung zu treten. Die Staatssorge drängte diesmal die geistlichen Bedenken zurück. Armand ward mit verschiedenen Schreiben und vielfachen Weisungen beschwert. Er nahm von Calvin Abschied mit dem Versprechen, nichts zu beschließen ohne ihn, ja selbst von allem die erste Nachricht ihm zu geben.

Im Augenblick, als er das große, trefflich bemannte Schiff bestieg, das ihn über den See nach Evian tragen sollte, bedachte er, daß er Helene von Blonay bei diesem Anlaß sicher wiedersehen müsse. Und diese eine Erinnerung reichte hin, ihn die ganze Fahrt mit getheilten Empfindungen — bald der Erwartung, bald einer gehässigen Scheu — zurücklegen zu lassen. Von der Herrlichkeit des Sees und der Ufer, die, in Herbstsonnenstrahlen getaucht, leuchtend und prächtig erschienen, nahm Armand an diesem Tage weniger als je zuvor wahr. War er sonst schweigsam gewesen, so hatte sich sein Schweigen jetzt zu völliger Düsterkeit gewandelt. Keiner von seinen Begleitern unterbrach die Stille der Fahrt anders, als durch unumgänglich nöthige Befehlsworte.

Und doch schimmerte heute der Leman so blau und prächtig als jemals, doch funkelte auf ihm ein Sonnengold, das sich zwischen Nebeln siegreich hindurch gekämpft hatte, Licht und selbst Glut über den weiten Wasserspiegel und seine schönen Ufer sandte. — Mit andern Augen als von dem dahin gleitenden Schiff der Genfer, ward die Herrlichkeit von der großen Terrasse des Schlosses Blonay gesehen, die an den Seiten mit schattigen Baumgruppen umsäumt, sich nach dem See hinaus öffnete. Von da schaute man aufjauchzend oder still entzückt über die breite glänzende Seefläche bis zum gegenüberliegenden grünen Uferstreif. Links blitzten Thürme und Häuser von Evian, rechts die Felsen der Meillarie, um alles der tiefblaue Duft, der den schönsten Herbsttagen eigen.

Auf dieser Terrasse standen eben jetzt drei Frauen — Idelette d'Envers die eine von ihnen. Ihr dicht zur Seite Helene von Blonay, um wenige Jahre älter als ihre Freundin, eine stolze schlanke Gestalt, durch ihre Haltung noch stattlicher, gebietender erscheinend. Ihr schönes Gesicht zeigte jetzt nur den Ausdruck schwesterlicher Theilnahme für Idelette, doch errieth sich bald, daß diese blitzenden tiefbraunen Augen, daß die lebendigen Züge eines andern Ausdrucks wohl fähig waren. Ihr dunkles Haar war in einfachen starken Flechten um den schön gerundeten Kopf geschlungen, ein reiches Gewand, welches den schimmernden Nacken und die Arme bloß ließ, hob die Schönheit des Mädchens vortheilhafter, als die Genfer Tracht diejenige Idelette's. Beide aber bildeten in ihrer Jugendfrische einen unverkennbaren Contrast zu ihrer dritten Begleiterin. Mathilde von Blonay, eine Tante Helenens, war nicht wohl über dreißig Jahre hinaus — sie mußte schön, schöner als ihre Nichte und deren Freundin gewesen sein. Aber ihre Züge, vom Gram zerstört, ihre dunkeln Augen, deren Feuer nicht erloschen war und die deshalb aus dem blassen, zerrütteten Gesicht hervorleuchteten, konnten erschrecken. Diese bleichen Lippen schienen nur bittere Worte sprechen zu können, und in der That war Mathilde seit Wochen zum Schweigen verurtheilt. Ihre Nichte forderte von ihr, die trauernde Idelette d'Envers nicht mit ihrem Kummer zu belasten. —

Heute rissen der goldne Tag und das unerschöpfliche sprudelnde Leben Helenens Idelette zur Heiterkeit mit fort. Sie gab ihrem Entzücken beim Anblick des Sees laute Worte, sie scherzte — vielleicht zum erstenmale seit sie im Schlosse Blonay gastliche, bei Helene schwesterliche Aufnahme gefunden hatte. Mathilde von Blonay ging um wenige Schritte seitab,

der Blick, welchen sie auf die junge Genferin warf, war fast feindselig. Eben hatte sie sich nach dem Schatten der mächtigen Platanen zurückgewendet, als zwischen den Hecken ein Diener hervortrat und ihr Mittheilungen zuflüsterte, die Mathilde veranlaßten, nach einem entschuldigenden Worte an Helene dem Diener zu folgen. Derselbe war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, Züge und Gesichtsfarbe ließen augenblicks den Südländer erkennen. Idelette, die ihn schon einigemale neben Mathilde gesehen, fragte: „Ist dieser Mann ein Italiener?“ — „Ein Spanier,“ antwortete Helene, nicht ohne einige Verlegenheit, welche der unbefangenen Idelette entging, die sogleich wieder von ihren glücklichen Erwartungen begann und die Hoffnung aussprach, daß Hugo Perrin noch heute erscheinen und endlich einen Priester gefunden haben werde. Helene von Blonay hatte Ursache, sie bei diesen lichten Bildern festzuhalten. Nur zu leicht gedachte Idelette des verlassenen Bruders, und alle Kraft ihrer Liebe, alle Freundschaft Helenens vermochte dann den Trübsinn nicht zu verscheuchen. —

Indessen war Mathilde dem Diener bis zum großen Vorhof des Schlosses gefolgt. Hier erst begann derselbe: „Verzeiht, Herrin, ich habe Euch wichtige Botschaften vom alten Herrn Jakob von Wallace zu bestellen. Auf Schloß Evian langt heute der Genfer Botschafter an.“ — „So sind sie in die plumpe Falle gegangen,“ sagte Mathilde verächtlich. — „Noch nicht — noch nicht, Herrin. Rechten Glauben an unsre Feindschaft mit Savoyen haben sie nicht — sie wollen spähen, und soll uns die Sache gelingen, so meint Herr Stephan Blonay, wie Herr Jakob, daß wir vorsichtig sein müssen. Nun kommt der Abgesandte heut so ungeschickt als nur möglich. Im Schloß von Evian ist der Duvernois von Genf und mancher sonst, der Verdacht erregen könnte. Deshalb denkt Herr Jakob mit allen den Andern hier herüber zu reiten und sich in Fräulein Helenens Schloß von dem Genfer finden zu lassen. Da das Fräulein von unserem Plan selbst nichts ahnt, so wird es um so besser angehen. Sagt ihr, daß die Herren von Evian kommen.“

„Wenn es nur diesmal gelingt — und wir endlich gerächt werden!“ sagte Mathilde mit halb erstickter Stimme, die Hände des Dieners zwischen die ihren pressend. „Juan, schon sechs Jahre sind verflossen, seit Miguel Servet den jammervollen Tod erlitt, und noch keine Sühne! Noch ist kein Tropfen Blut für sein edles geflossen! — Juan — Juan, wenn

wir wieder betrogen würden!" — „Die Herren betrügen uns nicht," entgegnete der Spanier, und seine Augen funkelten. „Gott und St. Jago von Compostella werden meinem Herrn, der seine ketzerischen Irrthümer zu schwer büßen mußte, gnädig sein, Euch, Madonna, werden sie rächen. Ihr habt ihn geliebt, Ihr hättet mit Eurem Blute seinen Scheiterhaufen löschen mögen, wie ich mit dem meinigen! Nie vergesse ich Euch das, und ich will Castilien nicht wieder sehen, als bis Ihr Sühne habt. Beherrscht Euch nur jetzt und kurze Zeit noch!"

Mit stummem Einverständniß reichte Mathilde dem Diener des Spaniers, der in Genf auf Betrieb Calvins verhaftet und zum Feuertod verdammt worden war, noch einmal ihre Hand. Dann ging sie zurück zu ihrer Nichte und Idelette. Bei letzterer fand sie Hugo Perrin, der von Ouchy über den See gekommen war und voller Jubel verkündet hatte, daß es ihm gelungen sei, in einem Dörfchen oberhalb Lausanne einen Priester zu finden, der sie trauen werde. Zugleich konnte er Idelette mittheilen, daß eine Reise nach Zürich glücklich gewesen und er dort eine sichere Zuflucht finden könne. Idelette stand noch mit glückstrahlendem Lächeln auf den Arm ihres Verlobten gelehnt, als Mathilde herankam und mit ihrer gewöhnlichen theilnahmlosen Art des kommenden Besuches gedachte. Nicht nur Hugo Perrin und Idelette hörten mit Bestürzung die Herren von Wallace und einen Abgesandten aus Genf ankündigen.

Auch über die Züge Helenens flog ein Schatten und sie sagte mit unverhohlenem Verdruß: „Ich verstehe nicht, was meinen Vetter Stephan antreibt, hierher mit dem Genfer zu kommen. Ich habe ihm und den Wallace nie verhehlt, daß ich mit ihrem ganzen Streit gegen den Herzog Philibert nicht einverstanden bin. Jetzt suchen sie gar Verbindungen mit Genf, gegen das sie sonst gewüthet und gelästert haben! Sie müssen in Bedrängniß sein, wenn sie sich dazu überwinden können. Aber was habe ich damit zu schaffen, da ich einmal die Theilnahme an diesen Dingen abwies?" — „Ihr," fuhr sie fort, sich zu Perrin und Idelette wendend, „ihr müßt euch dann heute still im Schlosse verhalten. Ich werde sorgen, daß niemand den großen Saal und die dahinter liegenden Zimmer betritt. Denn auf alle Fälle wünscht ihr doch nicht dem Gesandten von Genf zu begegnen?" — „Sicher nicht," gab Perrin zurück. „Wenn Ihr uns den Anblick ersparen könnt, werdet Ihr uns verpflichten. Nicht einmal gefahrlos möcht' es sein, einem Rathsmitglied meiner Vaterstadt zu begeg-

nen. Calvin ist rachsüchtig, es lohnte sich schon der Mühe, ein paar bewaffnete Schiffe auszurüsten und mich im See aufzufangen. Wir wollen uns also lieber ihrem Anblick entziehen."

Helene schickte sich an, ihre Gäste zu geleiten. Weder diese noch sie selbst bemerkten das höhnische Lächeln, mit dem Mathilde alle diese Zwischenreden aufgenommen hatte. Sobald ihre Nichte sich entfernte, zeigte sich in den Mienen dieser Frau der bitterste Haß, die ingrimmigste Leidenschaft, die in Helenens Gegenwart nur mühsam verhehlt wurde. Und doch konnte schwerlich jemand diesen Ausdruck gehässig finden, so viel tiefer, ächter Schmerz war in ihm ersichtlich. — Das seltsame Wesen schien nur in Vorstellungen kommender Rache zu leben, denn der erste freudige Schein zeigte sich in ihrem Gesicht, als nach kaum einer Viertelstunde an dem vordern Thor des Schlosses Blonay eine kleine Cavalcade von Reitern hielt. Es waren die Herren Stephan von Blonay, ein entfernter Vetter der Erbtochter dieser Herrschaft, Jakob von Wallace mit seinen beiden Söhnen, einem siebzehnjährigen Enkel und den Herren von Grasse und Martigny, zwei Edelleuten aus dem Chablais. Sie stiegen von den Pferden und kamen die Allee, welche zur Terrasse führte, herauf.

Da sie Helene nicht wahrnahmen, grüßten sie Mathilde von Blonay mit dem Blick des Einverständnisses und Jakob Wallace sagte: „Sitte und Brauch ist's eben nicht, den Gesandten in einem fremden Schlosse zu empfangen. Aber was blieb uns anders übrig? Wir haben das ganze Haus voll übler Gäste — und wenn der Genfer den Arzt, den Duvernois, nur einen Augenblick zu sehen bekäme, so flöge unser Plan in die Luft wie vor kurzem des Herzogs Pulverthurm! Auch wird es mir im eigenen Hause zu schwer, den verdammten scheinheiligen psalmirenden Schurken so zu begegnen wie ich soll. Und wenn gar diese —", dabei zeigte er auf seine Söhne und Stephan Blonay, — „im Munde ein Bündniß führen, während sie die Brandfackel für Genf in der Tasche haben, so kostet es Mühe nicht laut aufzubrüllen vor Lachen." — „Mäßigt Euch in allem, seid klug meiner Nichte gegenüber," sprach Mathilde eifrig. „Das ganze Gelingen unseres Planes hängt davon ab." — „Ihr zittert ja in Erregung," bemerkte der Seigneur von Grasse höhnisch. „Habt Ihr noch immer keinen andern Gedanken als den an den Spanier, mit dem Ihr einst gekost?" — „Keinen anderen Gedanken!" rief Mathilde, einen zornigen Blick nach dem ungeschlachten Chablaisedelmann werfend.

„Wer Servet geliebt hat, der kann ihn nicht vergessen, und glaubt Ihr, daß sein Ende vergessen werden wird so lange die Welt steht?“

Eben stieg Helene von Blonay die breite Rampe, welche aus dem Schloß nach der Terrasse führte, hernieder. Sie begrüßte mit vieler Feinheit, aber unverkennbar etwas gemessen, ihre Gäste und nahm die wortreichen Entschuldigungen und Erläuterungen, die ihr Vetter Stephan und der alte Wallace an sie richteten, ungläubig lächelnd auf. Fast spöttisch klang es, als sie zuletzt äußerte: „Jedenfalls haben die Herren falsch gerechnet, wenn sie an mir eine Bundesgenossin zu finden glaubten. Ich werde dem Abgesandten von Genf keinen Augenblick verhehlen, daß ich mit eurem Streit nicht einverstanden und eine getreue Vasallin des Herzogs bin.“ — „Ihr, Fräulein Helene?“ rief Everard von Wallace, „Ihr, die ketzerische Bücher liest und den Genfern in hundert Dingen Recht gibt? Haben wir's nicht Eurem Einfluß zu danken, daß wir endlich unsere Abneigung überwinden lernen und mit den Prädikantenknechten nur reden mögen?“ — „Dies ist ein plumper Scherz,“ entgegnete Helene ruhig. „Aber da scheint bereits die Genfer Gesandtschaft in Anzug und über ihren Empfang wenigstens auf Schloß Blonay sollen sie nicht klagen dürfen.“ Auf den Wink Helenens schritten die Herren ihr nach, durch die Allee der großen Schloßpforte entgegen.

Armand d'Envers und einer seiner Begleiter, die in Evian Pferde bereit gefunden hatten, sahen die glänzende Gruppe — denn die Herren waren in reicher, festlicher Tracht — auf sich zukommen. Sie eilten auch ihrerseits, einige Schritte entgegen zu thun. Armands Herz schlug hörbar, als er die Herrin von Blonay erblickte; schon den ganzen Weg, den er von Evian zurückgelegt, war ihm wundersam zu Muth gewesen, daß diese gefürchtetste Begegnung die erste seiner Gesandtschaft sein solle. Aber Helene war nicht minder erregt und betroffen, d'Envers als den Gesandten vor sich zu sehen. Sie dachte an Idelette, an Perrin und an ihr eigenes Interesse am Schicksal Armands. Mit der Beherrschung, die ihr eigen war, erwiderte sie die Begrüßung des jungen Mannes und hieß ihn auf Schloß Blonay willkommen. — Armand kämpfte um eine Anrede mit sich selbst. Er fand sich in Versuchung, der Dame einfach ritterlich höflich zu erwidern. Doch raffte er sich gegen diese Aufwallung zu einer Ansprache im Sinne Calvins auf: „Weltliche Geschäfte haben mich hergeführt, in Häuser, die ich nicht mehr zu betreten dachte. Doch will ich hoffen

und zum Höchsten bitten, daß hier Wahrheit und Offenheit zwischen uns walte."

Stephan Blonay und der alte Wallace, die zur Seite standen, gaben sich und Mathilde von Blonay höhnische Winke. Helene aber richtete den Kopf stolz empor und erwiderte: „Seid versichert, Herr d'Envers, daß es bei Helene von Blonay an Wahrheit und Offenheit nicht fehlt. Damit Ihr gleich eine Probe davon erhaltet, will ich Euch wissen lassen, daß Ihr mir zwar als Gast hochwillkommen seid, daß Ihr frei mit diesen Herren verhandeln mögt, was Euch gut dünken will, daß ich aber mit ihnen und ihrem Vorhaben nicht einverstanden bin." — Helene Blonay stand in fürstlicher Haltung, und daß Armand d'Envers sich von ihrer Entgegnung getroffen fühlte, verrieth die lichte Glut, die in seinem Antlitz aufflammte. Ehe er sich auf eine Antwort besinnen konnte, lud ihn die Herrin des Schlosses zum Eintritt in den untern Saal desselben.

Schon flogen nach allen Seiten die Diener, welche Helene mit einigen Winken und leis gesprochenen Worten in Bewegung setzte; alles verrieth Gewöhnung, Ordnung, Gehorsam. Vergebens irrten die Augen Armands umher, etwas von der wüsten Sitte, den wilden Bräuchen zu entdecken, die nach den Genfer Predigern in jedem savoyischen Landschlosse ohne Ausnahme sich finden sollten. — In silbernen Krügen und Schalen wurden Wein, Früchte und Backwerk dargeboten, dann schlug die Herrin von Blonay einen Gang zur Terrasse vor; eine Stunde später folgte das reiche, aber nicht verschwenderische Mahl.

Armand, obschon verdrossen, daß der eigentliche Zweck seiner Sendung augenblicklich bei Seite gesetzt sei, konnte sich doch den Eindrücken, die er empfing, nicht verschließen. Wohl mißfielen ihm die gezwungenen freundlichen Mienen der Edelleute, auch entgingen ihm die gehässigen feindseligen Blicke Mathildens von Blonay keineswegs. Aber er suchte sich vergeblich gegen Helene von Blonay aufzubringen. Ihr ganzes Walten, die Würde, mit der ihre Gegenwart jede Rohheit der Seigneurs zurückhielt, die offenbare Güte, mit der sie die Diener behandelte — alles dies wirkte ganz anders auf ihn, als er wünschte. Denn wenn der junge Genfer von früh auf Calvin schwärmerisch angehangen hatte, so suchte er seit Wochen mit wahrhaftem Ingrimm jede andere Regung zu unterdrücken. Er wollte Nichtswürdigkeit, Verderben, Sünde überall finden, wohin das Wort Calvins nicht klang! — Und heute und hier ward es

ihm so schwer. Zürnend sah er die stolze Schönheit Helenens, in deren Anschauen er einmal über das andere unbewußt verloren war. Dann wandte er sich wohl ab, — aber sein Blick fiel zum Unglück auf Mathilde von Blonay, die finster auf ihren silbernen Teller niedergebeugt saß. So zogen ihn die strahlenden Augen und der bezaubernde lebendige Mund Helenens immer wieder an, und je weiter der Tag vorrückte, um so mißlicher stand es mit der düstern Fassung des Abgesandten von Genf.

Armand d'Envers war jedoch keine schwache oder leichtblütige Natur. Er wurzelte so tief in seinen Anschauungen und Lebensansichten, daß ihm alles, was gegen dieselben sprach, nur den bittersten Schmerz, herbe Qualen verursachen konnte. Kein Wunder, wenn er jetzt der Tafel und damit allen Eindrücken, die er von Helene empfing, zu entrinnen suchte. Sobald es sich thunlich zeigte, stand er auf und gab den Herren von Wallace und Stephan Blonay einen Wink, daß er vom Zweck seiner Sendung mit ihnen zu sprechen wünsche. Man trat gemeinschaftlich wieder auf die Terrasse; Helene ihrem gegebenen Wort gemäß verschwand, als die ersten Reden zwischen den Männern gewechselt wurden. Armand zeigte bei den Verhandlungen, denen auch Mathilde von Blonay, schweigend aber lauernd aufmerksam beiwohnte, große Kälte und Besonnenheit. Seine Abneigung gegen die savoyischen Seigneurs vermehrte das Mißtrauen. Er war zwar weit entfernt, den wahren Zusammenhang dieser Unterhandlung zu ahnen, aber er setzte voraus, daß die Herren von Wallace und Blonay ein Bündniß mit Genf abzuschließen und um den Preis ihres Abfalls von demselben mit dem Herzog von Savoyen sich zu vertragen gedächten. — Er lauschte demnach ungläubig der Flut von Verwünschungen und Anklagen, welche die sämmtlichen Edelleute über ihren Lehnsherrn schütteten, und suchte scharf aufzufassen, zu welchen Vorschlägen die Seigneurs gelangen würden.

Sie setzten indessen seiner Schärfe mindestens Schlauheit entgegen. Armand verhehlte weniger, als einem Abgesandten ziemen mochte, seine innersten Gedanken. Es sei für Genf wenig rühmlich, mit ihnen, die in Glauben, Sitte und Denkart so tausendfach getrennt wären, in Bündniß zu treten. Die Zornader auf der Stirn des alten Jakob Wallace schwoll mächtig, — er gehorsamte nur den eifrigen Winken Mathildens, wenn er sich dennoch zum Schweigen zwang. Der schlaue Stephan Blonay griff Armands Aeußerungen auf und stellte sich an, als ob er dieselben

für einen Bekehrungsversuch halte. Zu wenig vertraut mit den Genfer Verhältnissen, nicht einmal vom Namen Armands unterrichtet — da Jakob Wallace die Schreiben des Rathes von Genf an sich genommen hatte — wollte er ihn dennoch vertraulicher stimmen. Er warf kurz hin: „Wir sind gar nicht so entfernt vom rechten Glauben als Ihr meint. Meine Cousine Helene, die des Lesens wohl kundig ist, hat die verpönten Schriften von dem Züricher Zwingel und andern Prädikanten viel gelobt und findet sie erbaulich! Schaut selbst auf ihren Schrein, da werdet Ihr Bücher genug finden, wie sie in Genf gelten.“

Armand konnte eine freudige Erregung bei diesen Worten nicht unterdrücken. Helene von Blonay als Anhängerin der gereinigten Lehre zu denken, sie in ganz neuem Lichte zu sehen — das hatte etwas ihn Ueberwältigendes, weckte mit einem Schlag alte Hoffnungen und Träume. — Zum Unglück fuhr Stephan redselig fort: „Fräulein Helene mag sich anstellen wie sie will, sie ist den Genfern hold und freundlich gesinnt. Nimmt sie nicht die Vertriebenen von dort in ihrem Schlosse gastlich auf?“

Zu spät kam der zischende Warnungslaut, der in dieser Minute über Mathildens Lippen ging, zu spät die Rippenstöße, welche der alte Jakob Wallace und der Seigneur von Martigny dem unbedachten Stephan gleichzeitig ertheilten. In Armands Gesicht blitzte und zuckte es — im Moment hatte er begriffen, daß Idelette und Perrin bei der Jugendfreundin seiner Schwester Zuflucht gesucht hatten. Eine tiefe Erbitterung, die fast der Umgebung vergaß, bemächtigte sich seiner. Er stand verstummt, und umsonst sprachen jetzt die Verhandelnden von allen Seiten in ihn hinein. Er ließ seinen Begleiter, den Rathsherrn d'Aubigné, der seither kein Wort geäußert hatte, erwidern. —

Ingrimmig wandte er sich ab und schritt auf und nieder. Jetzt näherte er sich dem Ende der Terrasse, wo sich dieselbe zum herrlichsten Blick über den See öffnete. Und eben schlüpfte Helene von Blonay aus einem Seitenpförtchen des Schlosses, um ihren Lieblingsplatz auf dieser Stelle einzunehmen. Armand hielt sich nicht länger — er trat dicht vor die schöne Schloßherrin. Der Zornblick freilich, den er auf sie warf, glitt an ihrer Ruhe in einer Weise ab, daß Armand sich für geschlagen erachtete. Im bittersten Tone sagte er: „Ich muß tausendmal bedauern, die Gastfreundschaft des Fräuleins von Blonay genossen zu haben. Ich kam gezwungen,

ich war aber eben im Begriff eine hohe Meinung von Euch zu fassen, die voreilig gewesen sein würde.“ —

Helene erblaßte bei dieser Beleidigung; ehe sie ein Wort erwidern konnte, fuhr Armand d'Envers fort: „Ich wußte nicht, daß Ihr Euer Schloß zur Herberge für Stadt- und Landflüchtige machtet!“ — „Und was giebt Euch ein Recht von mir kleiner und unwürdiger zu denken? Wer hat Euch das Gegentheil gesagt? Welcher Unglückliche ist jemals von Schloß Blonay weggetrieben worden?“ flammte Helene auf. — Armand erschrack im eigentlichen Sinne des Worts. So gar nicht war er hier verstanden worden, daß Helene zornig fortfuhr: „Glaubt Ihr, Herr d'Envers, daß auf der ganzen Welt nur Genf das Recht hat und die Pflicht fühlt, Flüchtige und Unglückliche aufzunehmen? Wie dürft Ihr mir so begegnen, bevor Ihr nicht gewiß seid, daß ich dieser Pflicht vergesse?“

Armand sah das leichte schadenfrohe Lächeln nicht, welches sich bei diesen Worten und dem momentanen Verstummen ihres Gegenüber, über Helenens zürnendes Gesicht stahl. Der junge Patricier von Genf gedachte seines Vorbildes und rief höhnisch: „Nun allerdings, wenn Ihr das in eins bringt, verfolgte Bekenner des reinen Wortes aufnehmen und sein Schloß zum Zufluchtsort landläufiger Dirnen und Jungfrauenräuber zu machen —.“ — „Herr Armand d'Envers,“ unterbrach ihn Helene aufstehend, mit edelster Entrüstung in Ton und Geberde, „ich hoffe, Ihr habt mir dies Wort zugeschleudert, um es an Hugo Perrin zu bringen, der blutige Genugthuung dafür von Euch zu fordern vermag. Sonst wäre es Eurer unwürdig, eine arme aus dem Hause getriebene Schwester mit Schmähungen zu belegen.“ — „Aus dem Hause getrieben?“ brauste Armand auf. „Man hat Euch belogen, Fräulein, Ihr seid getäuscht worden! Wie hättet Ihr auch sonst Eure Ehre mit solcher Gemeinschaft in Gefahr bringen können.“ — „Spart Euch jedes solche Wort, Herr Armand,“ sagte Helene stolz, mit wiedergewonnener würdevoller Ruhe. „Ihr habt vielleicht erfahren, daß ich Eurem Glauben nicht so fern stehe, als meine Verwandten, und setzt voraus, daß ich den Wahnsinn Eures Lebens theilen möchte. Idelette d'Envers seid Ihr nicht werth Eure Schwester zu nennen! Und wärt Ihr nicht beklagenswerther, als Ihr im Moment unwürdig erscheint, so wären alle Hoffnungen zu nichte, die ich einst für Euch hegte.“

Armand suchte sich zu fassen. Er konnte nicht hindern, daß bei Helenens Worten Saiten seines Innern nachzitterten, die er umsonst herausgerissen gewähnt hatte. Allein er war nicht geneigt auch nur einen Schritt zurückzuweichen und hub finster und trotzig wieder an: „Und wo finde ich die pflichtvergessene Schwester, wo ihren Galan?“ — „Darauf habe ich dem Gesandten von Genf keine Antwort zu geben. Und selbst wenn sie hier wäre, würde ich das liebe Mädchen, die zum Aeußersten gebracht, in ihrem Bruder den Beschützer nicht mehr erblicken konnte, nicht den blinden Vorwürfen, den Mißhandlungen desselben aussetzen!“ —

Eben lief ein Bauernkind die Terrasse daher, um die Schloßherrin von Blonay zu suchen. Wie es Helenens ansichtig ward, die ihm freundlich zurief, brach es in lautes Weinen und Wehklagen aus und berichtete, der Vater sei heftig erkrankt von der Feldarbeit heimgekommen. Helene neigte sich anmuthig gegen Armand und sagte mit dem Kinde weggehend: „Jetzt hab' ich an Arznei und Hülfe zu denken, Herr d'Envers. Will es Gott, überzeugt Ihr mich oder ich Euch ein andresmal!“ — Armand blieb am Rande der Terrasse, er sah der schönen Gestalt, die zwischen den Bäumen verschwand, mit einer Miene nach, in der Erbitterung, Scham und eine Art Bewunderung sich bekämpften. —

Helene von Blonay richtete im Vorübergehen an der Gruppe der Edelleute an Jakob Wallace, der allein stand, die Frage, ob die Herren die Nacht auf Schloß Blonay verbleiben würden? Wallace hatte eben Botschaft aus Evian erhalten, daß sein Schloß jetzt rein sei, und entgegnete daher, daß sie es vorzögen nach Evian zurückzureiten und ihren Besuch in den nächsten Tagen zu erneuern.

Nach einer Viertelstunde, die er noch einsam auf der Terrasse verbrachte, schloß er sich der Gesellschaft wieder an. Die lauernde Beobachtung Mathildens von Blonay entging ihm nicht — aber was kümmerten ihn in dieser Stunde Lauerblicke! Sobald das erste Wort verlautete, daß die Nacht im Schloß von Evian zugebracht werden solle, trieb er zum Aufbruch. Vergebens gab ihm sein Begleiter d'Aubigné Winke, daß die Gastfreundschaft des Fräulein von Blonay der der Herren von Wallace vorzuziehen sei. Stephan Blonay suchte in seiner Weise den Herren des Schlosses darzustellen, er lud zum Bleiben und beschleunigte eben damit den Wegritt. Helene erschien nicht wieder. „Sie kocht Krankensuppen und verwöhnt die Tagediebe von Hörigen zur Ungebühr,“ sagte der rauhe

Seigneur von Martigny. Die Pferde wurden vorgeführt. Der Rathsherr d'Aubigné ritt neben dem jungen Syndic und berichtete, was er mit den Edelleuten verhandelt. Armand d'Envers ließ ihn sprechen — seine ganze Seele weilte in tausend widerstreitenden Gedanken bei der letzten Begegnung mit Helene. Aus allem Grübeln und Nachsinnen rang sich zuletzt der Vorsatz frei, morgen hierher zurückzukehren und sie noch einmal allein zu sprechen. —

Am folgenden Tage war es, als ob Helene von Blonay das abermalige Erscheinen des jungen Abgesandten von Genf auf ihrem Schlosse erwarte. Sie hatte in erster Morgenfrühe mit Hugo Perrin und Idelette d'Envers die Terrasse betreten. Nur Hugo Perrin erfuhr durch sie, wer es sei, der sie gestern in abgelegene Zimmer des Schlosses zurückgescheucht hatte. Ihm allein vertraute Helene das Erlebte und die starre Unversöhnlichkeit Armands. Perrin ward wenig dadurch berührt. Er eilte mit Hoffnungen und Wünschen dem Glück an Idelette's Seite zu sehr entgegen, um viel nach Vergangenem zurückzusehen. Er war in der Gewißheit endlich, den gesuchten Priester gefunden zu haben, selbst so versöhnlich gestimmt, sich ohne Erbitterung auszusprechen. Er gedachte gegen Mittag im Boot über den See zu rudern, gegen Abend das Dorf zu erreichen, in dem seine Trauung mit Idelette stattfinden sollte. Helene hätte sich gern der letzten Stunden mit Idelette ungestört erfreut. Auch gelang es ihr, die innere Unruhe, von der sie gefoltert wurde, zu verbergen und mitten unter den Dankworten Idelette's, die sie abzuwehren, und den Bildern künftigen Wiedersehens und Zusammenlebens, an denen sie mit zu schaffen hatte, Hugo Perrin von ihrer Besorgniß zu unterrichten. Der junge Mann hatte kaum die Möglichkeit ins Auge gefaßt Armand zu begegnen, als er selbst zur Abreise zu treiben begann. Und Helene wußte mit Glück, ohne Idelette's warme Empfindung zu verletzen, das Zögern und immer Neuverweilen der Freundin abzukürzen.

So war der Mittag nicht ganz herangekommen, als vom Ufer aus das Boot abstieß, welches Hugo Perrin mit der blühenden Braut nach Ouchy hinüberführte. Noch konnte Helene, die auf ihrer Terrasse stand, die Grüße und Winke des glücklichen Paares wahrnehmen, als Mathilde

hinzukam und in einem unverkennbar höhnischen Tone zu ihr sagte: „Der Genfer Ambassadeur reitet soeben in den Schloßhof und wünscht geheimes Gehör bei der Erbtochter von Blonay zu finden." — „Wer hat dir das anvertraut?" fragte Helene, die nicht verhindern konnte, daß ihre Erregung bei dieser Nachricht sichtbar ward. „Wie kommst du zu solchen Voraussetzungen, und was soll der Spott mit der Erbtochter?" — „Den Genfer hast du gefangen," entgegnete Mathilde, sich an der Ungeduld und dem Erröthen ihrer Nichte weidend. „Die Erbtochter erwähnte ich, weil ja den Leuten in Genf alles Weltliche verboten ist, den Reichthum ausgenommen, und so werden die Herren wohl darnach zuerst schauen. Ich wüßte nicht, daß sie von Servet viel übrig gelassen hätten, als seine goldene Kette und seinen goldgefüllten Beutel!"

Die Aermste, deren finstere Erinnerungen, selbst wo sie scherzen wollte, auf diesen Punkt zurückkamen, brach plötzlich in lautes krampfhaftes Schluchzen aus. Helene kehrte sich ab, sie hatte seit Jahren alle Trostworte und Trostgründe erschöpft und sich daran gewöhnen müssen, jähe Aufwallungen des Schmerzes bei Mathilde zu ertragen. Während diese sich zu fassen suchte, meldete auch ein Diener, daß der Genfer Herr die Allee zur Terrasse heraufkomme. Helene blickte, nicht ohne ein Lächeln der Befriedigung, über den blauschimmernden See. In weiter Ferne schwamm das kleine Schiff, welches Hugo und Idelette trug. Sie wandte sich alsdann, innerlich nicht so ruhig als sie nach außen schien, um dem Gast einige Schritte entgegenzugehen.

In seltsamer Stimmung war Armand d'Envers von Evian aus und auf Schloß Blonay zugeritten. Er gedachte wo möglich seiner Schwester und Hugo Perrin zu begegnen und eine volle Schaale seines Zorns über ihre schuldigen Häupter auszugießen. Dabei aber wünschte er nichts sehnlicher, als Helene von Blonay zu besiegen, zu überzeugen. Unerträglich war es für ihn, wenn er mit dem Eindruck nach Genf zurückkehren mußte, daß ein solches Wesen unter denen, die er ewig hassen und verachten wollte, befindlich sei. Und so trieb er sein Pferd auf dem herrlichen Wege am Fuße riesenhoher Berge vorüber und schaute auch wohl, Calvins strenge Abmahnung vergessend, mit jugendfrischem Entzücken zu ihnen auf. Erst in der Nähe von Schloß Blonay nahm sein Gesicht wieder den herben Ausdruck an, an den er sich seit Jahren vergebens zu gewöhnen trachtete. Und als er endlich Helene gegenübertrat, entsprach seine Begrüßung der

gemessenen, mit der ihn das Fräulein — des verflossenen Tages gedenkend, — empfing.

„Ich komme zu Euch," sprach Armand, „um Euch zu sagen, daß mir leid ist, gestern rauh und heftig geworden zu sein." — „An Eurer Stelle würde ich das nicht sagen," gab ihm Helene zur Antwort. „Wenn Ihr noch empfinden könnt, daß es unedel ist, so zu sprechen und zu drohen, werden die Worte von gestern Eurer noch unwürdiger." — „Davon empfinde ich nichts," entgegnete Armand. „Aber es ist guter Sitte angemessen, zu jedem in der Sprache zu reden, die er versteht, und daß Eurem Sinne unser Leben fremd ist, hätte ich bedenken sollen." — „Was nennt ihr denn euer Leben?" fragte Helene. „Die harten unsinnigen Gesetze, mit denen ihr eure Stadt zu einer Hölle gemacht habt, — damit das Gute euch ein wenig leichter falle? Die Strenge, mit der ihr hülflose junge Mädchen vom Heerd des Vaterhauses in die Welt treibt, wenn sie dem Verlobten ihre Treue halten wollen? Den Starrsinn, womit ihr vor Gottes herrlicher Welt die Augen verschließt?"

„In Eurem Mund wohnt die Schlange, verkehrt sich die Wahrheit!" rief Armand wieder ganz im Sinne seines Meisters. „Auch will ich nicht mit Euch davon sprechen, da Ihr doch kein Ohr für das habt, was nicht mild und schmeichelnd klingt! Ich kam Euch zu fragen, ob ich meine sündige Schwester hier finde. Ich will zu ihr reden, wie Ihr es gestattet!" — „Das hättet Ihr gestern bedenken und thun sollen," erwiderte das Fräulein über die Terrasse nach dem See deutend. „Dort schwimmt das Schiff, das sie mit ihrem Verlobten zur Trauung trägt! Ihre Worte über den harten Bruder waren nur liebevoll und versöhnend."

Einige stumme Minuten traten ein. Armands Auge war der Handbewegung des schönen stolzen Mädchens gefolgt. Er sah über den See, weniger um noch etwas vom Boot der Flüchtigen zu erblicken, als um die Erschütterung, die ihn doch erfaßt hatte, zu verbergen. Helene von Blonay, deren Bild er schon einmal halb traumhaft dem seines Meisters entgegengestellt, wuchs in seinen Augen. Es war noch zu viel Leben in ihm, um auch gegen diese Erscheinung starrsinnig zu beharren. Aber auch Helene fühlte ihre Kraft der Beherrschung erschöpft. Sie verhehlte sich nicht, daß sich ein starkes Gefühl der Theilnahme an dem jungen Genfer in ihr regte, und mehr als einmal schon hatte sich ein warmer

herzlicher Ton über ihre Lippen drängen wollen. Eben wandte sich Armand wieder zu ihr.

„Wohin ich höre, unter Euern Bauern und Dienern, überall vernehme ich Euer Lob," sagte er. „Sie preisen Euch mild und gütig! Der Ruf Eurer Würde und Sitte hält so rohe Männer, wie die Seigneurs von Wallace und Euren Vetter Stephan, in Schranken! Mehr noch: Ihr forscht nach der göttlichen Wahrheit, obschon Euch besser wäre, Ihr suchtet dieselbe in den Schriften unseres Calvin, als in denen des irrenden Zwingli. Und nun will ich nicht denken, daß Ihr so ganz an den Welteitelkeiten haftetet, als es doch scheint. Helene, habt Ihr denn nie den Wunsch in Euch empfunden, ein reines gottgefälliges Leben um Euch zu sehen?" — „Um mich zu schaffen — gewiß!" entgegnete das Mädchen. „Aber was Euch ein gottgefälliges Leben heißt, das lockt mich nicht. So leicht hat Gott unser Dasein nicht machen wollen, daß er uns das Recht gibt alles zu vernichten, was nicht leben will wie wir!"

Der junge Genfer wendete sich schweigend, mit offenbarer Trauer ab. In wenigen Worten hatte Helene das bitterste Urtheil über ihn und seine Welt gesprochen. Mehr durfte und wollte er nicht hören. Ernst, zürnend, drohend sah er das Bild Calvins vor sich, in ihm aber wurde die versuchende Stimme lauter und lauter. Er neigte sich vor Helene — tiefer, als er sonst gewöhnt war, und sprach: „Lebt denn wohl, Fräulein, ich sehe Euch nicht wieder. Ich gehe von hier, und sobald ich mein schwierig Geschäft zu Ende gebracht, nach Genf zurück. Ich will Euch nicht verhalten, daß nur Eure Wahrhaftigkeit mir den Glauben gibt, mit den Seigneurs zu verhandeln. Nur weil ich Euch gegen den Streit mit dem Herzog sprechen hörte, glaub' ich an diesen Streit. Ihr seht, ich halte Euch nicht niedrig! — Ich dank' Euch sogar, daß Ihr meine Schwester aufgenommen habt! Sie ward vielleicht dadurch verhindert, zur ersten Sünde die zweite und schwerere zu häufen! Was Ihr sonst gesprochen habt, muß mir verloren sein. Wenn ich Euch glauben sollte, so müßt' ich auch glauben, daß der große Gottesmann, der mein Lehrer und Führer ist, irre, so müßt' ich glauben, daß Calvin nicht das Beste wolle! Das werdet Ihr mich nicht glauben machen — und so befehl' ich Euch und Eure Irrthümer wie mein schwaches thörichtes Herz, dem allerbarmenden Gott!"

Armand d'Envers war offenbar so ergriffen, daß er den Widerspruch

zwischen seinen Worten und den heißen Küssen, mit denen er Helenens Hand bedeckte, nicht fühlte. In seinem wie in ihrem Auge glänzten Thränen. Aber rasch riß er sich los und als er die Allee hinab nach dem Schloßhof zuschritt, trug er den Kopf so hoch und frei, wie jeder, der sich selbst besiegt. Helene aber, die Zurückbleibende, konnte sich nicht bezwingen und brach in lautes Weinen aus. „Wohl hat er Recht! Alles, alles ist vergebens, so lang ihn Calvin beherrscht, so lange er an ihn glaubt! Und dem ist die Macht gegeben, zugleich die Menschen zu zertreten und dennoch die edelsten Herzen zu fesseln!"

Wochen gingen nach dieser letzten Begegnung zwischen Armand d'Envers und Helene von Blonay dahin. Der Abgesandte von Genf war längst aus Schloß Evian nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Ueber Fortgang und Abschluß seiner Verhandlungen erfuhr die Herrin von Blonay wenig, — ihr Vetter Stephan wich ihr aus, sobald sie, was nur flüchtig geschah, davon sprach. Aus Zürich trafen Briefe von Idelette Perrin ein, die im stillen Glück an der Seite ihres Gatten lebte und sehnsüchtig nur den Wunsch aussprach, den strengen Bruder zu versöhnen. Helene konnte sich dazu wenig Hoffnung geben, wenn sie der Art gedachte, in welcher Armand ihr Lebewohl gesagt hatte. Sie vergaß diese Stunde nicht und versuchte ebensowenig sich über ihre erwachte Neigung zu Armand zu täuschen. Aber fest beharrte sie im Gefühl, daß ihre Wege auf immer getrennt bleiben müßten.

Wenn Helene in dieser Zeit sich vielfach zurückzog, in der Stille ihres Zimmers verharrte, wenig mit ihren Verwandten verkehrte, so erschienen diese, und vor allem Mathilde von Blonay, um so geschäftiger. Die letztere war seit Wochen offenbar umgewandelt. Beinahe nie mehr ward sie in dem starren Hinbrüten erblickt, in dem sie die Bewohner des Schlosses jahrelang gekannt hatten. Dafür war Juan der Spanier, ihr Diener, fast stündlich um sie. Und Helene hätte minder helle Augen haben müssen, um nicht endlich, trotz ihrer Zurückgezogenheit und ihrer schmerzlichen Gedanken an Armand d'Envers, zu sehen, daß mit ihrer Tante Ungewöhnliches vorgehe. Anfänglich war sie geneigt, sich durch die neue Theilnahme Mathildens an der Außenwelt freudig stimmen zu lassen. Als aber dieselbe wieder und wieder im Geleit Stephans nach

Evian eilte, begann Helene nachdenkend zu werden. Wie konnte Mathilde der Streit wilder ungezügelter Vettern mit ihrem Lehnsherrn so warm ergreifen und anhaltend beschäftigen? — Doch hegte Helene, deren Natur bei aller Klugheit von Mißtrauen und Argwohn frei war, durchaus keinen Verdacht. Nur seltsam unerklärlich fand sie die ganze Weise ihrer Verwandten. Und als sie darüber scherzte, blieb ihr abermals der Triumph und der Schein der Befriedigung in allen Zügen Mathildens unverständlich.

Gegen Ende des Octobers war es, als das sonnige Wetter, das bisher den See und die Landschaft überglänzt hatte, herbstlich kalten Tagen wich. Einem heftigen Sturm, der vom Juragebirg über den See hinbrauste, folgten schwerer Regen, dichte Nebel. Mächtige Feuer loderten auf allen Heerden des Schlosses Blonay — Helene trug Bedenken, selbst wo es nothwendig ward, ihre Diener auf Stunden hinauszusenden. Und an einem dieser finstern, regendurchschauerten Tage kündeten dennoch Stephan und Mathilde Blonay den Vorsatz an, gegen Abend nach Evian zu reiten. Vergeblich blieben die erst lächelnden, dann ernsten Einwendungen Helenens. Stephan in sichtlicher Verlegenheit, Mathilde mit einer Art Uebermuth, beharrten auf ihrem Vorsatz.

Während dieses Gesprächs überkam Helene eine plötzliche Ahnung, ein Gedanke, bei dem sie augenblicklich zusammenschauerte. Wenn etwas anderes in Evian berathen werden sollte, als der elende Lehnstreit mit dem Herzog? Wenn hinter den Verhandlungen mit den Genfern eine Treulosigkeit versteckt war? Hundert Vermuthungen drängten sich mit einemmale herbei, nur mit äußerster Mühe verbarg Helene ihre Erregung. Aber Gewißheit mußte sie haben! Sie war kaum von dem Gedanken, daß hier etwas verborgen werde, ergriffen, so kam ihr auch schon die Erinnerung an jene Worte, die Armand d'Envers beim Abschied zu ihr gesprochen: nur durch sie habe er Vertrauen zu den Seigneurs gewonnen. — Wenn nun auch sie von denselben getäuscht war? Jetzt konnte sie fast nicht erwarten, daß Stephan und Mathilde aufbrachen. In rascher Entschlossenheit war sie gefaßt ihnen insgeheim zu folgen, um, wenn es irgend möglich sei, Gewisses über Pläne und Schritte ihrer Verwandten zu erfahren. Daß Mathilde von dem Spanier Juan und stets nur von diesem begleitet ward, fiel ihr nun gleichfalls auf, und eine Ahnung von Entsetzlichem verließ das geängstigte, aber entschlossene Mädchen nicht mehr.

Unbekümmert um den Regen, der unaufhörlich herabströmte, um den Wind, der durch alle Schluchten der Riesenberge umher und über den See heulte, rief Helene ihren Reitdiener Marcel und befahl ihm ihr eigenes und ein Pferd für sich zu satteln. Marcel wagte eine Hindeutung auf das Wetter, Helenens Ungeduld belehrte ihn, daß er es dabei bewenden lassen müsse. Sie eilte indessen in ihr Zimmer, kleidete sich in einen dunkeln Ueberwurf, der sich zu Pferd tragen ließ, und trat dann, von den meisten Dienern und Bewohnern des Schlosses ungesehen auf den Hof. Sie bestieg ihr Pferd, Marcel folgte, kopfschüttelnd zu den Wolken aufschauend, die neben und um die Alpen sich zu neuen Gebirgen zusammenballten. —

Erst unterwegs bedachte Helene, ob es möglich sein werde, ohne Aufsehen Eingang in das Schloß von Evian zu gewinnen. Als Verwandte konnte sie freilich nicht erwarten zurückgewiesen zu werden, aber wenn, wie sie fürchtete, Unheil berathen wurde, so mußte ihr Erscheinen zu Vorsicht und neuer Täuschung aufmahnen. Sie rief Marcel, der hinter ihr ritt, an ihre Seite, theilte ihm mit, was sie erregte, und fragte ihn um seinen Rath. Marcel, welcher das Schloß zu Evian genau kannte, zeigte wenig Verlegenheit. Er erinnerte seine Herrin, daß eine Wendeltreppe in den Thurm führe, dessen zweiter Stock mit dem Saale und der Reihe der übrigen Gemächer zusammenhänge. Nur in den Schloßhof gelte es zu kommen, die Thurmstiege sei unverschlossen, die oberen Thüren bei der sorglosen Art, die im Hause der Wallace herrsche, gewiß ebenso. Helene athmete auf, als sie diesen Trost vernahm, — fing übrigens an, ihre Aufregung und ihr ganzes Unternehmen thöricht zu finden. Am Ende ward zu Evian wirklich nichts berathen, als ein neues Trutzschreiben an Herzog Philibert Emanuel, zu dem Mathilde ihre Federgewandtheit lieh. In diesem Fall blieb Helene freilich kaum etwas anderes, als sich lachend zu entdecken.

Sie ritten durch die äußere Umwallung des festen Schlosses. Dem Wächter am Thor gab sich Helene zu erkennen, er ließ sie ohne alles Befragen ein. Der Schloßhof war, wie Marcel vorausgesehen, bei wachsender Nacht und immer stärkerem Regen völlig leer. Es zeigte sich nicht schwierig an die Thurmpforte und deren steilen Treppenaufgang zu gelangen. Aber da Marcel die Pferde halten sollte, um wo möglich in diesem finsteren Winkel des Hofes ungesehen zu bleiben, so mußte Helene

den Entschluß fassen, die dunkle Stiege allein zu erklimmen. Sie besann sich keinen Augenblick, ließ den regennassen Ueberwurf in Marcels Händen und schritt empor. Mit Tasten und äußerster Anstrengung des Auges erreichte sie das erste Geschoß des Thurmes, das ein rundes, völlig leeres Gemach bildete. Eine verriegelte Thür führte von hier in ein zweites, ebenso wüstes und leeres Zimmer. Dessen Thür stand weit offen, und durch eine Reihe von Gemächern konnte Helene hindurch in die Mitte des großen Saales sehen, der von Fackeln erhellt, von Menschen erfüllt war. Sie fühlte die Glut der Scham in ihr Gesicht strömen, indem sie bedachte, daß sie hier die Lauscherin abgeben wolle. Und doch schritt sie nicht zurück, bezwang sich und trat vorwärts, bis das Stimmengewirr, das zu ihr herübertönte, ihrem Ohr vernehmbarer ward.

Jetzt aber hielt sie plötzlich an, sie konnte deutlich jedes Wort, das ihr Vetter Stephan Blonay sprach, unterscheiden: „Auf Leute von Blonay dürft ihr nicht rechnen! Niemals wird meine Cousine Helene ihre Zustimmung geben, und ohne dieselbe kann ich keiner Maus im Schlosse gebieten. Auch habt ihr genug Söldner!“ — „Männer kann man nie zu viel haben,“ hörte Helene den alten Jakob Wallace erwidern und kam schon zur Ueberzeugung, daß dennoch vom Streit mit dem Herzog die Rede sei und die wilden Vasallen den äußersten Fall vorbedächten. Aber kaum richtete sie einen Blick auf den Saal, so fielen ihr die unbekannten großentheils kriegerischen Gestalten um den mächtigen Tisch in die Augen. Und eben jetzt vernahm sie eine scharfe Stimme, in welcher wir die des Genfer Arztes Duvernois erkennen. — „Nun schließet einmal ab und kommt zur letzten Festsetzung. Ich muß noch diese Nacht nach Genf zurück. Ihr habt an tausend Söldner hier und in der Umgegend, der Herzog hält bei Thonon tausend, auf dreihundert Flüchtige und Bürger kann ich zählen. Geschieht der Ueberfall rasch, thun meine Brandfackeln ihre Schuldigkeit, so kann der Herzog übermorgen früh seinen Imbiß unter Calvins Galgen nehmen, wie er geschworen. Aber allen Tröbel müßt ihr bei Seite lassen und Weiber dürfen nicht dabei sein. Deren Regiment in Genf beginnt schon von selbst wieder, wenn erst alles geglückt ist!“

Eine augenblickliche Stille trat ein. Während deß mußte Helene, welche von der plötzlichen Bestätigung ihrer schlimmsten Ahnungen doch blitzähnlich getroffen war, eine Stütze suchen. Es brauste und schwirrte

um sie, und doch verlor sie kein Wort, als ihre Tante Mathilde in scharfem Tone dem Genfer zurief: „Meint Ihr, Herr Duvernois, daß ich darum gesorgt, mich darum gemüht, darum sechs Jahre unablässig für den morgenden Tag gearbeitet habe, um nun an ihm zu fehlen? Ich bin es gewesen, die, wenn alles stockte und stillstand, nicht ruhte und rastete! Ich habe die Seigneurs gewonnen, und nun endlich mein Tag kommt, soll ich dahinten bleiben? Vergaßt Ihr, was ich an Genf zu rächen habe? Ich will meine Augen weiden an der ersten Flamme, die über der mordbrennenden Stadt emporschlägt, ich will dem Herzog zu Füßen fallen, daß er einen Scheiterhaufen statt eines Galgens für den verruchten Calvin errichten läßt! O, Miguel, endlich kommt die Sühne für deinen entsetzlichen bittern Tod! Laßt eure Losung für morgen Servet sein und sprecht mir kein Wort mehr vom Zurückbleiben!“

„So gebt Eure Befehle, Herr de Sombref!“ fiel Jakob Wallace ein, die Weinende unterbrechend. „Ordnet an, was noch nöthig ist — ich nehme mit meinen Leuten den See auf mich, und wenn nicht zehntausend Stürme heulen, lande ich zu rechter Zeit!“ — „Ich fange den Calvin. — Keiner darf mir's nehmen!“ schrie aus den hintern Reihen der Versammelten eine Stimme, welche die zitternde Helene als die des Spaniers Juan Toreno kannte. — „Ich hab ein Anrecht auf den hochmüthigen Syndic d'Envers,“ rief der Seigneur von Grasse. „Hat der Bursche nicht, während er hier mit seiner Gesandtschaft genarrt wurde, ma belle Marguerite verächtlich angesehen, weil uns der Segen seiner Pfaffen fehlte?“

Durch diesen Ausruf wurde die starr lauschende Helene emporgeschreckt. Sie wußte schon mehr als zuviel und dachte an den Rückweg. Fast versagten ihre bebenden Glieder den Dienst, doch bezwang sie sich und gelangte die Thurmtreppe wieder hinab, wo Marcel, im gräulichsten Unwetter, voller Besorgniß für seine Herrin wartete.

Trotz ihrer Bestürzung war Helene entschlossen — und es hatte kaum erst der Mahnung an Armand bedurft — Genf zu warnen. Sie mußte es — im Vertrauen auf sie hatte sich d'Envers betrügen lassen. Auch ohne dies — konnte sie die Macht haben, tausende zu retten, und es unterlassen? Aber ebenso blitzschnell erwog sie, daß die Sendung eines Boten unsicher bleibe, daß nichts frommen werde, als wenn sie selbst, unbekümmert um alle Bedenken und die Unbill des Wetters, nach der bedrohten Stadt eile. Ja, ehe sie noch ihres Dieners ansichtig ward, stand ihr

Vorsatz bereits fest. Marcel wollte vor Jubel laut aufschreien, als er das Fräulein erblickte, ihre Todtenblässe entging ihm. Wohl aber erschrack er, als sie sagte: „Du kennst den Weg nach Genf, Marcel? Den Landweg mein' ich — über den See führt uns kein Schiffer. Werden die Pferde den Ritt dahin ertragen können? Laß uns keine Zeit verlieren!“

„Nach Genf, Fräulein? In dieser Nacht?“ stotterte Marcel. „Das dürft Ihr nicht, Ihr könntet den Tod davontragen!“ — „Gleichviel — ich muß hin!“ entgegnete Helene bestimmt. „Gib den Mantel her, hilf mir auf's Pferd. So Marcel, und nun vorwärts, so rasch es die Pferde vermögen.“ — „Ueber Thonon können wir nicht,“ flüsterte Marcel, mit Eifer, aber auch sichtlicher Bestürzung den Befehl vollziehend. „Bei Nacht fährt kein Fährmann über die Dranse. Wir müssen am Fluß hinab bis zur ersten Brücke und über Allinges und Chavaner auf die Straße. Ein Umweg von zwei Stunden und mehr, Fräulein!“ — „Nur vorwärts mit Gott!“ rief Helene, in ihrer durchnäßten Umhüllung zusammenschauernd. „Es muß sein.“

Schon sprengte Marcel, jetzt unbekümmert um den Lärm, über den Schloßhof. Das Thor sollte soeben geschlossen werden, der Wächter sah mit offnem Munde und bestürztem Erstaunen die Pferde an sich vorüberbrausen. Er schob eiliger als sonst die Riegel vor, hing die Ketten ein und ging dann nach der Stube des Kastellans, um zu erfahren, ob der nichts über den seltsam eiligen Besuch der Herrin von Blonay wisse.

Helene folgte indessen ihrem voraufreitenden Diener, der sie zunächst bis zum Ufer der schäumenden, mit Hochfluten daher brausenden Dranse, dann über Geroll und Gestein an diesem Ufer hinführte. Sie sah und hörte nichts — der Gedanke, Genf zu erreichen, stand allein vor ihrer Seele. Sie pries Gott, als sie endlich die Brücke des Flusses unter dem Hufschlag dröhnen hörte und als jenseits der Weg bergab führte. Der Sturm hatte nachgelassen, der Regen hörte auf und begann wieder — aber die Nacht blieb so dunkel, daß selbst Marcel, der landeskundige Savoyard, öfters ängstlich inne hielt und nach Zeichen umherspähte. Bald mußte die Eile des Rittes unterbrochen werden — der Weg zeigte sich abschüssig, an Gebirgswässern hinführend, und nur im Schritt war es möglich, mit den Pferden weiter zu kommen. Stunden auf Stunden vergingen, in Chavaner hatte Marcel seine Herrin gefragt, ob sie nicht

irgendwo einen Augenblick ruhen möge. Helene trieb vorwärts, und als der Morgen heraufdämmerte, waren sie Genf nahe gekommen. Einmal schaute das Fräulein auf sich selbst, ihre zerstörten nassen Gewänder herunter, ein leichtes Lächeln überflog den besorgten Ernst ihrer Mienen. Sie dachte, daß sie so nicht zu üppig und kostbar für das strenge Genf geschmückt sei. —

Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, als sie mit den dampfenden, auf's äußerste angestrengten Rossen am Südthor der Stadt hielten. Dasselbe war noch nicht geöffnet und sie mußten, da Helene ohne alles Aufsehen zum Hause d'Envers zu gelangen wünschte, eine Viertelstunde außerhalb der Mauern verbringen. Endlich wurde das Thor erschlossen, Helene hätte, als sie mit Marcel hindurch war und einige Fragen der Thorhüter beantwortet hatte, denselben zurufen mögen, auf der Stelle wieder zu schließen. So ritt sie, von den wenigen Bewohnern angestaunt, die am kalten regengrauen Morgen die Straße betreten hatten, nach dem wohlbekannten Hause, in dem sie ihre Kindheit verbracht. Sie ließ sich von Marcel vom Pferde heben, die herzueilende Judith, welche schon geglaubt hatte, Idelette kehre zurück, riß ihr die Thüren zum großen Zimmer im Erdgeschoß auf und schrie mit einer Stimme nach ihrem Herrn, daß Armand augenblicklich herbeiflog und nun allerdings mit noch größerer Bestürzung als seine Dienerin Helene von Blonay wahrnahm.

Helene winkte ihm, rasch einzutreten. „Schließt die Thüre, Herr d'Envers," sagte sie, und als Armand ihrer Aufforderung Folge geleistet, rief sie, die letzte Kraft aufbietend, ihm zu: „Eure Stadt ist in drängender Gefahr — jede Stunde kann euch verrätherischen Ueberfall bringen. Ihr seid, wie ich selbst, von meinen Verwandten betrogen; nicht gegen den Herzog, gegen Genf haben sie gerüstet. Sombref und die Wallace stehen an ihrer Spitze, Verräther in eurer Stadt wollen Feuerzeichen geben, vielleicht sind sie jetzt schon nahe. Ich bin in der Nacht hierher geritten, in Evian hatte ich erlauscht, was euch bedroht." — Armand stand tief erschüttert. Die Gefahr der Vaterstadt — abgewendet durch dies Mädchen, die Genf haßte! Besser als sie selbst fühlte er, daß sie ihr ganzes Leben an diese Warnung gesetzt, fortan von der Rache ihrer Verwandten, ihres Lehnsherrn bedroht sei. Und jetzt erst sah er ihre äußere Erscheinung, ihre Todeserschöpfung! Was hatte sie gewagt, ge-

than! — Ein neues, nie gekanntes Gefühl ergriff ihn und trieb ihn an, ihr zu Füßen zu danken. Helene kam ihm zuvor.

„Eilt, Eure Pflicht zu thun! Vergönnt mir und meinem armen Diener, sowie den Pferden, die uns hierher getragen haben, wenige Stunden Rast in Eurem Hause!“ — Der junge Syndic, um den alles schwankte, öffnete die Thür, rief Judith und seinen eignen Diener, befahl Idelette's Zimmer zu erwärmen, ein Lager zu bereiten. Er zeigte selbst dem durchnäßten Marcel den Hof mit einem nicht mehr benutzten Stallraum, ließ ihm Speisen und trockene Kleider geben und geleitete dann mit Judiths Hülfe das Fräulein von Blonay in die sonstigen Gemächer seiner Schwester. Er bat, über sein ganzes Haus zu verfügen. Noch indem er die Treppe niederstieg, schärfte er Judith, die den Vorgang kaum begriff, ein, der Dame in allem zu gehorchen. Nun er auf die Straße trat, gewann er die nöthige Fassung. Aber daß er in seinem Innern jauchzte, trotz drohender Gefahr, daß er hätte aufjubeln mögen, über Helene von Blonay Calvin gegenüber Recht zu behalten, blieb darum nicht minder wahr.

Mit fliegenden Schritten eilte Armand in den Rüsthof. Rasch stürmten seine Boten nach allen Thoren, um dieselben schließen zu lassen. Einige Minuten später hatte er im Rathhaus berichtet, daß der Stadt ein Ueberfall drohe, und war bedeutet worden, alles zur Sicherheit zu ordnen. Die Trommel rasselte durch die Straßen und rief die bewaffneten Bürger zusammen, von der Kathedrale und andern Thürmen begannen die Sturmglocken zu läuten. Unverzüglich schaarten sich die aufgeschreckten, aber schnell wieder gefaßten Männer auf ihren Sammelplätzen, ganz Genf war im Zeitraum einer halben Stunde in dröhnender, waffenklirrender Bewegung.

Durch die stille Rue des Chanoines brauste der Lärm, Calvin sah aus seinem Fenster und glaubte einen Aufstand befürchten zu müssen, als er seinen Schüler und jungen Freund bewaffnet seinem Hause zueilen sah. Er ging ihm selbst bis zur Schwelle entgegen. Der Frage auf des Meisters Gesicht begegnete der hereinstürmende Armand mit den hastigen Worten: „Die Savoyer bedrohen Genf, die Seigneurs aus dem Chablais, die dem Rath betrüglich verbündet sind, stehen an der Spitze. Ich lasse Sturm schlagen und läuten! Genf soll nicht verloren sein!“ — „Und wer hat es errettet, wo die Häupter blind und für mein Warnen taub

waren?" fragte Calvin. — „Eine Heilige, eine Botin Gottes!" rief aufwallend und den Augenblick von Helenens Ankunft vor Augen, Armand. — Das Gesicht des Reformators nahm sofort den herben, drohenden Ausdruck an, über den er zu gebieten hatte, und mit voller Kraft seiner zürnenden Stimme rief er: „Heilige kenne ich nicht — nur sündige Menschen — was soll das sagen?" — „Helene von Blonay, die ich dir pries und über die du mich verblendet schaltest, hat sich so bewährt, wie ich sie geschaut! Sie ist hierher geeilt, um Genf zu retten, obschon sie uns nicht liebt. Sie hat Gesundheit, Leben und Güter an den Ritt durch Sturm und Nacht, an die Warnung gewagt! Sie hat so edel und groß gehandelt, daß selbst du sie bewundern mußt."

Im stürmischen Eifer sah Armand nichts von der Zornglut, die Calvins Antlitz färbte. Er hörte erst den Faustschlag, den dieser auf die Platte seines Arbeitstisches that und dem die donnernden Worte folgten: „Und das glaubst du, eitler betrogener Weltling? Siehst nicht, daß die Dirne, die du auf meine treue Ermahnung seitdem geflohen, sich auf diese Weise in dein Haus drängen wollte? Fühlst nicht, daß eines Opfers nur ein Weib fähig wäre, die in Glauben und Demüthigung vor dem Herrn aufgewachsen ist? Läß'st dich bestricken, Verblendeter, und fällst, nachdem du tausendfältig erfahren, wie es mit deiner Weisheit bestellt ist, von neuem in die alten Wege?"

Armand d'Envers wurde von einer Empörung, die an Abscheu grenzte, erfaßt. Nur das Besinnen auf den Augenblick und ein letzter Rest alter Ehrfurcht schlossen ihm den Mund, über den sonst eine wilde, erbitterte Entgegnung geströmt sein würde. Rasselnd schlug er an sein Schwert, um Calvin anzudeuten, daß jetzt Andres Noth thue als Wortstreit, und ohne Gruß, auf's tiefste gekränkt, sprang er die dunkle Stiege wieder hinab — anders als er je von hier gegangen war. Calvin sah ihm halb zürnend, halb schmerzlich nach. Armand aber warf sich, vom Entschluß, der in seines Meisters Seele erwachte, nichts ahnend, mit Leidenschaft in die kriegerische Bewegung, an deren Spitze ihn das Vertrauen des Rathes gestellt hatte.

Schon hatten Hunderte von Bewaffneten ihre Stellung auf den Mauern und Thoren genommen. Auf allen Plätzen, wo der junge Syndic die Bürger musterte, fand er Kampflust — eine spannende, blitzende Erregung der Masse, der sichtlich wohl war, daß die farblose Eintönigkeit

des Genfer Lebens einmal in dieser Weise unterbrochen ward. Die Sturmglocken schwiegen schon einige Zeit, aber begannen jetzt wieder zu läuten, um wirklich auflodernde Feuer zu verkünden. Am See stand die Herberge zur Rose, im obern Theil der Stadt ein Haus in Flammen. Die Verschworenen mochten geglaubt haben, in der allgemeinen Verwirrung durch den Brandlärm die Vertheidigungsanstalten zu hemmen. Aber mit rascher Uebersicht sandte Armand seine verfügbare Mannschaft an die Feuerstätten und umritt gleich darauf Mauern und Bastionen — sich überall von der genügenden Besetzung zu überzeugen. Nie hatte Genf einen Anblick dargeboten wie an diesem Morgen. Alle Straßen mit Bewaffneten erfüllt, Gruppen von Frauen, die zu den Kirchen strömten, wo die Prediger den Schutz Gottes mit feueriger Sicherheit verhießen, rasselnde Wagenzüge, die den Vertheidigern der Mauern Schießbedarf und Lebensmittel zuführten, Reiter, die als Späher ausgesandt waren und zum Zeughaus zurücksprengten, an die Hauptleute und Armand Bericht zu erstatten; ein tolles, wirres Gewimmel, durch das verhaftete Brandstifter und Verdächtige unter lauten Verwünschungen der Volksmasse geführt wurden.

Als der Mittag herannahte, fielen Reitertrupps zu verschiedenen Thoren aus, stachen bewaffnete Schiffe in den See. Schon seit Stunden war das Land um Genf in Erregung, die Bauern der Stadt strömten zur Hülfe herbei und brachten die Kunde, daß in ihren Dörfern sich Söldnerbanden gezeigt, aber beim Schall der Sturmglocken zurückgegangen seien. Mehr als einer erzählte, wie die Führer der Söldnerhaufen den Verrath eines Weibes verflucht hätten. Ein Trupp von Soldknechten, den eine Frau geführt, sei bis fast zu den Thoren gelangt. Armand konnte nicht zweifeln, daß Mathilde von Blonay gemeint sei, nachdem die Bauern noch berichtet, daß die Frau, verzweifelnd, vom Zuge nach Genf nicht habe abstehen wollen, und zuletzt von ihren eigenen Leuten fast mit Gewalt zurückgeführt worden sei. Ehe der Tag verlief, war jede drohende Gefahr vorüber, an Stelle eines verrätherischen Ueberfalls hätte von da an eine regelmäßige Bekriegung der Stadt treten müssen. —

Armand hatte die Vertheidigungsanstalten entschlossen und umsichtig geleitet, hatte sich selbst an die Spitze der ausfallenden Trupps gesetzt, und wurde bei seiner Rückkehr von dem umher wogenden Volk mit lautem Jubel empfangen. Sein Sinn stand jetzt nach seinem Hause — er mußte Gewißheit haben, daß die hochherzige Helene ihren Edelmuth nicht zu

theuer bezahlt habe. Noch verging eine peinliche Stunde inmitten des Raths, dann endlich eilte er dem Hause zu, das er am Morgen verlassen. Er konnte nicht hindern, daß ihm eine Schaar seiner Bürger folgte, daß Volksmassen von allen Seiten herbeieilten. Dicht an das Thor des Hauses d'Envers gedrängt, verbargen sie ihm den Andrang, der sich schon zuvor dort gebildet hatte.

Aber wie er in den Flur seines Hauses trat, stellte sich seinem Blick eine bewegte wilde Scene dar. Der Flur war erfüllt mit bewaffneten Schotten und Franzosen, einem Trupp, an dessen Spitze Calvin stand. Sie drängten sich am Fuß der Treppe, von oben herab aber drohte Marcel, der Diener des Fräuleins von Blonay, mit einer alten rostigen Partisane. Helene selbst war, halb zusammengebrochen, auf das Geländer der Treppe gestützt, und befahl Marcel mit verlöschender Stimme vergeblich, den nutzlosen Widerstand aufzugeben. Armand übersah mit einemmale alles — gewaltsam ungestüm schleuderte er einige der Eindringlinge zur Seite, sprang auf die untern Stufen der Treppe, wohin ihm ein Dutzend seiner Begleiter folgten, und herrschte, das Schwert herausreißend, Calvin zu: „Was soll dies, Meister Calvin? Was habt Ihr hier vor?" — „Die Pflicht zu thun, die du versäumst," donnerte Calvin, einen letzten Versuch mit seiner alten Weise machend. „Ich will die Genossin der Mordbrenner, der verrätherischen Meuchelmörder, die Genf bedroht haben, zur Haft bringen!"

„Elender!" schrie jetzt Armand auf, mit einer Wuth in Auge und Geberde, vor der Calvin entsetzt zurückwich. „Mit dir habe ich nichts mehr zu reden — daß ich dich nie gehört hätte! Bürger von Genf," fuhr er fort, zu den in den Flur drängenden gewandt und seine Stimme steigernd, daß sie bis zur Straße gehört wurde, „Bürger von Genf, wir waren verloren, wenn nicht das Fräulein von Blonay uns rettete! Sie ist bei der entsetzlichen Nacht gekommen, uns vor dem Verrath, dem Ueberfall zu warnen, sie hat Leben und Güter, die ihr der Herzog nehmen wird, für uns eingesetzt. Und zum Dank will sie Calvin in den Kerker werfen, daß man vor den Namen der Genfer in Ekel ausspeien wird, so lange Treue auf der Erde gilt!"

Ein tobendes, drohendes Gebrüll belehrte Calvin, daß das bewaffnete Volk auf die Seite seines Schülers trete, der ihm seit diesem Morgen und dieser Stunde auf immer verloren war. Ungebeugt rief er aber

Armand an: „Fahr hin in Verblendung! Irre auf den Wegen der Welt und der Sünde, nach denen dein störriges Herz verlangt! Den Bürgerkrieg will ich nicht in diese Mauern tragen. Siehe zu, da du mir widerstrebst, wie du mich und das Gesetz bestehen willst! Armand d'Envers, du bist mir von jetzt an fremd, wie irgend ein Mann dieser Stadt!" — „Um Bürgerkrieg sorge ich nicht!" erwiderte Armand in leiserem Tone, so daß ihn nur Calvin vernahm. „Ich weiß jetzt, was ich von deiner Strenge halten soll und wohin deine Wege treiben! Doch du bist überzeugt — so thue, was du nicht lassen kannst. Ich hoffe eine Stätte zu finden, wo ich dich nicht hindern und mich frei fühlen werde! Fahr wohl, Meister, Gott will uns nicht gestatten, alle zu vernichten, die unserem Wege nicht folgen."

Calvin warf einen langen schmerzlichen Abschiedsblick auf seinen Schüler. Dann wandte er sich und befahl seinen bewaffneten Begleitern, mit ihm zugleich die Halle zu verlassen. Armand drängte gleichzeitig sein eigenes Gefolg zurück — Marcel, der seither noch immer in drohender Stellung gestanden, ließ die rostige Partisane fallen. Armand flog wieder durch die Halle, die breiten steinernen Stiegen empor, er konnte eben noch Helene, deren Kräfte versagten, in seinen Armen stützen und halten. Bleich, schwerathmend ruhte ihr schönes Haupt auf seiner Schulter — und als sie die Augen wieder aufschlug, traf ihn ein Dankblick, den er selbst ausdeutete, indem er, das Mädchen heftig an sich pressend, ihr zuflüsterte: „Helene — Geliebte, Heilige, willst du mir dein Schicksal vertrauen?" — Sie erwiderte innig seinen heißen Kuß. Aber plötzlich, unter der Erinnerung an das eben Erlebte zusammenschauernd, wand sie sich halb aus seinem Arm und sagte abwehrend: „Nicht in Genf, Armand, nicht in Genf!"

„Wo sind Perrin und Idelette?" fragte Armand, sie wieder umfangend. — „Sie leben glücklich in Zürich!" klang die Antwort. — „So laß uns zu ihnen," schloß Armand. „Ich bin aus den Ketten finstrer Strenge erlöst, ich fühle, daß auch Schönheit und Liebe den Herrn preisen. Laß uns zu den glücklichen Verbannten. In wenig Tagen werd' ich meine Pflichten hier im alten düstern Leben erfüllt haben. Lehre du mich die neuen! Führe du mich zu lichterem Dasein, in dem Gottes Sonne heller scheint!" —

Niedersächsische Volkssagen.

Mitgetheilt
von
Adolf Beneke.

6.

Die Raubritterburg bei dem Dorfe Bode.

In der Nähe des Klosters Ebstorf in den Lüneburger Landen liegt das Dorf Bode, bei dem sich die Trümmer einer Burg finden. Von denen spricht die Sage also:

Vor vielen, vielen Jahren, als in den deutschen Gauen noch das Faustrecht blühte, als der Wanderer und der Kaufmann ihres Lebens und Eigenthums vor den Hecken- und Stegreifrittern nimmer sicher waren, als die Buben auf den Straßen noch sangen:

„Reiten und Rauben ist kein' Schand',
Das thun die Besten im ganzen Land
Und stehlen wie die Diebe."

damals hauste in dieser Burg ein gar arger Raubritter und Schnapphahn, der das Land ringsum in großen Schrecken und viele Angst setzte. Dieser Ritter nun entführte einst aus einem der umliegenden Dörfer ein schönes Mägdelein, zu dem sein Herz in gar großer Liebe entbrannt war, also, daß er sie nimmer wieder von dannen ziehen lassen wollte. Die Maid, die wohl wußte, daß an eine Flucht aus der Burg nicht zu denken, ergab sich bald in ihr Schicksal und lebte bei dem wilden Rittersmann still und freudlos dahin, und dieser schenkte ihr bald so sein Vertrauen, daß sie frei ein- und ausgehen konnte.

Da sprach die Dirne eines Tags zu ihrem Entführer: „Laß mich auf kurze Zeit heimkehren in mein heimatliches Dorf. Ich möchte meine alten Eltern so gern noch einmal schauen. Sobald ich sie gesehen, kehre ich zu dir zurück.“ — „Gehe hin!“ entgegnete der Ritter. „Doch kommst du nicht wieder, dann wehe dir! Ich werde dich zu treffen wissen. Und bevor du scheidest, gelobe mir, niemand zu sagen, auf welchem dir nicht unbekannten Wege man so leicht in meine Burg dringen kann.“

Bestürzt leistete die Dirne das Versprechen; denn den Bauern den Weg zum Schlupfwinkel des Ritters zu verrathen, das war ja der einzige Grund ihrer zeitweiligen Wiederkehr in ihr heimatliches Dorf. Dies zu vollbringen, ohne jedoch ihr Versprechen zu verletzen, darauf richtete sie jetzt ihr ganzes Sinnen und Trachten, und es dauerte auch nicht lange, als sie schon einen Plan also gefaßt hatte: Sie trat in ihr väterliches Haus, nahm sich ein Säcklein Buchweizen und begab sich dann zu den Eltern, die vor Freude, ihr theueres, schon todt geglaubtes Kind wieder zu sehen, ganz außer sich waren und es nimmer wieder ziehen lassen wollten. Als das Mädchen indeß erklärte, daß dies nicht anginge, da sie gelobt habe, zu ihrem Entführer zurückzukehren, mußten die beiden Alten von ihr endlich mit schwerem Herzen scheiden.

Die Maid ging von dannen, ließ indeß von dem Buchweizen, den sie mitgenommen, alle paar Schritte einzelne Körner fallen, hoffend, daß dies Aufmerksamkeit erregen und die Bauern zu dem unbekannten Eingange der Burg führen werde. Ihre Hoffnung trog sie nicht, da schon am folgenden Tage ein junger Bauer die ihm auffällige Buchweizenstraße verfolgte und als Ziel den Schlupfwinkel des Raubritters erreichte. Eilend kehrte er heim und benachrichtigte die Bewohner der umliegenden Dörfer von seiner Entdeckung. Diese zauderten nicht lange, bewaffneten sich mit Sensen und Dreschflegeln und zogen hin, den Schrecken der ganzen Gegend zu fahen und unschädlich zu machen.

Als der Ritter, der sich noch immer ganz sicher glaubte, nun plötzlich die Menge Bauern in seiner Burg erblickte, auch bald einsah, daß Widerstand zu nichts führen würde, entwich er rasch von hinnen. Doch die nicht müssigen Bauern hatten ihn bald eingeholt und unter ihren wüthenden Schlägen mußte er seinen Geist aufgeben. Die Burg ward von Grund aus zerstört. Der Bauer aber, der die Buchweizenstraße gefunden und verfolgt hatte — er hieß Brokelmann — führte bald darauf die vom

Ritter geraubte Maid als Ehegespons heim und seine sämmtlichen Aecker wurden zur Belohnung der Entdeckung des Raubritters zehntfrei gemacht.

7.

Der Höllenzwang.

In der Kirche des Bergstädtchens Zellerfeld am Harze soll der Sage nach an einer festen eisernen Kette ein eigenhändig vom Doctor Faust geschriebener Höllenzwang liegen, der indeß sehr schwierig zu entziffern ist. Fängt man an, ihn von vorn zu lesen, so erscheint der leibhafte Gottseibeiuns und läßt sich auf Verlangen auf eine Unterhaltung mit dem Leser ein. Will dieser nun, daß sich der Höllenfürst wieder verzieht, so muß er das Buch von rückwärts lesen. Gelingt ihm dies, so verschwindet Satanas — wo nicht, so muß der arme Leser mit ihm in die höllischen Gefilde wandern.

Die Liebhaber einer Fürstin.

Von

C. Groß.

Eine berühmte Frau, die Prinzessin Dorothea von Kurland, Fürstin von Sagan, ist jüngster Zeit, neunundsechzig Jahre alt, in Schlesien gestorben. Zur Zeit der französischen Revolution, welche dem ersten Napoleon die höchste Gewalt zuspielte, galt sie als eine von den gefeiertsten Schönheiten Frankreichs. Sie war eine Nichte Talleyrands und vermälte sich mit dem Neffen dieses Staatsmannes, dem Grafen von Talleyrand, nachmaligem Herzog von Dino.

Die Ehe, obschon eine Neigungsheirath, fiel nicht glücklich aus. Freilich war auch die Braut erst sechzehn Jahre alt, als sie am 22. April 1809 an den Traualtar trat. Ihre Schönheit fand eine solche Bewunderung, daß während des ersten Monats nach ihrer Ankunft in Paris Schaaren ihrer Equipage durch die Straßen zu folgen pflegten und die Leute stundenlang im glühenden Sonnenbrand oder im schüttenden Regen stehen blieben, um ihres holden Gesichtes ansichtig zu werden. Der Graf fühlte sich durch die Huldigungen, die man seiner jungen Gemalin zollte, eine Weile geschmeichelt, war aber eine so durch und durch blasirte Natur, daß er dieser Bewunderung sowohl, als der jungen Frau bald überdrüssig wurde und sie mit der größten Vernachlässigung behandelte. Der Salonklatsch bemächtigte sich dieser ehelichen Spannung, und die Folge davon war, daß sich ein Schwarm von offenen Verehrern und amis um die Gräfin sammelte. Unter diesen befand sich auch der Fürst Talleyrand, ein glühender Bewunderer seiner jungen Nichte, welcher er unter dem Titel der Verwandtschaft den Schutz seines Namens und seiner Stellung anbot.

Die Gräfin Dorothea, eine über ihr Alter schlaue Dame, wies dieses Erbieten weder zurück, noch nahm sie es an, und wußte, indem sie diesen

Verehrer als gütigen Onkel behandelte, ihn geraume Zeit in achtungsvoller Entfernung zu halten. Dies steigerte natürlich die Glut des verliebten Diplomaten, der fortan bis zu seinem Tode der treuste und aufrichtigste Freund der Gräfin blieb und in seinen letzten Lebensjahren ganz unter ihrer Herrschaft stand. Im Anfang hatte ihn ihre Schönheit geblendet; als er sie aber näher kennen lernte, fühlte er sich von ihrem genialen Geist in so hohem Grad angezogen, daß er nicht selten über die wichtigsten seiner Handlungen ihren Rath einholte. Ein sympathetischer Zug, welchen der Fürst mit seiner Nichte gemein hatte, war die tiefgewurzelte Abneigung Beider gegen die Person und den Hof des Kaisers.

Die Gräfin begleitete Talleyrand zum Wiener Congreß und trug in dieser glänzenden Versammlung von Fürsten und Ministern nicht wenig bei zu den Erfolgen des großen Diplomaten. Nach Frankreich zurückgekehrt, wirkte sie die Scheidung von ihrem Gemahl aus und widmete sich fortan ganz dem Haushalt ihres Onkels, dessen Honneurs sie besorgte. Während der zwanzig Jahre, welche sie in dieser Stellung zubrachte, wußte sie sich den Geist und Willen des Fürsten vollständig dienstbar zu machen. Als Talleyrand auf dem Sterbebett lag und noch immer an seinem Skepticismus festhielt, bestand sie darauf, daß er sich mit der heiligen Mutterkirche versöhne. Lächelnd gab er darauf zur Antwort, er habe nie geeilt und sei doch immer zu rechter Zeit gekommen; die Gräfin aber ließ sich nicht mit Scherzen abspeisen und führte den Abbé Dupanloup, einen eifrigen Priester, ein, der inzwischen verdientermaßen zur bischöflichen Würde erhoben worden ist. Talleyrand, der unter dem Glutauge seiner Nichte hülflos wie ein Kind war, bekannte sich zu allem, was ihm der Abbé vorsprach, und unterzeichnete am 20. Mai 1838, als er schon im Todeskampf lag, mit zitternder Hand die schriftliche Erklärung, daß er als wahrer Christ und treuer Sohn der apostolisch-katholischen Kirche sterben wolle. Einige Tage später wurde sein Testament eröffnet, und es stellte sich heraus, daß er sein ganzes ungeheures Kapitalvermögen, eine Summe von nahezu zwanzig Millionen Franken, seiner geliebten Nichte Dorothea vermacht hatte. Carlyle bezeichnet seinen Charakter als den eines Mannes, der in der Falschheit lebte und doch nicht eigentlich falsch genannt werden konnte.

Ein eigenes Spiel des Schicksals und der Umstände — nachdem Dorothea den Morgen ihres Lebens der diplomatischen Intrigue gewidmet

hatte, war es ihr vorbehalten, am Abend noch der Leidenschaft der Liebe anheimzufallen. Nach dem Tod ihrer älteren Schwester (1845) erbte sie das Fürstenthum Sagan in Niederschlesien. Sie verließ nun Frankreich und bezog das alte Schloß von Sagan, einen prächtigen Palast mit von Wallenstein angelegten ausgedehnten Lustgärten, wo sie in königlichem Prunke lebte. Unter dem benachbarten Adel, der sie mit Glückwünschen empfing, machte ihr auch der Fürst Felix Lichnowsky die Aufwartung. Er war das Haupt einer alten edlen Familie, in Schlesien reich begütert und dazu ein ausgezeichnet schöner, geistvoller, junger Mann; man durfte sich daher nicht wundern, wenn er einen tiefen Eindruck auf die Fürstin machte. Ungeachtet der Altersverschiedenheit (sie zählte schon 53 und er erst 31) erklärte Fürst Felix, daß er ihre Gefühle erwidere, und willigte ein, zu ihr nach Sagan zu ziehen. Der Bund der Herzen wurde bald noch inniger durch die Vereinigung der Budgets. Fürst Felix wies alle seine Gläubiger nach dem Schloß Sagan, und die Fürstin, welche zu sehr liebte, um einen solchen Wink nicht aufzugreifen, zahlte und zahlte, bis fast das ganze Erbe ihres großen Onkels ausgegeben war.

Fürst Felix trat 1846 in's preußische Herrenhaus, in welchem er sich als ein Führer der conservativen Partei hervorthat. Unglücklicherweise wurde er unter dem Einfluß der Fürstin von Sagan 1848 zum Abgeordneten für das deutsche Parlament in Frankfurt gewählt, wo er auf den Bänken der Ultraconservativen Platz nahm. Am 18. September ward er bei Gelegenheit eines von den Republikanern organisirten Aufstandes nebst seinem Freunde Auerswald von einem wüthenden Pöbelhaufen erschlagen. Als diese Trauerpost an die Fürstin in Sagan gelangte, schloß sie sich in ihren Gemächern ein, wies alle Nahrung zurück und erklärte, dem Geliebten in den Tod folgen zu wollen. Doch ließ sie sich durch die Ankunft eines ihrer Söhne auf andere Gedanken bringen. Zeit und Ortsveränderung milderten allmälig ihren schweren Gram, den sie stetig durch Errichtung zahlreicher Liebesdenkmale in ihren Gärten und Anlagen nährte. Eine „Felix-Ruhe", eine „Felix-Bank" und ähnliche Inschriften feierten das Andenken des ihr theuren Gemordeten.

Frau von Krüdener.

Von

Wilhelm Müller.

Als Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte und auf kurze Zeit noch einmal den Thron von Frankreich bestieg, gab er sich den Anschein, als ob die kaum einjährige Verbannung ihn zu einem ganz andern Menschen umgewandelt hätte. Das französische Volk, dem der militärische Ruhm des Kaiserreichs nachgerade als zu theuer bezahlt vorgekommen war, suchte er durch seine Redensarten von Frieden, Verfassung, Parlament, freier Presse u. s. w. zu verblenden und zu gewinnen; die auswärtigen Mächte, welche bereits am 13. März eine Achtserklärung gegen den Ruhestörer Europa's geschleudert hatten, glaubte er dadurch beruhigen zu können, daß er dieses Manifest mit den friedlichsten Versicherungen beantwortete und ihnen erklärte, daß er den Pariser Frieden gewissenhaft halten werde. Aber welcher Mensch in Europa konnte einem Napoleon glauben und vollends dies glauben!

So wurde ein allgemeiner Heereszug gegen ihn beschlossen, und vom März bis Juni sammelten sich in vier Heerhaufen gegen 600,000 Mann an den französischen Grenzen in der Ausdehnung von der Schweiz bis zur Nordsee. Den linken Flügel dieses respektablen Invasionsheeres bildeten die Oesterreicher mit den süddeutschen Kontingenten unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg, und sie hatten sich bei Ausbruch des Krieges, also zu Anfang Juni, von der Pfalz bis nach dem Breisgau ausgebreitet. Denn Schwarzenberg war der Ansicht, daß die Offensivoperationen nicht vor dem 16. Juni, wo sämmtliche Heeresmassen in die ihnen angewiesenen Stellungen eingerückt sein würden, eröffnet werden könnten, und daß sie dann gleichzeitig auf der ganzen großen Linie beginnen

sollten. Dies war gerade der Tag der Schlacht von Ligny, und zwei Tage darauf wurde durch den Sieg von Waterloo das Kaiserreich zum zweitenmal über den Haufen geworfen. Trotz aller bisherigen Erfahrungen hatte Schwarzenberg das bekannte Napoleonische Manöver: l'un après l'autre nicht in die Rechnung gebracht, ein Verstoß, der ja auch heutzutag noch manchen Kabinetten begegnet.

Im Mai sammelte sich ein Theil des Schwarzenberg'schen Heeres in der Gegend von Heilbronn und zog gegen das Ende des Monats auf der alten Heerstraße über Sinsheim nach Heidelberg. Am 4. Juni Mittags traf auch Kaiser Alexander von Rußland in Heilbronn ein und stieg in dem Hause des Herrn von Rauch ab, dessen ganze Beletage zu seiner Verfügung gestellt war. Gegen Westen konnte er von da aus den geräumigen Marktplatz mit seinem alterthümlichen Rathhaus übersehen, gegen Süden stand — nur durch die Straße von seiner Wohnung getrennt — die Kilianskirche vor ihm, deren gothischer Thurm seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Ermüdet von der Reise und von den vielen Audienzen hatte er sich gegen Abend auf ein Kanape niedergelegt, als sein General-Adjutant Jomini eintrat und ihm meldete, daß Frau von Krüdener ihn dringend zu sprechen wünsche. Diesem Namen konnte er nicht widerstehen; er befahl, sie sogleich eintreten zu lassen. Schon in früher Jugend hatte er viel von dieser Frau gehört und in Petersburg selbst Gelegenheit gehabt, ihren Witz und ihr liebenswürdiges Benehmen zu bewundern. Seitdem hatte sie nun allerdings allerhand Wanderungen und Wandlungen durchgemacht.

Als Tochter des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Grundbesitzer in Kurland, hatte Juliane, welche am 11. November 1766 in Riga geboren war, eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Ihre Eltern nahmen sie noch als Kind mit sich nach Paris und ließen ihr dort von den berühmtesten Lehrern in Wissenschaften und Künsten Unterricht ertheilen. Kaum zwölfjährig war sie schon eine vollendete Dame, und wenn sich die Schöngeister von Paris in dem Salon ihres elterlichen Hauses sammelten, war die kleine Juliane mit ihrer zierlichen Gestalt, ihren feinen Gesichtszügen, ihren anmuthigen Bewegungen, ihrer kindlichen Heiterkeit und ihren witzigen Einfällen bereits die Königin des Abends. In ihrem vierzehnten Lebensjahre vermählte sie sich mit dem Freiherrn von Krüdener, einem wackern und gründlich gebildeten Liefländer, welcher um 22 Jahre

älter war als sie. Er war von ihrem Wesen ganz bezaubert, und sie liebte und verehrte ihn als einen Mann von edler Gesinnung. Sie verlebten mehrere Jahre mit einander in Kopenhagen und Venedig, wo Krüdener als russischer Gesandter angestellt war. Aber sie war den Vergnügungen der höheren Kreise zu leidenschaftlich ergeben, fühlte sich durch die Huldigungen der Männerwelt zu sehr geschmeichelt, als daß sie bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit die Grenzlinie einer zarten Weiblichkeit hätte beobachten können oder vielmehr wollen. Sie warf sich mit jugendlicher Lust, mit grenzenloser Verschwendung, mit gänzlicher Mißachtung ihres ehelichen Verhältnisses in den Strudel der Welt und kam auch nicht davon ab, als sie ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geboren hatte. Die natürliche Folge davon war, daß ihre Ehe getrennt wurde, und daß sie 1791 zu ihren Eltern nach Riga zurückkehrte.

Aber hier war es ihr bald zu kleinstädtisch; nur Kreise, wie sie Petersburg und Paris bieten konnten, waren im Stande, dieses dürstende Herz zu befriedigen. Ueberall, wohin sie kam, galt sie als eine der liebenswürdigsten Frauen, stand aber wegen ihrer vielen Liebesabenteuer nicht im besten Rufe. Um bei zunehmenden Jahren nicht gar zu früh „unter das alte Eisen geworfen zu werden", suchte sie auch als Schriftstellerin zu glänzen, und schrieb 1804 einen Roman: Valérie, welchem sie und ihre Freunde durch Pariser Mittel Verbreitung zu verschaffen wußten. Aber auch diese Lorbeeren konnten ihr nicht auf die Länge genügen und waren von keiner nachhaltigen Kraft, zumal in jener Zeit, wo die militärischen Erfolge des jungen Kaiserreichs alles Interesse in Anspruch nahm. Sie war übersättigt; sie glaubte reich zu sein und fühlte sich doch entsetzlich arm. Da kam sie endlich da an, wo wir in alter und neuer Zeit so manche emancipirte Dame haben ankommen sehen: sie warf sich dem Pietismus in die Arme. Dabei begnügte sie sich aber nicht, das neue Samenkorn in ihrem eigenen Herzen sich in aller Stille entwickeln zu lassen; vielmehr machte sie aus dieser neuen Richtung ebenso sehr ein Geschäft, betrieb es mit dem nämlichen Aufsehen und derselben Leidenschaft, wie früher ihre galanten Abenteuer. Sie hielt sich für berufen, als Predigerin und Prophetin aufzutreten, begann auf's neue ihre Wanderungen durch Deutschland und Frankreich mit dem Rufe: „Thut Buße und bekehret euch!" — setzte sich in Karlsruhe mit Jung Stilling in Verbindung und hielt in Paris mit theatralischem Pomp Abendvorträge,

bei deren mysteriösem Dunkel die vornehme Welt mit ihr auf den Knieen rutschte.

Im Jahr 1814 kam sie nach Württemberg, wo sie zuerst auf Katherinenpläsir bei Bönnigheim, dann auf dem Rappenhof bei Weinsberg wohnte. Ein französischer Geistlicher, Namens Lafontaine, war mit seiner Familie in ihrem Gefolge und kaufte unter seinem Namen dieses Gut für sie an. Sie hatte hier einen reizenden Aufenthalt und fand sich eine Zeit lang so befriedigt, daß sie schon mit dem Gedanken umging, hier eine Kirche zu erbauen und eine besondere Gemeinde zu gründen. Dieses Gut, welches jetzt im Besitz des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein ist, besteht aus einem Wohnhaus, mehreren Oekonomiegebäuden, Gärten, Feldern, Wiesen, Weinbergen und Wald. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe und gewährt eine liebliche Aussicht. Wenn die neue Prophetin zum Fenster ihres Wohnzimmers hinaussah, so hatte sie das durch Geschichte und Romantik berühmte Städtchen Weinsberg, die anliegende Weibertreu, die Rebhügel, welche sich bis an den Neckar hinziehen, vor sich und bemerkte im Hintergrund einige Ausläufer des Odenwalds. Daß sie, deren stärkste Seite jedenfalls die Weibestreue nicht war, sich gerade am Fuß der Weibertreue ansiedelte, gehört jedenfalls zu den Kuriositäten, und die innere Berechtigung zu diesem Aufenthalt könnte allenfalls nur dadurch motivirt werden, daß Frau von Krüdener glaubte, wo die Weibertreue zertrümmert sei und nur noch als Ruine dastehe, da sei sie ja gerade am ehesten an ihrem Platze.

Sobald sie in diesem von Heilbronn nur anderthalb Stunden entfernten Aufenthalt erfuhr, daß Kaiser Alexander erwartet werde, so stand bei ihr der Entschluß fest, durch diesen Mann sich ein neues Feld zu öffnen, eine höhere Mission vorzubereiten. Sie war durch eine ihr befreundete Hofdame, welche sich in der Umgebung Alexanders befand, Fräulein von Sturdza, schon früher davon benachrichtigt worden, daß mit dem Seelenzustand des Kaisers seit ein paar Jahren einige Veränderung vorgegangen sei, daß die Schrecken des Feldzugs von 1812 und die Rathschläge seines Jugendfreundes, des Fürsten Alexander Galitzin, ihn auf die Bibel als die Quelle alles Friedens hingewiesen haben. Nimmt man dazu noch, daß Alexander ein schwärmerischer, mystischer, romantischer Charakter und, wie alle Leute dieser Art, leicht zu enthusiasmiren war, was er schon in Tilsit (1807), freilich in ganz anderem Sinne, bei seiner

rasch aufflackernden Bewunderung Napoleons gezeigt hatte, so muß man gestehen, daß Frau von Krüdener nicht unrichtig rechnete, wenn sie in ihm ganz den Mann für ihre Zwecke zu finden glaubte. Auf die Nachricht von seiner Ankunft fuhr sie vom Rappenhof aus sogleich nach Heilbronn und trat nun, nach erhaltener Erlaubniß, in seinem Zimmer ein.

Als Alexander die achtundvierzigjährige Matrone vor sich sah, fand er freilig einige Veränderung in ihren Zügen, noch mehr aber in ihrem Benehmen. Doch ließ sie ihm zu solchen Reflexionen nicht lange Zeit und erklärte ihm mit dem größten Freimuth, daß sie gekommen sei, um ihn auf sein und seiner Unterthanen wahres Heil aufmerksam zu machen. Sinnengenuß und kriegerischer Ruhm, sagte sie, geben keinen wahren Frieden; nur der Glaube an den Erlöser und die Beobachtung seiner heiligen Gebote. Es genüge aber nicht, daß er allein diesem Grundsatz huldige; er müsse als Kaiser von Rußland demselben Eingang und Verbreitung in seinem ganzen Reiche verschaffen und ihn zur Grundlage seiner eigenen und der ganzen europäischen Politik machen. Das Haupthinderniß sei jetzt der Kaiser Napoleon; darum dürfe er nicht eher ruhen, bis diese Geißel Europa's gänzlich überwunden und unschädlich gemacht sei. Sie werde alle Tage für seine und seiner Verbündeten Waffen beten, und sie habe die feste Zuversicht, daß Gott ihnen den Sieg verleihen werde. Dann aber sei es *seine* Aufgabe, mit den Fürsten Europa's einen Bund, eine heilige Allianz zu schließen, worin alle eidlich geloben, nie mehr einen Krieg anzufangen, etwaige Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu übertragen und, wenn je einer davon abfalle und mit Krieg drohe, gemeinschaftlich ihn zur Unterwerfung zu zwingen. Die Fürsten sollen sich unter einander alle als Brüder, ihre Unterthanen als die ihnen anvertrauten Kinder ansehen, von deren Erziehung und Leitung sie strenge Rechenschaft geben müssen.

Alexander fühlte sich von diesen Worten tief ergriffen. Sein weiches Gemüth erschloß sich diesen prophetischen Mahnungen wie einem warmen Morgenstrahl; sein reizbarer Ehrgeiz sah sich bereits auf eine neue glänzende Bahn, in eine Fülle von Ruhm und Macht versetzt, wie sie sein Rivale Napoleon nie besessen hatte. Er strebte so gut wie dieser nach der Oberherrschaft über Europa, nur suchte er sie durch andere Mittel zu bekommen, weniger durch Krieg als durch Diplomatie, durch geschickte Unterhandlungen, durch jenes fortwährende Prahlen mit Rußlands unge-

heurer Macht und durch persönliche Freundschaft mit den deutschen Fürsten. War Napoleon ihr Protektor, so wollte er nur ihr Mentor sein. Was das koste, das hatte Preußen im Tilsiter Frieden zu seinem Erstaunen kennen gelernt. Durch friedliche Eroberungen den ermüdeten Erdtheil zu unterwerfen, als ein Napoleon des Friedens, der Ordner und Wiederhersteller der erschütterten Welt zu werden, dieses Ziel leuchtete ihm aus den begeisterten Worten seiner kurländischen Prophetin so verführerisch hervor, daß er willig in ihren Geist und in ihre Pläne einging und ihr versprach, nach errungenem Siege einen solchen Bund zu stiften. Dann fielen beide auf die Kniee und beteten mit einander.

Nach dieser mehrstündigen Unterredung kehrte Frau von Krüdener mit freudiger Hoffnung auf den Rappenhof zurück. Alexander legte sich bald zur Ruhe, nahm das von dem Hausherrn ihm bereitete weiche Bett nicht an, sondern legte sich auf Stroh, das ihm sein Leibkutscher, der den Rang eines Obersten hatte, zurecht machte. Darüber her wurden Felle ausgebreitet, und so schlief der Selbstherrscher aller Reußen in süßen romantischen Ideen schwelgend ein. Am andern Tag verließ er Heilbronn und begab sich nach Heidelberg. Da Frau von Krüdener glauben mochte, ihr neuer Zögling sei doch noch nicht gehörig in seinen Entschlüssen befestigt, so reiste sie ihm nach und besuchte ihn in seiner Wohnung, dem Clifford'schen Hause. Sie blieben mehrere Tage in Heidelberg, und jeden Abend sah man Alexander nach dem kleinen Häuschen in der Vorstadt wandeln, in welchem die Frau wohnte. In einer mondhellen Nacht ergingen sich beide in den herrlichen Schloßruinen und beteten knieend vor einem steinernen Kreuz.

Nachdem die Verbündeten gesiegt hatten und zum zweitenmal in Paris eingezogen waren, eilte auch Frau von Krüdener dahin und suchte wieder den Kaiser Alexander auf. Da nun Gott ihre Gebete für den Sieg erhört habe, sagte sie zu ihm, so sei es an ihm, das Gelübde, das er in Heilbronn gethan habe, zu erfüllen und die heilige Allianz förmlich abzuschließen. Sie hatte noch mehrere Zusammenkünfte mit ihm, denn der geistige Verkehr mit dieser Frau war ihm nachgerade zum Bedürfniß geworden. Alexander hielt sein Versprechen. In einem Manifest vom 26. September 1815 wurde von ihm und den Beherrschern Oesterreichs und Preußens der erstaunten Welt verkündigt, daß „die göttlichen Wahrheiten, welche die ewige Religion des Weltheilandes uns lehre, für die

Großmächte als oberste Norm gelten sollen, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens; daß die Fürsten sich unter einander als Brüder, als Väter ihrer Völker, als die Glieder der einen christlichen Familie betrachten sollen, deren gemeinsamer Souverän Jesus Christus sei."

Man wäre bisher sehr zufrieden gewesen, wenn man in der Politik auch nur die gewöhnliche Moral und einigen Anstand gefunden hätte; nun sollte vollends das Christenthum in dieselbe eingeführt und eine neue ideale Weltordnung begründet werden. Aber was sich auf dem Papier so gut ausnahm, fiel in der Praxis um so schlechter aus. Zwar traten alle Staaten Europa's, außer England, der Türkei und dem Kirchenstaat, der heiligen Allianz bei; aber dem äußeren Wachsthum entsprach das innere Leben durchaus nicht. Ihre ursprüngliche Idee wurde bald verdunkelt.

Frau von Krüdener setzte ihre Predigerrolle fort. Sie führte ein sehr unstätes Leben und vereinigte bald in Frankreich, bald in der Schweiz oder in Deutschland einen Kreis von Zuhörern und Verehrern um sich. Da aber ihr sektirerisches Wesen, wie so häufig, viele Störungen in den Familien anrichtete und die Metternich'sche Gespensterfurcht in der religiösen Aufregung dieser Versammlungen den Anfang zu weiteren Aufregungen witterte und fürchtete, so wurde sie nach und nach überall ausgewiesen, unter polizeiliche Aufsicht gestellt und 1818 unter vorsorglicher Bedeckung über die russische Grenze gebracht.

Nachdem sie einige Zeit in Riga verlebt hatte, begab sie sich, obgleich sie sich höchst unwillkommen wußte, nach Petersburg, wo ihr kaiserlicher Beschützer sie bereits vergessen hatte, jedenfalls vergessen wollte. Als sie sich für den Aufstand der Griechen lebhaft interessirte und mit Begeisterung für ihre Sache sprach, ging es der russischen Polizei über ihre ohnehin sehr schwache Verdauungskraft, und der nämliche Fürst, welcher in dem Rauch'schen Hause zu Heilbronn so begeistert auf sie gehorcht, ließ sie nun förmlich aus seiner Residenzstadt ausweisen. Wie ein gehetztes Wild umherirrend, ging sie im Juni 1824 mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, dem Staatsrath von Berkheim, auf die Halbinsel Krim. In ihren Grundsätzen nicht erschüttert, in ihren Bestrebungen nicht zurückgeschreckt, hoffte sie dort eine Kolonie nach ihrem Sinne gründen zu können und die für ihr Alter erwünschte Ruhe zu finden. Sie fand sie auch. Ihre Lebenskraft war versiegt, ihre körperlichen Kräfte

gebrochen, und am 13. Dezember 1824 starb sie in Karasubasar. Nicht lang nach ihr und nicht weit von ihr starb, in dem Städtchen Taganrog am Asow'schen Meere, ihr ehemaliger Freund Alexander auf einer Reise in den Süden seines Reiches (am 1. Dezember 1825). Er war in seinem Streben nicht glücklicher als die Verbannte. Täuschungen und nichts als Täuschungen waren sein Grablied.

Auf dem Rappenhof ging es indessen nicht viel besser. Pastor Lafontaine scheint in der Oekonomie mehr zur Rückschritts- als zur Fortschrittspartei gehört zu haben und wirthschaftete so, daß das Gut seiner Gönnerin schon 1817 in Gant kam und in profanere Hände überging. Seitdem wurden dort wenig Allianzgedanken gesponnen, und wenn je solche gehegt und ausgeführt wurden, so nahmen höchstens die Weinsberger Taufbücher davon Notiz, der europäischen Diplomatie machten sie wenig mehr zu schaffen.

Mein Feldzug im Jahre 1813.

Von

K. v. Suckow.

VI.

Schlacht bei Jüterbock.

Während der zwei oder drei Marschtage dort hin, bewegten wir uns stets in großer Nähe des Feindes; da aber bei kleinen Gefechten, welche zwischen der beiderseitigen Reiterei mehrmals vorkamen, ich als Infanterist mich nie betheiligen durfte, so war ich nur stummer Zeuge derselben; und selbst dieses nicht einmal immer, indem, wie begreiflich, unsere Reiterei die feindliche stets möglichst ferne von uns hielt, wodurch diese Scharmützel oftmals unserem Gesichtskreis ganz entzogen wurden. In der Nähe Jüterbocks angekommen, wurde bei der Aufstellung zu dem mehr als wahrscheinlich bevorstehenden Gefechte die Division auf das Dorf Dennewitz instradirt, jenes Dennewitz, in dessen Nähe es heute zum blutigen Kampfe zwischen Marschall Ney und dem preußischen General von Bülow kommen sollte und welches, wie bekannt, unglücklich für uns, siegreich für die Preußen endete. Bülow erhielt außer seiner Erhebung in den Grafenstand, später den Beinamen „Dennewitz". Denn nach diesem Dorfe nennen die Preußen bekanntlich die Schlacht, während die Franzosen sie die Schlacht bei Jüterbock heißen.

Bald darauf, als das Gefecht schon allgemein enfilirt war, wurden wir bis jenseits des Dorfes vorgeschoben, und hier von feindlicher Kavallerie, während ihrer Verfolgung der zurückgeschlagenen diesseitigen, so plötzlich überrascht, daß meinem Regimente kaum noch Zeit genug blieb das Viereck zu bilden. Dabei nun war ich Zeuge eines Auftrittes,

dessen nähere Umstände mir bis heute, nach einem halben Jahrhundert, ein Räthsel bleiben sollten.

Wir standen in gespannter Erwartung was nun mit uns werden sollte, vor dem Dorfe in geringer Entfernung von der Landstraße, welche hier ausmündete, als wir hinter uns im Orte Kanonengerassel hörten, woraus zu vermuthen war, daß weiteres Geschütz vorgeschoben werden sollte. Französisches Geschütz war es denn nun auch, das sich uns nahete, aber dasselbe hatte wenigstens für jetzt keineswegs die Bestimmung vorgeschoben zu werden, wurde vielmehr vorgestochen durch die Lanzen preußischer Ulanen. Zwei Kanonen waren es, die aus dem nahen Dorfe defilirend im gestrecktesten Laufe nahe an der linken Flanke unseres Vierecks, welche meine Kompagnie bildete, vorbei kamen, umgeben von etwa einem Dutzend preußischer Reiter, die mit ihren Lanzen auf Fuhrknechte und Trainpferde unbarmherzig stachen und schlugen, um solche zu möglichster Eile zu zwingen.

Als diese unglücklichen zwei Piecen wider ihren Willen, mit Hülfe des Feindes, gleichsam zu reitender Artillerie umgestaltet, im Schußbereich meiner Kompagnie angekommen waren, kommandirte ich „Fertig!“ um ihren Begleitern noch einen Abschiedsgruß auf den Weg zu geben, worauf mein Oberst von Kechler mir zurief: „Suckow, feuern Sie nicht, es sind ja Polen!“ — Kaum hatte ich, bevor die Erwähnten aus dem Bereich meiner Kugeln kamen, noch Zeit zu erwidern: „Nein, es sind Preußen!“ und hierauf eine Charge den Fliehenden nachzusenden, jedoch wegen der bereits zu weiten Entfernung von uns, nur mit wenigem Erfolge. Denn alles fuhr und ritt, wenigstens so viel wir das bemerken konnten, gesund und wohlbehalten weiter, mit Ausnahme des Pferdes eines der preußischen Ulanen, welches schwer verwundet sein mußte, denn vergebens wendete dessen Reiter alle ihm zu Gebote stehenden Strafmittel gegen dasselbe an, um es zum Anschluß an seine Kameraden zu bewegen; es blieb wie gebannt dort stehen wo es verwundet wurde.

Kaum bemerkten dies herumflankirende italienische chasseurs à cheval, als sich vier derselben die kühne Aufgabe stellten, diesem gleichsam wehrlosen Feind den Garaus zu machen, indem sie löwenmuthig auf ihn zusprengten. Bald war der arme Preuße von ihnen erreicht, und nun begann auf dessen Kopf und Rücken ein Säbelquartett, vorgetragen von den gedachten vier Helden, bis derselbe leblos zu Boden sank. Hierauf umgaben

sie ihn, wahrscheinlich berathend, ob sie die vermeintliche Leiche nicht noch todter machen sollten, wenigstens stach dann und wann einer derselben in aller Gemüthsruhe mit seinem Säbel vom Pferde hinab auf den Besiegten.

Dies alles sahen wir von unserem Quarré aus, in der Entfernung von etwa 200 Schritten, nicht ohne Theilnahme für den Mißhandelten mit an. Als unser Oberst von Kechler äußerte: „der arme Mensch! Vielleicht lebt er noch und man könnte ihn retten!" erbot ich mich, im schnellsten Laufe, der benachbarten feindlichen Reiter wegen, mich der Unglücksstätte zu nahen und den Zustand des Gefallenen zu erforschen.

Nur mit großem Widerstreben und auf Bitten meiner Kameraden, welche meine Raschheit aus Erfahrung kannten, erfüllte der Oberst meinen Wunsch, jedoch immer noch fürchtend, ich könnte bei diesem Akte der Menschenliebe durch herumstreifende Kosacken unterbrochen werden. Bald und ungefährdet jedoch erreichte ich den todt Vermeinten, der unbeweglich daliegend, am Kopfe, im Nacken und auf dem Rücken aus unzähligen Wunden blutete. Ich rüttelte ihn und rief ihn an: „Heh! lebst du noch?" — Damals war es nämlich noch nicht gebräuchlich die gemeinen Soldaten Sie anzureden, das trauliche Du reichte vollkommen dazu aus.

Er richtete matt sein krankes Haupt gegen mich empor und antwortete im ächt pommerschen, mir wohlverständlichen Plattdeutsch: „Ha, watt schall ick nich leben!" — „Warum hast du denn nicht Pardon gerufen?" — „Ha, ick hew jo ropen, se hebben mir awer nich verstahn." — Mit meiner Hülfe gelang es dem von dem großen Blutverlust geschwächten Burschen sich aufzurichten und in unser Viereck, wo man uns mit Spannung erwartete, zu gelangen. Unterwegs erzählte er mir, er sei der Sohn eines Bierbrauers in Küstrin und erst vor wenigen Monaten ausgehoben worden. — Beim Regiment wurde sein massakrirter Oberkörper gänzlich entkleidet — halb nackend war er ja schon, Dank den vier italienischen Helden, welche ihm unzählige Fetzen von der Montirung herunter gesäbelt hatten — und durch unseren Regimentsarzt mit Hülfe von etwa einem Quadratschuh Heftpflaster bepflastert und einstweilen als Gefangener in unserem Quarré behalten.

Die nachfolgenden Erlebnisse dieses Tages waren übrigens nicht dazu geeignet, mich um das weitere Loos eines, vielleicht durch mich geretteten, Feindes bekümmern zu können, und spurlos blieb er demnach mehrere

Dezennien lang für mich verloren. Erst lange nachher sollte ich durch einen eigenen Zufall wieder an jene Scene vom 6. September 1813 erinnert werden, worüber das Nähere hier Platz finden möge, um Zeugniß zu geben, wie wunderlich oft das Schicksal die Menschen wieder zusammen würfelt.

Vor etwa fünfzehn Jahren besuchte mein noch lebender Kamerad, Major von Seemann, der im Feldzuge 1813 mit mir im selben Regiment diente, am 6. September das Schlachtfeld von Jüterbock, um sich auf jenen Punkten, wo unser Regiment damals agirte, seiner Sterblichkeit zu erinnern. Am Bahnhofe in Jüterbock sah er sich nach einem Führer zu seiner Exkursion um und fand solchen bald in der Person eines dort beschäftigten Arbeiters, der ihm um so mehr gefiel, da er ein alter Soldat war und mit dem Terrain des nahen Schlachtfeldes sich sehr vertraut zeigte. So zogen denn zwei alte Krieger friedlich jener Stätte zu, wo sie sich einst so blutig bekämpften. Im Laufe des Gespräches kam denn auch auf mich und die etwa zwölf gedachten Ulanen die Rede, worauf der alte Führer nicht nur bei jener Expedition anwesend gewesen zu sein versicherte, sondern sogar sich selbst als den von mir geretteten Blessirten präsentiren wollte. Durchaus unwahr konnten seine desfallsigen Angaben wohl nicht genannt werden, denn Seemann versichert heute noch, daß dieser Mann ihm über jenen Moment solche Einzelheiten mitgetheilt habe, wie sie nur einer der dabei betheiligt Gewesenen habe wissen können. Weniger Glauben möchte dessen Angabe, er sei der von mir Gerettete, verdienen. Denn es wäre doch ein gar zu seltsames Zusammentreffen gewesen, wenn von den Ulanen vom Jahre 1813 gerade jener Mann, der sich nach vierzig Jahren meinem Bekannten präsentirte, derselbe gewesen sein sollte, der mir nach seiner Angabe die bisherige Fortdauer seiner irdischen Existenz verdankte.

Doch ich kehre nun selbst zurück auf dieses Schlachtfeld vom 6. September 1813, wo ich noch stark und nichts weniger als wünschenswerth in Anspruch genommen werden sollte. — Kurze Zeit nach dem von mir eben erwähnten, mit Glück geübten Humanitätsakt wurden wir nach unserer linken Flanke à cheval gegen eine Landstraße vorgeschoben, die von beiden Flanken in einiger Entfernung durch ein kleines Wäldchen begrenzt war. Für die drei Bataillone, welche den Wald rechts vertheidigten, sollten wir theils zum Soutien, theils zu ihrer Verbindung mit dem

Gros der Division dienen. Das kleinere Gehölz links war von Neapolitanern der zu unserem Armeecorps zählenden Division besetzt.

Diese Jünglinge des Südens, getreu ihrem Wahlspruch — wenigstens in diesem Feldzuge — „da, wo es knallt, ist für uns kein bleibend Quartier!" und auch wohl ebenso, wie wir, von feindlicher Reiterei bedroht, welche sich nun vor uns zeigte, von deren Artillerie mit allem möglichen Geschoß bedient und endlich im Wäldchen wohl auch von Infanterie gedrängt, zogen es nach dem alten Sprichwort „der Gescheuteste gibt nach!" vor, ihren Forst möglichst schnell zu räumen. Bald zeigten sich denn die Vorboten dieses auch für uns gefährlichen Beginnens, repräsentirt durch zahlreiche welsche Jugend, welche händeringend mit ihrem bei derlei Gelegenheiten stereotypen Ruf: „O, dio mio!" über die diesseitige Lisiere ihres Waldes zurückliefen, und sonach uns mit ihrem unwillkommenen Besuche bedrohten.

Die Lage wurde von Minute zu Minute immer kritischer; namentlich genirte uns die feindliche Artillerie bedeutend, indem sie uns fort und fort ihre höchst unwillkommenen Grüße aller Art und von dem mannigfachsten Kaliber zugehen ließ. Um dieses famose Feuer zum Schweigen zu bringen, befahl unser Corpskommandant, Graf Bertrand, vier Pièçen unserer Artillerie schnell vorzurücken — die Geschichte sagt: er führte sie selbst im Galopp vor — was ich aber nicht gesehen habe. Aber auch dieses Soutien half gar nichts, denn die feindliche Artillerie war immer noch der unsrigen an Geschütz überlegen und so vortheilhaft auf einer sanften Anhöhe postirt, daß sie in jeder Beziehung die unsrige dominirte. Ja, die unglücklichen vier Piecen konnten gar nicht einmal zur Sprache kommen, indem sie auf dem Wege zu ihrem projektirten Aufstellungspunkt von feindlichem Geschütz aller Art dermaßen mißhandelt wurden, daß sie in einigen Minuten nicht nur viele Pferde verloren, sondern auch eine Kanone zurücklassen mußten, an welcher ein Rad zerschmettert war.

Und nun, wie erwähnt: diese preußische Kavallerie, welche in so bedrohlicher Nähe uns gegenüber stand! Ulanen waren es mit ihren schwarzweißen Fähnchen an den Lanzen, schmucke Bursche, die ich als alter Preuße gern näher hätte betrachten mögen, jedoch womöglich unter etwas friedlicheren Verhältnissen. Denn so, wie sie jetzt vor uns standen, verzichtete ich sehr gern auf das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft. Es war ein furchtbares Durcheinander, nichts als Kanoniren, Kommandiren, Avan-

ciren und Retiriren rings umher, und dieses alles auf einen so kleinen Raum beschränkt, in und zwischen den mehrgedachten zwei Wäldchen.

Wir zogen uns nun etwas zurück und formirten oder vielmehr wollten Quarré formiren, denn diese unglückliche Formation kam leider nur sehr ungenügend zu Stande, und auch ihr konnte ich nicht mehr anwohnen. Denn in dem Augenblick, als ich meine Kompagnie vorführte, um sie auf ihren Platz einzureihen, fühlte ich einen empfindlichen Schmerz am rechten Plattfuß; ich schaute hinab und siehe da: der Stiefel war zerrissen und mein Blut rieselte aus demselben auf das Stoppelfeld. Eine Flintenkugel hatte meinen Fuß fast ganz durchdrungen und saß wahrscheinlich noch darin. Wenigstens fühlte ich eine Schwere an ihm, als ob ein Centnergewicht daran hänge. Wie diese Kugel es übrigens angefangen hatte, mich auf solche Weise zu verwunden — fast unter dem Fuß eingedrungen und auf der oberen Fläche steckend — ist nur dadurch zu erklären, daß es ein Ricochetteschuß war, der mich in dem Augenblick traf, als ich den Fuß gehoben hatte. Eine fatale Expedition, sich auf diesen Stoppeln vorwärts zu helfen, indem die letzteren bei jedem Schritte die bloße Wunde berührten und dadurch die empfindlichsten Schmerzen verursachten. Und wo nun in diesem Demelee schnell einen Führer finden? Doch „wo die Noth am höchsten, da die Hülfe am nächsten.“

Kaum war ich mit meinen nunmehr sehr mangelhaften Transportmitteln etwa hundert Schritte gegen den Verbandplatz zurückgehinkt, als sich mir wie ein deus ex machina mein Kompagnie-Fourier, Kompagnie-Schreiber Gustav Kieberle, der heute noch als Besitzer einer Rasenbleiche in Ulm lebt, präsentirte und mir die thätigste Hülfe leistete. Jene Klasse von Unteroffizieren zählte damals noch zu den Noncombattanten und zog sich demnach bei Beginn eines Gefechtes vorschriftsmäßig auf Nummer Sicher zurück. Ich weiß nicht, hatte Kieberle meine Verwundung bereits erfahren, oder war es ein glücklicher Zufall, dem ich diese treue Hülfe verdankte. Herzlichsten Dank ihm heute noch dafür, wenn er, wie ich doch wohl hoffen darf, diese Zeilen in seinem nahen Ulm lesen wird.

So bugsirte er mich nun, allerdings nicht im Geschwindschritt, auf den Verbandplatz, wo ein großes Publikum bereits versammelt war, das sich von Minute zu Minute durch weitere Verwundete vergrößerte und welchem ein halbes Dutzend von Aerzten die aufmerksamste Thätigkeit durch Verbinden und hie und da auch Amputiren widmeten. Auch mich

nahm so ein Jünger des Aesculap sogleich in die Arbeit, indem er zuerst nach meiner wahrscheinlich noch festsitzenden Gewehrkugel fahndete, und nachdem er solche bald gefunden, durch einen Einschnitt und hierauf einen starken Druck mit der Hand dieselbe beseitigte, so etwa, wie man mit Leichtigkeit den Kern aus einer Pflaume zu drücken pflegt. Hatte er aber auch diese fatale Kugel mit Leichtigkeit beseitigt, so schüttelte er dessen ungeachtet bei näherer Besichtigung meiner Wunde bedeutungsvoll den Kopf und äußerte mit aller Seelenruhe: „lieber Freund," — er war ein guter Kamerad von mir — „du dauerst mich. Du mußt amputirt werden!"

Mein Doctor war nun aber bei allen seinen sonstigen socialen guten Eigenschaften nicht gerade als ein Virtuose im Amputiren beim Corps bekannt, und deshalb erwiderte ich ihm lächelnd — warum sollte ich nicht, ich hatte ja fast gar keine Schmerzen mehr: „Schon recht, nur nicht durch dich. Lasse mich lieber einen Zug aus deiner umgehängten Rumflasche thun!" — was denn auch bereitwilligst mir gewährt wurde. — Nun drängte aber die Gefahr, diesen exponirten Verbandplatz alsbald zu räumen, denn eine Hiobspost, wie es da vorne zugehe, jagte die andere.

Bis hieher reicht das Manuscript, an dem der Verfasser noch bis in die letzten Monate des vergangenen Jahrs mit Lust und bewunderungswürdiger Frische fortarbeitete. Ein unglücklicher Fall brachte ihn auf's Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 7. Januar dieses Jahrs endete sein Leben plötzlich. Sei dem alten Soldaten die Erde leicht.

Zur Lecture.

Allerlei.

Sulpiz-Boisserée. 2 Bände. Stuttgart. Cotta. 1862.

Unsere Zeit ist eine sehr rasche. Sie nützt jeden, der sich auf die eine oder andere Weise über die Menge erhebt, so schnell und gründlich ab, daß selten oder nie jemand eine Stelle unter den Mitlebenden zu erreichen vermag, wie wir sie im ersten Drittel unseres Jahrhunderts noch von Manchen nicht allein erlangt, sondern auch auf eine lange Reihe von Jahren hinaus behauptet sehen. Heutigen Tags taucht man nur auf, um in der nächsten Stunde schon von einem Anderen überragt und zurückgedrängt zu werden. Aber unsere Zeit ist auch eine gewaltsame und unwiderstehliche. Sie läßt uns nicht in der Gegenwart rasten, nicht auf die Zukunft hoffen, nicht der Vergangenheit und ihrer Größen gedenken. Es sind überall nur Einzelne, welche von diesen Letzteren noch etwas wissen und wissen wollen.

Trotzdem hoffen wir, es nicht nöthig zu haben, unseren Lesern von dem Leben und Streben des Mannes, aus dessen Hausarchiv die vorliegenden zwei Bände zusammengestellt sind, Näheres zu berichten. Sulpiz Boisserée ist zwar keiner jener Sterne erster Größe, welche in den ersten Jahrzehenden des Jahrhunderts weit über Deutschlands Grenzen glanzvoll strahlten, und deren letzten und glänzendsten wir in Alexander Humboldt erst vor wenig Jahren entschwinden sahen. Aber er hat im Verein mit seinem Bruder und einem Freunde jene Sammlung altdeutscher Gemälde zusammengebracht, welche die vollständigste, schönste und lehrreichste von allen, endlich von König Ludwig von Baiern erworben wurde; durch dieselbe und mit derselben hat er das Dunkel, welches auf der Geschichte edr älteren deutschen Malerei lag, gelichtet, ja diese Geschichte im Grunde

überhaupt erst geschaffen. Er hat durch sein großes Prachtwerk über den Kölner Dom die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf dies grandioseste und schönste aller Bauwerke hingelenkt, und endlich mit nimmer ermüdender Liebe in Deutschland Hoch und Gering für die Weiterführung des Bau's zu enthusiasmiren gewußt. Und neben dem allen war er ein Mann, der nicht nur durch sein Streben fast mit allen hervorragenden Männern seiner Zeit in Verbindung kam, sondern auch durch seine persönlichen Eigenschaften ihnen verbunden und ebenbürtig nahe gestellt blieb. Das ist eine Stellung, wie sie niemals Vielen zu Theil wird und nicht ehrenvoller zu denken ist.

Von dieser Stellung Boisserée's zu den Ersten seiner Zeit legen die vorliegenden zwei Bände Zeugniß ab. Außer seiner Biographie, welche Sulpiz selbst abfaßte und bis zum Jahre 1808 vollendete, und außer wenigen Tagebuchstücken, bringen sie uns eine Sammlung Briefe von ihm und an ihn, wie wir trotz der zahllosen Veröffentlichungen dieser Art, nicht viele von gleichem Werth und Reichthum besitzen dürften. Der erste starke Theil enthält die Briefe Verschiedener. Es sind wenige von Deutschlands berühmten Menschen, welche hier nicht, sei es in einzelnen, sei es in ganzen Reihen von Briefen vor uns aufleben. Der zweite, schwächere Band enthält ausschließlich den Briefwechsel mit Goethe. Was aber das Beste ist und nicht nur für die Schreibenden und ihren Verkehr unter einander, sondern auch für die Redaktion der Briefe spricht — man wird in diesen neunzig und mehr Druckbogen kaum einen einzigen unbedeutenden Brief finden. Von all den Papierkorb-Fetzen und Abfällen, welche uns andere Briefsammlungen neuerdings oft als etwas nie Dagewesenes und Unerreichtes aufdringen, ist hier keine Rede. Wo die Briefe Persönliches enthalten, kann man darauf rechnen, daß dasselbe auch in Bezug auf den Schreiber, Empfänger oder einen besprochenen Dritten für uns von wirklichem Werth ist. So erhalten wir unter anderen zur Kenntniß und Beurtheilung Goethe's, des Dichters, des Naturforschers, des Kunstkenners, des Menschen ganz unschätzbare Beiträge und Aufschlüsse. Und selbst Briefe, wie die fast überall uns anwidernden von Friedrich Schlegel, sowie die gleichfalls nicht grade angenehmen von der Gattin desselben sind für uns, wenn wir diese Menschen und ihre Art kennen lernen und würdigen wollen, vom größten Werth.

Wir danken den Herausgebern so gut wie der Verlagshandlung aufs

wärmste für diese Sammlung, die entschieden eine der inhaltreichsten, würdigsten und werthvollsten ist, welche wir auf diesem Felde überhaupt besitzen.

Arthur Stahl, Ein Prinz von Gottes Gnaden. Leipzig. Costenoble. 1863.

Romantische Bilder aus dem Leben eines jungen Prinzen, der mit den Seinen vom aufstehenden Volke aus dem Reiche vertrieben, sich in dies Geschick gefügt hat, dasselbe sogar als ein durch die „Sünden der Väter" herbeigerufenes ansieht und endlich damit endet, Präsident der in seinem Vaterlande gegründeten Republik zu werden. In Briefen an einen Freund entwickelt sich sein Leben von unseren Augen. Eine längere Episode bildet eine Art Tagebuch „Aus dem Leben einer Künstlerin." Wir müssen das Buch zwar ein sehr gewagtes heißen, weil die Grund- und Hauptzüge desselben, wenn auch einmal etwas Aehnliches vorgekommen, sehr unwahrscheinlich bleiben; trotzdem können wir ihm aber unsere Anerkennung nicht versagen. Denn wie es einmal da ist, zeigt es sich nicht nur vortrefflich geschrieben, sondern auch voll Blut und Leben, voll Frische und Poesie. Besonders in dem Tagebuch oder den „Memoiren" der Künstlerin finden sich große, ergreifende Schönheiten, und das Liebesverhältniß zu Carmen ist auf eine Weise behandelt, die sich nicht anmuthiger und reizender denken läßt.

Zum Schluß der Besprechungen dieses Quartals kommen wir noch zu einigen Gedichtsammlungen, obgleich es bisher unser Grundsatz war, dergleichen, ganz besondere Arbeiten abgerechnet, stets von uns abzuwehren. Aber wir vermögen das nicht mehr. Wir wissen nicht, gibt es gegenwärtig mehr „Dichter" in unserem lieben Vaterlande als je, oder werden nur wir häufiger als je mit der Beurtheilung ihrer Schöpfungen betraut? Ist die deutsche Menschheit ganz und gar poetischer geworden oder suchen nur immer Mehrere, „angeekelt von dem Materialismus der Gegenwart", nach dem fast verschollenen „Reich der Ideale und Träume"? — Wer weiß! — Wie dem allen aber auch sei, wir bekennen demüthig: niemand wider Gott und die Poeten! — Und somit werden sich auch die Kritiker der Hausblätter dem allgemeinen Drängen fügen und „Gedichte" besprechen.

Nur das Eine müssen wir allen Besprechungen ein für allemal vor-

ausschicken: nach unserer festen Ueberzeugung hat es niemals eine Zeit gegeben, welche der Poesie im Allgemeinen und der Lyrik im Besonderen ungünstiger gewesen als die unsere. Es ist uns unter allen neusten Dichtern kaum einer bekannt geworden, dem wir ein wahrhaft bedeutendes, alles und alle besiegendes Talent zugestehen könnten, von dem man mehr als einzelne gute Gedichte kennen lernt. Grade diese, gern anerkannten, einzelnen guten Gedichte in einem meist starken Bande sprechen einerseits für unsere Behauptung und beweisen andrerseits die kaum glaubliche Nonchalance oder Selbsttäuschung bei Herausgabe derartiger Sammlungen. Vom Sichten ist da fast noch weniger die Rede als vom Feilen, und das Gute erstickt unter der wuchernden Menge des Unbedeutenden oder gar Schlechten.

Karl Gärtner, Gedichte. Breslau. Leuckart. 1862.

Selbst in dieser, sonst wirklich ansprechenden Sammlung treten uns die Belege für unsere Anführung zahlreicher entgegen, als uns lieb. Der Verfasser zeigt ein hübsches, frisches Talent, er gibt uns wirkliche Poesie, es sind zahlreiche Gedichte da, welche klangvoll und melodiös in Ohr und Herz tönen. Dennoch aber stößt man auch hier mehrfach bald auf ganze Gedichte, bald auf einzelne Verse, die im Ausdruck verfehlt sind, aus dem hohen Fluge unglaublich jäh herabstürzen. Wir finden Bilder, Gefühle und Stimmungen, die wir von anderen Dichtern längst in einer Weise ausgesprochen finden, welche eigentlich jede Erneuerung oder Wiederholung ausschließen sollte. Hin und wider opfert der Dichter leider auch den Göttinnen Schwermuth und Sentimentalität, was ihm denn gar nicht geräth. Wo er heiter und frischweg sich gehen läßt, weiß er uns fast immer Hübsches und Anmuthiges zu bieten.

B. Endrulat, Geschichten und Gestalten. Hamburg. Nestler und Melle. 1863.

Auch in diesem Buch finden wir neben manchem überraschend schönen Gedicht leider überaus unbedeutende und unfertige Dichtungen. So finden sich unter den erzählenden oder balladenartigen Stücken mehrere, die ersichtlich nur einer strengen Feile bedurft hätten, um sich dem Besten an die Seite stellen zu dürfen, was wir auf diesem Felde haben. Auch in der Lyrik und dem „Tagebuch in Versen“ findet sich häufig Treffliches

und Schwaches hart neben einander. Am wenigsten hat uns der „Weltschmerz" erfreut. Wir haben gar nicht geglaubt, daß der alte wehleidige Gesell noch immer hie und da spuken ginge.

A. G. v. Thünen, Lose Blätter. 2. Aufl. Leipzig. Rein'sche Buchhandlung. 1863.

Das Büchlein bringt uns in einige Verlegenheit. Denn da wir diese „Dichtungen" von der Verlagshandlung zugesendet erhielten, können wir bei derselben doch nicht wohl den Glauben voraussetzen, daß wir diese Blätter nicht lesen würden. So bleibt uns nur übrig anzunehmen, daß der Verleger selbst sie nicht gelesen hat. Denn Verse wie:

„Jetzt hofft man auf Beff'rung und denkt an den Himmel —
Die Mutter ruft, o!
Die Schwester ruft, o!
Wie riecht sein Gebrechsel nach Kümmel."

siehe pag. 153 und unzählige andere, ähnliche und andere „Menschlichkeiten" präsentirende, entziehen sich absolut unserer Kritik. Sie bleiben besonderen Liebhabern überlassen.